



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

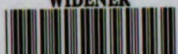
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

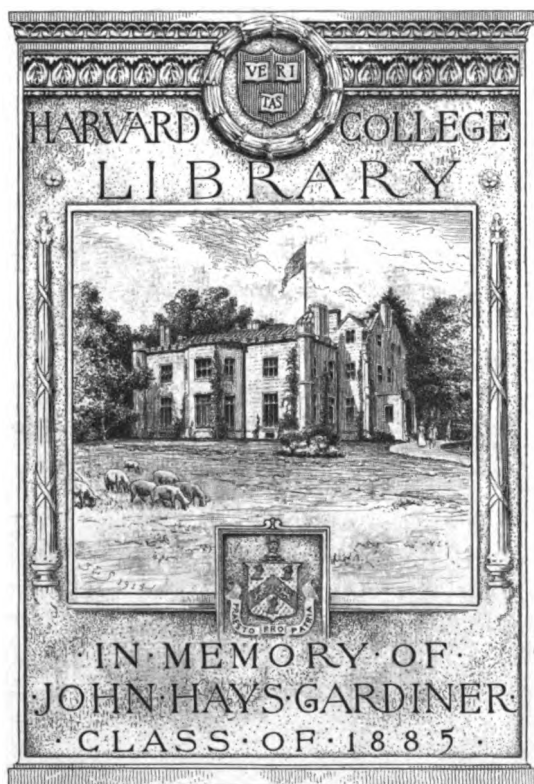
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

WIDENER



HN GPH4 G



Erinnerungen
aus dem
italienischen Feldzuge von 1860.

Von
Wilhelm Büstow,
Oberst-Brigadier der italienischen Säbarmee.

Erster Theil.



2/152

Leipzig:
F. A. Brodhause.
—
1861.

Ital 642-775.20
~~Ital 588.10.11~~



Gardiner fund
(2 vol. in 1)

V o r w o r t.

Den Anstoß zum Niederschreiben dieser „Erinnerungen“ gaben mir die Wünsche zahlreicher Freunde, auch solcher, welche mich mündlich erzählen hören konnten. Ich glaube aber, daß ein Interesse an meiner Person nicht nothwendig ist, um ein Interesse an dem Inhalt des Buches zu erwecken.

Die allgemeine Kriegsgeschichte kann in das innere Getriebe eines Heeres keinen genauen, umfassenden Blick thun lassen, aber wol können es Memoiren. Ganz Europa folgte mit Spannung den Thaten der italienischen Südmarmee von 1860; aber es lernte die Armee niemals genau kennen, weder in ihren Schwächen noch in ihren Tugenden; nicht blos die Mangelhaftigkeit der Nachrichten, sondern auch deren böswillige Verdrehung trug die Schuld daran.

Hier tritt nun der Leser mitten in diese Armee hinein, keine Phase ihres Lebens von ihrem Entstehen bis zu ihrer Auflösung wird ihm entgehen, um so weniger, da der Erzähler mitten in dem Organismus stand, das Glück hatte in wichtigen noch heute nachwirkenden Momenten an der Gestaltung der Dinge theilhaftig zu sein, und da ihm seine Stellung erlaubte, ja ihm zur Pflicht machte, über den engern Kreis der militärischen Vorgänge hinaus das Treiben der politischen Parteien Italiens zu erkennen.

Daß ich mich streng an die Wahrheit halte, daran wird niemand zweifeln, der mich kennt, und auch die mich nicht kennen, werden bald herausfinden, daß hier nichts künstlich aufgezinkt ist.

Zum Theil sind die „Erinnerungen“ schon in den Beilagen zur „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ erschienen. Hier erhält sie nun der Leser, der etwa schon durch jene bruchstückweise Veröffentlichung darauf aufmerksam geworden ist, vollständig. Mögen sie dazu beitragen, in Deutschland richtige Begriffe von der Lage Italiens, von der Berechtigung der Ansichten der italienischen Actionspartei und von der nahe liegenden Möglichkeit für Deutschland, mit dieser Partei einen Weg gegen einen gemeinsamen Feind zu gehen, zu verbreiten.

Zürich, 29. August 1861.

Wilhelm Rüfow.

Inhalt.

	Seite
I. Reise nach Genua. Erste Begegnungen.....	1
II. Der Plan für die römische Expedition.....	16
III. Die Frage des Oberbefehls über die römische Expedition...	47
IV. Schwierigkeiten und Intriguen gegen die Expedition. Die letzte Zeit bis zum Abgange von Genua	55
V. Die Fahrt nach Terranova.....	75
VI. Ueber Cagliari und Palermo nach Milazzo	88
VII. In Milazzo	105
VIII. Marsch von Milazzo nach Torre di Faro	134
IX. Von Torre di Faro nach dem Pizzo	143
X. Vom Pizzo nach Paola. Aufenthalt in Paola	156
XI. Von Paola nach Sapri. Aufenthalt zu Sapri	168
XII. Marsch von Sapri nach Eboli	180
XIII. Von Eboli nach Neapel.....	207
XIV. Die Expedition von Ariano	222
XV. Die ersten Tage in Caserta	245
XVI. Das Gefecht von Capua	266

I.

Reise nach Genua. Erste Begegnungen.

Im Mai 1860, als schon Garibaldi seinen kühnen Zug nach Sicilien unternommen hatte, wohnte ich in der Gemeinde Riesbach bei Zürich, wo ich seit mehreren Jahren meinen regelmäßigen Aufenthalt hatte. Meine Hauptbeschäftigung und zugleich mein Haupterwerbszweig war die militärische Schriftstellerei. Vom Ertrage derselben lebte ich wenn auch keineswegs glänzend, doch auskömmlich. An Sorgen und einzelner Unglück fehlte es in meiner kleinen Familie so wenig als in andern; doch das herzliche Verhältniß zu einem lebenswürdigen und verständigen Weibe, welches in Ruhe und Liebe Glück und Unglück gern mit mir theilte, die Liebe eines sich herrlich entwickelnden Töchterleins von vier Jahren, des einzigen, welches uns bis dahin der Himmel am Leben erhalten, verschönten mir im ganzen das Leben dergestalt, daß ich mich, wenn ich nicht unbescheiden sein wollte, um so mehr glücklich preisen konnte, als auch meine militärischen Schriften allmählich immer größere Anerkennung in immer weitem Kreisen fanden. Daß einem Manne, welcher von früher Jugend an Soldat gewesen war, das Leben in der Schreibstube nicht völlige, nicht dauernde Befriedigung gewähren könne, läßt sich leicht begreifen. Allerdings meinte gar mancher, daß ich ganz und gar zum Schriftsteller gemacht sei, weil

ich eben in diesem Fache etwas Tüchtiges geleistet hätte. Ich mußte das anders und besser; ich wußte, daß der beste Theil meiner schriftstellerischen Leistungen sein Dasein eben meiner angeborenen Richtung auf das Praktische verdanke. Aber seit mehreren Jahren hatte ich mich von jedem hastigen Bemühen, meine Thätigkeit zu ändern, frei gemacht und bewahrte mich ohne große Anstrengung vor dem Greifen nach dem ersten besten, was sich darbot. Dies geschah nicht blos im Hinblick auf die kleine Familie, die ich gegründet und zu erhalten die Pflicht hatte. Ebenso sehr wirkte der Freiheitsfinn und die Betrachtung, daß ich mit welcher andern Thätigkeit immer eine viel größere Beschränkung meiner persönlichen Freiheit in den Kauf nehmen müsse, als in der gegenwärtigen schriftstellerischen, und die Bewahrung der theuern persönlichen Freiheit schien mir eines Opfers wol werth. Die mancherlei wahrhaft providentiellen Schickungen, die im Laufe der Zeit über mich gekommen, wunderbare Rettungen aus Gefahren, unbegreiflicher Gang der Dinge, die mir bisweilen als unglückliche erschienen und bei näherer Betrachtung und weiterer Entwicklung sich als unbestreitbar glückliche bewiesen: dies hatte in mir die Hoffnung und den Glauben immermehr befestigt, daß, wenn der rechte Augenblick gekommen sei, die Sache mich und ich die Sache zu finden wissen werde. So konnte ich, Gott sei Dank, trotz der Annäherung an das Schwabenalter körperlich und geistig immer noch frischer und kräftiger als heute die meisten Zwanziger, mit Seelenruhe, aber ohne fatalistische Stumpfheit ausharren.

Gegen Ende des Mai besuchte mich eine mir und meiner Familie befreundete Dame und stellte an mich die Frage, ob ich nicht geneigt sei, nach Italien zu gehen, wo man bei den voraussichtlich immer größern Dimensionen, welche der Kampf annehmen müsse, bei der immermehr hervortretenden Nothwendigkeit, sich nach tüchtigen, wirklich militärisch gebildeten Kräften umzusehen, meine Unterstützung wünsche.

Meine erste Regung war, darauf mit Nein zu antworten und

zwar lediglich aus Rücksicht auf meine Familie. Ich hielt es anfangs nicht für gerechtfertigt, mich in einen Kampf zu begeben, bei dessen Verhältnissen mir, im Falle ich bliebe, mochte alles so glücklich gehen als es wollte, die Zukunft meines Weibes und meiner Kinder nicht gesichert schien.

Indessen ließen diejenigen, welche meine Anwesenheit in Italien wünschten, nicht so leicht los. Ich mußte meine Bedingungen stellen. Ich war, da ich es für unangemessen hielt, einer Sache, für welche ich das größte Interesse empfand, um des Erwerbs willen zu dienen, sehr bald darüber mit mir einig, daß diese Bedingungen so niedrig als möglich gestellt würden. Ich verlangte daher nur für die Zeit meiner Abwesenheit von Hause eine kleine Pension für meine Familie, die eben hinreichen konnte, den Hausstand in den bescheidensten Verhältnissen aufrecht zu erhalten, ferner die Zusicherung einer andern kleinen Summe für den Fall, daß ich in Italien den Tod fände, einer Summe, die genügen würde, die ersten Bedürfnisse meiner Familie zu decken, bis von meinen Verwandten und denen meiner Frau irgendwelche Anstalten getroffen werden könnten, auf welche ich fest baute, weil ich in gleichem Fall für andere ebenso gehandelt haben würde, als ich es hier für mich voraussetzte. Für mich selbst aber verlangte ich nichts als eine Stellung, in der ich wahrhaft nützlich werden könnte, und das Nothwendigste, um den Dienst dieser Stellung wirklich thun zu können, ohne irgendeine Summe zu fixiren.

Darauf erhielt ich denn umgehend die Zusicherung, daß auf alle meine Bedingungen werde eingegangen werden, und zugleich ward mir der Wunsch ausgesprochen, daß ich wenigstens sobald als thunlich nach Genua kommen möge, um mir die Dinge in der Nähe anzusehen; gefielen sie mir dann nicht, so könne ich ja immer noch wieder heimkehren. Die Sache war so ausgedrückt, daß ich annehmen durfte, eine neue Expedition für Sicilien oder anderswohin sei bereits marschfertig und es komme nur noch darauf an, dieselbe in ihren letzten Punkten zu organisiren.

Unter solchen Umständen hatte ich keinen Grund mehr, abzuwarten und zu zögern. Ich entschloß mich sofort zur Abreise.

Ich habe schon bemerkt, daß mich im Anfang lediglich die Rücksicht auf meine Familie davon abgehalten, sofort einzuschlagen. Von anderer Seite sind für diese Zögerung politische Gründe vorgelegt worden. Sie existirten nicht.

Rüstkow, so hat man gesprochen, sieht in seiner „Geschichte des italienischen Kriegs von 1859“ in dem Beginn desselben die Absicht einer Vereinigung der Romanen gegen die Germanen, um diese von den Ufern des Mittelländischen Meeres zu verdrängen und aus dem Mittelländischen Meere einen romanischen See zu machen. Er findet eine Vereinigung sämmtlicher Germanen: Oesterreichs, Preußens, Deutschlands, Englands, um solchem Beginnen entgegenzutreten, natürlich und zweckmäßig, ja nothwendig, und nun geht er selbst nach Italien, um an der Seite der Italiener zu kämpfen. Welcher Widerspruch!

Der Widerspruch existirt eben nur für diejenigen, welche mich und die Sache nie verstanden haben.

Die Gefahr für die Germanen bestand lediglich, solange Napoleon durchaus Hand in Hand mit Italien ging oder dieses zu seinem unbedingten Vasallen machte. Aber die Annexion Savoyens und Nizzas an Frankreich trennte das Bündniß innerlich, und die Unternehmung Garibaldi's war ein feierlicher Protest Italiens gegen die Abhängigkeit von Frankreich.

Außerdem konnte ich nach dem Kriege von 1859 nicht mehr daran glauben, daß das Deutschland von heute sich jemals zu einem Kampfe für die Ehre der Nation vereinigen werde, höchstens zu einem Kampfe für die Reaction. Wer vor dem Kriege von 1859 gern noch jenes gehofft hatte, nach dem Kriege von 1859 durfte er es nicht mehr.

Es handelte sich also im Mai in Italien nur noch um einen Kampf für die Freiheit und Einheit, um diejenige Freiheit und Einheit, welche ich allen Völkern, in erster Reihe allen gebildeten

Völkern wünsche, zu denen ich wieder neben den Deutschen die Italiener zuerst rechne. Es handelte sich für Deutschland nicht mehr darum, ein festes Zusammenstehen zu empfehlen, welche Empfehlung doch bei dem jetzigen Deutschland ewig unfruchtbar bleiben muß, es handelte sich nicht darum, die Robomontaden der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ und finsterner klerikaler und aristokratischer Eliquen auch von seiten vernünftiger Leute zu unterstützen. Die vernünftigen Leute konnten nur noch den Wunsch haben, daß an die Stelle des Geschwäzes von dem Festungsviereck, welches nachgerade lange genug gedauert, erst einmal die Vernunft eines Volksvierecks trete. Ein vernünftiger Mann, dem Freiheit und Kraft der Völker immer das Grundprincip seines Lebens gewesen ist, wenn er die Aussicht hatte, zum Siege der Freiheit und Einheit Italiens etwas beizutragen, konnte nichts Besseres wünschen, als diese Aussicht zu realisiren, soweit es in seinen Kräften stände; ein vernünftiger Deutscher, der in Deutschland den Boden lange noch nicht geebnet sah, konnte nichts Besseres wünschen, als daß in Italien diese Freiheit und Einheit triumphire, welche er für Deutschland wünscht.

Ich bin heute, wie 1859, wie 1860, der Feind der Romanendespotie Napoleon's III., der Feind der Verpiemontesetzung Italiens; ich bin heute nicht mehr als 1859 der Freund der Freiheit und Einheit des italienischen Volks, — das war ich immer. Die Aufklärung scheint mir deutlich und genügend. Ich habe weder mit den Bonapartisten noch mit den Cavouristen conspirirt, aber wohl mit den Mazzinisten, mit Garibaldi. Diese Blätter, welche wahrheitsgetreu erzählen sollen, in welcher Weise ich in Italien gewirkt, werden noch viele Beweise dafür bringen, wie sehr ich immer mir gleich, immer consequent geblieben bin. Doch zurück zur Erzählung von Thatfachen.

Wenn man ein Hauswesen verläßt, wie klein es auch sei, so hat man immer noch zu ordnen, zu schaffen, insbesondere dann, wenn die Möglichkeit vorhanden ist, daß man nicht zurückkehre.

Ich hatte überdies eben meine „Geschichte des ungarischen Kriegs von 1848 und 1849“ vollendet und deren Druck war kaum seit einiger Zeit begonnen. Die dazu gehörigen Karten waren erst im allgemeinen bestimmt; sie mußten mit Rücksicht auf die Anlage des Werks bearbeitet werden. Außerdem blieb unter allen Umständen die Correctur des Werks übrig. Ich selbst konnte alle diese Dinge unmöglich ausführen und am allerwenigsten mit Sicherheit sagen, daß es mir vergönnt sein werde, sie auszuführen. Wenigen Freunden mußte ich meine Absicht, nach Italien zu gehen, anvertrauen. Ich nenne von ihnen Georg Herwegh, der die Correctur der Vogen des „Ungarischen Kriegs“ übernahm, und Hermann Müller, jetzt Betriebschef der Schweizerischen Nordostbahn, welcher sich bereit erklärte, die Karten zu revidiren, welche während meiner Abwesenheit fertig werden würden, und die Stellungen der Truppen einzutragen. Beide haben diese Arbeit mit wahrer Liebe ausgeführt.

Ueberhaupt machte ich bei dieser Gelegenheit wieder die Entdeckung, daß ich wahre Freunde besitze, wovon so wenige Menschen reden können. Ich habe diese Entdeckung oft gemacht. Ich bin tüchtig gehaßt und tüchtig geliebt worden, und beides hat mir gleich wohlgethan und mich stets mit einem gewissen Stolz erfüllt.

Im allgemeinen mußte ich meine Absicht um so mehr geheim halten, als es noch durchaus nicht sicher war, ob ich in Italien bleiben werde oder ob ich vielleicht nach näherer Besichtigung wieder umkehre. Deshalb kam mir eine Aufforderung, ein militärisches Gutachten über die Anlage und Correction der Straßen im Canton Graubünden abzugeben, gerade jetzt recht ungelegen. Ich hatte außer meiner Absicht, mich nach Italien zu begeben, eigentlich keinen Grund, die Sache abzulehnen; im Gegentheil waren die Grundsätze, welche bei der Correction verfolgt werden mußten, gerade diejenigen, welche ich angesichts dilettantischen Unverständes immer vertheidigt hatte, und was Graubünden wünschte, auch aus andern Rücksichten, das stimmte gerade mit dem zusammen, was ich für militärisch richtig erklären mußte. Zu gleicher Zeit hätte

ich bei dieser Gelegenheit wieder einmal dem elenden Positionsschwindel entgegentreten können, mit welchem wir überall so jetzt wieder in der Schweiz die haarsträubende militärische Unwissenheit sich drapirte, die lange Reden hält und noch längere Denkschriften schreibt, um den Patriotismus als Erbpachtgut für sich beanspruchen und andere des Landesverraths zeihen zu können.

Trotz alledem konnte ich kein bindendes Versprechen geben und schlugte in einer Conferenz vor, daß ich, gerade jetzt sehr beschäftigt, jedenfalls nicht vor acht Tagen würde an die Arbeit gehen können. In acht Tagen mußte ich jenseit der Berge sein.

In der That, am 29. Juni hatte ich auch die letzten Geschäfte besorgt, welche mir noch übrig blieben, und am 30. Juni — genau zehn Jahre, nachdem ich zum Schrecken meiner Hüter mich ohne Erlaubniß aus meinem wohlbewachten Gefängniß in Posen entfernt hatte, um nicht lebenslänglich eingesperrt den Eseln ein Feld der Thätigkeit zu überlassen, welches mir gehörte, zehn Jahre, die gut angewendet waren —, verließ ich Zürich.

Meinem jungen Weibe hatte ich natürlich meine Absicht nicht verheimlicht; ich ließ es im vierten Monat guter Hoffnung zurück. Es konnte einige Thränen nicht zurückhalten, doch billigte es meinen Entschluß und zeigte bei der Trennung einen Selbstenmuth, dessen wenige Frauen sich rühmen mögen. Es ist auch die ganze Zeit über sich treu geblieben, voller Liebe, aber ohne Vorwurf und Klage.

Raum eine halbe Stunde, bevor ich meiner Anna und dem Marieli den letzten Kuß gab, erschien noch ein altes Weib in Trauerkleidern, um irgendetwas feil zu bieten. Durch einen merkwürdigen Zufall nicht auf dem Vorplatze empfangen, trat es gerade in das Zimmer, in welchem ich die letzten Minuten vor dem Abschiede mit meinen Lieben zubachte. Abergläubisch und auf Zeichen achtend, wie ich sonst bin, nahm ich doch diesmal keine Notiz von der Sache. Ich war entschlossen, nicht bloß mich durch nichts abhalten, sondern auch durch nichts verstimmen zu lassen. Unangenehm war mir die Sache diesmal nur meiner Anna halber.

Sie hat mir nachher gestanden, daß sie in diesem Augenblick fürchtete, mich nicht wiederzusehen.

Endlich fuhr ich nach dem Bahnhofe hinab: drei Freunden sagte ich unterwegs ein kurzes Lebewohl. Sie versprachen mir zu schweigen und, wenn ich vermißt würde, zu sagen, ich sei auf einer kleinen Reise für kurze Zeit abwesend.

Die Eisenbahn trug mich nach Luzern, von dort das Dampfboot nach Flüelen. Hier bestieg ich den Postwagen. Um womöglich allein zu sein, hatte ich einen Coupéplatz genommen; aber wahrscheinlich der gleiche Grund führte mir ein junges Ehepaar zu, welches seine Hochzeitsreise machte. Ich ergab mich in Geduld, und diese Geduld wurde belohnt. Als wir Andermatt erreichten, hatte mein Ehepaar die Ueberzeugung gewonnen, daß ein Uebernachten im Wirthshaus für dasselbe angemessener sei als die nächtliche Fahrt über den Gotthard. So ward ich denn Alleinbesitzer des Coupé. Am Morgen des 1. Juli erwachte ich am Südbahange der Alpen. Ueber Bellinzona brachte mich die Post nach Magadino, und hier bestieg ich den Dampfer Bora, um nach Arona zu steuern.

In Arona empfingen mich die Piemontesen mit einem eigenthümlichen Gruße: ich mußte ein Päckchen Schnupftabak, welches ich, an die Sorte gewöhnt, von Zürich mitgenommen hatte, obgleich es schon angebrochen war, versteuern, ungefähr so hoch als der ganze Preis war. „Ihr habt das Geld sehr nöthig“, dachte ich, als ich endlich aus der Zollbude erlöst war, und setzte mich auf die Eisenbahn, auf der ich über Novara, Alessandria und die ligurischen Apenninen spät am Abend die alte Dogenstadt Genua erreichte. Die schändlichen Eisenbahnwagen wurden mir um so unangenehmer, als es gerade ein Sonntag war und daher alle Sitze von Vergnügungsreisenden angefüllt waren. Die Gespräche der jungen Leute, welche ich in meinem Coupé antraf, waren auch nicht sehr erbaulich. Zwei junge Bursche, Rivalen bei derselben Angebeteten, welche sich in ihrer Gesellschaft befand, sagten sich Spitzfindigkeiten und endlich mehr. Es gab eine Ohnmacht, die

mir vielleicht recht angenehm gewesen wäre, wenn ich nicht den Kopf voll anderer Gedanken gehabt hätte. Einige andere Bursche geberdeten sich als Welteroberer, sprachen von allen Armeen verächtlich, als wenn sie dieselben nur auf die Gabel zu speißen hätten, erhoben den Enthusiasmus für Garibaldi in den Himmel auf eine Weise, daß ich mich fragen mußte, weshalb sie denn eigentlich Sonntags Vergnügungsreisen machten und die Woche über im Bureau irgendeines Geschäfts hungerten, statt zu Garibaldi zu stoßen. Ihnen schien es aber ganz natürlich, hochtrabend zu schwagen und nichts zu thun.

Doch ich hatte mir die Untugend des Veralgemeinerns abgewöhnt und hütete mich wohl, von diesen widerlichen Canaillen, die mir ein böser Zufall bei meinem Eintritt in Italien in den Weg geführt, einen Schluß auf die Jugend Italiens zu machen.

In Genua stieg ich im Hotel Feder ab. Am Morgen des 2. Juli, nachdem ich tüchtig ausgeschlafen und mich von den Strapazen der Reise erholt hatte, zeigte ich Filippo de' Boni, dem ehemaligen Gesandten der römischen Republik in der Schweiz, mit welchem ich von Zürich her bekannt war und der sich jetzt schon seit einigen Wochen in Genua aufhielt, wo er einen der eifrigsten und geschäftigsten Mitarbeiter der „Unità italiana“ abgab, meine Ankunft an. Er kam sogleich; wir begrüßten uns herzlich und er führte mich zu Bertani, um mich diesem vorzustellen.

Dr. Augustin Bertani war von Garibaldi, als dieser Genua verließ, um seinen kühnen Zug nach Sicilien anzutreten, mit dem Auftrage zurückgelassen, Geld- und andere Mittel zur Unterstützung und Verstärkung der Expedition in möglichst weitem Maße herbeizuschaffen, welches übrigens im Laufe der Zeit immer nöthiger ward, da sich bald herausstellte, daß Sicilien activ doch verhältnißmäßig wenig für seine Befreiung leistete. Bertani hatte den „Soccorso Garibaldi“ gegründet und stand als Beauftragter Garibaldi's an dessen Spitze. Er arbeitete rüstig an der Beschaffung von Geld, Waffen, Munition und allen möglichen Ausrüstungs-

stücken für die sicilische Expedition, nahm Freiwillige an, leitete den Transport und was sonst zu der Sache gehörte. Eine Anzahl junger Leute unterstützte ihn uneigennützig und nach besten Kräften auf seinen Bureaux.

Aber Bertani arbeitete nicht allein in dieser Richtung, in der gleichen Lascarina, der Präsident der „Società nazionale“.

Die beiden Gesellschaften waren in einer ziemlich ausgesprochenen Rivalität, sie bekämpften sich, wenn auch mit einer gewissen Discretion, in ihren Journalen und auf andere Weise. Den „Soccorso Garibaldi“ konnte man füglich als die mazzinistische, die „Società nazionale“ als die cavouristische Unterstützungsgesellschaft für Garibaldi betrachten. Jede hatte ihre Comités in den Provinzen Nord- und Mittelitaliens, welche ihr anhängen und vorzugsweise von dieser oder jener ihre Anweisungen empfangen, dieser oder jener die Mittel zu Verfügung stellten, welche sie aufstreiben konnten. Der „Soccorso Garibaldi“ war die rührigere Gesellschaft, die „Società nazionale“ erfreute sich dagegen einer Bevorzugung und directen Unterstützung seitens des piemontesischen Gouvernements, welches in Bezug auf den „Soccorso Garibaldi“ gerade das entgegengesetzte Verfahren beobachtete.

Ich fand in Bertani einen noch jungen Mann mit einem angenehmen, energischen Gesicht, von liebenswürdigen Manieren und einer großen Einfachheit. Der erste Eindruck war ein wesentlich günstiger und ward nur etwas dadurch gestört, daß das Gesicht einen diplomatischen Zug hatte, der mir wenigstens nicht gefällt, und daß sich in einzelnen Dingen eine zu große Lust zu befehlen auch in dem, worin Bertani offenbar keine Berechtigung dazu hatte, aussprach. Doch konnte man eine gewisse Gereiztheit, die bisweilen bemerkbar ward, leicht als Folge der angestregten Arbeit, welcher er sich neben seinem Berufsgeschäfte als Arzt für die Sache Italiens hingegen, betrachten und entschuldigen. Welchen Aerger hatte nicht Bertani neben allen angestregten Arbeiten, ja zum Dank für dieselben täglich zu verschlucken! Welche ungereimte und

niederträgliche Beschuldigungen verfolgten ihn nicht schon damals Schritt für Schritt! Wahrlich es gehört ein großer Muth, eine große Hingebung und ein großer Glaube dazu, um trotz alledem bei der Arbeit und bei der Sache zu bleiben, und man kann sich bei einem Manne, der dieses vermag, wol über gewisse Sporen, selbst über den eines Ehrgeizes hinwegsetzen, der sich auf Felder verliert, auf welchen er nicht ganz berechtigt erscheint.

Unser Gespräch nahm bald eine Wendung, die mich total vergessen ließ, daß ich zunächst nur hier sei, um mich zu orientiren und mich dann zu entschließen, ob es nicht besser sei, nach Zürich zurückzukehren. Nach fünf Minuten betrachtete ich mich als engagirt. Ich erfuhr, daß der „Soccorso Garibaldi“ mit Zustimmung Garibaldi's eine neue Expedition, nicht zur directen Unterstützung der sicilischen, sondern zur indirecten beabsichtige. Die neue Expedition sollte sich gegen die Staaten des Papstes richten und, durch diese vordringend, in die Abruzzzen einfallen, so Garibaldi den Uebergang von Sicilien nach Calabrien oder, wie damals die Dinge noch standen, das Vorrücken aus dem Westen nach dem Osten der Insel Sicilien erleichtern. Mich wünschte man zum Chef des Generalstabs der neuen Expedition zu haben, welche in der That als ein kleines Heer für sich betrachtet werden konnte. Die Expedition war übrigens noch nicht organisirt und außerdem fehlte es noch an einem Chef für dieselbe. Auf letzteres legte ich keinen großen Werth, da ja im Nothfall Garibaldi immer einen seiner Vertrauten als Führer der Expedition senden konnte, wenn er, wie ich es annahm und annehmen mußte, selbst die neue Expedition wollte und mit ihr durchaus einverstanden war. Ich war von vornherein entschlossen, diesen Mann, wer er auch sein möge, wenn nur sein Name in Italien ein guter und geachteter wäre, mit aller meiner Kraft zu unterstützen, und traute mir die Fähigkeit zu, mit gutem Willen alles zum Besten zu lenken.

Einige meiner Freunde hatten schon damals und haben später wiederholt die Meinung und selbst den Wunsch ausgesprochen, daß

mir die Führung der Expedition anvertraut werden möchte. Ich war von Anfang an dagegen und bin es noch heute, obgleich ich weiß, daß kaum ein Fremder sich die Achtung und Liebe der Italiener, die ihm näher standen, in dem Maße erworben hat als ich. Es würde mir unpassend erscheinen, wenn in ähnlichen Verhältnissen in Deutschland ein Nichtdeutscher an die Spitze eines selbständig operirenden Heers, wie klein und anscheinend unbedeutend dasselbe immer sein möchte, gestellt würde. Was aber dem einen recht ist, das ist dem andern billig. An die Spitze der neuen Expedition durfte meines Erachtens nur ein Italiener treten, und besser ein mittelmäßiger Italiener als ein ausgezeichnete Nichtitaliener. Etwas ganz anderes war es, wenn ein Nichtitaliener, der ursprünglich in zweiter Reihe stand, durch zufällige Umstände und, nachdem er sich vollständig das Vertrauen seiner Kameraden erworben, an die Spitze einer eigenen Expedition gebracht wurde. Von diesem Gesichtspunkte aus habe ich von vornherein und bis zu Ende gesprochen und gehandelt, und ich glaube, daß ich gerade diesem consequenten Festhalten an meiner innigsten Ueberzeugung zum guten Theil das Vertrauen zu verdanken habe, welches mir endlich auch ursprüngliche Gegner schenkten.

Am gleichen Abend noch hatte ich eine Zusammenkunft mit Mazzini. Dieser hielt sich damals, während ihn die Polizeispione von ganz Europa bald am Nordpol, bald am Südpol, bald unter dem Aequator suchten und ganz „getreue und zuverlässige“ Nachrichten über sein Erscheinen hier oder dort verbreiteten, in sicherem Versteck zu Genua auf. Nur nachts verließ er sein Versteck oder empfing Freunde und Gehilfen in demselben. Ich wurde auch zur Nachtzeit nicht allzu fern von meinem Hotel eine ungezählte Zahl von Treppentufen hinaufgeführt, um zum ersten male mit dem vielverleumdeten Agitator zusammenzutreffen, der sich längst mein Herz gewonnen hatte.

Mazzini hatte auf den ersten Blick nichts, was besonders fesseln konnte; er war ein schon bejahrter Mann; der, wenn er weder

Augen noch Sprache gehabt hätte, für einen deutschen Professor gehalten werden konnte. Doch wenn er sich aufrichtet und zu sprechen beginnt, weiß man sogleich, daß man nicht bloß den Wiederentdecker des Gedankens der Einheit Italiens, sondern auch den regsten, kräftigsten Förderer der Durchführung dieses Gedankens vor sich hat. Mazzini hat das mit Garibaldi gemein, daß man fast eher, als man irgendeine seiner andern großen Eigenschaften bemerkt, durch seine Herzensgüte gefesselt wird, die in jeder Bewegung, jeder Miene des Mannes sich ausdrückt. Der ministeriellen Partei ist es gelungen, Mazzini zu einer Art Monstrum umzugestalten, mit welchem die Mütter die Kleinen zu Bett jagen; man sollte, wenn man diese Leute hört und ihre Zeitungen liest, meinen, daß Mazzini täglich etwa drei junge hoffnungsvolle Sprossen Italiens zum Frühstück und eine entsprechende Zahl zu Mittag verspeist. Es ist traurig, daß die Masse der Italiener ihre großen Männer so wenig kennt. Ich muß stets unwillkürlich daran denken, ob die Ministeriellen oder Gemäßigten es auch nicht einmal dahin bringen werden, das reine Bild Garibaldi's zu verunstalten, auch ihn dem Volke als Schreckbild vorzuführen. So auffällig es klingen mag, ich glaube, daß diesen ministeriellen Herren eine einzige Niederlage des Helden Italiens in einer gegen ihren Rath unternommenen Sache genügen würde, um etwas Ähnliches zu versuchen nicht bloß, sondern es auch einige Schritte weiter zu führen. Die Verleumdung wissen diese ministeriellen Herren gegen alles, was nicht ihnen als Werkzeug dienen will, meisterlich zu handhaben. Mazzini in der Volksmeinung zu schaden, dazu haben sich dieselben besonders des Kunstgriffs bedient, hervorzuheben, wie er selten persönlich in einer der von ihm „angezettelten“ Insurrectionen sich ausgesetzt habe. Es ist jedenfalls eine große Dummheit, zu verlangen, daß ein Mann, der in Einer Sache groß ist, es in allen sein solle. Wem fällt es wol ein, einen großen Kaufmann oder Rechtsgelehrten deshalb zu beschimpfen, weil er nicht auch ein großer Soldat ist? Mazzini selbst hat sich in seiner Jugend über diesen Punkt getäuscht,

er hat auch auf dem Schlachtfelde, wie im Rathe, wie bei der Vorbereitung mithandeln wollen und geglaubt, dadurch vortheilhaft wirken zu können. Daß er von diesem Irrthum bald zurückgekommen ist, stellt ihn in unsern Augen nur desto höher, und es scheint uns, daß die Leute, welche einem solchen Mann beständig Mangel an Courage vorwerfen, in dieser Beziehung selbst nicht am besten versorgt sind. Mazzini's ganzes Leben ist eine Reihe von Opfern aller Art für eine große, für seine Idee gewesen. Seit Jahrzehnden ist er aus der Verfolgung, aus der Polizeihölle fast nicht herausgekommen. Hat er dabei je seinen Gedanken aus den Augen verloren? Hat ihn je persönliche Gefahr abgehalten, auf dem Punkte zu erscheinen, auf welchem er am folgenreichsten wirken zu können glaubte? Nein, niemals! Wir möchten sehen, wer es anders wüßte, wer eine Thatfache beibringen könnte, die ihn in anderm Lichte zeigt.

Nach kurzer Begrüßung fragte mich Mazzini: „Nun, wie steht es?“ „Ich gehe mit euch!“ war meine Antwort. Er bestätigte mir darauf, was ich schon durch Bertani erfahren hatte. Wir sprachen über den Plan für das Unternehmen, den ich zunächst entwerfen wollte. Mit dem, was Mazzini in dieser Richtung vorbrachte, konnte ich nicht ganz einverstanden sein; ich werde über diese Differenzen alsbald sprechen. Ich habe oft gefunden, daß bei mündlichen Unterredungen über eine wichtige Sache manche Unklarheiten von beiden Seiten mit in den Kauf genommen werden, welche nachher als große Differenzen sich geltend machen. Da es nun immer nützlich ist, daß die Differenzen nicht erst während der That hervortreten, vielmehr wünschenswerth, daß sie vor der That beseitigt werden, so habe ich mich längst daran gewöhnt, das, was ich verstanden zu haben glaube, das, worin ich von dem oder den andern abweiche, das, was ich für das Richtige halte, in solchen Fällen schriftlich aufzusetzen. Damit wird aufs beste jeder Zweideutigkeit begegnet, die sonst vielleicht vor Höflichkeitsformen des Gesprächs durchzuschlüpfen vermag.

Jetzt also sagte ich auch Mazzini, ich würde meine Ansicht über

den Plan der römischen Expedition, mit welcher ich in politischer Beziehung ganz einverstanden sei, für ihn schriftlich aufsetzen. Und dies war gut. Wir kamen in wenigen Tagen so weit, daß mir fast nichts zu vermitteln übrig blieb und der Plan in allen seinen Grundzügen bis auf die letzte Zeit, bis die Ausführung des ganzen Projects aufgegeben werden mußte, festgehalten werden konnte, daß er auch ebenso hätte in der Ausführung festgehalten werden können, wenn diese nicht „hintertrieben“ worden wäre, wenn wir nicht auf ein anderes Feld hinübergezogen wurden.

Ich erinnere mich nicht mehr, ob es bei meiner ersten oder bei einer folgenden Zusammenkunft mit Mazzini war, als die Scene vorfiel, die ich hier erzählen will.

Unser Wirth hatte uns einige Flaschen Marsala auf den Tisch gesetzt. Bei irgendeiner Bewegung stieß einer der Anwesenden mein Glas um und leerte es aus. „Ist das bei euch Deutschen ein gutes oder ein böses Omen?“ fragte mich Mazzini.

Ich wußte wirklich nicht, wie man die Sache in Deutschland ansieht, indeffen antwortete ich sogleich: „Ein gutes!“ „Und bei uns auch“, sagte Mazzini.

Wenn man will, war es doch ein schlechtes Zeichen, wenigstens insofern, als unsere Expedition nicht auf dem Punkte zur Ausführung kam, für welchen sie von uns bestimmt und vorbereitet ward.

II.

Der Plan für die römische Expedition.

Der militärische Scrupel gegen die römische Expedition, welche ich ursprünglich hegte, war der, ob es nicht besser sein möchte, die Kräfte, welche wir aufreiben und organisiren konnten, direct mit denjenigen Garibaldi's auf Sicilien zu vereinigen, um diesen zu verstärken und ihn desto fähiger zum Uebergange auf das Festland zu machen. Meine Abneigung gegen alle Diversionen, die sich nicht ganz speciell rechtfertigen lassen, gab mir diesen Scrupel ein. Indessen nach allem, was ich vernahm, mußte ich zugeben, daß in der That gute Gründe für diese Diversion beizubringen seien. Man sagte mir, daß ein großer Theil der für uns verfügbaren Kräfte eben nur für eine Expedition ins Römische verfügbar sein würde, daß diese Expedition aber auch dazu dienen würde, manche politische Scrupel auf einmal niederzuschlagen, welche anders der Invasion des Festlandes von Sicilien aus entgegentreten könnten, daß, unternehme man die Expedition ins Römische nicht, Lamoricière sicher keine Truppen mit denen des Königs von Neapel vereinigen würde, daß dadurch Franz II. einen tüchtigen General und dieser tüchtige General zugleich Truppen gewänne, die unter allen Umständen brauchbarer sein müßten als die päpstlichen.

Was die Mittel für die Expedition betraf, so ging ich von der Ansicht aus, man dürfe nicht zu viel verlangen; es sei besser, eine

keine kräftig constituirte Macht als eine größere weniger feste zu vereinigen. Wenn ich die Stärke der Lamoricière'schen Truppen, deren Vertheilung berechnete, darauf Rücksicht nahm, daß mit ziemlicher Sicherheit auf ein Uebergehen der sämmtlichen eingeborenen Truppen des Papstes, vielleicht sogar eines nicht unbedeutenden Theils der fremden zu uns gerechnet werden durfte, wenn wir nur einen auch an und für sich unbedeutenden Erfolg errangen, so schienen mir 4000 Mann für den Anfang genug; späterhin konnten sich diese aus dem invadirten Lande selbst und aus den benachbarten mittelitalienischen Provinzen verstärken. Diese 4000 Mann sollten möglichst zusammengehalten werden. Nur um eine Zersplitterung der Kräfte Lamoricière's herbeizuführen, soweit wir dazu beizutragen vermöchten, sollte ein kleines Detachement Romagnolen, aus der Gegend von San-Marino, wo seiner Versammlung keine Schwierigkeiten entgegenstanden, hervorbrechen, um die Aufmerksamkeit Lamoricière's auf sich zu ziehen. Dann sollte das Gros unsers kleinen Heeres aus dem südwestlichen Theile Toscanas vorwärts marschiren und die Richtung zunächst auf Viterbo einschlagen, um durch die Wegnahme dieser bedeutenden, nur schwach und nur von eingeborenen päpstlichen Truppen besetzten Stadt jenen ersten Theilerfolg zu erzielen, der mir nothwendig erschien, um Leben in unsere Bewegung zu bringen. Von Viterbo aus mußte dann, je nach den Nachrichten, die wir erhielten und auf die wir bestimmt zählen konnten, immer auf der Basis dieses Grundgedankens operirt werden, daß wir stets mit unserer gesammten Kraft auf einen Theil der Kräfte Lamoricière's fielen. Ein Zusammenstoß mit den Franzosen, die Rom und Civita-Vecchia besetzt hielten, sollte unter allen Umständen vermieden werden. Zunächst wollten wir uns von dem Gebiet, welches sie in ihren Händen hatten, stets so fern als möglich halten; sollten sie aber mit Patrouillen und Avantgarden dieses Gebiet gegen unsere Marschrichtung hin überschreiten, so rechnete ich doch darauf, daß man sie stets durch das Parlamentiren mit einer schwachen Arrièregarde oder einem solchen Flankendetachement

so lange würde aufhalten können, bis unser Gros in der einen oder andern Richtung sich auf einige Tagemärsche von ihnen entfernt hätte, während endlich auch die Arrièregarde auswich, wie sie es am besten konnte.

Daß sich unsere Truppen im südwestlichen Theil Toscanas versammeln, organisiren, selbst einige Tage exerciren konnten, nahm ich für gewiß an. Bei meiner damals noch unvollkommenen Kenntniß der Verhältnisse und der Parteistellungen in Italien glaubte ich, daß die Piemontesen sich nicht ernstlich unserer Expedition widersetzen, ja daß sie dieselbe thatsächlich begünstigen und unterstützen würden. In dieser Annahme bestärkte mich der Umstand, daß nach meinen Nachrichten gerade im südwestlichen Theil von Toscana fast gar keine piemontesischen Truppen standen, woraus ich schließen zu können glaubte, dies sei eben so eingerichtet, um uns vollkommen freie Hand für unser Unternehmen zu lassen.

In dieser Beziehung wurde ich nun bald von Bertani und Mazzini eines andern belehrt. Beide fanden meinen Plan vortrefflich im allgemeinen, und damit war insofern schon viel gewonnen, als allerdings eine Differenz, welche ursprünglich, ehe wir uns gegenseitig ausgesprochen, wirklich bestanden hatte, augenblicklich und ohne eine Widerrede beseitigt war. Bertani sowol als Mazzini nämlich gingen von dem Gesichtspunkt aus, daß unsere Expedition mit einem Handeln in kleinen Bänden beginnen sollte, die sich nachher erst zusammenschließen sollten. Ich dagegen legte von vornherein den größten Werth darauf, daß die Handlung von einem größern vereinigten Corps begonnen werde, welches sich als zusammengehörig kenne und dadurch eben einen Kern abgebe, an den die zerstreuten Elemente, auf welche wir rechnen durften, sich wirklich anschließen konnten, während das Beginnen mit der Handlung kleiner Bänder die endliche Crystallisation zu einer festen Masse überhaupt unmöglich machen mußte. Die Richtigkeit meiner Anschauung drang ohne weiteres durch, ward sofort zur Ueberzeugung Bertani's und Mazzini's, ohne daß ich deshalb den geringsten Kampf nothwendig ge-

habt hätte. Ich bemerkte dies ausdrücklich und lege darauf einen großen Werth, weil ich hier zwei hervorragende Männer Italiens genannt habe, und es mir sehr zweifelhaft ist, ob ich in Deutschland unter ähnlichen Verhältnissen auf ein gleich genügendes Resultat hätte rechnen dürfen, ob nicht aus bloßer Eigenliebe in Deutschland gegen mich angelämpft worden wäre, selbst wenn die Leute von der Richtigkeit meiner Anschauung überzeugt waren. Ich werde sogleich darauf kommen, wie auch andere Männer, die zum Handeln nach diesem Plan bestimmt waren, obwohl sie ursprünglich von andern Grundgedanken ausgegangen, diesen Grundzug rückhaltslos adoptirten, ohne im geringsten aus Eigenliebe zu widersprechen.

Ein anderes war es aber mit meiner Annahme, daß 4000 Mann in Toscana organisiert und aus dessen südwestlichem Theil als geordnetes kleines Heer in das römische Gebiet geführt werden könnten. Bertani und Mazzini erklärten mir rund heraus, das sei eine absolute Unmöglichkeit, und brachten mir aus ihrer genauen Kenntniß der Parteistellung und der Absichten der piemontesischen Regierung so viel gute Gründe dafür bei, daß ich nun meinerseits keinen Widerspruch für gerechtfertigt halten durfte.

Dann blieb nichts anderes übrig, als jene 4000 Mann auf einmal oder, wenn dies nicht ging, in mehreren Partien in Genua zu versammeln und sie von dort zu Schiff entweder an die südlichste Spitze Toscanas zu befördern oder sie selbst, wenn auch solches nicht angehen sollte, direct auf päpstlichem Boden landen zu lassen.

Darauf ward mir erwidert: eine Landung in dem allersüdwestlichsten Theile von Toscana und ein Marsch von dort zu Lande ins Römische, jedoch nach möglichst kurzem Aufenthalt, sei vielleicht möglich, indessen hänge hier alles von den zufälligen Umständen der Zeit, da unsere Expedition ins Leben treten könne, von Cavour'schen Launen in diesem Zeitpunkte ab, und es sei immerhin klug, sich auf den Fall vorzusehen, daß die Expedition direct auf päpstlichem Gebiet ans Land gesetzt werden müsse.

Ich setzte auseinander, daß man für diesen Fall doch den höchsten Werth darauf legen müsse, daß die Expedition von 4000 Mann vereinigt lande, daß daher, möge die Expedition in Partien von Genua oder auch von verschiedenen Seehäfen der Ligurischen Küste ausgehen, nothwendig ein Sammelpunkt bestimmt werden müsse, an welchem sie sich vereinigen, organisiren, soweit nothwendig noch bewaffnen könne, ehe sie überhaupt an der päpstlichen Küste lande. Uebrigens sei ich vollkommen damit einverstanden, daß man sich Verhältnissen, die man nicht beugen könne, unterwerfen müsse, daß man mit dem Guten zufrieden sein müsse, wenn man das Bessere nicht haben könne.

An meinem einmal für gut erkannten Grundplan festhaltend schlug ich nach genauem Studium der Seefarten und speciell eingezogenen Nachrichten Montalto an der Fioramündung als Landungsplatz der Expedition für den Fall vor, daß im gegebenen Moment eine Landung an der Südwestküste Toscanas, die ich immer vorzog, sich als ganz unmöglich erweise; als Sammelpunkt aber für die Expedition vor der Landung die kleine Insel Monte-Cristo, welche durch Alexandre Dumas' unsterblichen Roman allerseits bekannt geworden ist und, wie meine Hoffnung war, noch bekannter werden sollte.

Daran hielt ich fest, daß die Expedition, welche lande, bei Montalto immer 4000 Mann stark bleiben müsse, daß deren Zahl nicht verringert werden dürfe. Durch die Aenderung des Plans, welche nun auch von mir angenommen war, Landung des Gros statt dessen Vorgehen zu Lande, verlor die Demonstration von San-Marino aus in die Marken nichts an Wichtigkeit. Im Gegentheil, sie gewann an Bedeutung, sie ward doppelt nothwendig, und man konnte ihr nur doppelte Stärke wünschen, um die Landung desto entschiedener zu sichern. Aber sie entfernte sich nun auf eine unbequeme Weise vom Gros, und es wurde fast unentbehrlich, ein Mittelglied, eine zweite Demonstration von Toscana aus anzuordnen. Hierdurch ward es wieder nothwendig, die Stärke der Expedition im großen Ganzen gegen das ursprüngliche Maß hin zu

vergrößern und sie auf mindestens 6000 Mann zu bringen. Es fiel mir nicht leicht, so einfach doch die Sache war, den geschiedten Leuten, mit denen ich es zu thun hatte, den Unterschied, der durch die Ausdehnung des Operationsfeldes entstand, völlig klar zu machen. Uebrigens versicherte man mir, daß es uns nicht blos an Leuten, sondern auch an den Mitteln zu ihrer Ausrüstung, Bewaffnung und sonstigen Organisation nicht fehlen werde.

So weit waren wir etwa gediehen, als am 7. Juni der Oberst Pianciani in Genua eintraf. Derselbe hatte schon im Mai und Juni für eine Expedition in die päpstlichen Staaten mit Eifer gearbeitet. Als er dabei auf viele Hindernisse stieß, kehrte er nach Genf zurück, wo er damals seinen gewöhnlichen Aufenthalt hatte. Man gab ihm das Versprechen mit auf den Weg, daß man ihn sogleich rufen werde, wenn die Unternehmung gegen die päpstlichen Staaten doch zu Stande komme, worauf von seiten der mazzinistischen Partei mit Bestimmtheit gehofft wurde. Pianciani, welcher aus den Jahren 1848 und 1849 als braver Soldat bekannt war, beschäftigte sich zu Genf mit dem Studium der Details der Operation, die er für eine entscheidende hielt. Die Schwierigkeiten einer Operation vom Meere aus, einer Landung wohl erwägend und gegen eine solche, wenn sie sich vermeiden ließe, ebenso sehr eingenommen als ich es war, hatte Pianciani besonders darüber nachgedacht, wie sich die Hindernisse besiegen ließen, die dem Beginn einer Operation zu Lande vom südlichen Toscana und der Romagna aus entgegenstanden. Er war auf folgendes Auskunftsmittel gekommen: Waffen- und Munitionsdepots an der südlichen Grenze Toscanas und der Romagna für etwa 10000 Mann anlegen; die 10000 Freiwilligen in kleinen Abtheilungen aus dem Innern in Bewegung setzen, sie an der Grenze bewaffnen und etwa in Compagnien zu 100 Mann Stärke auf verschiedenen Grenzpunkten ins Römische eintreten lassen, dergestalt, daß etwa in acht Tagen die ganze Mannschaft auf römischem Gebiet versammelt wäre.

Ich mußte nach meinen Anschauungen stets derjenigen Operation den Vorzug geben, welche eine möglichste Concentrirung von vornherein zuließ, und wenn in dieser Beziehung die Operation von der Meerseite mehr leistete als eine andere, zog ich jene vor, wie wenig ich sonst davon eingenommen sein mochte. Die Schwierigkeiten einer Concentrirung nachher im Laufe der Dinge, einer Concentrirung, welche das Ganze wirklich in die Hand des Oberbefehlshabers brachte, mußte ich nach meiner Ueberzeugung und nach aller Erfahrung für viel größer halten, als Pianciani sie ansah, und von dem Detachementskriege versprach ich mir wenig. Es kam für uns auf wirkliche, mindestens klangvolle Erfolge im Anfang an. Diese mochten immerhin bei Pichte betrachtet gering sein, sie konnten nicht durch einzelne Banden erzielt werden. Auch meiner Meinung nach mußte unsere Operation als ein Krieg der Umstände, der Verhältnisse beginnen, man mußte diese abpassen, nach ihnen sich richten; aber man mußte zugleich sich in den Stand setzen, diese Verhältnisse so weit ausbeuten zu können, als es nur irgendmöglich war, und dazu war es nöthig, einen möglichst großen Theil der Gesamtmacht schon concentrirt in der Hand eines Oberbefehlshabers mitzubringen. Nur so sicherte man sich jene ersten Theilerfolge, deren wir nothwendig bedurften, mochte man immerhin mit der vereinigten Masse sich über die sogenannten „Regeln“ der Kriegeskunst, Basen u. s. w. hinwegsetzen und mit ihr immerhin eine „guerre de brigands“ führen.

Pianciani war übrigens sehr bald für meine Ansichten gewonnen. Ich sah ihn zum ersten mal am 7. Juli abends bei Mazzini. Mit Pianciani sollte ich nun zusammen arbeiten. Er war vorzugsweise geeignet, das Personelle unter seine Leitung zu nehmen. Aus den päpstlichen Staaten stammend, hatte er dort viele Familien- und Freundschaftsverbindungen, und außerdem in Bezug auf ganz Norditalien eine Personalkenntniß, welche mir selbstverständlich fehlte.

Wir traten vom ersten Tage an in ein durchaus freundschaftliches Verhältniß, und Meinungsdivergenzen, die zwischen uns auf-

tanchten, wurden stets leicht und ohne Anstand beseitigt. Meistentheils gelang es dem einen, den andern von der Wichtigkeit seiner Anschauung wirklich zu überzeugen. Pianciani war von großer und angenehmer Gestalt, sein schönes Gesicht war nur durch die Verletzung eines Nasenflügels ein wenig entstellt. Dabei hatte er ein schönes Organ, und unterstützt von einer großen allgemeinen Bildung wußte er seinen politischen, nationalökonomischen und militärischen Gedanken einen nicht bloß präcisen, sondern auch eleganten, gewinnenden Ausdruck zu geben.

Der Plan der Demonstration vom Toscanischen aus nahm unterdessen im Laufe der Zeit größere Dimensionen an, als er ursprünglich und meinen Ideen nach gehabt hatte. Die Organisation der dort zu bildenden Truppen hatte Nicotera hauptsächlich in die Hand genommen. Giovanni Nicotera, ein noch junger Mann, hatte im Jahre 1857 die unglückliche Expedition Pisacane's nach dem Neapolitanischen begleitet, welche, ehe sie größere Dimensionen annehmen konnte, bei Sapri von General Ghio vernichtet ward. Nicotera gerieth dabei in Gefangenschaft und wurde mit einer Anzahl seiner Leidensgefährten auf der Insel Favignana festgesetzt. Hier blieb er bis Ende Mai 1860, wo die Neapolitaner gleichzeitig mit der Räumung von Palermo auch die Insel Favignana verließen. Er war bald darauf nach Toscana gegangen und hatte dort bis zur letzten Hälfte Juli etwa 2200 Mann formirt, ausgerüstet, bewaffnet, die auf den ersten Ruf versammelt und für die Expedition ins Römische bereit gestellt werden konnten.

Meine ursprüngliche Ansicht über die Demonstration aus dem Toscanischen war, daß sie durchaus keine großen Erfolge suchen, sondern nur den Alarm nach Umbrien hineintragen, sich dann aber so schnell als möglich mit dem Gros der Expedition vereinigen solle, welches der Annahme nach bei Montalto zu landen bestimmt war.

Ein Lieblingsgedanke der Toscaner war aber die Befreiung des vielgemisshandelten Perugia. Auch Nicotera hatte diesen Gedanken

in sich aufgenommen und sich mit Vorliebe daran gehestet. In der Einnahme Perugias sah er den ersten Schritt auf seiner Bahn.

In der Nacht vom 22. auf den 23. Juli ward eine ziemlich zahlreich besuchte Conferenz in Bertani's Wohnung abgehalten, bei welcher auch Mazzini und Nicotera zugegen waren. Die Sitzung ward sogleich damit eröffnet, daß Nicotera seinen Plan zur Einnahme von Perugia auseinandersetzte. Dabei blieb er aber nicht stehen, sondern knüpfte daran die Auseinandersetzung einer weiteren Operation, die er mit seiner Brigade unternehmen wollte, bis ins geringste Detail, einer Operation übrigens, die mit dem allgemeinen Plane durchaus nicht in Einklang stand und, wenn sie glücklich auslief, die Truppen Nicotera's nothwendig von dem Gros unsers Corps bei Montalto und auf der Route südlich des Sees von Bolsena entfernen mußte.

Vergleichen selbständige Wünsche einzelner sind fast unzertrennlich von Operationen, die mit an verschiedenen Punkten, unter Benutzung aller und der verschiedensten Kräfte formirten Freiwilligenschaaren unternommen werden sollen. Wenn sie ins Leben treten — und daß sie ins Leben treten, ist oft wahrscheinlich —, so brechen sie der Operation meist von vornherein das Genid. Vorurtheilsvolle alte Militärs haben schon an dieser Betrachtung genug, um einem heiligen Schrecken vor allen Volontärexpeditionen zu bekommen. Frei von dergleichen Vorurtheilen, glaube ich, daß die schädlichen Auswüchse solcher Art meist, wenigstens zum großen Theil, zu beseugen sein werden, wenn man des alten Spruchs nicht vergißt: „Principiis obsta!“ und wenn man sich nicht eigenstünig darauf versetzt, das Kind mit dem Bade ausschütten zu wollen.

Sobald ich daher zu Worte kommen konnte, was nicht ganz leicht war, da sich eine ziemlich lebhafte Discuſſion über einzelne Punkte der Nicotera'schen Auseinandersetzung entsponnen hatte, sprach ich etwa Folgendes: Es sei eine verhältnißmäßig leichte Sache, Operationspläne zu machen, welche ganz schön ansähen. Aber mir sei ein einzelner Operationsplan für eine und dieselbe Unter-

nehmung lieber, wenn er selbst schlecht wäre, als ein halbes Duzend sehr guter, die alle zugleich ausgeführt werden sollten. Die einzelnen Truppencommandanten mußten sich daher nothwendig dem allgemeinen, vom Comité zu Genua gutgeheißenen Plane unterordnen; anders setzten sie den Erfolg der Unternehmung aufs Spiel, und ihr Patriotismus bürgte doch dafür, daß sie dies gewiß nicht wollten. Hier könne es nur darauf ankommen, sich über den allgemeinen Operationsplan zu verständigen. Alle taktischen Details seien Sache der einzelnen Truppencommandanten. Ein vernünftiger Oberbefehlshaber werde diesen immer nur auf Grund des Operationsplans vorschreiben, was sie thun sollten; das Wie bleibe ihnen überlassen. Es sei nie zu billigen, wenn der Oberbefehlshaber von dieser Regel abweichen und auf Tagemärsche hin detachirten Brigaden oder Bataillonen die Art ihrer Aufstellung und womöglich ihre Evolutionen dictiren wolle. Es sei aber auch nicht einmal zu billigen, wenn ein einzelner Truppenbefehlshaber über diese Dinge sich Wochen voraus allzu feste Vorstellungen in den Kopf setzen wolle. Was hier hauptsächlich in Betracht komme, das sei die Frage der vereinzelt, detachirten Unternehmung auf Perugia. Man versichere mir, daß dessen Einnahme zu Beginn unsers Feldzugs einen großen moralischen Eindruck auf die ganze Bevölkerung des päpstlichen Gebiets hervorbringen werde. Ich hätte keinen Grund daran zu zweifeln, und da ich den moralischen Eindruck im Kriege durchaus nicht gering anschlage, so könnte ich mich mit dem Unternehmen auf Perugia in dieser Beziehung ganz einverstanden erklären. Ich sei auch überzeugt, daß die 2200 Mann Nicotera's völlig hinreichen könnten, Perugia zu nehmen, wenigstens so wie augenblicklich und nach unsern letzten Nachrichten Perugia von Lamoricieri besetzt und die benachbarten Besatzungen bestellt seien. Nach allem Früheren hätte ich einmal annehmen müssen, daß es keine großen Schwierigkeiten habe, eine größere Zahl Truppen auf wenigen, nicht weit voneinander entfernten Punkten und zu gleicher Zeit aus dem Toscanischen ins Römische zu wer-

fen. Ich hätte daher bis jetzt auf mehr als 1000 Mann für die toscanische Demonstration nicht gerechnet, und für diesen Fall, daß man hier nicht mehr als 1000 Mann wirklich verwenden könnte, hätte ich mich gegen ein Unternehmen wie die Einnahme Perugias entschieden wehren müssen. Jetzt werde mir aber auseinandergelegt und im Detail begründet, daß es leicht sei, die 2200 Mann Nicotera's über die Grenze zu bringen, daß es dagegen schwer sein werde, die Anzahl Leute, welche für die Landung bestimmt seien und sich noch beständig vermehrten, sämmtlich auf dem Seewege zu transportiren, daß es uns sehr leicht an den nöthigen Fahrzeugen dazu gebrechen könne, daß man daher nur wünschen müsse, recht viel Mannschaft auf dem Landwege über die Grenze zu schaffen. So könne ich durchaus nichts mehr gegen das Unternehmen auf Perugia einwenden. Dagegen müsse ich mich durchaus dagesegensetzen, daß die zu diesem Unternehmen bestimmten Truppen, falls die Einnahme Perugias gelänge, in der Richtung nach Osten, über Gubbio z. B., wie dies vorgeschlagen sei, weiter operirten. Sie müßten vielmehr die entgegengesetzte Richtung nach Westen einschlagen, um sich sobald als möglich mit dem bei Montalto gelandeten Gros zu vereinigen, wenn der Schlag auf Perugia gelungen sei. Dies müsse aber auch geschehen, wenn der Schlag auf Perugia mißlinge. Man stelle das Unternehmen auf Perugia als ganz sicher im Erfolge dar. Ich halte das Gelingen für ebenso wenig sicher als das irgendeines Unternehmens im Kriege. Hier habe man nur mit Wahrscheinlichkeiten zu rechnen. Die Details des Plans für das Unternehmen auf Perugia, welche hier gegeben worden seien, bekräftigten mich nur in der Annahme, daß die Sache auch mißlingen könne. Jeder werde zugeben müssen, daß der Plan immerhin ein complicirter sei, namentlich was die Hinüberführung der Brigade Nicotera über die Grenze auf verschiedenen Punkten und dann ihre Vereinigung auf dem päpstlichen Gebiet betreffe. Klappe alles zusammen, so sei der Plan vortrefflich, aber ob es zusammenklappen werde, das sei mir nach aller

Erfahrung zweifelhaft. Jedenfalls thue man gut daran, auch das Rislingen als eine Möglichkeit, wenn nicht mehr, anzunehmen, sich geistig auf diese Möglichkeit vorzubereiten, und wenn nun der von mir vorausgesetzte Fall wirklich eintrete, so müsse die Brigade Nicotera an nichts anderes denken, als ohne Zeitverlust und ohne Schaden auf allen möglichen Wegen sich dem bei Montalto gelandeten Gros anzuschließen. Man habe mir bereits vorgehalten und könne mir noch ferner vorhalten, daß ich gerade, sogar im Gegensatz zu andern, ursprünglich mit 4000 Mann zufrieden gewesen sei für das ganze Unternehmen, und daß ich nun so großen Werth auf den Anschluß aller detachirten Corps an das Gros lege, sodaß dieses schließlich vielleicht doppelt so groß werde, als ursprünglich festgesetzt. Die Sache sei richtig; aber einerseits habe ich nie mich dagegen gesträubt, mehr Leute zu haben, als mir im Minimum nothwendig erschienen, andererseits wolle ich nicht, daß einzelne Detachements, welche einmal den Namen unserer Expedition trügen und mit ihr zusammengehörten, von vornherein abgeschlachtet und dadurch Mißtrauen und Zweifel in allen Theilen der Expedition verbreitet würden. Damit habe man den Schlüssel zu meinem ganzen, durchaus consequenten Verhalten in der Sache. Wie unfruchtbar es sei, militärische Details in einer Versammlung wie die gegenwärtige zu besprechen, das könne jeder Anwesende aus der bisherigen Discussion ermessen, auch wenn er keine militärische Bildung habe. Man überlasse alles dies dem Oberbefehlshaber, den einzelnen Truppencommandanten. Man wähle dazu Leute, welche wirkliches Vertrauen verdienen, man wolle ihnen aber nicht Dinge vorschreiben, welche sich auf Wochen voraus nicht vorschreiben lassen.

Soweit die Anwesenden nicht schon vorher von demjenigen, was ich hier auseinanderlegte, überzeugt waren, wurden sie davon jetzt überzeugt, und Nicotera war einer der ersten, welche sich für meine Ansicht aussprachen. Wir beide blieben noch bis gegen Morgen zusammen, um einige Waffenmodelle anzusehen, und ver-

ließen Bertani's Haus zusammen, um unsere verschiedenen Hotels aufzusuchen. Wir trennten uns, glaube ich, um 4 Uhr morgens, und ich ging von Nicotera mit der vollständigsten Ueberzeugung, daß er nicht etwa unzufrieden und misgestimmt, sondern aus vollster Seele im Sinne der Ansichten handeln werde, welche ich ausgesprochen hatte. Ich beehle mir vor, ihm vom Beginn der Einschiffung zu Genua Kunde zu geben und ihm dabei zugleich ins Gedächtniß zurückzurufen, worüber wir übereingekommen waren. Wir hatten noch über viele Einzelheiten gesprochen, aber nicht über Einzelheiten, die sich auf den Ort der Handlung einzelner Brigaden und Bataillone bezogen, sondern über solche, die von Wichtigkeit waren, um die Uebereinstimmung der Handlung zwischen den einzelnen, ursprünglich voneinander getrennten Abtheilungen der Expedition zu sichern. Ich werde später noch darauf zurückkommen.

Mit dem 23. Juli konnte der Plan der Expedition nun definitiv festgestellt werden. Es genügen, nach dem bereits früher Gesagten, wenig Worte, um ihn zusammenzufassen. Der Plan war dieser: das Gros der Expedition landet an der Fioramündung bei Torre di Montalto, um von da gegen Montefiascone-Biterbo und dann nach den Umständen weiter zu operiren; etwa zwei Tage vor der Landung des Gros beginnt das Detachement von San-Marino seine Bewegung gegen die Marken; das Detachement von Toscana macht dagegen seinen Angriff auf Perugia nicht eher, als bis es davon unterrichtet ist, daß die Landung des Gros entweder schon im Gange ist oder unmittelbar bevorsteht. Sobald die Operationen begonnen sind, ist der Hauptgedanke für die beiden Detachements, sich mit dem Gros zu vereinigen; zur Verwirklichung dieses Gedankens wird auch das Gros durch seine Bewegungen mitwirken, soweit irgend die Umstände und der Hauptzweck der Operationen es gestatten.

Ich habe hier die Hauptsachen zusammengefaßt, welche sich auf die Feststellung des Plans bezogen. Der Kundige wird daraus erkennen, daß eine Aenderung des Grundgedankens in demselben

nie stattfand; zugleich wird diese wahrheitsgetreue Darstellung des Ganges der Dinge am besten beweisen, wie hohl und traurig die piemontesische Partei dasteht, wenn sie, um ihre Intriguen zu beschönigen, behauptete, daß die römische Expedition leichtsinnig angelegt sei, wenn sie sich dabei mit ihrer Liebe zu Italien und mit ihrer Fürsorge für Leben und Gesundheit so vieler italienischen Jünglinge drapirte. Verschiedene Einzelheiten, die ich zu erzählen habe, werden jene Partei von Schritt zu Schritt trauriger erscheinen lassen.

Mit der Feststellung des Feldzugsplans konnte nun auch der Organisationsplan definitiv festgestellt werden; die Details für die Bildung der Elemente, welche von den einzelnen Comités Nord- und Mittelitaliens besorgt werden mußte, waren diesen bereits früher mitgetheilt worden.

Nach dem definitiven Organisationsplane bestand die Expedition, da sich immermehr herausstellte, daß an Leuten kein Mangel eintreten könne, aus sechs Brigaden, dem Generalstab, der Intendanz oder dem Kriegscommissariat, und dem Medicinalcorps. Eine eigene Abtheilung für den Justizdienst war anfänglich aus guten Gründen nicht geschaffen; der Justizdienst ward vielmehr vorläufig und bis ein Reglement für ihn auf festen Grundlagen festgestellt werden konnte, der Leitung des Generaladjutanten anvertraut.

Jede der sechs Brigaden führte den Namen einer Stadt oder Provinz Nord- und Mittelitaliens und sollte vollständig aus vier Infanteriebataillonen bestehen, denen dann eine Anzahl Jäger- oder Scharfschützencompagnien, eine Anzahl Guiden zu Pferd, Genietruppen, Artillerie nach Bedürfniß vorübergehend oder auch permanent zugetheilt werden konnten. Was die Zahl der Infanteriebataillone betraf, so hatte man vier für die Brigade als Norm festgestellt, ohne die Absicht indessen, an diese Zahl sich durchaus streng zu halten. Die Bataillone zerfielen in vier Compagnien, wie in Piemont, und waren sehr schwach; jedes sollte 300—320 Mann zählen. Man hatte schwache Bataillone und schwache Com-

pagnien vorgezogen, um desto mehr Bataillone und Brigaden zu erhalten; um das Ganze dem Zweck einer selbständigen Expedition gemäß zu gliedern und durch die große Zahl der Bataillone — was ohne Zweifel eingetreten wäre, wie es in Sicilien und auf dem neapolitanischen Festland so oft wirklich eintrat — den Feind über die wirkliche Stärke des Corps zu täuschen; um die meisten jungen Offiziere bei der geringen Stärke der Abtheilungen, die sie zunächst befehligten, sich in den Dienst desto sicherer eingewöhnen zu lassen, und um, ohne die Bataillone auf eine übermäßige Höhe zu bringen, die Rekruten, welche wir im päpstlichen Gebiet zu finden hofften, in die regelmäßigen Cadres aufnehmen zu können.

Die Brigade wäre, vollzählig, an Linieninfanterie allein auf 12—1300 Mann gekommen. Indessen nur eine erreichte diese Stärke wirklich, und nur eine andere, Nicotera, überschritt sie bedeutend.

An Scharfschützen- oder Jägercompagnien waren, als die Expedition marschfertig, fünf abgesondert organisiert, nämlich drei Compagnien genueser Carabiniers (Carabinieri genovesi) und zwei Compagnien mailänder Schützen (Bersaglieri milanesi). Diese beiden Corps waren wesentlich das Werk von Handwerkervereinen. Dazu kam ein Bataillon Jäger von Bologna (Cacciatori di Bologna) unter dem Befehl des später bei Cajazzo schwer verwundeten Majors Cattabene, und ein Jägerbataillon bei der Brigade Nicotera. Diese beiden Bataillone machten auf den Titel eigentlicher Scharfschützen keinen Anspruch, sie waren mehr Infanteriebataillone, die als solche in die Brigaden eingetheilt, aber mit gezogenen Gewehren bewaffnet werden sollten, während die ganze übrige Infanterie der Expedition sich mit gemeinen preussischen, aus Steinschloß- in Percussionsgewehre umgewandelten alten Flinten begnügen mußte, was, schon hier sei es gesagt, durchaus kein Schaden für uns war.

Der böseste Punkt für uns war die Cavalerie. Wir hatten deren Stärke auf vorläufig 120 Pferde bestimmt. Dieses Guidencorps sollte in zwei schwache Schwadronen eingetheilt werden, jede von 60 Pferden. Die eine sollte beim großen Generalstab zu

dessen Disposition bleiben, die andere auf die Brigaden, nicht zu gleichen Theilen, sondern je nach Bedarf vertheilt werden. Die Brigade Nicotera war offenbar diejenige, welche der meisten Guiden bedurfte, weil sie nicht bloß ursprünglich selbständig handeln sollte, sondern auch die ganze Verbindung zwischen den Landungsstruppen und der Brigade in den Abruzzern zu unterhalten hatte. Die Brigade Nicotera hatte eine Abtheilung von Guiden für sich vollständig organisiert. Diese Abtheilung zählte 30 Mann, mehr als genug. Man weiß, wie viele Schwierigkeiten der Transport von Pferden zur See hat. Bei dem Mangel an Fahrzeugen, welcher ohnedies vorauszusehen war, hatten wir uns daher begnügt, in Genua nur ein kleines Guidencorps unberitten zu organisiren und zu bewaffnen, dagegen Einleitungen zu Pferdeankäufen in Toscana getroffen. Die dort angekauften Pferde sollten zu Lande unmittelbar nach der Landung dem Corps zugeschoben werden. Uebrigens sollten von Genua nur die nothwendigsten Pferde für den Generalstab und die Brigadecommandanten mitgenommen werden. Nach allen Nachrichten, welche wir erhielten, und auch nach der Meinung des mit dem Lande wohlbekannten Bianciani unterlag es keinem Zweifel, daß wir in jenem Mittel genug finden würden, unsere Cavalerie selbst über das Maß zu bringen, welches wir ursprünglich als Minimum angenommen hatten.

Die Artillerie sollte aus zwei gezogenen Batterien, jede von vier Bierpfündern, welche sowol gezogen als von Saumthieren getragen werden könnten, bestehen. Die acht Röhre waren Anfang August sämmtlich gegossen. Sie gingen aus dem Etablissement Ansaldo, einer großen Gießerei in San-Pier d'Arema bei Genua, hervor; sechs Geschütze waren zu dieser Zeit auch mit Progen, Rassetten, Gabeldeichseln versehen und die vollständige Ausrüstung für Zug- und Tragthiere für sie vorhanden. Einschließlich des Munitionstrains zählte die Artillerie 180 Mann. Pferde und Esel für sie sollten theils nach der Landung requirirt, theils aus Toscana zugeschoben werden.

Es schien mir nothwendig, auch ein kleines Geniecorps zu haben. Ich rechnete auf zwei schwache Compagnien von etwa 60 Mann jede, die vorläufig genügend waren. In Genua übernahm es ein junger Architect Richiemi, eine solche Compagnie anzuerwerben. Der Anfang dazu war nicht vielversprechend. Die Compagnie bestand anfänglich nur aus Buben, die wenig Kraft hatten und keine Ausbildung in irgendeinem Gewerbe, wenn man einige Barkenführer ausnimmt, welche sich späterhin vermehrten und oft gute Dienste bei Aus- und Einschiffungen leisteten. Eine Differenz erhob sich gleich im Anfange über den Namen. Ich wollte diese Compagnien einfach Geniecompagnien oder Sappeurcompagnien taufen, um ihre Bestimmung sogleich außer allen Zweifel zu setzen. Andere, unter diesen auch Mazzini, waren dagegen. Die Freiwilligen, welche mit uns gingen, so hieß es, wollten sich schlagen und nicht schanzen; nenne man die zu errichtenden Compagnien einfach Genie- oder Sappeurcompagnien, so schreckte man vom Eintritt in sie ab. Ich erwiderte darauf: Es komme allerdings darauf an, daß die zu errichtenden Compagnien schanzen, leichte Brücken bauten u. dgl.; zum Jägerdienst würden sie nicht errichtet, doch sei mir der Name, welchen man ihnen gäbe, ganz gleich, wenn nur den angeworbenen Leuten von vornherein gesagt würde, wofür sie bestimmt wären, sodaß darüber keine Täuschung stattfinden könnte, und wenn nur bei der Auswahl auf ihre wahre Bestimmung Rücksicht genommen würde. Es ward dann der Name Geniejäger (*Cacciatori del genio*) vorgeschlagen, und ich adoptirte ihn, überzeugt, daß er, wenn es nur erst Ernst würde, von selbst fallen werde. Der alte Oberst Tharrena, von dem ich noch weiter zu sprechen haben werde, machte die sehr richtige Bemerkung, daß der Titel Geniejäger zu allen möglichen schlechten Wizen Anlaß bieten würde. „Sie haben das Genie wol gejagt“, würde man am Ende sagen, „aber getroffen haben sie es nicht.“

Erst Anfang August führte uns ein glücklicher Zufall drei junge Architekten aus Mailand zu, welche sich sogleich anheischig machten,

dort eine tüchtige Geniecompagnie aus lauter Handwerkern zu errichten. Sie hielten Wort und schufen uns jene vortreffliche Geniecompagnie, welche unter dem Hauptmann Tessera und dem braven Lieutenant Zancarini sich später bei jeder Gelegenheit mit Ruhm bedeckte.

Von den sechs Brigaden erhielt die 1., die Brigade Genua, der Oberst Eberhard, ein Ungar, der in piemontesischen Diensten gestanden; die 2. Oberst Tharrena, gebürtig von der Insel Sardinien, ein schon älterer Herr, der von frühester Kindheit an in piemontesischem Dienst gewesen war und infolge von Zerrwürfnissen in politischer Beziehung aus diesem seinen Abschied genommen hatte. Er lebte im Pensionsstand in Genua. Da außer unserer Expedition fortwährend kleinere direct für Sicilien im Gange waren und auch einzelne Personen beständig dorthin expedirt wurden, und da das Durcheinanderwerfen dieser verschiedenen Geschäfte leicht Verwirrung auch in die Angelegenheiten unserer Expedition bringen konnte, so hatte ich den Wunsch ausgesprochen, daß zur Feststellung der verschiedenen Anordnungen für diese große Expedition ein besonderes Comité eingesetzt würde. Dies geschah denn auch alsbald, aber es war gerade in Genua schwer, eine größere Anzahl erfahrener und gebildeter Militärs zu solchem Zweck zusammenzubringen, da an den verschiedenen andern Formationspunkten in Ober- und Mittelitalien diese auch nicht entbehrt werden konnten. Für gewöhnlich bildeten daher Bianciani, Tharrena und ich das Comité allein. Wir traten alle Tage zusammen, um zu endgültigen Bestimmungen über die Formation, die wenigen Reglementsgrundsätze, welche wir brauchten, das Rechnungswesen zu gelangen und zu untersuchen, was von Ausrüstungsstücken für die verschiedenen Dienstzweige bereits vorhanden, was überhaupt nöthig wäre und was folglich noch beschafft werden mußte. In den letzten Wochen vor Abgang der Expedition waren bereits mehrere Offiziere unsers improvisirten Generalstabs beisammen und konnten zur

Unterstützung bei den verschiedenen vorkommenden Arbeiten gebraucht werden. Diese jungen Offiziere werden wir späterhin noch kennen lernen. Nach den Comitésitzungen und vor dem Essen (*pranzo*) ging ich gewöhnlich mit Tharrena noch für ein halb Stündchen in die Concordia, das bekannte schöne Wirthschaftslocal in der Strada nuova, wo wir unsern Absynth tranken und uns noch über verschiedene Dinge privatim unterhielten. Tharrena war ein sehr liebenswürdiger alter Herr von allgemeiner Bildung, guten Grundfähigen, militärischen Kenntnissen und militärischer Erfahrung. Von Gestalt war er äußerst klein, an Schurren und Wigen ergöglicher Art sehr reich, dabei von großer Lebhaftigkeit und unermüdblich im Reden. Dies letztere gefiel mir weniger; ich fürchtete, daß er unsern Freiwilligen zu viel Reden halten und dabei sich nicht immer streng an das absolut Nothwendige halten werde. Von seinen Wigen fällt mir gerade einer ein, welcher öfters vorkam: er nannte nämlich die Schwestern du sacré coeur regelmäßig die Schwestern du sacré cuir. Der Umgang mit Tharrena hatte bei dessen allgemeiner Bildung und großer Lebenserfahrung für mich den bedeutenden Vortheil, daß er mich auf manches aufmerksam machte, an dem ich sonst im fremden Lande vielleicht achtlos vorübergegangen wäre. Oft sprachen wir über die Irreligiosität, nicht mehr blos Unkirchlichkeit, welche in den höhern Schichten der Italiener wie meines Wissens in keinem andern Volke in den gleichen Klassen herrscht. Die unseligen Wirkungen der Priesterherrschaft wurden mir von Tag zu Tag klarer, und wie ich überhaupt mich immer mehr in den Gedanken und die Durchführung unserer Expedition hineinarbeitete, so auch in der Beziehung, daß ich mich immermehr darauf freute, etwas zum Umsturz des Pfaffenregiments beitragen zu können. Unwillkürlich dachte ich an unsern alten Georg von Frundsberg und den Vorwurf, welchen seinerzeit ihm die römischen Pfaffen machten, als er anfänglich die Expedition Karl's von Bourbon begleitete: daß er eine goldene Kette bei sich getragen habe zu keinem andern Zweck, als den Papst daran aufzuhängen, sobald er ihn hätte.

Die 3. Brigade, Milano, commandirte der Oberst Gandini, ein schöner großer Mann, der eine nicht geringe Aehnlichkeit mit Cialdini hatte, guter Reiter und Fechter, dabei fast aller Sprachen des civilisirten Europa mächtig, gewandt im Umgang. Er hatte 1859 in der mittellitalienischen Armee gedient. Von seinen militärischen Kenntnissen konnte ich mir keine große Meinung bilden. Erhielt er Instructionen über das oder jenes, so war er leicht empfindlich, da er dieselben für Belehrungen über Dinge hielt, die er eigentlich wissen mußte. Dabei war er zu Eigenmächtigkeiten ziemlich geneigt und liebte auch ein wenig die Intrigue.

Oberst Puppi, welcher die 4. Brigade, Bologna, befehligte, war im sardinischen Dienste aufgewachsen und hatte denselben erst kürzlich verlassen. Er hatte eine große Dienstenntniß und hielt seine Truppe stets gut zusammen, wußte auch den rechten Mann an den rechten Platz zu bringen; seine Offiziere waren in der ganzen Expedition durchschnittlich die besten. Einem guten Glas Wein ließ er gern sein Recht widerfahren, und danach wog er sein Benehmen nicht immer in der geeignetsten Weise ab und ließ es sich nicht nehmen, über alles zu raisonniren. Ein wenig stark von piemontesischem Dienstpedantismus angesteckt, fand er leicht Schwierigkeiten und Einwürfe gegen dies und jenes heraus, beklagte sich z. B. mehr als andere über unzureichende Verpflegung. Aber am Ende nahm er stets Vernunft an. In seinem Aeußern hatte er vieles vom preussischen Stabsoffizier, kleine, untersezte Figur, rothes Gesicht. Er blieb bei Capua am 19. September. Sanft ruhe seine Asche! Ich werde von ihm wie von den meisten, die hier genannt sind, noch vieles zu sprechen haben.

Von Nicotera, dem Befehlshaber der 5. Brigade, Toscana, ist bereits die Rede gewesen. Den Commandanten der 6. Brigade, Abruzzan, Oberst Caucci, habe ich nur einmal flüchtig gesehen, als er in Genua war, um seine Instructionen zu holen. Man rithnte ihm große Kenntniß des kleinen Kriegs nach, worauf es besonders ankam.

An die Spitze des Commissariats trat der Major Sani, ein junger Advocat, der seine Wahl zu dieser Stellung jedenfalls mehr politischen Rücksichten und persönlichen Freundschaften als seiner Kenntniß dieses Dienstzweigs verdankte. Uebrigens fehlte es in unserer Intendantur, namentlich in den Commissariaten der einzelnen Brigaden, durchaus nicht an Leuten, die ihrer Stellung vollkommen gewachsen waren, wie sich dies später oft unter schwierigen Verhältnissen zeigte.

Die Leitung des Sanitätsdienstes übernahm Dr. Gemelli, der schon im Jahre 1859 bei den Alpenjägern Garibaldi's als Militärarzt gedient hatte. Tüchtiger Arzt, stets darauf bedacht, mit den geringsten Mitteln das Höchste zu leisten, so braver Soldat wie einer, liebenswürdiger Gesellschafter, Mann von Welt und doch gut und einfach, erwarb er sich bald die Liebe und die Achtung aller, die Gelegenheit hatten, mit ihm in nähere Verbindung zu treten.

Um die Organisation unserer Artillerie machte sich vor allem der Lieutenant Torricelli, ein Nachkomme des großen Physikers, verdient, ein junger Mann, der ebenso ausgezeichnet war durch seine Bescheidenheit, seine Opferfähigkeit als durch seine theoretischen und praktischen Kenntnisse in allen Zweigen der Artillerie und des Waffenwesens überhaupt.

Die Ausrüstung und Bekleidung unserer Truppen war so einfach als möglich. Einzelne Corps rückten von den Comités, die ihre Bildung übernommen hatten, bekleidet ein. So das Bataillon Cattabene, Jäger von Bologna, in blauen Waffenröcken mit grünen Abzeichen und gleichen Mützen (kleinen Rüppis); die Carabinieri von Genua, blaue Waffenröcke mit Schwarz und schwarze Hüte; die Bersaglieri von Mailand, grüne Bluse und Hosen mit rothem Passempoil, schwarze Hüte mit Federn; die Geniecompagnien, kurze Jacken und Hosen von ungebleichtem Drill mit schwarzen Hüten. Die Brigade Nicotera trug blusenförmige Waffenröcke und Hosen von blaugrauem Sommerstoff mit rothen Abzeichen. Die übrigen

Corps wurden gekleidet, wie es der Bestand unserer Magazine zuließ. Vorherrschend waren z. B. bei der 1., 3. und 4. Brigade die grauen Drilljacken und -Hosen. Die 2. Brigade Parma hatte rothe Blusen. Die reguläre Kopfbedeckung war die einfache Kappe vom Schnitte der französischen Mützen, bei einzelnen Bataillonen blau, bei andern scharlachroth. Jeder Mann erhielt entweder einen Capot nach sardinischem Muster oder eine grüne oder graue Lagerdecke. Es ward darauf gesehen, daß wenigstens in einem und demselben Bataillon, wenn nicht in der ganzen Brigade, die Uniform die gleiche war. Zu diesen Stücken der Ausrüstung kamen noch Schuhe, bei einzelnen Corps kurze, bis auf die halbe Wade reichende Ledergamaschen, Patronentaschen, Bajonnettscheiben und Brodbentel, welche zur Aufbewahrung aller nothwendig mitzuführenden Artikel dienten und daher zugleich die Stelle der Tornister vertraten, dann Feldflaschen, meistens von Holz mit Zapfen. Diese Ausrüstung genügte uns in dem herrlichen Klima Südtaliens vollständig und erleichterte uns vorkommendenfalls weite Märsche. Für die große Mehrzahl der Truppen war die Hauptwaffe das alte preussische percussionirte Bajonnetgewehr, wie schon gesagt worden ist; einzelne Truppentheile hatten gezogene österreichische Gewehre, eine Beute vom Schlachtfelde von Magenta, wie z. B. anfangs die Bersaglieri von Mailand. Die Carabinieri von Genua hatten sich in zwei Compagnien mit amerikanischen und schweizerischen Stutzen bewaffnet, die dritte Compagnie erhielt gezogene österreichische Gewehre. Man glaube nicht etwa, daß ich diese verschiedenartige Bewaffnung als einen Vortheil betrachte. In der Garibaldi'schen Gesamtarmee, in welcher die Expedition später aufging, fanden sich noch viel mehr verschiedene Modelle, und ich werde Gelegenheit genug haben, ganz detaillirt von den Nachtheilen zu berichten, welche diese verschiedenartige Bewaffnung mit sich brachte.

Die Distinctionszeichen waren sehr einfach: für die Unteroffiziere Chevrons auf den Rockärmeln, für die Offiziere lediglich Streifen an der Mütze, bei der Infanterie an der scharlachrothen

Kappe silberne, beim Generalstab und andern Waffengattungen goldene. Der Unterlieutenant hatte einen umlaufenden Streifen, der Oberlieutenant zwei, der Hauptmann drei, der Major vier und der Oberst fünf, der Oberstlieutenant drei goldene und zwei silberne. Der Generalstab sammt den Guiden trug zum Unterschied nicht scharlachrothe, sondern amaranthrothe Kappen mit schwarzem Rande. Außerdem hatten die Offiziere des Generalstabs noch schwarze Calabreser mit Federn und übrigen nur die Obersten um diese Plüte einfache goldene Schnuren. Der gesammte Generalstab trug das rothe Hemd Garibaldi's (*camicia rossa*).

Nachdem ich von der Organisation der römischen Expedition gehandelt, wird es doch auch am Platze sein, einiges über die Armee Lamoricière's zu sagen, da sich hieraus ergeben wird, wie wenig bei unserer Expedition eine Gefahr des Mislingens wahrscheinlich war. Ich schicke voraus, daß wir von Mitte Juli ab die treuesten Berichte über die Stellungen der päpstlichen Armee, über jede Dislocation von einer Stadt zur andern erhielten; daß unsere Verbindungen uns gestatteten, in dieser oder jener beliebigen Stadt auf den ersten Wink eine Insurrection hervorzurufen, die, wenn sie auch keine nachhaltigen Wirkungen haben konnte, doch jedenfalls hinreichte, um einerseits die Franzosen, andererseits einen großen Theil der Armee Lamoricière's auf einem Punkte zu beschäftigen, der uns bequem schien, weil er die dort beschäftigten Truppentheile fern von uns hielt; daß wir ebenso sicher waren, die Telegraphendrähte im Augenblick und auf den ersten Befehl in den römischen Staaten dort wiederholt durchschneiden lassen zu können, wo es uns darauf ankam, die Communicationen zu unterbrechen. Alle diese Dinge, wohlbedacht und vorgeesehen, machten nicht die geringsten Schwierigkeiten für uns.

Die Piemontesen haben später die Armee Lamoricière's erdrückt. Erdrückt konnten wir sie nicht mit unsern 9000 Mann. Aber jeder, der etwas von diesen Dingen versteht, wird nicht voreilig sagen wollen, daß wir mit unsern 9000 Mann nicht wesentlich

das gleiche Resultat hätten erzielen können, welches die 40000 Piemontesen als Strangulatoren erreichten, wenn man auch nur die hülfreiche Thätigkeit erwägt, welche uns die Bevölkerung der päpstlichen Staaten nach dieser oberflächlichen Skizze gewährte. Man braucht gar nicht in Rechnung zu stellen, ja man kann geradezu leugnen, daß uns Hilfstruppen aus den insurgirten Provinzen zugeströmt wären, und dennoch wird man uns die Möglichkeit zugestehen können, daß wir fähig waren, dasselbe zu thun, was die Piemontesen gethan, die, weil sie solche Unterstützung, wie wir deren sicher waren, nicht suchten, sie auch durchaus nicht fanden.

Die vollständigste Nachricht über Stand und Stärke der päpstlichen Armee brachte uns ein gewisser F., ein Franzose. F. war aus dem Dienst *Lamoricière's*, unzweifelhaft zweideutiger Ursachen halber, *échappirt*. Er hatte sich an Alexandre Dumas gewendet, und der große Romanschreiber, welcher ohne allen Zweifel der Sache Italiens große Dienste geleistet hat, aber es mit Empfehlungen und ähnlichen Dingen auch ohne allen Zweifel nicht genau nimmt, hatte ihn an Bertani empfohlen. F. machte auf mich vom ersten Augenblick an den Eindruck eines schlechten Subjects, und ich hielt es anfänglich für meine Pflicht, dagegen zu protestiren, als Bertani mir den Wunsch aussprach, daß ich den Menschen in den Generalktab einreihe. Bertani hielt mir entgegen, daß er Dumas ein Versprechen in dieser Beziehung gegeben habe, und meinte, da er selbst zugab, daß ich keineswegs unrecht habe, ich würde ja wol Mittel finden, den Menschen unschädlich zu machen, ohne uns des Nutzens zu berauben, den er immerhin bringen könne. *C'est la guerre!* sagen die tapfern Franzosen, diese Nation, der leider Gottes nun auch das betreffende Individuum angehörte. Ich beugte mich diesem Spruch und den Vorstellungen Bertani's. Traurig war der Eindruck, den F. auf mich machte, als er, der eben von einer Fahne zur ganz entgegengesetzten übergegangen war — und man konnte wol sagen, angeflücht des Feindes —, sogleich mit Bestimmtheit einen schriftlichen Rapport über die ganze Situation

des päpstlichen Heeres abstattete. Ich muß sagen, daß ich anfangs Scrupel hatte, von diesem Bericht auch nur Notiz zu nehmen. Pianciani beschwichtigte meine Scrupel mit Philipp's altem Spruch vom Verrath und den Verräthern.

Der Bericht von F. stimmte nicht bloß mit allen unsern andern Nachrichten vortrefflich, nur etwas mehr zusammenfassend, er stimmte auch durchaus mit dem überein, was Lamoricière später selbst über seine fatale Stellung veröffentlicht hat. Ich will also diesen Bericht von F. hier zu Grunde legen, um das Nöthige über die päpstliche Armee beizubringen.

Dieselbe bestand aus 5—6000 Gensdarmen in den drei Legationen von Rom, Urbino und den Marken. Die Gensdarmen waren in kleinen Abtheilungen über das ganze Gebiet des Kirchenstaats verstreut; sie waren zum größten Theil „zuverlässig“, d. h. entschlossen, sich für den Papst zu schlagen, nicht durchweg, wie aus dem Verlauf meiner Erzählung sich ergeben wird. Aber es war wenig darauf zu rechnen, daß man einen beträchtlichen Theil dieser Gensdarmen würde mobilisiren, d. h. dergestalt vereinigen können, daß er den Armeebewegungen als integrierender Theil der Armee folgen konnte. Man schlug diesen Theil aufs höchste zu 500 Mann an.

Die Artillerie zählte 600 Mann in vier Batterien und einem Zuge (Section) Fremdenartillerie. Man rühmte ihre gute Disciplin, dagegen wollte von ihrer Einübung niemand etwas wissen. Wären die Batterien vollzählig gewesen, so hätte die päpstliche Artillerie 34 Stücke gezählt und wäre der unserigen vierfach überlegen gewesen. In der That aber waren nur 12 Stücke (Acht- und Zwölfpfünder, sechs- und vierzöllige Haubitzen und zwei gezogene Kanonen) so bespannt und ausgerüstet, daß sie als Feldartillerie angesehen werden konnten; die übrigen Stücke nebst Munitionswagen wurden höchstens mit requirirten Pferden und Ochsen bespannt. Die Munition fehlte zu den gezogenen Kanonen ganz und gar, einige Probeschuß abgerechnet. Für die ganze übrige Ar-

illerie waren Ende Juli 1000 Schuß bereit. Wir konnten schon im Anfange des Feldzugs mit ebenso viel auswarten und von Genua ohne Umstände alle Wochen die gleiche Zahl beziehen.

Die Infanterie bestand aus zwei Bataillonen eingeborener Jäger, dem Irländerbataillon St.-Patril, drei fremden franco-belgischen und österreichischen Jägerbataillonen, zwei Fremdenregimentern und zwei einheimischen Linienregimentern.

Die eingeborenen Jäger, damals 1500 Mann stark, waren als Elitetruppe behandelt worden; man hatte „möglichst“ gute Auswahl für sie getroffen, und es wurde vermuthet, daß sie sich ein wenig schlagen würden. Die Irländer, damals 1000 Mann stark, schon als versoffenes Gesindel und betrogene arme Sünder angekommen, wurden von jedermann für nichts gezählt; sie dachten nur noch daran, wie sie mit guter Manier wieder fortkommen könnten. Unsere ersten Nachrichten über die Formation der Irländer hatten anders gelautes, und ich will hier Scherzes halber eine Proclamation mittheilen, die für den Fall, daß die ersten Nachrichten die richtigen gewesen, entworfen worden war. Sie lautete: „Söhne des grünen Erin! Man hat euch gesagt, daß wir die Feinde Gottes und der hochgeliebten Heiligen seien. Glaubt es nimmer. Wir lieben Gott und die Heiligen ebenso sehr als ihr, wenn sie uns helfen. Wir wollen nichts als die falschen Propheten vertreiben und machen, daß jedermann seinen Gin und seine Kartoffeln habe. Kommt selbst zu uns und seht, ob wir nach diesen Grundsätzen handeln oder nicht.“

Die drei fremden Jägerbataillone, das franco-belgische und die beiden österreichischen, zählten Ende Juli 1800 Mann; allerdings sollten sie zusammen 3300 zählen, es war aber nicht der Fall. Die Leute in diesen Bataillonen waren zum größten Theil zuverlässig, gute Soldaten, aber schlecht geübt. Die österreichischen Bataillone wurden von den eigenen österreichischen Offizieren, die mit ihnen gekommen, ordentlich zusammengehalten, wenigstens vor der Zeit der

Gefahr, und die Nachrichten waren derart, daß man auch für die Zeit des Kampfes nichts anderes voraussetzen konnte.

In den beiden Fremden- oder Schweizerregimentern, welche Ende Juli zusammen noch 4000 Mann stark waren, herrschte die Desertion in schredenerregendem Maße und nahm immermehr überhand. Man konnte schwer berechnen, wie viel in 14 Tagen oder drei Wochen von diesen Regimentern noch übrig sein werde, aber man sagte von den Soldaten, welche dann noch übrig sein würden, daß sie sich „vielleicht“ schlagen, während von den 4000 Mann, welche die beiden einheimischen Linienregimenter ausmachten, als „sicher“ angenommen ward und mit vollem Recht angenommen werden konnte, daß sie sich „auf keinen Fall“ gegen uns schlagen würden. Die Bewaffnung der Infanterie, auch der Jägerbataillone, war fast durchweg miserabel, der Mangel an gezogenen Gewehren war bei dieser Armee desto schädlicher, weil die meisten gerade der militärisch gebildeten Offiziere in derselben einen hohen Werth auf das weite Schießen setzten. Jeder Mann der Infanterie hatte 50 Patronen in Tasche und Tornister, nach allen Erfahrungen eben genug für ein nicht sehr bedeutendes Gefecht. Der ganze Rest der Taschenmunition in den Magazinen belief sich auf 360000 Patronen, also 30 auf den Mann, wenn man die Infanterie auf 12000 Mann berechnete.

Die Cavalerie bestand aus 300 Dragonern, 80 Chevauxlegers und 50 Guiden. Die Guiden waren sämmtlich, von den Chevauxlegers 20, von den Dragonern 200 beritten. Die berittene, also wirkliche Reiterei belief sich somit auf 270 Mann. Kein Mensch zweifelte daran, daß diese gesammte Reiterei sich sogar gut schlagen werde. Das Genie zählte 48 Mann.

An dem Material für die Artillerie und das Genie fehlte es aufs äußerste. Da wir bereits gesehen haben, daß sogar für die Verspannung der Batterien nicht gesorgt war, kann es nicht auffallen, daß ein Artilleriereservetrain gänzlich fehlte. Auch ein Verpflegungstrain war durchaus nicht vorhanden, so nöthig ein solcher

für eine Armee gewesen wäre, welche, bei Licht betrachtet, in feindlichem Lande kämpfte und auf die Unterstützung der Bevölkerung sich fast gar keine Rechnung machen konnte. Für den Ambulance- und Verpflegungsdienst war so gut als nichts gethan.

Dies waren die wirklichen Verhältnisse der Armee Lamoricière's. Wir glauben, daß wir hier die ersten, ganz zuverlässigen Nachrichten über dieselbe einem größern Publikum mittheilen. Man misstrauet jeder andern Darstellung. Uebrigens wird die unserige für jeden, der sehen will und kann, durch die Berichte Lamoricière's und der Piemontesen vollständig bestätigt werden.

Fassen wir zusammen, so zählt die Armee Lamoricière's etwa 18000 Mann, die sich ganz gewiß nicht vermehren, aber wol noch vermindern können. Von diesen 18000 Mann sind mindestens 6000 nöthig für die vielen Polizeibefestigungen im ganzen Gebiete des Kirchenstaats. Es bleiben also zu mobilisiren 12000 Mann übrig. Wenn man nun erwägt, daß von diesen 12000 Mann allermindestens 5000 Mann als ganz unzuverlässig bezeichnet werden können, daß es unmöglich sein wird, die ganze Armee auf Einen Punkt zu concentriren, daß wir die Bevölkerung entschieden für uns hatten, ohne im geringsten dabei auf eine active Unterstützung mit den Waffen in der Hand rechnen zu wollen, obgleich auch diese nicht ganz und gar ausgeblieben wäre, so wird wol kein Verständiger behaupten, daß es Leichtsinns gewesen wäre, diese sogenannte Armee mit 9000 Mann, ja selbst nur 6000 Mann nord- und mittelitalienischer Freiwilliger, mit sechs, später acht gezogenen wohl approvisionirten Geschützen anzugreifen und sich des Siegs ziemlich sicher zu halten. Unsere Freiwilligen waren zum größten Theil von Vaterlandsliebe, von Ehrgeiz bewegt, die höhern Offiziere waren, mit wenigen Ausnahmen, tüchtig und hatten das Zeug dazu, sich in wenigen Tagen ernstler Thätigkeit das volle Vertrauen ihrer Untergebenen zu erwerben. Wie anders stand das in der Armee Lamoricière's, der von der ganzen bankrottten Aristokratie Europas um Anstellungen für den neuen Kreuzzug geplagt ward!

Darüber war nur Eine Stimme, daß Lamoricière ein tüchtiger, tapferer Soldat sei. Aber er war, wenn man es genau besah, doch eigentlich ein General ohne Armee, und daß er vollständig fähig sei, sich in ihm ganz fremde Verhältnisse schnell hineinzudenken und danach zu handeln, das traute ihm von den geschiedten Leuten, die ihn kannten, sehr wenige zu.

Ueber den militärischen Gedanken Lamoricière's, der sein Handeln bestimmen mußte und es bestimmen würde, herrschten große Meinungsdivergenzen. Ich will hier nur zwei diametral einander entgegenstehende Meinungen erwähnen, welche zu gleicher Zeit von zwei bedeutenden Männern getragen wurden.

Mazzini sagte: „Lamoricière ist sehr geneigt, seine Truppen zu zersplittern; bei der mindesten Bewegung seiner Gegner schießt er da- oder dorthin Truppenabtheilungen. Es ist leicht, wenn man ein wenig darauf speculirt, ihn zu einer Vertheilung seiner Kräfte zu veranlassen, die uns günstig sein muß.“

Oberst Charras dagegen, der Lamoricière von Afrika her kannte, drückte sich ungefähr so aus: „Ich weiß, wie Lamoricière es machen wird; fällt ihr ihm in sein Gebiet ein, so nimmt er alles zusammen, was er aufstreiben kann, und geht auf einen Punkt los. Er selbst wird in der Tirailleurlinie sein, und das Beste für euch ist, daß ihr einige gute Schützen habt, die ihn aufs Korn nehmen und ihn im ersten Gefecht wegnallen.“

Ich für meinen Theil zweifelte keinen Augenblick daran, daß, wie Charras behauptete, Lamoricière im ersten oder im zweiten Gefecht in der Tirailleurlinie sein werde; denn es war mir bekannt, daß Lamoricière ein tapferer Offizier ist, dem es kaum einer gleich thut, wenn es darauf ankommt, sich persönlich auszusetzen; ich war überdies überzeugt, daß Lamoricière so gut als andere Offiziere seines Schlages wissen werde, daß es, wenn man eine junge Truppe, von der man im wesentlichen noch wenig gekannt ist, commandirt, darauf ankommt, an der Spitze zu sein, sich zu exponiren, weil man dadurch, wenn es nicht ganz unglücklich geht, wenn man nicht das

traurige Schicksal hat, lauter Schufte zu befehligen, auch am Ende diejenigen vorwärts bringt, welche am besorgtesten für ihr theueres Leben sind.

Dennoch schien es mir, daß Mazzini mehr recht habe als Charras, und daß in Bezug auf unsere Operationen die Meinung von Mazzini mehr praktischen Werth habe als die von Charras. Denn ich hatte allerdings auch bemerkt, daß bei der geringsten Bewegung, bei einer der kleinen Bewegungen oder nur Gerüchte, die zum großen Theil von uns veranlaßt wurden, Lamoricière nicht etwa mit ganzer Macht auf den betreffenden Punkt losmarschirte, sondern detachirte. Außerdem war es mir nach unsern, obwol nicht immer von Sachverständigen herrührenden, vielleicht desto schlagendern Nachrichten durchaus kein Räthsel mehr, daß Lamoricière mehr an die südliche als an die nördliche Richtung, mehr an die Vereinigung mit den neapolitanischen Streitkräften gegen den nordwärts vordringenden Garibaldi, als an die Abwehr eines von Norden und Westen her kommenden Angriffs dachte.

Nach den Berichten, die uns aus dem päpstlichen Gebiet zugehen, war meine allgemeine Anschauung, die Anschauung, auf welche wir praktisch unsere Operationen basiren mußten, von der Aufstellung Lamoricière's diese: Lamoricière steht mit dem mobilen Theil seiner Truppen auf der Mittellinie des päpstlichen Gebiets in der Richtung von Norden nach Süden; Avantgarde Perugia; Gros Foligno-Todi; Arrièregarde oder Reserve Spoleto-Rieti. Die Avantgarde kann zur Arrièregarde und die Arrièregarde zur Avantgarde gemacht werden. Alles was seitwärts dieser bezeichneten Mittellinie liegt, ist nur von zerstreuten Garnisonen besetzt.

Diese einfache Anschauung mußte uns leiten. Ancona, ich bemerke dies ausdrücklich, blieb für uns aus dem Spiele, da wir weder Belagerungstrain noch Flotte hatten. Wie wenig diese einfache Anschauung durchgedrungen war, dafür könnte ich vieles beibringen; man braucht übrigens nur die „bestunterrichteten“ Zeitungen von Ende Juli und Anfang August zu lesen, um sich davon zu über-

zeugen. Daß sie die richtige war, dafür könnte man Lamoricière gewiß selbst zum Zeugen aufrufen. Aber wie viel ist noch zu thun, um der militärischen Welt klar zu machen, daß man, um einfach und richtig handeln zu können, einfacher, klarer Anschauungen bedarf, daß diese Anschauungen immer die besten sind, mag auch aus sogenannten Specialkenntnissen heraus noch soviel gegen sie vorgebracht werden können.

Doch ich habe vorläufig genug von unserm Plane gesprochen. Für leichtsinnig wird ihn niemand mehr halten; für gut, für sicher werden ihn die meisten halten, die militärische Kenntnisse und nebenbei fünf Sinne haben; ich muß jetzt die Frage des Oberbefehls über die Expedition ein wenig verfolgen.

III.

Die Frage des Oberbefehls über die römische Expedition.

Ich habe gesagt, daß mir die Frage des Oberbefehls über die römische Expedition ursprünglich als eine unbedeutende, eine Nebenfrage erschien. Unsere Expedition ward, so sagte man mir, auf Befehl Garibaldis, in seinem Namen organisiert. Es war gar nicht so unmöglich, daß er selbst, wenigstens für die ersten Tage, den Oberbefehl übernahm; es war noch weniger unmöglich, daß er einen seiner erprobten Freunde, z. B. Medici oder Cosenz, absendete, um seine Stelle zu vertreten. Damit war genug gethan. Für die ganze Anordnung des Detail traute ich mir zu vollständig sorgen zu können. Es kam für den Beginn mehr auf einen Namen an als auf irgendetwas anderes. In der That irrte ich mich aber mit der Voraussetzung, daß Garibaldi vollständig und unbedingt mit unserer Expedition einverstanden wäre.

Garibaldi hatte bei weitem nicht die Kräfte in Sicilien, von denen fortwährend geredet ward; ich werde Gelegenheit haben, noch des weitern zu erzählen, wie es eigentlich damit stand. Garibaldi wollte ein Unternehmen gegen das Römische, aber als bloße Diversion, mit geringen Streitkräften. Bei der Mangelhaftigkeit seiner verfügbaren Streitmacht mußte er wünschen, dieselbe soweit als möglich zu vermehren, um mit Erfolg auf das neapolitanische Festland übergehen zu können. Es mußte ihm also lieber sein, daß

wir mit dem größten Theile unserer (verhältnißmäßig sehr bedeutenden) Truppenmacht zu ihm stießen, als daß wir eine Unternehmung auf eigene Faust begannen. Es war dies nur eine andere Form meines eigenen militärischen Scrupels, von dem ich früherhin gesprochen habe. Dazu kam noch die Arbeit der Cavouristen. Auch dem Kühnsten mußte es unzuträglich erscheinen, daß Garibaldi sich z. B. aus Sicilien für längere Zeit und so, daß es allgemein und unzweifelhaft bekannt ward, entfernte, wenn man erwog, wie die Cavouristen in Sicilien gegen Garibaldi arbeiteten. Ferner konnte man mit gutem Recht sagen, daß es leichter sein werde, in den römischen Staaten mit der vollen Entschiedenheit, welche die Lösung der dortigen endlichen Centralfrage erheischte, aufzutreten, nachdem das neapolitanische Festland in Garibaldi's Händen sei, als vorher.

Wie gesagt, ich stellte mich anfangs zu wenig auf diesen speciellen Standpunkt, ich dachte zu wenig an die speciellen Interessen, welche für Garibaldi in Sicilien sich gebildet haben konnten, selbst mußten.

Erst später wurde ich darüber vollständig aufgeklärt, daß Garibaldi wol mit der Idee einer Diversion ins Römische, aber nicht so ganz mit einer großen, selbständigen Unternehmung dahin einverstanden war, die von vornherein ganz andere Dimensionen annehmen sollte, als seine Expedition nach Sicilien ursprünglich gehabt hatte.

Pianciani hatte sich schon bei seinem ersten Aufenthalt in Italien, im Frühjahr 1860, große Mühe gegeben, einen Chef für die Expedition ins päpstliche Gebiet aufzutreiben. Medici, der damals seine Expedition nach Sicilien vorbereitete, hatte, vielleicht aus Bescheidenheit, abgelehnt. Er wollte unter Garibaldi commandiren, nicht selbständig. Uloa zog jede Thätigkeit im Neapolitanischen einer selbständigen Führung in irgendeinem andern Theile Italiens vor, und man weiß, wie dieser ehrgeizige Mann handelte, nachdem Franz II. seine Constitutionen versprochen hatte, — freilich auch

ohne seinen Zweck zu erreichen. Consenz raisonnirte wie Medici, Sacchi erst vollends. Morandi war krank; Brignone, piemontesischer General, von Garibaldi selbst empfohlen, wurde von der piemontesischen Regierung nicht losgelassen.

Unter anderem dachte man auch an Oberst Charras. Auch ich wurde deswegen befragt. Obgleich ich, wie im voraus gesagt, gegen jeden Nichtitaliener als Oberbefehlshaber der Expedition gestimmt war, aus ganz allgemeinen Beweggründen, hatte ich doch meine guten Gründe, nicht positiv gegen die Berufung von Charras zu sprechen. Für mich konnte die Sache ziemlich gleichgültig sein: wenn die Italiener einen Franzosen wollten, so hatte ich jedenfalls kein Recht, mich dagegen aufzulehnen. Uebrigens glaubte ich von vornherein nicht daran, daß Charras annehmen werde. Erstens konnte ich mir nicht wohl denken, daß es ihm ein besonderes Vergnügen machen werde, gegen einen alten Kriegskameraden zu fechten, und die verschiedenen Aussprüche, daß Charras förmlich nach diesem Duell brenne und daß er besonders vergnügt darüber sein werde, Kamorieiere zu schlagen, konnten mich nach meiner Kenntniß des menschlichen Herzens im allgemeinen und des Verhältnisses französischer Offiziere zueinander in meiner Ansicht nicht leicht irre machen. Zweitens hatte ich noch so verschiedenes andere pfeifen hören, über dessen mehr oder mindere Begründung ich hier weder entscheiden, noch lange Betrachtungen anstellen will, das mir aber durchaus nicht unwahrscheinlich vorkam. Charras, so hatte man mir gesagt, habe mit einiger Abneigung davon gesprochen, als Untergegener Garibaldi's aufzutreten.

In dieser Beziehung war aber eine Zweideutigkeit oder ein Compromiß absolut unmöglich, und wenn jeder andere zu einem solchen erbötig gewesen, ich hätte dagegen mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln — in diesem Falle nicht blos mit dem passiven Widerstand des Angebots meiner Dimission — und wie ich weiß, nicht ohne Erfolg angeklümpft. Der Führer unserer Expedition mußte als Untergegener Garibaldi's auftreten; denn die ganze Ex-

pedition wurde unter Garibaldi's Namen ausgerüstet und verdankte diesem Italien heiligen Namen den Zulauf der Freiwilligen, die thätige Unterstützung der Comités. Mir schien es sogar im höchsten Grade wünschenswerth, daß Garibaldi, wenn auch nur auf wenige Tage, sei es die ersten, sei es den dritten oder vierten, sich persönlich an die Spitze der Expedition stelle.

Der „gute Witz“, wie es einige nannten, die beiden französischen Republikaner auf italienischem Boden aneinander zu hegen, behagte mir, aufrichtig gestanden, durchaus nicht.

Charras, wiederholt aufgefordert, kam nach Genua. Obgleich ich mit ihm in demselben Hotel wohnte, sah ich ihn nur einmal und sprach über die wichtige Sache, die mich ganz und gar beschäftigte, gar nicht mit ihm. Eines Morgens, als ich zum Frühstück in den Speisesaal herabkam, traf ich ihn mit de Boni zusammen dort. Außer einem Kellner waren wir drei zwar allein, doch das Gesicht von Charras war so geheimnißvoll, daß ich sogleich verstand und so that, als kenne ich ihn nicht. Wir sprachen lediglich über gleichgültige Dinge. Das Resultat war, wie ich es vorausgesehen hatte. Charras lehnte ab. Allerdings, sagte er, sei er überzeugt, daß mit den Freiwilligen, welche wir versammelten, vieles ausgerichtet werden könne; er sei aber denselben nicht bekannt und kenne sie nicht, er spreche nicht einmal ihre Sprache, ja er verstehe sie kaum. Das möge bei einem regulären Heere von geringer Bedeutung sein, bei einem Freiwilligenheere nicht. Er könne sich veranlaßt sehen, Märsche und Contremärsche zu machen, dem Feinde auszuweichen. Würde nicht unter solchen Umständen das Mißtrauen der Truppen gegen ihn als einen Fremden leicht rege werden? würde es nicht geschürt werden? Wie solle er den Leuten begreiflich machen, daß er recht habe, daß er im Interesse der Sache nicht anders handeln könne?

Wie man sieht, waren die von Charras vorgebrachten Gründe für seine Ablehnung ganz vernünftig. Als er abreiste, ließ er ein Memorial zurück, welches eine einfache Annahme meines Feldzugs-

plans war, mit welchem man ihn bekannt gemacht hatte. Ich erhielt in der Nacht vom 2. auf den 3. August Kenntniß von diesem Memorial, da es mir vorgelegt ward, um es unter anderm mit Lamasa, der sich damals in Genua vorübergehend aufhielt, und dem Oberst Zambecchari zu besprechen. Zambecchari war eine Stelle in unserer Expedition zugebach, welche, weiß ich nicht. Nur weiß ich, daß er von dem, was er vernommen hatte, nicht allzu erbaut war. Persönliche Gründe, von denen ich nichts wußte, mochten ihn besonders bestimmen, Genua wieder zu verlassen, ohne sich zu irgendetwas zu verpflichten. Zu einem Freunde hatte er gesagt: der Preuße (wie man mich gewöhnlich nannte) gefalle ihm sehr, die andern (d. h. mit denen er zusammengelommen sei) verständen vom Kriege soviel als die Kuh vom Lateinischen.

Als Charras abgelehnt hatte und die Zeit drängte — denn von den Comités liefen beständig Nachrichten ein, sie wußten nicht mehr, wie die eingeschriebenen Freiwilligen vertrösten und festhalten — da bot Bertani dem Pianciani das Commando an. Pianciani erklärte sich nach einigem Bedenken bereit, anzunehmen. Ich meine, es war am 2. August, als er mich abends zu einer Besichtigung von Waffen und Ausrüstungsstücken abholte und mir bei dieser Gelegenheit den Wunsch Bertani's aussprach und mich zugleich fragte, wie ich über die Sache denke. Da mir nun Pianciani schon früher selbst eingefallen war, ward es mir um so leichter, ohne das geringste Bedenken ihm die Annahme zu empfehlen, wobei ich ihm zugleich versprach, daß ich ihm in seinem Amte mit aller Kraft unterstützen würde, die mir zu Gebote stände.

So war denn endlich auch dieser wichtige Punkt geregelt. Leider hatten sich aber in der gleichen Zeit wieder bedeutende Hindernisse der Expedition in den Weg gestellt, und es waren sogar Schritte geschehen, welche deren Ausführung in dem ursprünglichen Sinne und der ursprünglichen Richtung sehr in Frage stellten. Davon habe ich jetzt zu reden. Ich will jedoch zuvor noch einen Punkt hier abmachen, auf den wir vielleicht öfter noch zurückgeführt wer-

den. Als die Expedition nämlich abzugehen ziemlich bereit war, und später nach ihrem Abgange ward vielfach bemerkt — insbesondere freilich von den Carbonisten und ihrem Anhang — Bertani habe selbst die Idee gehabt, sich an die Spitze der Expedition zu stellen, er sei z. B. deshalb nach Sicilien gereist, um sich dort von Garibaldi den Oberbefehl über das Unternehmen ins Römische übertragen zu lassen. Von anderer Seite her ward dies vollständig abgeleugnet und gesagt, daß Bertani sogar entschieden einen solchen Vorschlag abgelehnt habe, als er ihm einmal gemacht ward. Was mich betrifft, so kann ich unabgählig nach allem, was ich gesehen habe, behaupten, daß dergleichen Velleitäten Bertani ganz und gar fremd waren.

Eines Abends, als auch über die Frage des Oberbefehls lebhaft debattirt ward, meinte Mazzini: Müßt ihr denn absolut einen Oberbefehlshaber haben? Kann nicht ein Collegium von drei Männern, z. B. Pianciani, Rüstow — und ich weiß nicht wer noch alles bestimmen, was nothwendig ist? Allerdings, erwiderte ich, müssen wir einen Obercommandanten haben, muß in einer Hand die Entscheidung, der Beschluß über das liegen, was geschehen soll. Abstimmungen können nicht anshelfen, wo Befehle schnell und in aller Kürze nöthig sind. Möge sich der Obercommandant berathen lassen, soviel er will, wenn die Zeit nicht drängt, aber Einer, ein Einziger muß befehlen und endgültig befehlen, ohne Einspruch, ohne Widerrede. Mir ist ein mittelmäßiger Oberbefehlshaber, wenn er nur ein verständiger und tapferer Mann ist, lieber als das vorzuziehendste zusammengesetzte Hofkriegsrathscollegium.

Scherzend sagte darauf Mazzini: „Da seht ihr's, Rüstow ist noch ein eingefleischter Monarchist; wir müssen ihm den Gefallen thun; er soll seinen Obercommandanten haben!“ „Lassen wir das jetzt“, warf Bertani ein, „ich selbst werde der Obercommandant sein.“ Nun hielt ich das allerdings im Augenblick auch nur für einen Spaß, dennoch aber rief ich unwillkürlich und tief durchdrungen von dieser Wahrheit aus: „Das ist unmöglich!“ Ein

Vikt Bertani's, der hierauf folgte, machte mich glauben, daß meine Bemerkung nicht so überflüssig gewesen war, als ich im ersten Moment es selbst angenommen hatte. Uebrigens ließ man das Thema alsbald fallen und ging zu andern Gegenständen über.

Ich muß mich hier darüber erklären, weshalb ich Bertani's Obercommandantenschaft für unmöglich hielt und erklärte, da ich doch gesagt hatte, daß ich einen mittelmäßigen Oberbefehlshaber, wenn er nur ein verständiger und tapferer Mann sei, dem besten Hofkriegsrathscollegium vorzöge. Dies war und ist meine Meinung, auch bin ich gar nicht ein so pedantischer Soldat, daß ich die Eigenschaften eines militärischen Befehlshabers darin suche, daß einer so und so lange eine bunte Uniform auf dem Leibe gehabt und sich mit diesen Epauletten geschmückt hat. Ich weiß ja nur zu gut, daß die es nicht machen. Aber militärische Kenntnisse setzte ich allerdings bei meinem Oberbefehlshaber als selbstverständlich voraus. Und diese hatte Bertani nicht, ja er hatte nicht einmal militärischen Sinn, wenn man eine nicht unbedeutende Portion Lust zum Herrschen ausschließt. Das wußte ich schon damals und sollte es späterhin zu meinem größten Aerger noch öfter und noch viel unzweifelhafter erkennen. Dazu kam aber noch ein Anderes. Wir hatten bei unserer Expedition so schon mit einer solchen Masse von Schwierigkeiten zu kämpfen, daß es wahrhaftig nicht nöthig war, dieselben noch unnöthig zu vermehren, daß wir alle Ursache hatten, uns wenigstens die Unterstützung der öffentlichen Meinung von vornherein zu sichern. Dies geschah nicht, wenn wir Veranlassung gaben, daß man uns lächerlich mache. Und lächerlich wären wir gemacht worden, gerade in der für uns gefährlichen Zeit, ohne allen Zweifel, wenn ein Doctor der Medicin als Commandant der Expedition auftrat.

Ich bin der letzte, die vortrefflichen Eigenschaften Bertani's herabzusetzen oder die Verdienste zu verkleinern, welche er sich um die Sache Italiens erworben hat. Indessen eben, weil ich ihm

keine billige Anerkennung versagte, konnte ich meiner Pflicht desto entschiedener genügen, mich gegen Gellüste seinerseits erklären, die nur verderblich werden konnten. Und hier soll Strich für Strich die Wahrheit gesagt werden. Die meisten der Leute, von welchen in diesen Blättern die Rede ist, leben noch. Wo mir eine Unwahrheit mit unterläuft — und wesentlich soll das nicht geschehen, — da ist vollauf noch die Möglichkeit vorhanden, sie aufzudecken und zu widerlegen.

IV.

Schwierigkeiten und Intriguen gegen die Expedition. Die letzte Zeit bis zum Abgange von Genua.

Ende Juli schien es, als ob das piemontesische Ministerium unserer Expedition keine Schwierigkeiten mehr in den Weg legen, ja dieselbe begünstigen wolle. Farini erschien in Genua, um Rücksprache mit Bertani zu nehmen. Das Ministerium, sagte er diesem etwa, widersehe sich unserer Expedition nicht, dagegen verlange es, daß wir uns gewissen Formen fügen, welche von dem Ministerium jeden Vorwurf abzuwenden geeignet wären, als ob wir im Einverständnisse mit der Regierung, von dieser begünstigt gehandelt hätten. Verspreche dies Bertani, so sei alles gut. Verstehe er sich aber nicht dazu, so würde das Ministerium vom Könige verlangen, daß er die strengsten Maßregeln gegen das Comité zu Genua und gegen die Ansammlung unserer Freiwilligen ergreife; das Ministerium würde, wenn der König nicht darauf eingehe, seine Entlassung anbieten. Nach manchem Hin- und Herverhandeln verstand sich Bertani zur Unterzeichnung einer Convention, deren Hauptpunkte die folgenden waren:

Derjenige Theil unserer Expedition, welcher bestimmt war, bei Montalto zu landen, sollte landen können, wo er wollte, doch unter der Bedingung, daß er zuerst einen Hafen Siciliens anlaufe; die Truppencorps, welche ihn zusammensetzten, sollten vorher weder zu Genua, noch auf einem andern Punkte Ober- oder Mittelitaliens

in Masse versammelt werden, sondern nur in kleinern Abtheilungen; in einzelnen Abtheilungen zu je ein bis zwei Schiffen sollten sie auch nur von Genua oder andern Küstenpunkten auslaufen. Dagegen sollte es uns gestattet sein, unsere ganze Expedition, bevor sie nach Sicilien ginge, in einem Hafen der Insel Sardinien, und zwar in der sogenannten Drangenhucht, an der Nordostküste der Insel in der unmittelbaren Nachbarschaft der Bai von Terranova zu versammeln. Die Waffen sollten nicht auf dieselben Schiffe verladen werden, auf denen Freiwillige eingeschifft würden. Dagegen versprach Farini alle möglichen Erleichterungen für unsere Expedition, Erleichterung der Werbung und Versammlung, freie Benutzung der Eisenbahnen, freie Benutzung der Staats-telegraphen mit denselben Begünstigungen unserer Depeschen, welche für Staatsdepeschen bestehen, endlich die Anticipation einer bedeutenden Summe auf Rechnung Siciliens.

Letzteres mochte Bertani vor allen Dingen bestimmen, auf die Convention einzugehen, da leider in unsern Reihen zu dieser Zeit eine unangenehme Ebbe eingetreten war, welche während auf die rechtzeitige Beschaffung auch des Nothwendigsten einwirkte.

Pianciani, ohnehin etwas geneigt, die Schwierigkeiten einer Sache herauszufinden und sie von der schwarzen Seite anzusehen, schon früher etwas von Entmuthigung befallen, wie ich das namentlich aus den Gesprächen mit seiner Frau, die ihn nach Genua begleitet hatte, obgleich sie stark von Nervenleiden geplagt war, herausgehört hatte. — Pianciani war sehr unzufrieden mit der Convention. Alles, meinte er, ist darauf berechnet, uns in den Faden zu haben, und vom Ziele abzulenken. Deshalb will man unsere Kräfte zersplittern, deshalb uns alle Mittel des Widerstandes rauben, alle möglichen Schwierigkeiten schaffen, z. B. auch die, daß wir erst am Landungsplatz etwa unsern Soldaten die auf besondern Fahrzeugen transportirten Waffen übergeben können.

Bertani kannte die Schwierigkeiten für die Durchführung unseres Plans, welche sich infolge der Convention erheben mochten, nicht

bestreiten, doch meinte er, man müsse die Vortheile, welche sich aus ihr für uns ergäben, mitnehmen und der Schlaueit der andern Schlaueit und Festigkeit unsererseits gegenüberstellen, und man werde so immer noch im Stande sein, die uns etwa nicht günstigen Pläne des Ministeriums zu durchkreuzen. Ich neigte mich der Ansicht Bertani's zu, glaubte aber, daß man nun auch doppelt aufpassen und nichts zu versäumen habe, um alles zum guten Ende zu führen, daß man durch zweckmäßige Instructionen und Anordnungen den Schwierigkeiten die Spitze abzubrehen suchen müsse. Nach diesem Grundsatz ward nicht ganz versahren.

Bertani wollte alsbald selbst von Genua nach Sicilien zu Garibaldi gehen, um diesen vollends für die Durchführung unserer Expedition zu gewinnen, ihn womöglich zu bewegen, daß er selbst für den Anfang sich an deren Spitze stelle. Er hoffte es auf solche Weise unnötig zu machen, daß wir zuerst nach Sicilien hinübergingen, und zu erreichen, daß wir aus der Drangenhai unmittelbar nach der Küste der päpstlichen Staaten hinübersteuern könnten.

In dieser Absicht reiste er — ich meine, es war am 5. August — von Genua ab und überließ Bianciani mit Instructionen die Verantwortlichkeit für alles Folgende.

Die verschiedenen Ereignisse, welche eben erzählt worden sind, mit allem, was begrifflicherweise im Weitererzählen hinzugefügt ward, verbreiteten, wie man sich leicht denken kann, Unruhe in den Comités, in den Freiwilligen selbst. Es gab viele Offiziere, die ganz und gar entschlossen waren, nur eine Expedition ins päpstliche Gebiet, nirgends anderswohin mitzumachen. „Wenn es uns am Ende gleichgültig sein könnte“, sprachen sie, „auf welchem Punkte wir Italien dienen, so ist doch alles für die Expedition ins Römische vorbereitet, nicht bloß außerhalb des römischen Gebiets; auch innerhalb desselben. Viele gute Patrinten haben dort für unsere Sache gearbeitet in der sichern Erwartung, daß wir bald dort sein werden, sie zu unterstützen und zugleich die Früchte ihrer Vorarbeit zu ernten. Diese Männer sind jetzt compromittirt; es ist nicht

glaublich, daß ihre Thätigkeit lange verborgen bleibe; sicherlich wird man sie dann zur Rechenschaft ziehen, und im glücklichsten Falle werden sie noch der väterlichen Verfolgung sich durch die Flucht entziehen können.“ Klagen und Vorstellungen dieser Art kamen besonders aus Toscana und den Abruzzern, von der 5. und 6. Brigade.

Bei dieser Gelegenheit war es, daß Pianciani sein Wort gab, seine Dimission zu verlangen, wenn die Landung auf päpstlichem Gebiet hintertrieben würde, und sich der ersten besten Expedition anzuschließen, welche etwa dennoch zum Handeln auf päpstlichem Gebiete käme.

Ich selbst hatte, als Ende Juli der Termin für den Abgang der Seeexpedition auf etwa die Mitte August festgesetzt war, an Nicotera geschrieben, um ihm unsere Verabredungen ins Gedächtniß zurückzurufen und ihn auf einige Details aufmerksam zu machen. Zu diesen gehörte namentlich die Errichtung eines Corps von Guiden in bürgerlicher Kleidung, welche, an der Meeresküste vertheilt, unsere Landung erspähen, ihm unverzüglich von derselben Kenntniß geben und dann auf das päpstliche Gebiet vorausseilen sollten, um hier zu recognosciren und uns sichere Kunde über alle wichtigen Ereignisse zurückzusenden. Etwa um den 15. August, sagte ich ihm, könne er unsere Landung erwarten. Nicotera versprach in seiner Antwort, sich genau an alle unsere Verabredungen zu halten, ließ aber sehr entschieden sein Mißtrauen in das wirkliche Zustandekommen der Landung durchblicken und, wie es mir schien, auch ein Mißtrauen in einzelne Hauptpersonen des Comité von Genua, in deren Einsicht, Zuverlässigkeit und Festigkeit.

Die verbreitetste und auch die richtigste Ansicht im wesentlichen über die Absichten der piemontesischen Regierung war diese, daß man unsere Landung im Kirchenstaate verhindern und uns dafür nach Sicilien spediren wollte. Ich meinte damals, daß dies noch nicht so ganz sicher sei, und die Folgezeit hat mich bei näherer Betrachtung in der Ansicht bekräftigt, daß man uns nur in eine von der piemontesischen Regierung abhängige Lage versetzen wollte, sodaß

dieselbe, wenn es ihr im Augenblick der Handlung bequem schien, uns nach dem päpstlichen Gebiete ziehen lassen oder auch, im andern Fall, uns von demselben fern halten könnte. Die Eingeweihten sprachen damals bereits viel von verschiedenen Intriguen der Cavouristen mit einer Partei am Hofe Franz' II., zu der auch königliche Prinzen von Neapel gehörten. Garibaldi sollte vom Festland Neapels fern gehalten werden, und eins der hierzu erfundenen Manöver war der Brief Victor Emanuel's an Garibaldi, welcher am 23. Juli von Turin abging. Dagegen sollte eine Palastrevolution in Neapel Franz II. absetzen, und irgendein Prinz der bourbonischen Familie sollte durch die Palastrevolution als Statthalter Victor Emanuel's in Neapel eingesetzt werden. Es schien mir nicht wahrscheinlich, daß man uns absolut und unter allen Umständen nach Sicilien führen wollte, weil dadurch ja die disponible Streitmacht Garibaldi's vermehrt und er um so mehr in den Stand gesetzt wurde, nach dem neapolitanischen Festland hinüberzugehen, sich nicht zuvorkommen zu lassen, sondern selbst zuvorzukommen. Es schien mir dagegen durchaus nicht so absurd vom piemontesischen Standpunkt aus, wenn man uns ins päpstliche Gebiet einfallen ließ, um von unserm Auftreten dort den Vorwand herzunehmen, auch piemontesische Truppen in die Marken einrücken zu lassen, natürlich nur — um der Anarchie zu steuern und zugleich, um in der Verfassung zu sein, aus nächster Nähe die Früchte der beabsichtigten Palastrevolution zu pflücken. Nur, wenn jene Palastrevolution nicht zu Stande kam wegen Unfähigkeit der Beauftragten oder derjenigen, die sich für sie angeboten hatten — und jedenfalls hinkte die Sache —, nur dann konnte es im Interesse der Piemontesen liegen, uns nach Sicilien zu treiben, um Garibaldi's Uebergang nach dem Festland freilich nicht officiell, aber doch thatsächlich zu begünstigen, und um schließlich von dessen Vordringen nordwärts gegen Neapel den berechtigten Feuerlöschvorwand der Anarchie zum Vorschreiben piemontesischer Truppen herzunehmen. Man sehe die Ereignisse hierauf an, und man wird mir nicht gerade unrecht geben

können, wenn ich zweifelte, daß man unter allen Umständen, in jedem Fall, unsere Expedition gegen das päpstliche Gebiet von Turin aus verhindern wollte.

Von meiner Meinung konnte mich auch die Concentration bedeutender piemontesischer Truppenmassen in Genua gleichzeitig mit und unmittelbar nach dem Abgang Bertani's von dort nicht zurückbringen. Während das Gerücht ging, daß diese Truppen bestimmt seien, uns aneinander zu treiben, da in Turin Zweifel erregt worden seien, ob Bertani nicht die Folgen der Convention mit Farini vereiteln werde, schien mir jene Truppenconcentration in dem großen Seehafen vielmehr auf eine Vorbereitung für alle Eventualitäten zu deuten, welche man sich nach dem eben Erzählten mit Leichtigkeit selbst entwickeln kann.

Wir arbeiteten indessen, ohne uns stören zu lassen, rüstig und mit Benutzung aller der uns gewährten Vortheile, nicht mehr blos an der Organisation, sondern nun auch an der Concentration unserer Streitkräfte fort.

Ehe ich erzähle, wie nun nämlich der Abgang der Expedition begann und wie sie von ihrem ursprünglichen Ziele abgelenkt ward, wird es angemessen sein, an diesem Orte einiger persönlichen Gegenstände Erwähnung zu thun, die, wenn nicht alle, doch fast alle mit der Expedition in einigem Zusammenhange stehen.

Welche Arbeit an der Organisation nothwendig war, das können diejenigen, welche mit dergleichen Dingen vertraut sind, sich leicht vorstellen; andern es im ganzen deutlich zu machen, wäre ziemlich vergebliche Mühe. Führe ich daher hier einige Vorfälle, welche mit ihr in Verbindung stehen, speciell an, so wird das zugleich dazu beitragen, auch denjenigen, welche weniger mit solchen Angelegenheiten vertraut sind, eine Andeutung zu geben, was alles dabei vorkommt.

Es fehlte es uns z. B. an Karten des Kirchenstaats. Wir hatten ein einziges Exemplar der großen und guten österreichischen Generalstabskarte des päpstlichen Gebiets, und es war unmöglich,

ein zweites Exemplar aufzutreiben. Wir konnten das eine Exemplar vervielfältigen lassen. Aber wie? Bei dem Mangel an geübten Zeichnern, welche uns zur Verfügung standen, war es unmöglich, das durch Zeichnung zu thun. Mit der Lithographie stand es nicht besser. Ich kam daher auf die Idee, die Vervielfältigung durch Photographie bewerkstelligen zu lassen. Wir brauchten nothwendig etwa ein Duzend Exemplare, und die Sache schien mir keiner Schwierigkeit zu unterliegen. Besonders war es de Boni, welcher sich für meinen Gedanken ungemein interessirte. Ein Photograph indessen, der bei Bertani über die Sache befragt worden war, erklärte sie für rein unmöglich.

Am 23. Juli durchstöberte ich mit de Boni alle Buch- und Kunsthandlungen Genuas, um so viele einigermaßen brauchbare Karten des päpstlichen Gebiets als irgendmöglich aufzutreiben. Wir fanden außer einer Anzahl passabler Uebersichtskarten, die man etwa bei den Bataillonen vertheilen konnte, nichts was der Rede werth gewesen wäre. So kamen wir denn auf unsere erste Idee zurück. De Boni machte darauf aufmerksam, daß es mitunter wunderbare Heilige von „Sachverständigen“ gebe, daß man sich bei der Meinung eines solchen „Sachverständigen“ nicht solle begnügen lassen, und daß es zweckmäßig sein werde, sich einmal bei den verschiedenen Photographen Genuas umzusehen.

Ein glücklicher Zufall führte uns zuerst zu Herrn Lanzer, einem Sübfranzosen, der mit einer jungen Frau und einer alten Mutter in der Nähe des Theaters Carlo Felice wohnte. Lanzer fand durchaus keine Schwierigkeit in der Sache. Es handelte sich nur darum, über den Preis übereinzukommen, und er versprach, denselben so niedrig als möglich zu stellen. Ich suchte die Karten heraus, deren wir unter allen Umständen bedurften. Es waren 16 Blätter der österreichischen Generalstabskarte; jede mußte zwölfmal vervielfältigt werden. Aber der photographische Apparat gestattete nicht, ein ganzes Blatt auf einmal zu nehmen, man mußte dasselbe vielmehr zu Sechsteln (in klein Quart), wie die Karten

zusammengelegt waren, aufnehmen. Es galt also 1152 Operationen mit dem photographischen Apparat. Lanher verlangte dafür 2000 Fr.

Bertani schien die Sache ein wenig theuer, und obwol ich ihm auseinander setzte, daß selbst die Anschaffung der fertigen österreichischen Karten, welche doch unmöglich war, uns theurer zu stehen kommen werde, so entsprach ich nichtsdestoweniger seinem Wunsche, mich noch bei andern Photographen umzusehen. Einer derselben bezeugte durchaus keine Lust, sich mit dem Unternehmen abzugeben, und rechnete einen unnennbaren Preis heraus für den Fall, daß er überhaupt sich damit beschäftige. Ein anderer, übrigens bekannter Künstler in seinem Fache, wollte sich mit 1600 Fr. begnügen, aber die Karte der Bequemlichkeit halber in etwas kleinerem Maßstabe liefern, was möglicherweise Unbequemlichkeiten für diejenigen mit sich bringen konnte, welche sich der Karte bedienen sollten. So blieben wir denn schließlich bei Lanher stehen. Er ging mit Eifer ans Werk, und als wir Genua verließen, konnten wir bereits 9 von den 16 Karten, die nothwendigsten, in 12 Exemplaren mit uns nehmen. Die noch übrigen sieben Karten konnten binnen wenigen Tagen nachgeliefert werden. Meines Wissens war dieses das erste mal, daß die Photographie zur Vervielfältigung militärischer Karten verwendet wurde; mit welchem Erfolge, davon geben die Exemplare der Karten Zeugniß, welche uns Herr Lanher geliefert hat.

Unter denjenigen, welche sich entweder unserer Expedition anschließen oder überhaupt nur den Krieg unter Garibaldi mitmachen wollten, waren auch manche Nichtitaliener. Mit einigen derselben kam ich in Genua in Berührung, und so wenig die Persönlichkeiten von allgemeinem Interesse sein mögen, kann doch immerhin hier von ihnen gesprochen werden, da sich jedenfalls ein menschliches Interesse und namentlich für Deutsche an sie knüpft.

In Zürich hatte mir Herwegh jenen Kleinfelder aufs Herz gebunden, welcher ursprünglich Advocat, dann 1859 bei dem Kriegs-

drohen als Offizier in württembergischen Dienst getreten, 1860 denselben wieder verlassen hatte, um in Italien mitzufechten. Ich suchte Kleinfelder in Genua wie eine Stecknadel, ohne ihn aufzutreiben zu können. Es schien, daß er sich gerade vor denen versteckte, denen er empfohlen war. Erst Ende September traf ich ihn in Caserta an, in einer Stellung, welche seiner Erziehung und seinen Talenten wenig entsprach. Entschlossen, mich seiner anzunehmen, erfuhr ich dann, daß er am 1. October schwer verwundet worden sei. Vergebens ließ ich in allen Hospitälern alsbald um ihn nachfragen; erst nach meiner Rückkehr in Zürich erfuhr ich, daß er infolge seiner Verwundung gestorben sei, konnte aber nicht genau ermitteln, ob es sich wirklich so verhalte.

Mitte Juli ward mir ein hübscher junger Mann, Valentin Bausewein, zugesendet. Er war bairischer, dann österreichischer Offizier gewesen, zuerst im Sappeurcorps, dann in der Infanterie. Bei der österreichischen Armeereduction verabschiedet, wollte er nun sein Glück unter den Fahnen Garibaldi's versuchen. Obgleich er noch sehr wenig Italienisch sprach, zeigte er doch die größte Lust und gute Anlage, es zu lernen, und so wäre ich ganz damit zufrieden gewesen, wenn er in unsere genueser Sappeurcompagnie eingetreten wäre. Er that dies auch, aber da der Abgang unserer Expedition sich verzögerte und ihm das Geld auszugehen begann, ward ihm die Sache langweilig, und er ging Ende Juli oder Anfang August auf eigene Faust nach Sicilien. Späterhin traf ich ihn munter und wohl in San-Angelo als Hauptmann in dem sogenannten Genieregiment, welches eine „Zierde“ der Garibaldi'schen Armee machte.

Im Hotel Feder, am Tische, machte ich die Bekanntschaft eines Polen, der neben mir saß und sich schon längere Zeit in Genua aufhielt, in der Absicht, nach Sicilien spedirt zu werden. Ich hatte durchaus keine Lust, von meinem Aufenthalt in Genua, von dem, was ich dort trieb, großes Geschrei zu machen; im Hotel wußte man nichts davon oder, wenn man etwas davon wußte, war

man zu vernünftig, es weiter zu erzählen. Militärische Gespräche waren bei Tische nicht selten. Ich für meine Person mischte mich nie ein. Die Tischgenossen hielten mich für einen Kaufmann, einige auch wol — wegen der mir äußerst nothwendigen Brille — für einen Professor. Ein einziges mal ward eine militärische Frage verhandelt in solcher Weise, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, ganz dazu zu schweigen, und in meiner ganz bürgerlichen Bescheidenheit auch meinen Graf dazugab. Da hielt mir S., mein polnischer Nachbar, eine Vorlesung, in der er mir auseinandersetzte, daß man zwar vom Standpunkt eines Civilisten aus meine Meinung für ganz vernünftig halten könne, daß es sich aber vom Standpunkt des Militärs aus ganz anders verhalte, weil für den wahren Militär oft die größte Vernunft sei, was dem Civilisten als höchste Unvernunft erscheine. Es machte mir unenblichen Spaß, über diese Differenz — die mir übrigens nach tausend Erfahrungen durchaus keine neue war, da ich wußte, daß die meisten „Soldaten“ gerade darauf stolz sind, etwas recht Unvernünftiges zu thun — mich belehren zu lassen. Wie es mir schien, machte die Art, wie ich mich belehren ließ und wie ich belehrt wurde, nicht bloß mir selbst, sondern der ganzen Tischgesellschaft ein großes Vergnügen.

Wenige Tage später aber mußte S., ich weiß nicht auf welchem Wege, vollkommen Bescheid über meine Stellung, und nun sprach er mir den Wunsch aus, an unserer Expedition theilzunehmen. Ich erfuhr dabei von ihm, daß er, Galizier von Geburt, schon als Knabe in der Insurrection von 1831 mitgekämpft, 1846 und 1848 in Polen wieder dabei gewesen sei, und daß er während des Krimkriegs in der Cavalerie der englischen Legion gebient habe, welche leider auf dem Exercirplatze halt machte. Ich empfahl ihn an Pianciani. Letzterer zeigte mir, daß wir für unsere Cavalerie bereits Offiziere genug hätten, und sprach dabei die Meinung aus, daß gerade Offiziere in niedern Graden, wenn sie nützlich werden sollten, des Italienischen vollkommen mächtig sein müßten, ins-

besondere wenn man von ihnen als Instructoren Gebrauch machen wollte. Diese Ansicht war so sehr die meinige, daß ich durchaus keine Veranlassung hatte zu widersprechen. Doch erhielt E. auf meine Verwendung, da er sich und ohne seine Schuld schon mehrere Wochen lang in Genua aufgehalten hatte, mit der besten Absicht, in wirklichen Dienst zu treten, eine Empfehlung an den Kriegsminister von Sicilien und die nothwendigen Erleichterungen für seine Reise. Auf dem neapolitanischen Festlande begegnete ich ihm wieder.

Nach den alten Köhler traf ich eines schönen Tags auf der Straße in Genua oder vielmehr traf er mich. Im Jahre 1849 bei der badischen Revolution theilhaftig, hatte er, seitdem diese ihr baldiges Ende erreicht, in der Schweiz gelebt und sich dort, wo ich öfters mit ihm zusammentraf, wirklich redlich genährt. Jetzt schien er große Hoffnungen auf Italien und insbesondere auf Tierr zu setzen, den er von Baden her kannte. Tierr, so meinte er etwa, sei ja jetzt ein großer Mann geworden, was man ihm in Baden nicht angesehen habe, und eine Empfehlung von Tierr, der sich, wenn ich nicht irre, damals in den Dübem von Acqui aufhielt, müsse auch ihm, dem alten Köhler, den Weg zum Großenmannwerden öffnen. Ich konnte nicht widersprechen. Auf seine Frage, was ich denn in Genua treibe, erwiderte ich, der Zweck meiner Reise sei vorzugeweise das Vergnügen, die Erholung; damit verbände ich aber zugleich die Sammlung von Materialien für eine neue Auflage meines „Italienischen Kriegs von 1859“. Wenige Tage später fand ich Köhler in dem Vorzimmer unsers Bureau in der Strada novissima Nr. 13, der Wohnung Vertani's, der sogenannten Annexionsbude (Botteggha d'annessione), ein Name, der seit einiger Zeit unter meinen Freunden und Bekannten sehr populär geworden war. Köhler wollte nichts als einen Schein für die Ueberfahrt nach Sicilien. Seine Empfehlung von Tierr hatte er bereits richtig in der Tasche. Er bat mich, ihm den nothwendigen Schein zu besorgen. Da ich in einem andern Zimmer zu thun

hatte, wendete ich mich an Bianciani, der mir versprach, den alten guten Kerl sogleich abfertigen zu lassen. Als ich aber eine Stunde später wieder einmal zufällig durch das Vorzimmer kam, fand ich auch richtig meinen Köhler wieder. Ich ging nun sogleich noch einmal zu Bianciani. Dieser sagte mir, er habe unmittelbar nach meiner ersten Anwesenheit den Signor Köhler rufen lassen. Keiner habe aber geantwortet; die Sache sei sogar einigemal mit demselben Resultat wiederholt worden. Gott weiß, wie von den Hinausgesendeten der barbarische Name Köhler ausgesprochen war; und wenn auch richtig, der gute Köhler, der weder ein Wort italienisch noch ein Wort französisch verstand, mußte schon durch das vorgelesene „Signor“ gestört worden sein. Ich konnte es mir lebhaft denken, rief ihn nun selbst hinein, und seine Sache wurde ohne weiteres erledigt. Auch den alten Köhler traf ich auf dem neapolitanischen Festlande wieder, zunächst in der Bellebardiergarde Garibaldi's. Der günstige Leser wird ihn mit mir dort wieder antreffen, wenn auch etwas spät.

Eine eigenthümliche Erscheinung war auf unserm Bureau ein Preuße, Namens Ulrich. Er sagte, daß er in Preußen Artillerie-offizier gewesen sei; er traf mich zufällig ganz allein. Ich muß sagen, daß ich seiner Angabe mißtraute, und daß mich in meinem Mißtrauen ein Band des Eisernen Kreuzes, welches er im Knopfloch trug, entschieden bestärkte. Der Mann konnte in den Dreißigern sein, also war es unmöglich, daß er Ritter des Eisernen Kreuzes sei. Aber wer kennt alle Orden? Möglicherweise war ja auch das Band des Rainzeichens von 1849 das gleiche mit dem Bande des heiligen Kreuzes. Diese Möglichkeit fiel mir freilich erst durch Reflexion ein, da ich vor dem Eisernen Kreuz eine heilige religiöse Ehrfurcht habe und daher durchaus nicht geneigt bin, über dieses Ordenszeichen schlechte Scherze zu machen. Uebrigens ging mich die ganze Geschichte nichts an, da ich nach den ersten zwanzig Worten vollkommen darüber mit mir einig war, daß der Mann für unsere Expedition, bei welcher wir eigentlich kein unnützes Glied

gebrauchen konnten, nicht passe. Er verstand weder italienisch noch französisch, selbst nicht so viel französisch, als sonst gewöhnlich die jungen Leute, welche kaum eine nennenswerthe Bildung mitbringen, auf der preussischen Artillerie- und Ingenieurschule lernen, welche er doch nothwendig passirt haben mußte, wenn er wirklich preussischer Artillerieoffizier gewesen war. Ich sprach anfänglich französisch mit ihm, erregte aber dadurch, daß ich von vornherein dabei eine genaue Kenntniß der preussischen Artillerieorganisation verrieth, Bedenken bei ihm. Er fing an deutsch zu sprechen, und da ich sah, wie viel Schwierigkeiten ihm das Französische machte, war ich gutmüthig genug, deutsch zu antworten. Es war eine Dummheit von mir. Ich hatte mit der Expedition für Sicilien durchaus nichts zu thun, und der Preuße verlangte nun von mir, der ich wahrhaftig mit wichtigern Dingen vollauf beschäftigt war, daß ich mich speciell um ihn bekümmere. Er wurde grob und nahm die Rechte der Landsmannschaft in Anspruch mit allem nur denkbaren preussischen Hochmuth.

Gott weiß, wie sehr ich die Rechte der Landsmannschaft achte, und wenn man mir in dieser Beziehung einen Vorwurf machen kann, so ist es höchstens der, daß ich für Landsleute von nah und fern immer mehr gethan habe, als ich verantworten kann, nie zu wenig. Aber allerdings im fremden Lande hätte ich Deutschland würdig vertreten sehen wollen. Konnte es dazu dienen, daß ich den ersten besten, dem ich selbst mißtrauen mußte, noch eine besondere Unterstützung für den Eintritt in eine Armee gewährte, in welcher er seinen Kenntnissen und Fähigkeiten nach schwerlich etwas zum Ruhme des deutschen Namens beitragen konnte? Ganz gewiß nicht. Spät im September in Caserta erhielt ich erst wieder Nachricht von Ulrich, der endlich nach Sicilien spedirt worden war. Diese Nachricht war eine traurige. Glücklicherweise war es möglich, den armen Mann aus der scheußlichen Lage herauszureißen, in welche ihn aufbrausendes Wesen und Unkenntniß der italienischen Sprache gebracht hatten.

Eines Tags war ich mit Tharrena in Conferenz über die beste Anlage des Rechnungswesens in den Brigaden, Bataillonen und Compagnien, während in einem benachbarten Zimmer Bianciani Freiwillige annahm, die sich jetzt massenweise herzubrängten. Bianciani ließ mich bitten, einmal herauszukommen, da ein Mann da sei, welcher weder italienisch noch französisch, aber, wie es scheine, deutsch verstehe. Ich fand einen baumlangen, schöngebauten Mann, ziemlich anständig angezogen. Auf meine Frage nach seinem Begehre, antwortete er mir, er wüßte auch „mitzumachen“. Um mich darüber zu orientiren, in welcher Eigenschaft er denn wol wünschen möge „mitzumachen“, bat ich ihn, mir seine Papiere zu geben, wenn er solche zufällig besitze. Er überreichte mir darauf einen preussischen Urlaubspass, aus welchem hervorging, daß er als Soldat im Regiment Garde-du-Corps gedient und dann als Unteroffizier in der Landwehrcavalerie mehrere Uebungen mitgemacht hatte. Nicht wenig erschaut war er, sich hier in Genua eine Anzahl Fragen aus dem preussischen Cavalerieexercirreglement vorgelegt zu sehen, die er aber zur Zufriedenheit beantwortete. Einen höchst komischen Eindruck machte es auf mich, als der baumstarke Mensch ganz furchtsam fragte: ob er denn hier nun auch sicher sei? Ich beruhigte ihn darüber, indem ich hinzufügte, daß außer mir von allen hier Anwesenden nicht einmal einer deutsch verstehe, und daß ich gar keine Anlage zum Inquirenten und gerichtlichen Verfolger habe. Er hieß Hermann Groß und war zuletzt Verwalter einer Brennerei in Russisch-Polen gewesen. Weshalb er diese Stellung verlassen habe, erfuhr ich nicht. Der Mann sprach etwas von politischer Verfolgung. Ich ließ es dahingestellt sein. Er ward vorläufig als Unteroffizier in ein Infanteriebataillon eingetheilt mit der Anwartschaft, in die Cavalerie übergetragen zu werden, sobald deren vollständige Organisation erfolgen könne.

Unter den vielen Freiwilligen, die mit uns zu ziehen wünschten, war auch ein gebildeter Franzose, ein Herr Kergoumard, wie ich glaube, seines Zeichens Journalist. Er präsentirte sich mir im

Frach. Er hatte schon die Expedition auf dem Klipper mitgemacht, welcher von einem neapolitanischen Kriegsschiff bei Cap Corso aufgebracht worden war. Aus der Gefangenschaft zu Gaeta mit seinen Leidensgefährten entlassen, war er durchaus nicht entmuthigt, wünschte vielmehr nur desto dringender, nun ernstlich in Thätigkeit zu kommen, und wollte absolut als gemeiner Soldat mitgehen. Wenn ich nicht irre, empfahl ich ihn der besondern Fürsorge des Majors Montesi, der ein Bataillon der Brigade Milano zu commandiren bestimmt war.

Das sind so einige von den vielen Nichtitalienern, mit denen ich in Genua in Berührung kam, und die Garibaldi's Fahnen auf dem einen oder andern Wege zueilten.

Von Vergnügungen war nicht viel die Rede; das meiste Vergnügen gewährte mir auch in der That die Arbeit für die Sache, die ich zur meinigen gemacht hatte. Nur ein einziges mal schleppte mich de Boni ins Theater Doria, wo gerade das famose Ballet: „Sbarco di Garibaldi“ (die Landung Garibaldi's bei Marsala), gegeben ward. Ich kann nicht leugnen, daß es mir etwas spaßig und verwunderlich vorkam, diesen großen Act der italienischen Geschichte, der erst so kurze Zeit hinter uns lag, bereits zu einem Ballet verarbeitet zu sehen. Aber die neapolitanischen Soldaten zu Marsala wurden auf sehr elegante Weise todt geschlagen, und die Ballettänzerinnen, welche bald ein bedeutendes Corps der Insurrectionsarmee bildeten, machten allerliebste Sprünge und handhabten sogar ihre leichten Flinten gar nicht übel. Auch tanzte Ricotera im Keller zu Favignana ein sehr gutes Solo um den Wassereimer, aus welchem er seinen Durst löschen mußte, und raffelte dazu im Takt mit seinen Ketten, daß es eine Freude war. Garibaldi's Tanzkunst konnte ich nicht bewundern, da dieser, der einzige, sich enthielt, von derselben Proben zu geben.

Abends erholte man sich meistens ein Stündchen in der Concorchia, im Kreise von Freunden und Bekannten. Bei solcher Gelegenheit, als ich eben suchend durch die Gänge schritt, rief mich

auch eine bekannte Stimme deutsch an. Es war Heinrich Simon, der sich eben auf einer Vergnügungsreise befand. Aus seiner Bewunderung sah ich, daß in Zürich das Geheimniß gut bewahrt worden war. Ich hatte übrigens keine Veranlassung, ihm, auf den ich mich vollkommen verlassen konnte, ein Geheimniß aus der Ursache meines Aufenthalts zu machen. Er hatte eine große Freude an allem, was ich ihm erzählte; nur sprach er mit richtiger Voraussicht seine Zweifel daran aus, daß es uns vergönnt sein werde, unsere Expedition so auszuführen, wie wir es vorhatten. „Doch“, fügte er hinzu, „das thut nichts; da oder dort, Sie werden immer Gelegenheit haben, etwas Tüchtiges zu thun, und dem deutschen Namen, wenn leider für jetzt auch nur im fremden Lande, Ehre zu machen.“ Wir trafen uns noch mehreremal während seines kurzen Aufenthalts zu Genua, und als er die Stadt verließ, trug ich ihm viele Grüße an meine Frau auf, der es lieb sein mußte, von einem Bekannten aus persönlicher Anschauung den Bericht zu erhalten, daß ich mich in meiner Thätigkeit in Italien wohl fühle. Kaum nach Zürich zurückgekehrt, überbrachte Heinrich Simon meiner Anna zu ihrer großen Freude die mitgegebenen Grüße. Wenige Wochen nachher war der kräftige, lebensfrische Mann eine Leiche, untergegangen in den türkischen Fluten des Wallensee, an dessen Ufern sein thätiger Geist alte Schächte geöffnet hatte! Erst im Laufe des October erhielt ich zu Santa-Maria di Capua die Trauerkunde in einem Briefe meiner Frau, und die Todesanzeige, welche mir Simon's Verwandte nach Genua schickten, fand ich erst bei meiner Rückkehr Anfang December im Hotel Feder in Genua vor, wo sie über drei Monate meiner gewartet hatte.

Mit dem Anfange des August rückte der Termin unsers Abgangs von Genua immer näher; am 2. August nahm ich eine Inspection aller unserer Ausrüstungsstücke und Waffen vor, theils zu Lande, theils zu Wasser. Wir hatten nämlich für klug gehalten, den größten Theil unserer Gewehre auf den Schiffen zu lassen, welche sie von England herangeführt.

Sonntag den 5. August, morgens um 7 Uhr, stand die 1. Brigade an der Acquaola in Linie, um von mir inspiciert zu werden. Sie war so gut als vollzählig, die Offizierstellen besetzt, die Unteroffiziere zum guten Theil vorhanden; ein Bataillon, aus neuerdings herbeigekommener Mannschaft formirt, ward erst während der Inspection zusammengestellt. Trotz der frühen Morgenstunde hatte sich schon eine große Zuschauermasse eingefunden. Beim Durchschreiten der geöffneten Glieder fand ich viele wahre Knaben in den Reihen. Es schien mir fast unmöglich, daß sie die Strapazen eines Feldzugs ertragen könnten. Aber ich will es hier schon sagen, gerade sie waren es, die immer muthig, immer gehorsam im entscheidenden Augenblick wahre Wunder thaten. Wir hatten es uns ursprünglich zum Gesetz gemacht, keinen jungen Mann unter 18 Jahren anzunehmen. So oft ich jetzt beim Durchschreiten der Reihen einen Burschen, der mir gar zu verdächtig vorkam, nach seinem Alter fragte, war die regelmäßige, meist mit pfiffigem Lächeln gegebene Antwort: 18 Jahre. Fragte man dann weiter, ob sich der Bursche dies oder jenes im Feldleben zutraue, so war die Antwort darauf eine solche, daß sie auch den härtesten Bedanten entwaffnet haben würde, hätte er die beste Absicht mitgebracht, alles, was nicht ins Musterbuch paßte, heimzuschicken.

Am gleichen Tage mußte die Brigade nach dem Lager beim alten abgelegenen Convent San-Bartolomeo in der Nähe von San-Pier d'Arena abmarschiren, um dort, ohne die Aufmerksamkeit der Genuesen allzu sehr herauszufordern, die Zeit ihrer Abfahrt zu erwarten und zugleich ein wenig exercirt zu werden. Für letztern Zweck erhielt sie eine kleine Anzahl alter unbrauchbarer Gewehre.

Am 6. August abends machte ich einen Besuch im Lager von San-Bartolomeo; Eberhard hatte bereits der Uebung halber einen vollständigen Sicherheitsdienst eingerichtet. Auf meinem ganzen Wege wurde ich zu meiner großen Freude ordnungsmäßig angerufen und auch das Vivoual fand ich vortrefflich eingerichtet. Unfere Soldaten hatten das Lager unter dem schönen freien Himmel

den schwülen Klosterräumen vorgezogen. Ich verbrachte eine köstliche Stunde in der Gemeinschaft dieser jungen Offiziere, von denen mehrere mir schon bekannt waren, die vieles versprochen und einen guten Theil davon hielten. Einige, welche beim Appell keine Antwort gegeben hatten, vernahmte ich wenig. Zu diesen gehörte auch ein Deutscher, früher österreichischer Offizier, Friedrich von Krüger, ein junger Mann, der aller Welt erzählte, daß sein Vater Feldmarschall der Armee von Mecklenburg-Strelitz sei, und dessen Ansprüche keineswegs auf gleichem Niveau mit seinen Fähigkeiten standen. Daß ihm die Sache Italiens und der Freiheit keineswegs am Herzen lag, konnte man auf den ersten Blick sehen. Bei der Inspection am 5. morgens war er nicht zugegen. Eberhard, wie es scheint, hatte ihn darüber etwas hart angelassen, und Krüger hatte es vorgezogen, wie er schon vorher gedroht, wieder umzukehren. Ich habe nie wieder etwas von ihm vernommen.

Heimkehrend aus dem Lager, nahm ich mir von dort einen Ordonnanzsoldaten mit, meinen treuen Giovanni Canova von Moggio bei Biella, der, in derselben Nacht ins Hotel Feder einquartiert, mich nun den ganzen Feldzug über nicht verließ, mich bei der Heimkehr noch bis Alessandria begleitete, wo unsere Wege zu den Penaten sich trennten, und mich bat, ihn jedenfalls zu rufen, wenn es wieder etwas gäbe. Giovanni, der Vertraute des ganzen Generalstabs der Division Terranova und später der 15. italienischen Division, der treue Hüter alles dessen, was nicht bloß ich, was auch die andern Offiziere meines Stabs besaßen, immer die Augen offen und das Herz auf dem rechten Fleck, wird in diesen Blättern noch eine Rolle spielen, und es ist daher gut, daß der Leser sich mit dem treuen, gutmüthig und doch schlau blinzelnden Piemontesen von vornherein vertraut macht.

Am 6. August ging noch ein Theil der 2. Brigade (Parma) nach La Spezia ab, um von dort aus vereint mit den übrigen Truppen derselben Brigade nach der Bucht der Orangen zu stürmen.

Am 7. August abends machte ich mit PIANCIANI einen Besuch

im Lager der 1. Brigade, welche sich in derselben Nacht auf dem Torino einschiffen sollte, wie es denn auch geschah. In derselben Nacht erwarteten wir einen Theil der 3. Brigade (Milano), und dieser Theil mußte gleichfalls noch auf andern Fahrzeugen eingeschiffet werden.

Pianciani, ich, mehrere für den Generalstab designirte Offiziere waren zuerst nach dem Kloster San-Bartolomeo hinausgeritten; von da begaben wir uns nach der Eisenbahnstation von San-Pier d'Arena, wo nach den neuerdings eingetretenen Verhältnissen unsere von Mailand erwarteten Freiwilligen angehalten werden mußten, damit sie nicht, in Genua eindringend, die Ruhe des piemontesischen Gouvernementes übermäßig störten.

Auf telegraphische Anfragen erhielten wir Antworten, welche uns belehrten, daß wir vor Mitternacht schwerlich auf die Ankunft des erwarteten Trains hoffen dürften. Es war unnütz, daß wir alle zusammen in San-Pier d'Arena blieben, und auf meine Bitten entschloß sich Pianciani, der überdies von seiner Frau begleitet war, nach Genua heimzukehren. Im nahen Hause einer Pianciani befreundeten Familie hatten wir noch ein Abendbrot zu uns genommen, wie es in der Eile in dieser späten Stunde beschafft werden konnte. ♦

Bei mir behielt ich noch von Generalstabsoffizieren Ronchetti und jenen Franzosen F., von welchem schon die Rede gewesen ist; außerdem für alle Fälle einige Truppenoffiziere, welche, noch nicht eingetheilt, zur Verfügung standen.

Nachts um 2 Uhr etwa trafen die erwarteten Freiwilligen am Bahnhofe von San-Pier d'Arena ein und mußten zu ihrer Bewunderung hier aussteigen. Da sie noch gar nicht formirt waren, so wurde die Formation sogleich am Bahnhofe vorgenommen, und zwar in zwei kleine Bataillone. Einige tüchtige Offiziere, an welchen es bei den Leuten fehlte, wurden beigegeben, und darauf mußten diese beiden Rekrutenbataillone sofort abmarschiren, um sich noch in dieser Nacht einzuschiffen.

Alles war bis zum Morgengrauen beendet, und etwa um 5 Uhr früh konnte ich in mein Hotel zurückkehren, um einige Ruhe zu suchen. Unterwegs traf ich noch die 1. Brigade, deren Spitze eben die Einschiffung begonnen hatte.

V.

Die Fahrt nach Terranova.

Der größte Theil unserer Truppen war in Bewegung gesetzt und schwamm schon auf dem Meere. Allerdings wußte ich, daß dieselben beim Golf der Drangen noch genug zu thun haben würden, um ein wenig sich einzuexerciren zu lassen, wozu bei verschiedenen Corps, die erst am Tage des Abgangs sich hatten vereinigen können, noch gar keine Gelegenheit vorhanden gewesen war. Andererseits aber schien es mir in jeder Beziehung nothwendig, daß für die sich allmählich bei Terranova sammelnden Abtheilungen alsbald ein Oberbefehlshaber vorhanden sei. Anders waren die Brigadecommandanten durchaus voneinander unabhängig, konnten sich ohne gemeinsame Leitung einander stören, und wenn die piemontesische Regierung die Absicht hatte, uns von unserm Ziel fern zu halten, so konnte sie dies um so leichter, wenn ein gemeinsamer Oberbefehl für die sich bei Terranova sammelnden Truppen fehlte und sie ihre Agenten direct auf die einzelnen Brigadecommandanten wirken ließ. Da ich wußte, daß Bianciani jedenfalls noch manches in Genua zu besorgen hatte — namentlich was die Beschaffung von Geld betraf —, so erbot ich mich, mit dem nächsten Schiff nach dem Golf der Drangen voranzugehen, um dort die Fahrzeuge und Truppen in Empfang zu nehmen und sie zu sammeln.

Da zeigte mir Bianciani eine Instruction, welche ihm Vertani

als Bevollmächtigter Garibaldi's zurückgelassen hatte. Diese Instruction, in mancher Beziehung wichtig, lautete folgendermaßen: „Oberst Pianciani! Die Freiwilligen warten im Drangengolf, bis sie vereinigt sind. Zuletzt werden Sie mit dem Generalstab daselbst ankommen. Die beiden Dampfer Calatafimi und Wiesel mit den Waffen und den Pferden werden dort erwartet. Wahrscheinlich befindet sich daselbst ein bewaffnetes Kriegsfahrzeug mit Mannschaft, um den Golf zu hüten. Hören Sie auf keine Einflüsterungen oder Drohungen und halten Sie darauf, daß die Befehle Gehorsam finden. Wahrscheinlich wird man versuchen, die Expedition von ihrem Ziele abzulenken. Widerstehen Sie und lassen Sie dieselbe nicht trennen. Beschwichtigen Sie mit guten Worten und mit Geldversprechungen die Ungebulb der Kapitäne der Dampfer. Kleiden Sie die Volontäre und rüsten Sie dieselben aus. Erwarten Sie bis Montag einschließlic dort mich oder meine Botschaft. Versehen Sie sich zu Terranova und den benachbarten Ortschaften mit den nothwendigen Lebensmitteln. Das Geld wird ausreichen. Wenn Sie gewaltsam gezwungen nach Sicilien fliehen müssen, richten Sie Ihren Kurs auf Milazzo.“

Aus dieser Instruction, sagte Pianciani, gehe hervor, daß keiner von uns vorausgehen könne. Es stehe deutlich darin, daß er mit dem Generalstab zuletzt im Golf der Drangen ankommen solle. Meiner Meinung nach war einer von uns beiden nicht der Generalstab, und ferner konnte ich mir keinen Vers daraus machen, wie den andern Anweisungen der Instruction nachzukommen sei, wenn wir beide zuletzt im Golf der Drangen ankamen, etwa fünf Tage nachdem die ersten unserer Schiffe dort angelangt sein mußten. Pianciani blieb aber dabei, daß man der Instruction wörtlich nachzukommen müsse. Allerdings hatte ich auch in Genua die letzten Tage noch keine müßige Zeit, so z. B. machte die Artillerie immer noch einiges zu schaffen; indessen hätte ich mich in dieser Beziehung ganz gut durch Torricelli können vertreten lassen.

Endlich am 12. August war alles geordnet, und am 13., Mon-

tags, wollten wir, d. h. der Generalstab nebst sechs Compagnien von der 4. Brigade, den beiden mailändischen Schützencompagnien und der mailändischen Geniecompagnie, uns einschiffen. Es war um so weniger Zeit zu verlieren, als am 12. August nun endlich auch ein directer Befehl von Garibaldi angekommen war.

Dieser Befehl war von Messina, den 30. Juli, datirt und an Bertani adressirt. Er lautete: „Lieber Bertani! Ich hoffe, vor dem 15. August auf das neapolitanische Festland überzugehen. Suchen Sie auf alle Weise mir vor diesem Termin Gewehre sicher nach Messina oder nach Torre di Faro zu senden. Was die Operationen in die päpstlichen und neapolitanischen Staaten betrifft, so betreiben Sie dieselben aufs äußerste. Ihr G. Garibaldi.“

Wo hatte dieser Brief solange gesteckt, fast volle 14 Tage? Ich kann nicht glauben, daß die Sache mit rechten Dingen zugegangen ist. Mauro Macchi und Joseph Brambilla, welche Bertani zu seiner Vertretung in Genua zurückgelassen hatte, öffneten den Brief und theilten ihn Pianciani mit.

Am 12. August packte Giovanni meine Bagage. Außer den Uniformstücken, die ich auf dem Leibe trug, und den Waffen wurden noch ein Paar Unterhosen, fünf Hemden, eine Anzahl Taschentücher und ein rothes Reserverhemd, als ganze Bibliothek ein Neues Testament nebst den Psalmen, welches meine Frau von Zürich mitgegeben hatte, in den kleinen Mantelsack gelegt. Das Neue Testament und eine Photographie meiner Frau und meiner kleinen Marie haben mich den ganzen Feldzug über nicht verlassen. In einen zweiten gleichen Mantelsack wurde das ganze Generalstabsarchiv, Karten, Tintenzugge, Schreibmaterialien überhaupt verpackt; ein dritter gleicher Mantelsack ward in Reserve mitgenommen, bestimmt die Kanzlei zu enthalten, wenn sie im Laufe der Zeit anwachsen sollte.

Am 13. August, morgens vor 5 Uhr, war ich am alten Molo und fand dort bereits die mailändische Geniecompagnie bereit; auf dem Fuße folgten ihr die mailändischen Scharfschützen; die Infanterie und der Generalstab, soweit er nicht zu meiner persönlichen

Begleitung gehörte, waren erst einige Stunden später bestellt. Der Byzantin, ein französischer Handelsdampfer, lag im Hafen bereit, und ich ließ die Einschiffung mittels der gleichfalls vorgefundnen Barken sogleich beginnen. Alles richtete sich sofort ein. Den mailändischen Geniesoldaten und Scharfschützen ward der hintere erhöhte Theil des Decks angewiesen; für die Infanteriecompagnien blieb der geräumige vordere Theil des Oberdecks. Die Offiziere des Generalstabs und die commandirenden Offiziere wurden in der Kajüte, die Subalternoffiziere vorn unter dem Deck untergebracht.

Um 9 Uhr war die ganze Einschiffung, auch der Infanterie, vollendet, und ich selbst begab mich nun an Bord, wo ich im Anfang nur einen Augenblick gewesen war, um mich umzusehen. Ich fand schon eine Anzahl unserer Offiziere um die Tafel gereiht und behaglich mit einem guten Dejeuner beschäftigt, an dem ich mich nun auf die Aufforderung des liebenswürdigen Commandanten Capitän Bonnesfoye und seines Second gleichfalls betheiligte. Commandant Bonnesfoye empfahl ein gutes Frühstück als das beste Mittel wider die Seekrankheit, und ich fühlte mich in dieser Beziehung keineswegs taktfest.

Erst um Mittag kam auch Bianciani an, der noch in diesen letzten Stunden wieder durch piemontesische Schwierigkeiten in Geldsachen aufgehalten worden war. Bianciani brachte außer einigen Offizieren des Stabes auch seine Frau mit, welche die Expedition als Krankenpflegerin begleiten wollte. Eine andere Dame an Bord war die liebenswürdige junge Frau des Hauptmanns Vernieri, Französin, wie Frau Bianciani. Die Vernieri sah in ihrem grauen Rock und Hosen wie ein durchtriebener hübscher Junge aus. Erst an ihren in ein Netz hinten zusammengenommenen Haaren sah ich, daß sie eine Dame war.

Nach Bianciani's Ankunft hielt uns nun nichts mehr zurück. Die Freunde, welche noch an Bord gekommen waren, um uns die Hand zum Abschied zu drücken, ließen uns tausend Segenswünsche zurück und räumten das Schiff. Die Räder des Byzantin setzten

sich in Bewegung und um 1 Uhr nachmittags brausten wir unter den jubelnden Euvivas unserer Mannschaft und der auf dem Molo versammelten Volksmenge, tausend Hoffnungen in der Brust, aus dem Hafen von Genua in das offene Meer hinaus.

Pianciani, aller Wahrscheinlichkeit nach infolge der Verstimmung, welche ihm noch die letzten Stunden in Genua bereitet, hatte kaum das Schiff bestiegen, als er schon einen Anfall von Seekrankheit bekam. Ich mußte also das Commando übernehmen und hielt mich tapfer. Der Himmel schien übrigens wundervoll auf uns hinab, die lichten Wölkchen, welche noch am Morgen vorhanden gewesen waren, hatten sich gänzlich verzogen, und das Meer lag wie ein Spiegel vor uns ausgebreitet. Viel half mir aber auch wol über die ersten Stunden hinweg, daß ich alle Hände voll zu thun hatte, um Ordnung zu stiften und dafür zu sorgen, daß sie im Interesse der Leitung des Schiffes erhalten werden könne. Ich mußte mich in die Sache selbst erst ein wenig hineinstudiren.

Vor 24 Stunden können wir die Küste des Orangengolfs nicht erreichen; Seekranke sind wenige am Bord, der Wachtdienst für Tag und Nacht ist geordnet. Wir haben also Zeit, uns ein wenig auf dem Schiffe umzusehen. Ich bemerkte gerade drei Personen, von denen mir eine gute Geschichte einfällt. Der eine ist der Hauptmann Vernieri, Pianciani's Secretär, der zweite der Lieutenant Ronchetti, Offizier des Generalstabs, und der dritte der Unterlieutenant Casto, dem Generaladjutanten beigegeben. Vernieri hat sehr gute Manieren, thut sich aber ein wenig zu viel auf seinen schönen eleganten Stil zugute, der, wie ich späterhin erfuhr, mir nichts weniger als gefiel und am wenigsten vor allen Dingen militärisch war. Ronchetti ist ursprünglich ein junger Advocat, Verfasser eines sehr guten kleinen Tractats nationalökonomischen Inhalts. Ich habe diesen Tractat gelesen, würde aber sehr in Verlegenheit kommen, wenn ich heute sagen sollte, was eigentlich darin steht. Im Jahre 1859 war Ronchetti Auditeur in der mittelitalienischen Armee gewesen; jetzt hatte er sich unserer Expe-

dition anschließen wollen. Bertani hatte ihn auf unser Bureau geschickt, wahrscheinlich in der Absicht, daß er auch bei uns wieder als Auditor verwendet werde. Als ich aber näher mit ihm bekannt wurde, fand ich, daß er ungeheure Neigung habe, als activer Soldat aufzutreten, und daß es ihm an Anlagen, Fleiß und gutem Willen durchaus nicht fehle. Ich machte ihm also den Vorschlag, er solle in den Generalstab treten. Das ergriff er denn auch mit Freuden, studirte sogleich eifrig, namentlich die französische Uebersetzung meiner „Anleitung zu den Dienstverrichtungen im Felde für den Generalstab der schweizerischen Bundesarmee“, von welcher ich ein Duzend Exemplare hatte kommen lassen und welche mir später bei meinen jungen Offizieren die besten Dienste leistete. Denn wenn ich irgendeine besondere Thätigkeit für einige Tage voraussah, brauchte ich nur zu sagen: Lest euch dies oder jenes Kapitel im Generalstabsdienst durch, und ich fand meine Söhne gerüstet zum Verstehen und zum Handeln. Ronchetti hatte, wie ich aus einigen beiläufigen Aeußerungen schließen muß, viel häusliches Unglück erlebt. Er war durchaus nicht hübsch; im Gegentheil; auch hatte er die üble Angewohnheit, immer zu schreien. Ich glaube, er hätte selbst geschrien, wenn er eine Liebeserklärung zu machen hatte, wobei dies doch gar nicht angebracht ist. Seine Flötenbue fragten noch wie eine alte Baßgeige. Aber er hing mit unbegrenzter Liebe an einer alten Mutter, die er in seinen piemontesischen Bergen bei Ivrea zurückgelassen hatte, und an einem Schatz, den er ebenfalls, wenn ich nicht irre, mußte, und dessen Existenz ich manches Blatt feinen Postpapiers verdankte, auf dem ich meinem Weibe geschrieben habe. Ronchetti leistete mir schon in Genua die besten Dienste bei den Organisationsarbeiten; späterhin werden wir ihn auf dem Schlachtfelde als einen der unverzagtesten Offiziere der Garibaldi'schen Armee finden, und das will etwas heißen. Casto (auf deutsch keusch) war ein etwas schwerfälliger junger Herr, Soldatisches steckte wenig in ihm, doch war er ein guter Bureauarbeiter.

Als Vernieri zum ersten mal auf unserm Bureau erschien, suchte er Casto, dem er vermuthlich etwas zu bestellen hatte, den er indessen noch nicht persönlich kannte; er fand aber nur Ronchetti vor und fragte diesen, der von Casto's Anwesenheit absolut nichts wußte, aufs allerhöflichste: „Lei é Casto?“ (Sind Sie kusch?) Ronchetti sah ihn, wie man leicht denken kann, zuerst erstaunt an; ein anderer an seiner Stelle wäre vielleicht ohne weiteres grob geworden. Dies war aber Ronchetti nicht, sondern nachdem er sich ein wenig erholt hatte, begann er vielmehr Vernieri philosophisch auseinanderzusetzen, daß er allerdings kein besonders ausschweifendes Subject sei, jedoch immerhin Anstand nehmen müsse, seine Keuschheit in jeder Beziehung zu verbürgen. Es dauerte lange, bis die beiden sich verständigen konnten.

Ein fernerer Genosse der Fahrt war Antonio Catenacci, mein Ordonnanzoffizier. In seinen ersten Jünglingsjahren war er ein ziemlich loockerer Reizig gewesen und das Gelbausegeben hatte ihm wenig Mühe gemacht. Ja als Knabe von 15 oder 16 Jahren hatte er sogar die verrückte Idee gehabt, mit einer Kunstreiterbande durchzugehen. Seine Verwandten hatten die Sache noch zeitig genug erfahren und den tollen Streich verhindert. Im Jahre 1859 nach der Befreiung des Mailändischen, aus welchem er stammte, war Catenacci in die piemontesische Cavalerie eingetreten und auf eine der Kriegsschulen spedirt worden, welche in jener Zeit errichtet wurden. Er fand sich hier mit der Blüte der lombardischen Jugend aus den ersten und edelsten Geschlechtern zusammen. Er machte dabei die Erfahrung, was die alten Piemontesen unter militärischer Bildung verstehen. Nachdem diese goldene Jugend vier Wochen lang darin unterrichtet war, wie man militärisch salutirt und rechts- oder linksum macht, kam der Director der Anstalt, ein piemontesischer Oberst, auf den Gedanken, daß ein piemontesischer Offizier auch lesen und schreiben können müsse, und auf den Zweifel, ob seine Jugend das auch könne. Er war es eben nicht gewohnt, Offiziersaspiranten zu besitzen, welche lesen und schreiben

konnten. Die mailändische Jugend, lauter junge Leute, welche die besten Lehrer gehabt, zum Theil schon auf mehreren Universitäten studirt hatten, mußte richtig nach dem Dictat eines piemontesischen Wachtmeisters schreiben, wobei die Angabe von Romma, Genakolon u. s. w. nicht vergessen wurde. Dies war den meisten zu bunt, und sie gaben die militärische Carriere vorläufig auf. Es ist gut, dergleichen Dinge mit Rücksicht auf später nachfolgende zu erwähnen. Zu den Anstretenden gehörte auch Catenacci. Er setzte seine unterbrochenen juristischen Studien auf der Universität Pavia fort. Auf dieser befand er sich, als in Garibaldi's Namen zu der Expedition nach Sicilien aufgefordert ward. Die Studenten von Pavia formirten die siebente Compagnie der ersten Expedition. Catenacci konnte nicht mitziehen. Er lag schwer darnieder an den Folgen einer Wunde, die er im Duell erhalten hatte. Sein Drang, bei der Befreiung Italiens mitzuwirken, verschlechterte seinen Zustand, kaum aber war er genesen, als er sich für die nächste Expedition meldete. So hatte ich das Glück, diesen Ordromanzoffizier zu erhalten, den Tapfersten der Tapfern, ehrenhaft bis zur Uebertreibung, mir lieb wie ein eigener Sohn.

Auch das Aeußere Catenacci's war anziehend, seine Sprache kräftig und geschmeidig zugleich, seine allgemeine Bildung umfassend und elegant. In Bezug auf die Frauenzimmer war mein Benjamin ein wenig blästr, obgleich er einen guten Bissen zu vorübergehendem Gebrauch durchaus nicht verschmähte. Ich schob dies ursprünglich auf den Umstand, daß er ein wenig früh flott zu leben angefangen hatte, später allerdings ward ich auf den Gedanken gebracht, daß er eine innige Liebe im Herzen trug, mit welcher wahrscheinlich sein Duell zu Pavia nicht außer Zusammenhang war.

Am Abend des 13. August ging Catenacci, die Wunde im Schiff zu machen; ein Zweck dabei war, sich über das Verhalten eines dritten Frauenzimmers am Bord aufzuklären. Dasselbe war Marketererin (Cantinière), eine ausgewanderte Venethanerin; eine Frau

von 28—30 Jahren, nahm sie sich in ihrem stattlichen Cantiniereanzug, ehe ihn noch die Strapazen des Feldzugs verwüßt hatten, recht hübsch aus. Catenacci brachte die Nachricht, daß er sie im Gebiet der mailänder Versaglieri, aber auf eine so absolute Weise beschützt gefunden habe, daß eine Unterhaltung unmöglich gewesen sei. Am andern Morgen, als ich nach einem so gesunden Schlaf, wie ich ihn lange nicht gehabt, selbst ein wenig das Deck inspicierte, erfuhr ich, daß der absolute Beschützer der Cantiniere ihr in aller Ordnung angetrauter Mann gewesen war. Unsere Cantiniere, welche während des Feldzugs ein Gefährt mit zwei Eseln acquirirte, war dann stets bei der Avantgarde, begleitet von ihrem Manne, der, Soldat in einem unserer Infanteriebataillone, mit noch einigen andern, namentlich Fußkranken, die Escorte der Cantina machte.

Es war etwa 3½ Uhr abends am 14. August, als der Byzantin sich dem Drangengolfe näherte. Diesen ganzen Tag über waren von verschiedenen Helfern sardinische Kriegsschiffe am Horizont entdeckt worden, welche, wie man besorgte, uns auf offener See angreifen würden, und von denen wohlunterrichtete Zeitungs-correspondenten der Welt erzählten, daß sie uns wirklich nach Sicilien escortirt hätten. So oft man aber auch das Glas ansetzte, immer entdeckte man höchstens ein einfaches Handelsschiff, vielleicht gar nur eine Fischerbarte, und die strategischen Manöver zu unserer Verfolgung, die bald einem päpstlichen, bald einem neapolitanischen, bald einem sardinischen Kriegsflegler von den Helfern zugeschrieben wurden, erwiesen sich dann stets als sehr einfache Manöver des Ravirens oder des Regesachens.

Jetzt, wo wir uns den Küsten der Insel Sardinien und des Drangengolfs näherten, kamen alle Ferngläser hervor; wir sahen vor uns die üde niedere Küste, eine Landschaft Pommerns oder Holsteins am Ostseestrande, nur mit italienischem Himmel über uns, mit höhern Gebirge im fernen Hintergrunde. Keins unserer Schiffe war zu entdecken; es half uns nichts, daß wir so tief als

möglich in die Bucht hineinführen, um die etwa hinter dem ober jenem Küstenvorsprunge Versteckten zu suchen. Wir überzeugten uns, daß unsere Schiffe nicht vorhanden seien. Es war möglich, daß sie in der benachbarten Bucht von Terranova, welche von dem Drangengolf nur durch das Vorgebirge Ponticello getrennt ist, vor Anker lagen. Man konnte dies voraussetzen, da unserer Expedition der Name Expedition Terranova ertheilt war, wobei nicht blos das sardinische Terranova, in dessen Nähe wir laut der Convention uns sammeln durften, sondern auch das neue Land Italiens gemeint war, welches wir angreifen wollten, das päpstliche Gebiet.

Wir steuerten deshalb nach dem Golf von Terranova. Vor dieser breiten Bucht angekommen, entdeckten wir von unsern Schiffen abermals nichts. Nur zwei Küstenfahrer lagen vor dem Eingange der Bucht vor Anker. Vernieri und Ronchetti mußten in einer Barke zu diesen hinüberfahren, um Bericht einzuziehen. Sie kamen mit der Nachricht zurück, daß allerdings mehrere Schiffe dort gewesen seien, man habe unter andern auch einen sardinischen Kriegskutter oder ein Avisoerschiff gesehen; alles sei indessen abgesegelt, ein Schiff schon am 12. August, die letzten am 14. August morgens selbst. Alles scheine im besten Einverständniß gewesen zu sein. Was sollte man von der Sache denken?

Nach einiger Verathung kamen wir zu der Ansicht, daß es möglich sei, unsere Schiffe hätten infolge der Insinuationen, die ihnen von Cavour'schen Agenten gemacht worden, die Bucht verlassen, hielten sich aber in der Nähe, um etwa am nächsten Morgen wiederzukommen, zuzusehen und sich mit uns zu vereinigen. Für diesen Fall und um jedenfalls Erkundigungen einzuziehen, wollte Pianciani selbst mit mir ans Land gehen. Erhielten wir in dem Orte Terranova Nachrichten, welche unsere Vermuthung entweder direct bestätigten oder wahrscheinlich machten, so wollte Pianciani sich nach der nächsten Telegraphenstation Tempio begeben, um sich von dort aus mit Cagliari in Verbindung zu setzen und über dieses von Garibaldi Befehle einzuziehen; ich dagegen sollte, mit

einer Instruction Bianciani's versehen, die ich sogleich aufsetzte, an Bord des Byzantin zurückkehren, die Fahrzeuge, welche noch von Genua — namentlich mit den Waffen und der Munition — nachkommen mußten, die andern, welche sich wieder einfinden würden, erwarten, sie sammeln und überhaupt in dem Sinne verfahren, wie es die Ausführung unsers ursprünglichen Plans verlangte.

Kapitän Bonnesoye ließ sogleich das große Boot ins Wasser bringen; Bianciani, ich, Ronchetti, Bianciani's Adjutant Onecco und für alle Fälle ein Kriegscommissar stiegen ein; der Second des Byzantin nahm das Steuer, vier kräftige Matrosen ergriffen die Ruder. Wir entfernten uns schnell von dem Leben des Byzantin; vor uns Todtenstille, die öde Küste der Bucht, der Ort Terranova, mit seinem viereckigen, stumpfgespitzten Thurm wie ein pommersches Kirchdorf anzuschauen, kein Boot, kein Zeichen des Lebens. Wir waren noch weit von der Küste entfernt, als das Wasser schon so leicht ward, daß wir jede Muschel auf dem Grunde mit größter Deutlichkeit sehen konnten und das Schilf sich über den Meeresspiegel erhob. Wer die Bucht von Terranova kannte, hätte im voraus sagen können, daß hier unsere Schiffe unmöglich versteckt sein konnten.

Endlich sahen wir eine Barke sich bei Terranova vom Strande abtrennen und in der Richtung auf den Byzantin uns entgegenrudern. Bald begegneten wir dieser Barke, in ihr befand sich ein Offizier von den genueser Scharfschützen. Wirkehrten mit diesem nach Terranova zurück und begaben uns nach der Wohnung des Synbitus Herrn Lampino. Offiziere und Soldaten der Expedition befanden sich in geringer Zahl noch im Orte. Sie hatten Urlaub gehabt, ans Land zu gehen, und als sie zurückkehren wollten, fanden sie die Schiffe nicht mehr in der Bucht. Von ihnen ward bestätigt, was wir bereits von den Küstenfahrern vernommen. Wir erfuhren aber zugleich, daß sich bei unsern Leuten Zwiespalt gezeigt, daß eine kleine Weile die Lebensmittel gefehlt hätten, oder wenigstens nicht vollauf gewesen wären, daß dies benutzt worden sein

möchte, um die Fahrzeuge unserer Expedition hinwegzuziehen. Jedemfalls ergab sich, daß piemontesische Schwindelereien im Spiel gewesen, und daß unsere Brigadecommandanten zum Theil nicht die genügende Festigkeit gezeigt hatten.

Die Einwohner Terranovas, darüber blieb kein Zweifel, hatten alles gethan, was in ihren Kräften stand, um die Truppen mit Lebensmitteln zu versorgen, es waren deren jetzt auch noch viele im Vorrath; sie konnten höchstens auf einen halben Tag einmal gefehlt haben, worüber kein Mensch Hungers stirbt und kein Soldat ein Wort verlieren darf.

Daß unsere Schiffe nach Süden gesegelt seien, stand fest; ebenso sicher war es nach allem, was wir hörten, daß sie nicht bloß weggegangen seien, um lästigen Vorstellungen auszuweichen und alsbald wiederzukommen. Unter diesen Umständen nutzte es nichts, daß Pianciani erst nach Tempio ging. Er gab den Befehl, von den vorhandenen Lebensmitteln soviel als möglich nach dem Byzantin herüberzuschaffen, den Rest zum Vortheil des Comité zu verkaufen, und wir beschloßen, nach dem Byzantin zurückzukehren, um mit diesem nach Cagliari zu steuern, wo wir unter allen Umständen Näheres erfahren mußten. Die Einwohner versprachen, Wachboote am Eingang der Bucht aufzustellen, um unsern noch von Genna nachkommenden Schiffen Ausweis zu geben; außerdem erbot sich Tampino, eine Depesche für Cagliari nach Tempio zu bringen.

Die am Lande befindlichen Beurlaubten sollten auf dem Byzantin mit eingeschifft werden, und es wurden alsbald für sie und die Lebensmittel einige große Barken in Bereitschaft gesetzt.

Als wir Terranova erreichten, herrschte dort Todtenstille; während wir aber beim Syndikus waren, sammelte sich vor dessen Hause und bis zum Strande hinab eine große Menschenmasse. Als wir unser Boot wieder aufsuchen wollten, schritten wir durch ein langes Spalier von Bauern und Fischern von Terranova, von jenen Sardinern, von denen ich die ersten Exemplare auf der Barke gesehen hatte, die den Offizier der genuesischen Scharfschützen nach dem

Byzantin hatte hinüberführen sollen: mit den kernigen, kräftigen Gesichtern, den langen schwarzen Locken, zum Theil in die neßförmigen Beutelmützen versteckt, den schwarzen, um den Leib gegürteten, blusenförmigen Rücken, schwarzen, weiten Hosen bis ans Knie, und schwarzen, mitunter auch weißen Wollengamaschen. Der Anzug war düster und die Leute waren von äußerlich ruhigem Temperament; an Eubivas fehlte es nicht, aber von dem Paroxysmus der Sicilier oder Neapolitaner war hier keine Rede.

Hinter uns ballte sich das Spalier zu einer dichten Masse, die uns an den Strand folgte. Ronchetti, der bei Lampino einige Gläser des einheimischen alten Weins getrunken hatte, hielt es für angemessen, dieser Masse an der Landungsbrücke eine Standrede zu halten. Sie sollten mit uns kommen, sagte er, mit uns unter den glorreichen Fahnen Garibaldi's für die Freiheit und Einheit Italiens kämpfen. Nun belebte sich die schwarze Masse; die Augen glänzten, Eubivas donnerten, und ein Duzend Bursche von Terranova eilten spornstreichs nach Hause, nicht etwa um sich den Anforderungen des Armeedemagogen von Jvrea zu entziehen, sondern um in aller Eile ein kleines Bündel zu schnüren und sich mit unsern Beurlaubten vereint auf der für den Byzantin bestimmten Barke einzuschiffen. Sie haben als tapfere Soldaten später redlich ihre Pflicht gethan.

Um 8 Uhr abends waren wir wieder am Bord des Byzantin, mußten aber noch die Lebensmittel, die Beurlaubten und die neuen Rekruten von Terranova erwarten. Um 10 Uhr abends erst konnte sich unser Schiff in Bewegung setzen, um nach Cagliari zu steuern.

VI.

Ueber Cagliari und Palermo nach Milazzo.

Man kann sich leicht vorstellen, daß ich am Abend des 14. August mit dem Gange der Dinge nicht besonders zufrieden war. Meine ganze Kraft hatte ich für die Expedition nach dem Kirchenstaate darangesetzt, und jetzt war es mir klar, obgleich ich die Einzelheiten noch nicht kannte, daß aus dieser Expedition ganz gewiß nichts würde. Ich schob — wer möchte es mir verdenken? — die ganze Schuld des Mislingens darauf, daß man meinem Rathe nicht gefolgt war, daß man mich nicht, wie ich verlangt, nach dem Drangengolf hatte vorausgehen lassen, daß man vielleicht auch in andern Dingen in letzter Zeit eine Geheimnißkrämerei gegen mich beobachtet hatte, die mir gegenüber am wenigsten angebracht war. Nur dieser moralischen Aufregung kann ich es zuschreiben, daß ich am 15. August morgens einen Anfall von Seekrankheit hatte, der mich ganz und gar unglücklich machte. Der Koch des Byzantin, der, wie so viele andere Leute, denen ich wenig Ursache dazu gegeben, eine ganz besondere Zuneigung zu mir hatte, heilte mich binnen wenigen Stunden von meinem Uebel. Er brachte mir ein Glas alten Burgunder, in welches ein Pfirsich hineingeschnitten war. Die Sache ging fast im Handumdrehen vorüber. Ich habe mein Mittel nachher andern mit gleichem Erfolge empfohlen, und ich glaube, daß es noch Hunderten und Tausenden helfen kann, weshalb ich es hier mittheile, wobei ich nur das Eine bedauere, daß mir der Name meines Erlösers nicht bekannt ist.

Am 15. August mittags bemerkten wir ein Schiff landwärts von uns, an den Küsten der Insel Sardinien. Es ward zuerst für eins der unsern gehalten, bald aber erkannte es unsere Schiffsmannschaft für den Postdampfer von Cagliari nach Genua. Vorbei!

Die Offiziere und die Leute an eine regelmäßige Dienstordnung zu gewöhnen, war jedenfalls eine der Hauptsachen von Anfang an. Zu dieser Dienstordnung gehören vor allen Dingen die Rapporte, welche das, was vorhanden ist und was fehlt, in kurzen Zügen vor Augen stellten. Das piemontesische Rapportschema, in welchem man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, welches übrigens diese rühmliche Eigenschaft mit andern in europäischen Armeen gebräuchlichen gemein hat, ein Schema, welches man füglich am zweckmäßigsten mit dem Namen Confusionschema bezeichnen könnte, hatte ich absolut verworfen und ein ganz einfaches, aber vollständig genügendes dafür angegeben. Dieses letztere hat uns nachher während des ganzen Feldzugs die besten Dienste geleistet, und weder die eigentlich militärischen Behörden noch die Intendantur haben damit die geringste Schwierigkeit gehabt, im Gegentheil wurde diese Sache mit einer Leichtigkeit und Sicherheit gehandhabt, welche man schwerlich in einer stehenden regulären Armee vorfinden möchte. Aber welche Noth machte es mir, diese einfache Sache nur für die 800 Mann auf dem Byzantin die ersten Tage durchzuführen. Der Generaladjutant, Oberst Pigozzi, verstand absolut nichts davon, und dreimal mußte am 14. August der Situationsrapport umgeschrieben werden, ehe er stimmte. Ich verlor die Geduld nicht, und diese Geduld, allerdings oft genug auf die Probe gestellt, siegte schließlich immer.

Um 4 Uhr nachmittags am 15. August näherten wir uns der Rhede von Cagliari. Auf derselben entdeckten wir alsbald mit Bestimmtheit eine Anzahl unserer Schiffe, andere fehlten, wir vermigten drei, Torino, Amazone und Hère. Als wir weiter vorwärts kamen, löste sich von einem der vor Anker liegenden Schiffe eine Barke ab, die auf uns lossteuerte und uns Zeichen machte.

Frau Bianciani zuerst an unserm Bord erkannte in dieser Barke Garibalbi, den sie allerdings nie persönlich, von welchem sie aber mehrere Bilder gesehen hatte.

Das Geschrei, das Erwidern, welches sich nun erhob, ist nicht zu beschreiben. Befehle ertheilen — vergebens, lächerlicher Versuch! Mir gellten vor allen Dingen die Ohren, das war meine Hauptempfindung. Und dies will viel sagen, da ich durchaus nicht nervös bin. Ich hielt mich ruhig auf dem Hinterdeck, um wenigstens einigermaßen die Ordnung aufrecht halten und das Hinabsteigen von diesem erhöhten Hinterdeck auf das niedrigere Vorderdeck verhindern zu können.

Salb lag die Barke, welche Garibalbi trug, am Backbord. Der General kletterte am Bord hinauf und hielt sich an den Wanten des großen Mastes. Bianciani war hinabgestiegen aufs Vorderdeck. Garibalbi richtete einige Fragen an Bianciani. Als ihm dieser der Wahrheit getreu die Stärke unserer Expedition, alles eingeschlossen 9000 Mann, angab, erwiderte der General: „Gut, mit eurer Expedition werden wir 30000 Mann zusammen haben; es fängt an, etwas aus der Sache zu werden.“ Ich mache ausdrücklich auf diese 30000 Mann aufmerksam. Unsere 9000 Mann waren eine absolute Wahrheit; ja wir konnten mehr stellen, und auf unser Conto sind nachher in der That mehr als 9000 Mann nach Sicilien und dem neapolitanischen Festlande gekommen. Wie es aber mit den übrigen 21000 des angeblich 30000 Mann starken Heeres stand, davon werden wir noch Gelegenheit haben zu reden.

Nachdem Garibalbi sich erkundigt hatte, ob wir noch Kohlen genug am Bord hätten, und nachdem dies bejahend beantwortet war, ertheilte er Bianciani den Befehl, unverzüglich nach Palermo zu steuern; die übrigen Fahrzeuge, welche noch Kohlen einnehmen mußten, sollten uns sobald als möglich folgen.

Ich hatte von den 30000 Mann, von denen Garibalbi zu Bianciani gesprochen, direct nichts gehört. Als mir Bianciani dies sagte, wußte ich hinlänglich Bescheid. Wir waren nöthig zum

Uebergange auf das neapolitanische Festland, und abgesehen von allen andern Verhältnissen hätte folglich aus unserer Expedition nach dem Römischen nichts werden können. Und ich muß gestehen, daß dieser Gedanke, so ungern ich mich von demjenigen an das antipäpstliche Unternehmen trennte, mich aufheiterte. Es war ein ganz anderes Ding, nach Sicilien zu gehen, weil man dort wirkliche nothwendige Dienste leisten konnte, als nach Sicilien zu gehen, weil es Cavour beliebte, uns nicht in die römischen Staaten einfallen zu lassen. Freilich war die Idee, welche sich in diesem Moment meiner bemächtigte, nur halb wahr, indeffen sie genügte für den Augenblick, meine Thätigkeit wieder zu beleben, mir wieder neue Frische zu geben. Und das war die Hauptsache! Den Versuch machen, unsere Unternehmung trotz des Befehls Garibaldi's durchzuführen zu wollen, wäre eine Thorheit und mehr als das gewesen. Nur in Sicilien konnte jetzt die Expedition vereinigt werden, da einmal dumme Streiche in Bezug auf die Anordnung der Vereinigung begangen waren. Mit den nach dem Abgange des Torino, des größten unserer Schiffe, der Hère und Amazone noch bei Cagliari vorhandenen Leuten konnten wir keine Landung bei Montalto versuchen. Freilich war Garibaldi mit 1000 Mann bei Marsala gelandet; aber an unserer Spitze stand kein Garibaldi. Was hätte erst daraus werden sollen, wenn gegen den deutlichen Befehl Garibaldi's etwas unternommen ward? Man muß den Empfang, der dem Dictator von unsern Leuten zu Theil ward, mit angesehen haben, um darauf die richtige Antwort zu finden. Zudem hatten wir in der That größere Schwierigkeiten unmittelbar nach unserer Landung bei Montalto zu bestehen, als Garibaldi sie gefunden; solche Ueberraschungen wiederholen sich nicht zweimal in kurzer Zeit nacheinander.

Die Hauptsache war, daß wir alle gekommen waren, um uns unter den Befehl Garibaldi's zu stellen, unter diesem zu handeln. Waren bei einigen Leuten Hintergedanken vorhanden gewesen, hatten einige Garibaldi's Oberbefehl lediglich als Deckmantel, als Köder

benutzen wollen, so waren dies jedenfalls zu wenige, als daß sie auch nur Beachtung verdienen konnten.

Wir steuerten ohne Aufenthalt von Cagliari auf Palermo los. Am Abend gab es in der Kajüte ein großes Banquet; es wurde, für Italiener nämlich, ziemlich viel getrunken. Neben wurden gehalten.

Fasse ich alles zusammen, was ich da hörte, so kommt es mir so vor, als ob die Mehrzahl der Offiziere wie der Mannschaft erst jetzt, nachdem sie Garibaldi gesehen, nachdem sie den Befehl, nach Palermo zu gehen, kannten, sich im rechten Kriegszustande fühlten. Besonders zeichnete sich als Redner der Hauptmann Tadei aus, dem ich provisorisch das Commando der beiden Compagnien übergeben hatte, welche im Ueberschuß über das volle Bataillon waren.

Der Toscaner Tadei nannte sich selbst einen „Mann von wenig Worten“. Ich habe noch nie in meinem Leben einen Menschen gesehen, der mehr gesprochen hätte. Infolge eines Blicks von etwa dieser Bedeutung, den ich ihm zuwarf, verbesserte er sich und nannte sich nur noch einen „Mann von wenig Worten, die etwas taugen“. Dagegen konnte niemand etwas einwenden. Uebrigens sprach der Toscaner, was die Form betraf, ausgezeichnet. Bianciani entwickelte ein wirkliches Rednertalent. Was ihm am unliebsten sein mußte, daß die Expedition nach dem Römischen unterblieb, das überging er, während er die Nothwendigkeit der Disciplin, die Nothwendigkeit, lediglich Garibaldi zu folgen, mit Entschiedenheit hervorhob. Mochte er nicht allen alles recht gemacht haben, an diesem Abend mußte jeder Mann von Herz in ihm den Mann von Herz erkennen und achten lernen.

Auch ein Unteroffizier betrat die Kajüte, um im Namen der Soldaten zum Stabe zu reden. Dieser Mann war der Fourrier Tadei's. Er verlangte vor allem, daß wir uns sämmtlich als Brüder betrachten wollten. Bianciani antwortete darauf mild, aber fest.

Der Abendrapport fiel diesmal aus. Ich zog mich sobald irgendmöglich in meine Koje zurück und schloß den Schlaf des Gerechten.

Am nächsten Tage, 16. August, gab es noch einige Unannehmlichkeiten. Einige unserer Leute hatten gelieferte Effecten an die Schiffsmannschaft verkauft. Der Generaladjutant mußte sogleich ein Standrecht versammeln, und nachdem die verkauften Effecten zur Stelle gebracht waren, wurden die Schulbigen zu Arrest, einer zur Ausstoßung aus dem Corps verurtheilt. Es waren unter den Verkäufern gerade auch einige, die am dringendsten begehrt hatten, daß wir uns alle als Brüder betrachten sollten. Ich trug den Offizieren auf, der Mannschaft zu sagen, daß die Brüderschaft von seiten von Spitzbuben eine einigermaßen unbillige Forderung an ehrliche Männer sei. Einige unserer Leute hatten sich offenbar bei diesem Effectenverkauf gar nichts Böses gedacht; es war desto nothwendiger, dieserhalb eine Lektion zu ertheilen.

Später war es einem der Schiffsoffiziere eingefallen, bewaffnete Posten von der Schiffsmannschaft an den Thüren zur Küche und zur Kajüte aufzustellen. Dies erregte mit Recht einen Sturm bei unsern Leuten; indessen gelang es bald, diesen zu stillen, und die Matrosen mußten ihre Waffen ablegen und sich zurückziehen.

Spät abends nach dem Dunkelwerden erst trafen wir im Hafen von Palermo ein. Pianciani mit den Damen, Vernieri und Gnecco gingen sogleich ans Land; zur Ausschiffung der Leute war es offenbar für heute zu spät, wenn man nicht die größte Verwirrung gewärtigen wollte. Sie wurden daher an Bord zurückgehalten, und ich blieb gleichfalls.

Am 17. August, um 4 Uhr morgens, ließ ich die Ausschiffung beginnen, und um 5 Uhr war sie vollbracht. Alles stand am Strande aufmarschirt. Ich fand dort einen Offizier von der Garnison, der mir sagte, daß ein Lagerplatz bereits ausgesucht sei und nach demselben auch Lebensmittel geliefert werden sollten. Ich marschirte sogleich nach dem Lagerplatz auf dem sogenannten Campo ab.

In Ermangelung eines Bessern war ich eben damit beschäftigt, in Gesellschaft von Ronchetti, Catenacci und einigen andern Offizieren Trauben von einer Säure zu verspeisen, welche ich in Si-

ciliens Hauptstadt am 17. August nicht erwartet hatte, als mehrere Wagen auf den Platz gefahren kamen. In dem einen derselben befand sich der Dictator mit mehreren Begleitern, in dem andern Bianciani.

Ich begab mich dahin, wo die Wagen hielten. Bianciani theilte mir alsbald nicht ohne Bewegung mit, daß er das Commando niedergelegt habe. Wir gingen zusammen an den Wagen des Dictators und Bianciani stellte mich demselben vor. „Ich habe bereits so viel Rühmliches von Ihnen gehört“, sagte mir Garibaldi, „daß ich mich freue, Sie nun auch persönlich kennen zu lernen und Sie in unsern Reihen zu wissen. In der Abwesenheit des Obersten Bianciani werden Sie das Commando der Division Terranova übernehmen. Schifften Sie sich mit der Mannschaft, die Sie bei sich haben, heute Nachmittag um 4 Uhr wieder ein, um nach Milazzo zu gehen. Die übrigen Brigaden der Division werden Ihnen dorthin folgen. Ich selbst gehe Ihnen voraus; wahrscheinlich treffen wir uns in Milazzo. Können Sie sich um 4 Uhr wieder einschiffen?“

Ich sagte, daß dies bezüglich der Leute, die ich auf dem Byzantin mitgebracht, nicht die mindeste Schwierigkeit habe. Es wurden noch einige gleichgültige Worte gewechselt, und Garibaldi fuhr nach Palermo zurück.

Wenn einer glauben sollte, daß mir die Ernennung zum Commandanten der Division besonders angenehm gewesen wäre, so würde er sich ungemein täuschen. Ich habe meine Ansicht über die Annahme des Obercommandos einer besondern Expedition nach dem Kirchenstaat bereits mit allem Freimuth entwickelt. Nun lag hier allerdings nicht ganz der gleiche Fall vor; die Division trat jetzt nur als ein Glied in die italienische Eidgenossenschaft ein. Aber immerhin blieb es für mich als Fremden eine schwierige Sache, das Commando anzunehmen, und insbesondere für mich als einen Fremden, der einen auch in Italien nicht unbekannten Namen hatte. Wäre ich gänzlich unbekannt gewesen, so hätte die Sache viel

weniger Schwierigkeiten gehabt. Persönlich als Soldaten, als Befehlshaber kannten mich dagegen wieder von der ganzen Division nur wenige Offiziere bisjezt. Deren Zuneigung hatte ich mir bereits erworben. Aber was wollte das im Verhältniß zur Masse sagen?

Ganz anders hätten sich die Dinge gestellt, wenn der Commandowechsel nach einem ersten Gefecht stattgefunden hätte. Für diesen Fall war ich meiner Sache sicher; aber jezt sah ich einem ziemlich complicirten Intriguenspiel entgegen, von dem ich bereits in Genua einen Vorgeschmack gehabt hatte, sowol was mich persönlich betraf als in Bezug auf allgemeine Anlagen. Für die Intrigue bin ich aber durchaus nicht geschaffen.

Ich sollte bald erfahren, daß ich mich in der Voraussetzung des Intriguenspiels durchaus nicht getäuscht hatte, und werde davon auf den nächsten Blättern zu erzählen haben. Aber ebenso wenig habe ich mich in der Annahme getäuscht, daß ich mir schließlich, und zwar noch über Erwarten schnell, das Vertrauen aller erwerben würde, wie ich mir das Vertrauen weniger bereits erworben hatte.

Ich hatte das Commando, welches mir von Garibaldi übertragen war, ohne Widerrede angenommen, nicht blos, weil ich eine lange Auseinandersetzung vermeiden wollte, sondern auch, weil ich keinen Bessern mußte, soviel ich hin- und herdenken mochte. Jezt kam es für mich nur noch darauf an, mir einen Plan für mein Handeln zu entwerfen. Daß ich an diesem festhalten würde, in dem Punkt zweifelte ich nicht an mir und hatte nach meiner Selbstekenntniß auch gar keine Ursache daran zu zweifeln. Mein Plan war: um die Intrigue mich nicht bekümmern, die Commandorechte, welche mir von Garibaldi übertragen waren, aufrecht erhalten, niemals aber unbillige Anforderungen stellen, jede Schroffheit vermeiden, wo sie nicht absolute Nothwendigkeit war. Daran habe ich denn auch festgehalten und nicht eben unter den leichtesten Umständen.

Nachdem ich die Offiziere zum Rapport zusammenberufen, die nothwendigen Befehle ertheilt hatte, fuhr ich in die Stadt, um mich dort ein wenig meinen Gedanken in Ruhe überlassen und zugleich

mich über den Stand der Dinge unterrichten zu können. Ronchetti, Catenacci und Taddei fuhrten mit mir, Giovanni natürlich nicht zu vergessen. Nach langem, langem Suchen fanden wir endlich ein elendes Zimmer in einer elenden Locanda, vielmehr eine Art Vorplatz mit einem ähnlichen Nebenlokal, in welchem schlauerweise der Nachstuhl oder die leichtbedeckte Nachtlampe stand. In dieses Gemach ward aus einer benachbarten Trattoria ein passables Gabelfrühstück für mich, Ronchetti und Giovanni beordert, während Taddei und Catenacci das ihrige außerhalb suchten.

Nachher fuhr ich zu Bianciani. Ich fand ihn in der Trinacria mit seiner Frau, Vernieri und dessen Frau. Ich bemühte mich nicht, ihn von seinem Entschlusse zurückzubringen, doch verhehlte ich ihm nicht im mindesten, daß mir dieser Entschluß allerdings leid thue, und nahm einen herzlichen Abschied. Da von Böswilligen behauptet war, daß wir nicht mit vollständiger Ausrüstung versehen seien, ließ ich ihm eine Abschrift unserer Ausrüstungsliste, d. h. aller Gegenstände an Bekleidung, Waffen, Munition, welche factisch auf unsere Schiffe verladen waren, zurück, ein Document, welches im Stande war, sämmtlichen Lügnern die Mäuler zu stopfen, indem thatsächlich noch keine Expedition so vollständig ausgerüstet war als die unsere. Bianciani sagte mir, daß er beabsichtige, wie er es früher versprochen, sich nach Livorno zu begeben und zuzusehen, ob sich die Brigade Nicotera, welche noch bei Florenz stand, nicht so weit verstärken ließe, um mit ihr allein dennoch die Expedition in das Römische zu unternehmen. Dagegen war durchaus nichts einzuwenden; doch mußte ich nach allem, was ich nun so allmählich erfahren hatte, am Erfolg absolut zweifeln.

Ich will hier zusammenfassen, was ich in Palermo über die Art erfuhr, wie unsere Expedition auseinander gezerrt ward.

Cavour hatte an den Küsten der Insel Sardinien einen kleinen Kriegsbischof, die Gulnara, aufgestellt. Dieser Bischof hatte den Befehl, jedes Schiff unserer Expedition, welches im Drangengolf ankommen würde, sofort anzuweisen, daß es sogleich seinen Weg nach

der Insel Sicilien fortsetze. Auf diese Weise hielten, wie man sieht, die Cavour und Farini Treue und Glauben. Zuerst kam der Torino mit der 1. Brigade an. Der Commandant derselben ließ sich ohne weiteres, trotz der bestimmten Befehle, welche er hatte, veranlassen, nach Sicilien weiter zu segeln, ohne Noth, wie man geradezu behaupten kann. Dieser Erfolg mußte unbedingt den Muth der Gulnara heben. Sie machte sich demnach an die 2. Brigade auf den beiden Dampfern Isere und Amazone. Hier traf sie auf Widerstand. Nun aber kam die kleine Schwierigkeit mit den Lebensmitteln, das ward sogleich benutzt; es fanden sich Aufbeher. Es kam sogar ein Subject, das sich für einen Adjutanten Garibalbi's ausgab, das gleichfalls zur Reise nach Sicilien anforderte, Beförderungen und Absezungen vornahm und ähnliche Narrenspotten trieb, denen der Commandant der Brigade nicht entschieden genug entgegentrat. Kurz, auch diese beiden Fahrzeuge gingen nach Palermo. Nun kamen andere Schiffe mit dem größten Theil der 3. und 4. Brigade. Mit diesen gleichzeitig erschien aber auch Garibalbi, nachdem er am 13. August den misslungenen Versuch zur Wegnahme des neapolitanischen Schiffes Monarca im Hafen von Castellamare gemacht hatte, und Garibalbi nahm diese Schiffe mit sich nach Cagliari.

Man hat behaupten wollen, Garibalbi hätte selbst die Expedition nach dem römischen Gebiet hinübergeführt, wenn er sie beisammen gefunden hätte. Es stimmt dies vollständig mit dem System der Cavourianer zusammen, welches um diese Zeit bereits endgültig adoptirt war: allen Unternehmungen, welche vom italienischen Volke unter den Auspicien Garibalbi's ausgingen, so viele Schwierigkeiten als möglich zu bereiten. Wenn dies Erfolg hatte, sagte man: Seht, jene waren unfähig, etwas Vernünftiges zu thun; wenn aber trotz aller Schwierigkeiten dennoch der Erfolg nicht ausblieb, so behalf man sich mit Lügen. Die Lüge und die Verleumdung waren die eigentlichen Waffen der Cavourianer. Ich war wirklich erstaunt, bei meiner Heimkehr aus Italien zu sehen, in welcher horribeln

Weise eine verlogene, bezahlte und blödsinnige Presse das Publikum in ganz Europa über das in Unklarheit versetzt hatte, was wirklich in Italien vorgegangen war. Ich war nicht allein erstaunt darüber. Noch täglich erhalte ich Briefe von meinen Waffengefährten voller Entrüstung über diese Schändlichkeit. Ich will nur eine Stelle aus einem dieser Briefe citiren, welche mir besonders schmerzlich, aber auch besonders deutlich den ganzen Ingrimm der Offiziere Garibaldi's, die über ganz Italien verstreut sind, wiederzugeben scheint. Ich überseze wörtlich:

„Von dem Tage Ihrer Abreise von Neapel an war ich zwei Monate lang an einem gastrischen Fieber krank, zum Theil in Folge der schädlichen Luft Casertas, vorzugsweise aber des Missergnügens, welches ich empfand, nicht allein wenn ich sah, wie schändlich die Regierung sich gegen uns benahm, sondern besonders als ich bemerkte, wie sehr die öffentliche Meinung in Oberitalien irre geführt worden war.

„Ja, theurer Oberst, während wir auf den Vorposten vor Santa-Maria waren, hat eine Anzahl gedungener Zeitungsschreiber, erkaufte von einer Regierung, welche die Toga des Liberalismus einzig deshalb umgeworfen hat, um die Liberalen zu bekämpfen und zu hindern, alles Mögliche gethan, auf uns Unehre und die öffentliche Verachtung zu werfen, um dafür die «Helden» von Castelfidardo zum Himmel zu erheben. Die Schlacht vom 19. September, jene vom 1. October wurden von den Piemontesen gewonnen; die Südbarmee — ausgenommen etwa durch besondere Gnade Garibaldi — war laut diesen Scriblern zusammengesetzt aus verzweifelterm Gefindel, aus Hundepack.

„Das Böseste, was uns die Regierung zugefügt hat, liegt viel weniger in den gegen uns erlassenen Decreten, als vielmehr in der Unehre, mit welcher sie uns vor der öffentlichen Meinung in Oberitalien zu bedecken gesucht hat. Die Geschichte der Freiwilligen von 1848 wiederholte sich 1860, aber bei Gott, sie wird sich nicht zum dritten mal wiederholen! Oberitalien beginnt die Betrügerei

der Regierung mit Händen zu greifen, und bald, bald wird die öffentliche Meinung zu unsern Gunsten sich deutlich aussprechen.“

Diese Zeilen aus dem Schreiben eines tapfern Kameraden werden Licht auf viele Dinge werfen. Ich bin vollständig überzeugt, daß Garibaldi, auch wenn er unsere ganze Expedition, d. h. die vier ersten zur Landung bei Montalto bestimmten Brigaden, im Drangengolfe beisammen fand, sie nach Sicilien geführt hätte. Trotzdem wäre es mir freilich angenehm gewesen, wenn er uns beisammen gefunden hätte, wie es bei Gott der Fall gewesen wäre, wenn meinem Rathe Folge geleistet, wenn ich sobald als möglich nach dem Drangengolf gesendet ward, um dort das Ankommende zu vereinigen.

Garibaldi selbst sagte zu Pianciani am 17. August morgens: für seine (des Dictators) Pläne sei es nöthig, soviel Menschen als möglich zu vereinigen, und aus diesem Grunde könne er nicht zulassen, daß die von Pianciani herbeigeführten Truppen den Angriff auf den Kirchenstaat unternähmen. Man sollte meinen, das wäre deutlich.

In der That, was von der Mitte des Mai, von der Landung bei Marsala bis zur Mitte August, bis zum Beginn unserer Expedition aus Ober- und Mittelitalien nach Sicilien herübergekommen war, das belief sich in den Expeditionen unter Garibaldi selbst, dann unter Cosenz, Medici, Sacchi und einigen kleinern auf höchstens 9000 Mann; davon waren mindestens tausend auf den Schlachtfeldern Siciliens geblieben oder hatten sich verlaufen. Von den Siciliern, welche auf der Insel anzuwerben waren, konnten sowol nach Ausrüstung und Bewaffnung als nach Uebung und Neigung 4000 Mann als brauchbar erachtet werden, auf das neapolitanische Festland mit überzugehen. Das heißt mit andern Worten, Garibaldi hatte eine Operationsarmee von 12000 Mann. Und wie sehr nun das neapolitanische Heer erschüttert sein mochte, aller Wahrscheinlichkeit nach zählte es doch immer noch 60000 Mann, die als zuverlässig bezeichnet werden konnten, d. h. es war erdrückend überlegen.

Aber wie kam es denn, daß in jener Depesche aus Messina vom 30. Juli Garibaldi nur Gewehre, keine Mannschaft für den Uebergang auf den Continent verlangte, daß er dagegen die Operationen im Aërischen mit allem Eifer betrieben haben wollte? Sehr einfach! Zwischen jener Depesche und dem 13. August lagen zwei Wochen.

Die italienische Südmarmee war in vier Divisionen eingetheilt, und jede dieser Divisionen sollte nach dem Schema 8000 Mann haben. Dies gab für alle vier 32000 Mann, und wenn davon nun auch 8000 Mann auf Sicilien zurückblieben, hatte man immer noch 24000 Mann übrig. In einem Freiwilligenheer hängt die Wichtigkeit einer Person immer mehr oder minder von der Zahl der Leute ab, welche diese Person zusammengebracht hat. Man braucht nur an das rohe Verhältniß in der englischen Miliz zu denken, wo die dümmsten Jungen zu Offizieren befördert werden, wenn sie nur 60 Burschen von den Vätern ihrer Alten zusammengebracht haben. Die Commandanten der Divisionen und Brigaden, ja auch die Untercommandanten in der italienischen Südmarmee hüteten sich daher wohl, zu sagen, wie schwach ihre Abtheilungen waren, und wo sie es deutlich sagen mußten, da wußten sie wenigstens so viel von den Depots zu sprechen, welche sie noch zurückgelassen hatten und in denen für sie geworben ward, daß die Wahrheit lange verdeckt blieb. Als nun aber die ernste Stunde heranrückte, da zählte man denn doch die wirklich vorhandenen Tausende, da sah man denn doch zu, wie es mit den Depots stand, was sie denn eigentlich im Laufe der Zeit zusammengebracht hatten, ob man wirklich darauf rechnen konnte, daß sie noch in acht Tagen eine Armee von 12000 selbstthätigen Soldaten auf 24000 solche Soldaten zu bringen vermöchten. Und da trat die numerische Schwäche deutlich genug vor Augen.

Nun mußten 5—6000 Mann, welche plötzlich in unsern vier ersten Brigaden völlig gerüstet und gut versehen erschienen, eine ganz willkommene Verstärkung sein, um so willkommener, wenn

durch ihr Hinüberziehen nach Sicilien vollends auch der 5. und 6. Brigade die Unternehmung ins Römische, wie leicht vorauszu-
sehen, unmöglich gemacht ward, sodaß auch ihnen nichts übrig blieb,
als gleichfalls nach Sicilien oder auch direct nach dem neapolita-
nischen Festlande zu kommen.

Anknüpfen wir hieran sogleich noch eine Bemerkung, welche mit
dem Vorigen genau zusammenhängt. Wenn es nämlich der pie-
montesischen Regierung am Herzen lag, unsere Expedition zu ver-
einzeln und zu zersplittern, so war dies auch den höhern Führern
in der italienischen Südbarmee keineswegs unangenehm, sondern sehr
erwünscht.

Die vier vorhandenen sogenannten Divisionen, soweit sie für
den Feldkrieg verfügbar gemacht werden konnten und für ihn tüch-
tig waren, zählten eine jede zwischen 2—4000 Mann, waren also
ausnehmend schwach, und jede von ihnen hatte den Wunsch, sich
zu verstärken. Wenn nun alle geträumten Verstärkungen aus Si-
cilien selbst und durch kleinere vereinzelte Zuzüge aus Ober- und
Mittelitalien so gut als nichts eintrugen, wenn unsere Expedition
die einzige reelle Verstärkung war, so mußten die höhern Führer
wünschen, diese als gute Beute unter sich vertheilen zu können. In
diesem Sinne lagen sie auch Garibaldi zum Theil wirklich in den
Ohren und arbeiteten in dieser Richtung unverdrossen. Allerdings
wäre es ziemlich lächerlich gewesen, bei der kleinen Streiterzahl noch
eine fünfte selbständige Division schaffen zu wollen. Wenn aber
unsere Expedition wirklich im Golf der Drangen vereinigt wurde
und von dort vereinigt nach Sicilien hinüberkam, so war es doch,
sehr wahrscheinlich, daß sie als selbständige Division dauernd zu-
sammenblieb. Hiernach wird man sich über die von uns aufge-
stellte Behauptung ein Urtheil bilden können.

Die Ablenkung der Expedition von ihrem ursprünglichen Ziele
war ohne Zweifel nicht allen genehm; die Abbanlung Pianciani's
warf noch mehr Bedenken in die Massen. Bei einem Theile der
Offiziere und Soldaten, die mit uns auf dem Byzantin gekommen

waren, und noch mehr derjenigen der 2. Brigade, welche auf der Sfère und der Amazone vor uns nach Palermo gelangt waren, zeigten sich Unentschlossenheit, die Neigung zu raisonniren, heimzugehen. Ich hatte vielfache Gelegenheit, darüber mit verschiedenen Offizieren zu sprechen. Ich stellte ihnen vor, daß wir, im Namen Garibaldi's versammelt, seinem Befehl und keinem andern gehorchen mußten, daß es auf die Sache Italiens gewiß kein gutes Licht werfen könne, wenn jetzt hier Zwiespalt erregt und gemeutert würde. Pianciani habe bestimmte Versprechungen gegeben; indem er seine Dimission gegeben, habe er nur als Ehrenmann sein Wort gelöst. Wer im gleichen Falle sei wie Pianciani, der müsse auch so handeln wie Pianciani; wer Gewissensscrupel habe, ob er unter den obwaltenden Umständen bleiben dürfe, auch der möge heimgehen oder sich der Brigade Nicotera anschließen, wenn er glaube, daß diese noch die Expedition nach dem Römischen unternehmen könne, was ich durchaus bezweifle. Ueber das Gewissen lasse sich von niemand richten, und ich maße mir über dasselbe am allerwenigsten ein Richteramt an. Wer aber nicht in jenem erwähnten Falle sei, der müsse meiner Meinung nach bleiben, um zum Zusammenhalten der Truppen, dahin mitzuwirken, daß diese sich tüchtig schlügen, gute Dienste leisteten, dem Namen Italiens Ehre machten. Für einen Soldaten könne es sicher nicht angenehm sein, kaum an der Schwelle der That angekommen, heimzugehen. Wer indessen aus den erwähnten Gründen, durch Eide und sein Gewissen gezwungen, heimgehen müsse, wer auf diese Weise seinen Neigungen ein Opfer bringen müsse, der solle auch noch ein anderes Opfer bringen. Er solle still von dannen gehen, nicht andere aufheizen, nicht einen Uclat zu machen suchen.

In ähnlichem Sinne sprach Pianciani zu denjenigen, welche ihn befragten, und diese guten Worte hatten eine Wirkung, wie man sie unter den obwaltenden Umständen nur verlangen konnte. Diejenigen, welche sich verpflichtet glaubten, sich von der Expedition zu rennen, nahmen zum bei weitem größten Theil in aller Stille ihre

Entlassung. Sehr wenige versuchten zuerst noch Zwiespalt anzustiften, noch viel Wenigere blieben in der Expedition, um für den Zwiespalt fortzuwühlen zu können. Von denen, welche auf dem Byzantin gekommen waren, gingen nur die, welche sich an Pianciani persönlich angeschlossen hatten, bei allen andern war nicht die Rede von Umkehr oder von Wühlerei. Sie schlossen sich, auch diejenigen, welche anfangs schwankend gewesen waren, durchaus meiner Ansicht an.

Ich will hier noch bemerken, daß die 1. Brigade, auf dem Torino, kaum in Palermo angekommen, von dort sogleich um die West- und Südküste Siciliens nach der Ostküste entsendet worden war, um sich zunächst dort mit Vixio zu vereinigen. Hiermit begann das Werk der „Vertheilung“ der Division Terranova.

Nachdem ich mich noch ein wenig in der Stadt umgesehen hatte, kehrte ich in den ersten Nachmittagsstunden nach dem Campo zurück, von wo die auf dem Byzantin einzuschiffende Mannschaft um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr nach dem Hafen abmarschirte. Um 4 Uhr begann die Einschiffung und um 7 Uhr abends lichtete der Byzantin die Anker und dampfte nach Milazzo, wo er am 18. August um 9 Uhr morgens in den Hafen einlief. Ich schiffte mich zuerst mit Catenacci aus, um mich auf die Commandantur zu begeben und dort für die Einquartierung der Mannschaft die nothwendige Vorforge zu treffen. Dies Geschäft war mit dem Platzmajor, den ich allein vorfand, bald in Ordnung gebracht, und unsere Truppen rückten denn auch, nachdem sie bewaffnet worden waren, bald in die Stadt ein und in die angewiesenen Quartiere.

Der Dienstgang ward ohne Säumen geordnet. Zwar hatte Milazzo eine Garnison, indessen diese bestand aus Depotruppen, und ich mochte mich, was die Meinen betraf, durchaus nicht auf sie verlassen. Noch immer beherrschte die neapolitanische Marine, soweit sie überhaupt dem Hof von Neapel verläßlich genug schien, das Meer, und es war keineswegs eine unmögliche Sache, daß eines schönen Tags ein neapolitanisches Kriegsschiff Truppen bei Milazzo ans Land setzte. Wären die neapolitanischen Offiziere

nicht vollständig pedantisch verknöchert gewesen, rein auf die „reine Defensiv“ bedacht, so hätten sie dergleichen Unternehmungen gewiß gewagt gerade in dem Moment, da Garibaldi seine ersten Landungen auf dem Festlande ausgeführt hatte und im Begriff stand, noch weitere auszuführen. Die Verwirrung, welche durch solche festen Rückenangriffe in den rückwärtigen Posten der Südmarmee angerichtet werden konnte, würde gewiß an manchen Punkten eine heillose geworden sein, und dadurch wäre auch das Selbstvertrauen in der königlichen Armee wieder belebt worden, an welchem es hauptsächlich fehlte.

Um mich nun für alle vorkommenden Fälle sicher zu stellen und mich in meinen Bewegungen unabhängig zu machen, organisirte ich einen genügenden Wachtdienst und wies meinen sämtlichen Truppen, denen, die mit mir gekommen waren, und denen, welche noch in den nächsten Tagen erwartet wurden, den gemeinsamen Sammelplatz bei entstehendem Alarm auf der Esplanade am südlichen Fuß des Fort oder der Citabelle, zwischen dieser und der Stadt an.

Ich selbst hatte mein Hauptquartier in der Citabelle zunächst deren Südseite in dem weitläufigen Kloster San-Francesco di Paola. Zunächst behielt ich von meinen Offizieren nur Ronchetti bei mir, die übrigen Offiziere des Stabs waren in der Stadt untergebracht. Die Truppen lagen meist bataillonsweise in Klöstern, Kirchen und ähnlichen Unterkunftsräumen zusammen, und es war Platz genug vorhanden, um auch die andern noch erwarteten Truppen in gleicher Weise unterzubringen.

VII.

In Milazzo.

Im Kloster San-Francesco di Paola pflegte die Behörde von Milazzo die Standespersonen unterzubringen, und wie ich gegen das Ende meiner Anwesenheit durch eigene Erfahrung erprobte, waren allerdings Räume im Kloster vorhanden, welche vollständig für solche Unterkunft paßten. Als ich indeffen mein Quartier dort aufsuchte, da mußte der Director des Convents, welcher nach den republikanischen Satzungen des Ordens alljährlich gewählt wird und nach Ablauf seiner Herrschaft nicht wieder gewählt werden kann, durchaus kein Local zu finden. Da ich entschlossen war, soweit es der Dienst erheischen sollte, von allen Räumen des Klosters ohne Ausnahme Gebrauch zu machen, es mir aber auf die Bequemlichkeit meiner Person gar nicht ankam, so sagte ich ihm, er solle mir das erste beste reinliche Zimmer geben. Nun schloß er eine einfache Mönchszelle auf, die seit längerer Zeit nicht bewohnt zu sein schien. Die Ausstattung bestand in einer eisernen Bettstelle mit Strohsack und einem mit Stroh ausgestopften Kopfkissen, die wollene Decke in blaucarrirtem Ueberzuge nicht zu vergessen. Dann war ein Tisch, es waren auch zwei Sessel vorhanden. In der einen Wand befand sich ein Schrank ohne Thüren, in einer Ecke stand ein Wasserkrug und ein Gestelle zur Waschküßel. Hier richtete ich mich ein. Das Fenster des Zimmers oder der Zelle war eine Thür,

welche auf den Balcon führte, und von diesem Balcon hatte man die herrlichste Uebersicht über die ganze östliche Bucht von Milazzo bis hinüber zu den calabrischen Bergen, die bei hellem Wetter sichtbar wurden. Von andern Balconen an der Süd- und Westseite des Gebäudes sah man den Gipfel des Aetna sich über die vorgelagerten neptunischen Gebirge erheben und hin und wieder seine weißlichen Rauchsäulen in den blauen Himmel aufsteigen.

Mein und Ronchetti's Bursche hatten auch bald ein ähnliches Gemach wie das meine gefunden; nur Ronchetti hörte ich noch lange umhertoben und den Director anschreien, wie schändlich er uns logire. Dies brachte Ronchetti wirklich ein ganz nettes getäfeltes Eckzimmerchen nahe bei der Kapelle ein.

Eine meiner ersten Sorgen war es natürlich, mich nach den Stellungen der Truppen Garibaldi's zu erkundigen. Ich hatte dazu Gelegenheit beim Mittagessen am 18. August, zu welchem ich vom Commandanten eingeladen war. Wir waren an der Tafel nur vier Personen, der Commandant, ein Oberst Ventivegna, wenn ich nicht irre, der Platzmajor, Pigozzi und ich. Man wußte mir aber wenig zu sagen. Fast die ganze verfügbare Armee Garibaldi's war am Faro zusammengezogen, bereit nach Calabrien überzusetzen; dicht vor mir bei Spadafora stand Oberst Sacchi mit seiner Brigade; zu Barcellona dicht hinter mir waren Depots und Lazareth vorhanden; im übrigen Lande standen lediglich noch immobile Depottruppen und Nationalgarden. Nicht einmal wo das Hauptquartier sich befände, konnte man mir sagen.

Eine andere Sorge war es, mich mit den geltenden gesetzlichen Bestimmungen bekannt zu machen. Das erste, was ich in dieser Beziehung erfuhr, war, daß ich meinen Leuten nach einem neuesten Decret des Dictators außer der Lebensmittelportion etwa noch 25 Rappen täglich auszahlen könne. Für die Offiziere ohne Unterschied des Grades war der Gehalt außer der zu 70 Rappen (Centimes) angeschlagenen Lebensmittelportion auf 2 Fr. täglich angesetzt. Ich gab sogleich für meine Truppen, die angekommenen

und die erwarteten, den Befehl, daß man sich genau danach richte, was denn auch geschah. Wundern mußte ich mich einigermaßen über die splendide Tafel, die ich bei einem Gehalt von 2 Fr. täglich in der Commandantur vorfand. Späterhin erfuhr ich, daß hier und da außerordentliche „Requisitionen“ vorkamen. Unter meinem Befehle sind sie niemals geduldet worden. Ich muß außerdem bemerken, daß es eine ganze Zeit lang nicht einmal möglich war, den Offizieren überhaupt ihren Sold zu bezahlen, sodaß einige, die nicht noch einen Sparpfennig von Genua mitgebracht hatten, ohne kameradschaftliche Aushilfe wirklichen Mangel gelitten haben würden.

Eine andere meiner nächsten Erkundigungen war nach dem geltenden Militärstrafrecht. Man schwankte in diesem Punkte noch zwischen dem neapolitanischen und dem piemontesischen Strafgesetz; ich konnte weder von diesem noch von jenem ein Exemplar aufreiben. Einen Militärgerichtshof einzusetzen, wäre unter solchen Umständen vergebene Mühe gewesen. Man mußte sich mit einer willkürlichen, wenn auch gerechten Disciplinargewalt begnügen, was aber auch vollständig ausreichte.

Zum Abendrapport hatte ich die beteiligten Offiziere in die Commandantur bestellt. Als ich vom Fort aus am Abend die Stadt betrat, fand ich dieselbe festlich erleuchtet, und in der Hauptstraße vor dem Commandanturgebäude wogte eine dichte Menschenmasse auf und ab. Kaum hatte ich den Commandanten begrüßt und meine Offiziere zum Rapport in ein Nebenzimmer gerufen, als draußen eine schallende Musik ertönte. Man brachte uns ein Ständchen. Der Commandant, von einigen Civilnotabilitäten Milazzo's begleitet, drang in unser Heiligthum, erklärte mir, daß die Musik draußen mir gelte, und brachte mir die Begrüßungen der Einwohnerschaft von Milazzo, in welche die Civilnotabilitäten einstimmen. Unter solchen Umständen blieb mir wol nichts übrig als eine Rede zu halten.

Nun handhabte ich in jener Zeit das Italienische noch keineswegs mit der Leichtigkeit, wie es schon wenige Wochen darauf wirk-

lich der Fall war. Vor meiner Ankunft in Genua hatte ich zwar viel Italienisch gelesen, aber wenig Gelegenheit gehabt, die Sprache zu sprechen; in Genua selbst konnte ich fast mit allen denen, mit welchen ich zusammentreffen und zusammen verhandeln mußte, französisch sprechen, und die wenigsten Leute haben bekanntlich die Geduld, mit einem, der ihre Sprache nur schlecht versteht, dieselbe zu reden. So hatte ich eigentlich erst auf dem Schiffe, will sagen vor fünf Tagen, angefangen, mit Consequenz italienisch zu sprechen. Eine Fuldigung von seiten der Bewohner Milazzos, welches mir als exreactionäres Nest bezeichnet war, hatte ich nicht vermuthen können. Sonst wäre es mir freilich wol möglich gewesen, mich auf diesen feierlichen Act vorzubereiten. Das war nicht geschehen, trotzdem mußte gesprochen werden. Von der bekannten kurzen Rede des alten Majors bei der Fahnenweihe: „Es ist gebräuchlich, daß bei der Fahnenweihe der Major eine Rede hält; dies soll hiermit geschehen sein. Fahnen schmied, schlag Er die Nägel ein!“ — von diesem Meisterwerke der Rhetorik konnte ich unter den obwaltenden Umständen keinen Gebrauch machen.

Mit Todesverachtung trat ich auf den Balcon hinaus, hinter mir der Commandant, die Civilnotabilitäten, meine Offiziere — nun donnerten die Eddivas und wollten nicht enden. Als so etwas wie eine Pause entstand, begann ich zu reden, und allmählich legten sich nun wirklich die Wogen.

„Bürger von Milazzo“ — das waren etwa meine Worte —, „ich danke euch in meinem Namen und im Namen meiner Soldaten von Herzen für den freundlichen Empfang, welchen ihr uns bereitet habt. Wir kommen spät, zu spät, um noch direct für die Befreiung Siciliens mitkämpfen zu können; aber ehe nicht Neapel in den Händen Garibaldi's ist, wird auch Sicilien nicht vollständig frei sein. So werden wir in der That auch für dieses noch sechten können. Ich hoffe, wir werden unsere Pflicht thun, und der Empfang, den wir auf der Insel gefunden, da wir sie kaum betreten, wird uns doppelt dazu anspornen. Es lebe Italien! Es lebe Garibaldi!“

Nun da unten Ebbibas toller als vorher; Tusch über Tusch, oben Händedrücken und Complimente über mein Rednertalent, die ich allerdings für ironische Höflichkeiten hielt.

Ich trat zurück in das Zimmer, um nun den Rapport abzuhalten. Keine Möglichkeit, der Standal wurde immer toller. Ich sah den Commandanten fragend und bittend an. Er ging auf den Balcon, kam aber bald zurück mit dem Bescheid, daß er nichts ausrichten könne; das einzige Mittel sei, daß ich selbst auf den Balcon herausträte und noch einige Worte zum besten gäbe. Ich that es, machte noch einige Gemeinplätze und bat dann, uns nunmehr Ruhe zu schenken, da wir noch verschiedene Dienstgeschäfte abzumachen hätten. Dann ließ ich, wie sich von selbst versteht, noch einmal Italien und Garibaldi leben. Darauf folgten von unten her noch verschiedene Ebbibas auf den Oberst der Bersaglieri, wie die Milazzesen mich nannten, auf die Bersaglieri und endlich von seiten der Ordner der Ruf: Zu Hause! Zu Hause! welchem denn auch nun Folge geleistet ward.

Ich hatte endlich Ruhe, und der Rapport konnte abgehalten werden. Es war sehr spät, als ich endlich loskam. Da ich ins Casino eingeladen war, wollte ich wenigstens dort noch einen Augenblick vorsprechen, und begab mich mit Ronchetti und Catenacci dahin. Glücklicherweise hatte sich bei der späten Nachtstunde der größte Theil der Gesellschaft schon verlaufen, und ich konnte mich schnell nach meinem Kloster zurück und ins Bette begeben.

Ich hatte darauf gerechnet, mit allen Truppen der drei Brigaden, nachdem sie vereinigt sein würden, in aller Ruhe noch wenigstens acht Tage in Milazzo bleiben zu können. In diesem Fall glaubte ich eine gutvorbereitete Truppe an den Feind bringen zu können. Jedenfalls war diese Frist nicht zu viel verlangt. Außer der ersten Expedition unter Garibaldi's eigener Führung, die erstens nur aus 1000 Mann bestand, dann aber auch eine große Anzahl geübte Soldaten einschloß, wäre immer noch keine Truppe so schnell an den Feind gekommen. Medici z. B. war vier Wochen in Sicilien,

ehe er die ersten Gefechte bei Milazzo zu bestehen hatte. So viel verlangte ich nicht; aber wie man aus der Erzählung der Vorgänge bei Terranova abnehmen kann, hatte der größte Theil unserer Truppen noch gar nicht exercirt. Ich dachte nun etwa zwei Tage dazu zu verwenden, die Leute mit der Handhabung des Gewehrs sowie mit den elementaren Bewegungen bekannt zu machen; dann sollten zwei Tage Bataillonsexerciren, ferner zwei Tage Brigademänöver ausgeführt werden, und die beiden letzten Tage wollte ich auf ein Divisionsexerciren und damit verknüpftcs Feldmanöver verwenden. Zur Uebung des Wachtdienstes war nebenbei ausreichende Gelegenheit.

In diesem Sinne ließ ich die mit dem Byzantin am 18. August angekommenen Truppen sogleich am 19. August das Detailexerciren und die Detailinstruction beginnen; die andern Truppen sollten, sobald sie ankämen, ein Gleiches thun. Wie man sehen wird, dauerte der Aufenthalt meiner versammelten Macht zu Milazzo durchaus nicht acht Tage, und außerdem fanden sich eine solche Menge Störungen, daß wir über das Bataillonsexerciren vor dem Abmarsche unmöglich hinauskommen konnten.

Am 20. August kam der größte Theil der noch ausständigen Truppen der 2., 3. und 4. Brigade von Palermo in Milazzo an. Diesen ganzen Tag hatte ich wesentlich mit der Bewaffnung und Organisation oder Reorganisation der Brigaden zu thun. Am meisten Unordnung war noch in der 2. Brigade, von der sich vieles in Palermo verlaufen hatte; doch andererseits hatten wir auch Zulauf von andern Corps, von Leuten gehabt, die in Palermo zurückgeblieben waren, sodaß, nachdem am 21. August noch ein letzter Schub eingetroffen war, die drei Brigaden zusammen mit dem Stabe etwa 3700 Mann zählten. Die vorläufige Organisation war nun folgende: Die 2. Brigade, Tharrena, bestand aus drei Compagnien genuesischer Carabinieri, einer genuesischen Geniecompagnie, und drei Bataillonen von ziemlicher Stärke; die 2. Brigade, Gandini, aus zwei Compagnien mailändischer Ber-

saglieri und drei Bataillonen, nebst einigen überschüssigen Compagnien; die 4. Brigade, Puppi, aus vier Bataillonen, worunter das starke, indessen nicht sehr bequeme bologneser Jägerbataillon Cattabene, und der mailänder Geniecompagnie.

Mit den Truppen am 20. August kam außer den drei Brigadecommandanten Tharrena, Gandini und Puppi auch Bertani an. Bertani war in Milazzo wesentlich Störenfried oder half wenigstens sehr wesentlich zur Störung des Friedens beitragen, indem er sich in das Commando einmischte, Intriguen gegen das Obercommando wenigstens indirect unterstützte und ähnliche Dinge vornahm, die jedenfalls nicht zum Guten führen konnten.

Aber warum, wird man fragen, entlebigtest du, dem das Commando der Expedition von Garibaldi übertragen war, dich des Störenfrieds nicht? Das will ich in wenigen Worten sagen. Vorerst kam es mir, wie schon aus Früherm sich ergeben wird, mehr darauf an, mir allmählich durch wirkliche Leistungen, durch eine Sorge, an der niemand mehr zweifeln konnte, durch gute Führung bei Marsch und Gefecht, das Vertrauen von Führern und Truppen, von denen mich noch sehr wenige kannten, zu gewinnen, als durch Gewaltacte. Wenn man mit einer Truppe noch nicht im Feuer gestanden und hier das Band geschmiedet hat, welches Commandanten und Truppen enger verbindet, so soll man nicht mit dem Todtschießen, Arretiren u. s. w. sogleich bei der Hand sein. Späterhin kann man dergleichen ohne Schaden für die Disciplin und in einzelnen Fällen auch wol mit wirklichem Nutzen vornehmen, obgleich dies doch immer entschiedene Nothfälle sein müssen, vorher nicht.

Außerdem herrschte in dem Generalstabe Garibaldi's durchaus nicht die regelmäßige Ordnung, welche in einem seit lange vereinigten Heere herrschen kann. Ich stand in den Armeelisten als Brigadier (Colonnello Brigadiere — Oberst-Brigadecommandant — wie der vollständige Titel lautete, entsprechend dem Generalmajor anderer Armeen) und als Commandant der Division. Bertani hatte unzweifelhaft die Formation dieser Division als Bevollmächtigter

Garibaldi's in Händen gehabt. Allerdings hätten nun alle Befehle aus dem Hauptquartier, vom Chef des Generalstabs, General Sirtori, an mich und an niemand andern kommen sollen; indessen wird es bei den eigenthümlichen obwaltenden Umständen keiner wunderbar finden, daß bisweilen auch Befehle oder Anweisungen an Bertani kamen. Mein Name selbst, der den Italienern etwas barbarisch klang und anfangs von ihnen auf die wunderbarste Weise entstellt wurde, mochte hierzu beitragen.

Ich will gar nicht davon reden, daß ich ein Fremder war, daß ich eigentlich erst am 20. August factisch begann das Commando zu führen, alles Dinge, die mir die Pflicht auferlegten, nicht durch Schroffheit von vornherein gewinnen zu wollen, was sich viel gründlicher im Lauf der Zeit durch Liebe und Vertrauen gewinnen ließ. Beim ersten Flintenschuß ward alles anders, das wußte ich. Wer vorher noch unberechtigt commandiren wollte, hinderte mich dann wahrhaftig nicht mehr. Mein Glaube hat mich nicht betrogen. Selten, ich kann es sagen, hat ein Nichtitaliener sich gründlicher Liebe und Vertrauen der Italiener erworben als ich. Leichter und schneller ist es andern durch Komödianterei gelungen, aber wie lange dauerte es? Das Band, was mich mit meinen Waffengefährten verknüpfte, ward von Tage zu Tage fester.

Und abgesehen von allem, was sonst mich verhindern konnte, mich Bertani schroff gegenüberzustellen, war eins, was mich an ihn band, was mich bestimmte, mit ihm Hand in Hand zu gehen, solange es nur irgend möglich war. Davon muß ich noch reden. Erwähnt ist bereits worden, daß den höhern Führern der Armee Garibaldi's daran gelegen sein mußte, daß unsere Division vertheilt werde. Es waren aber einige, die als Grund dafür nicht denjenigen angaben, welchen ich selbst für vernünftig anerkennen muß, nämlich ihre eigene Noth, Leute zu bekommen, an denen es uns nicht fehlte, die sie nur handweise zusammenschabten, wo wir sie haufenweise geben konnten. Nein, sie verleumdeten uns, ohne von uns etwas zu wissen. Sie sagten, daß wir keine ordentlichen

Offiziere hätten, daß unser Corps von einem Doctor organisirt sei u. s. w., gerade wie die Savourianer; deshalb sei es nöthig, die Division zu vertheilen in die andern Divisionen, ihre Bestandtheil mit den ältern, besser organisirten Truppen zu mengen u. s. w.

Nun war in der That die Expedition von Soldaten, von Leuten organisirt worden, die etwas mehr von der Sache verstanden als die Verleumder in Theatercostümen. Bertani hatte viel für die Organisation gethan, sich aber dabei so vernünftig benommen, als man nur verlangen konnte, er hatte guten Rath gerade während der Organisationszeit nie verschmäht. Indessen dies ist alles gleichgültig; ich will hier den Verleumdern nur einige Fragen vorlegen, die leicht zu beantworten sind, und welche über die ganze Sache entscheiden.

Haben sich jemals Soldaten anderer Corps besser geschlagen als die Soldaten der Expedition Terranova am 19. September, am 1. October, bei Capua, bei Santa-Maria, bei Mabbaloni? Nein! die einzige Brigade, welcher ein kleiner Vorwurf gemacht worden ist, war gerade diejenige, welche sich zuerst unserer Division, meinem Commando entzogen hatte oder ihr entzogen worden war, die 1. unter Eberhard.

Hat man jemals einem Corps der Division Terranova den Vorwurf der Feigheit machen können, wie er andern Corps der Südmarmee gemacht werden mußte? Nein!

Mußte jemals ein Corps der Division Terranova wegen Indisciplin und mangelhafter Neigung zum Schlagen aufgelöst werden, wie das bei andern Corps der Südmarmee nothwendig geworden ist? Nein!

Hat man jemals von Komödienspiel, von großen Hoffstaaten der Führer in der Division Terranova, von Requisitionen zum Vortheil einzelner, von Brunten mit Titeln und dergleichen gehört, wie es in andern Theilen der Südmarmee vorkam? Nein!

Antworte einer anders! Lob und verdientes Lob wurde den Truppen der Division Terranova zu Theil, wo sie sich bliden ließen.

Die Freunde dieser Division konnten mit Recht behaupten, daß sie das bestorganisirte Corps der Südbarmee war.

Und, wenn es Sitte ist, dem Führer ein Verdienst an der Haltung seiner Truppen zuzuschreiben, so habe ich, der ich sechs Wochen lang an der Organisation dieser Division mit Einsatz aller meiner Kräfte arbeitete, der ich ihren Haupttheil in der für sie schwierigsten Zeit befehligte, ein wohlverworbeneß Recht, stolz auf diese Organisation zu sein, ein um so größeres Recht, als gerade derjenige Theil der Division, welcher am längsten, am unausgesetztesten unter meinem directen Befehle stand, die 3. Brigade, die Brigade Milano das höchste Lob geerntet hat, welches in jeder Beziehung, die man finden wollte, eine Truppe verdienen kann. Wer will einen Makel an dieser kleinen aber prächtigen Brigade finden? Nennt mir eine Truppe, verleumderische Großmäuler, die sie jemals übertroffen hat!

Und nun sollte ich schroff gegen Bertani auftreten? mit dem ich zusammen an der Organisation dieses Corps, dessen Liebe ich mir von Tage zu Tage mehr gewann, das sich meine Liebe von Tage zu Tage mehr gewann, gearbeitet hatte, der mir die Gelegenheit zu dieser Organisation gegeben, der mich dabei, soweit es in seinen Kräften unter nur allzu oft schwierigen Verhältnissen stand, redlich unterstützt hatte. Es war mir ein schroffes Auftreten gegen ihn unmöglich, mochte mir auch seine abenteuerliche Sucht zu commandiren noch so widerlich erscheinen, nicht etwa weil sie meine Eigenliebe verletzte, sondern weil sie der Sache schädlich sein mußte.

Schon als ich noch in Genua war, hatte, wie gelegentlich bereits angedeutet worden ist, ein Intriguenspiel gegen mich begonnen. Die Beweggründe zu demselben waren die einfachsten von der Welt. Ich vertrat rücksichtslos das, was ich für wahr und recht und nützlich hielt und befehligte mich dabei durchaus keiner übertriebenen Feinheit. Auf diese Weise ward ich gar manchem unbequem. Wo ich verachten mußte, heuchelte ich absolut keine Achtung, sondern ließ meine Meinung auch in solchem Falle ohne

weiteres und unverhüllt durchbliden. Ich drang auf Ordnung, auf Pünktlichkeit in den Geschäften, was natürlich wieder vielen Leuten nicht stimmte. Dazu kam nun bei verschiedenen Personen Neid über die Stellung, die ich einnahm und ausfüllte. Wäre ich eine Null gewesen, hätte dieser Neid mich nicht verfolgt. Dem Cavour'schen Geschmeiß endlich war es ein Dorn im Auge, daß unter meiner Anleitung etwas Vernünftiges und Tüchtiges zu Stande zu kommen drohte, daß dies „Unglück“ von Tage zu Tage klarer ward. Anfangs hatte man sich damit getrüftet, daß der „Fremde“ schwerlich etwas Vernünftiges leisten werde. Ich war kaum 14 Tage in Genua, als die Gefahr deutlich ward, daß dieser Trost nicht stichhaltig sei, und Woche um Woche machten ihn immer weniger stichhaltig. Dank sei es übrigens meinen Freunden, der Mehrzahl jener Italiener, welche die Intelligenz ihres Landes vertreten, welche mich von den ersten Stunden an schätzten und; soweit es an ihnen lag, mir durchsetzen halfen, was ich forderte. Eben diese Freunde haben es oft genug mündlich und schriftlich wiederholt, daß ich Feinde hätte, weil meine Tüchtigkeit erkannt war, weil man meine Kraft der Expedition entziehen wollte.

Die Angriffsmittel, deren man sich bediente, waren die Wiederholung der unbestreitbaren Wahrheit, daß ich Nichtitaliencer (Fremder) sei, dann die Hinweisung auf meine Geschichte des Kriegs von 1859, welche auch in einer allerdings verrätherischen italienischen Uebersetzung erschienen war. Die Organe der Cavouristen bemühten sich, mit Todesverachtung aus meiner Geschichte des Jahres 1859 nachzuweisen, daß ich die Italiener verachte, daß ich ihr Feind sei, und was dergleichen Dummheiten mehr waren. Am besten hat Bianciani auf diese Insinuationen geantwortet. Möge es mir erlaubt sein, die betreffende Stelle aus seiner Broschüre über den Gang der Dinge in Italien wortgetreu zu übersetzen.

„In seinen Schriften betrachtete Küstow die italienische Frage vorzugsweise vom militärischen Standpunkt aus, und tabelte die

Fehler der Unfern ebensowol als die Fehler der Oesterreicher, der Franzosen. Was die politische Seite betraf, erwartete er nichts Gutes von einer Revolution, welche eine nationale hätte sein sollen und unter der Vormundschaft Ludwig Napoleon's begann. Viele waren seiner Meinung. Er personificirte im Kaiser ein wenig zu sehr Frankreich, und darin, glaube ich, hatte er unrecht; aber recht hatte er darin, daß er in dem von Ludwig Napoleon geleiteten Frankreich eine Gefahr für Deutschland, in der Oberherrlichkeit Napoleon's über Italien einen seiner Heimat bedrohlichen Vorgang sah. Wenn er bei der Abtrennung Savoyens und Nizzas unter dem Vorwande der natürlichen Grenzen an den Rhein dachte, wer — frage ich — konnte ihm unrecht geben?

„Man sagt: Rüstow zeigte sich in seinen Schriften mehr als Deutscher denn als Italiener. Was wunder? Er ist ein Deutscher. Aber von dem Augenblick an, wo die italienische Frage eine ausschließlich nationale ward und somit aufhörte, eine Drohung für die deutsche Nationalität zu sein, ergriff er unsere Sache, bot seine Kenntnisse an, ihr zu dienen, seinen Arm, sie zu vertheidigen. Mit Mißtrauen hat er die Fahne betrachtet, auf der »Napoleon« geschrieben stand, aber er stellte sich unter die, welche die Inschrift »Italien« trug. In den goldenen Sälen des Ministeriums sah er ein Lager der künftigen Feinde seines Landes, im Lager Garibaldi's fand er Soldaten der Freiheit. Gegen die ersten Kämpfe — er in seinen Schriften, persönlich eilte er in das letztere.

„Und ich glaube, daß die wiederholten Anklagen gegen Rüstow ihren Grund theils in der Eifersucht hatten, welche gegen Fremde besonders leicht geweckt werden kann, und theils hauptsächlich vielleicht in dem Wunsche der Gegner, Garibaldi und die Sache Italiens zugleich der Kräfte eines Offiziers zu berauben, welcher unzweifelhaft vielen Nutzen stiften konnte.“

So haben alle vernünftigen Italiener gedacht, und meine Waffengeführten haben über das, was wir miteinander gethan, vielleicht ganz vergessen, daß jemals Klagen gegen mich erhoben wurden,

von denen ich hier doch reden muß, um das Bild in aller Schärfe und Vollständigkeit hervortreten zu lassen.

In Genua hatte ich wenig Zeit, Journale zu lesen; einzelne Freunde benachrichtigten mich bisweilen von den vorkommenden Unsauberkeiten. Ich hatte mir ein für allemal vorgenommen, weder im allgemeinen mich darum zu kümmern noch im besondern darauf zu antworten. Ein großes Ziel vor Augen, in der Hoffnung, bald mit der That antworten zu können, vermochte ich mich noch viel leichter über diese Lügen und Verleumdungen hinwegzusetzen als über jene, welche die Kritiker aus den berliner Cadetten- und Invalidenhäusern über meine Person und über meine Schriften in ihren Blättern abzulagern gewohnt sind, und durch die ich auch wieder an vieles gewöhnt war.

Die Intriguen von Genua wiederholten sich, wie leicht begreiflich, wenn sie sich schon gegen den Generalstabschef der Division Terranova gerichtet hatten, mit einigermaßen verstärkter Kraft gegen den Commandanten derselben. Auch hier befolgte ich den Grundsatz, mich gar nicht um die Sache zu bekümmern, soweit es mir meine Pflicht nicht nothwendig machen würde. Leider ließ sich auch Bertani von diesen Intriguen anstecken. Zu meinem Leidwesen bemerkte ich, daß sich um ihn eine Art Hofstaat von theatralisch aufgeputzten Schwägern bildete, die alle Ursache hatten, sich nicht für meine Freunde zu halten, und daß er deren Schmeicheleien wie ihren Einflüsterungen nicht unzugänglich sei.

Bertani hatte noch in Palermo gegen Pianciani die Meinung ausgesprochen, daß unsere Expedition ins Römische dennoch zu Stande kommen werde, und hatte Pianciani bereben wollen, mit ihm nach Milazzo zu kommen. Pianciani hatte dies abgelehnt und auf die überzeugendste Weise entwickelt, daß diese Expedition jetzt nach allem, was wir gesehen hatten, unmöglich sei. Ich meines theils kann von einem Manne, dessen Klugheit ich so hoch stelle als diejenige Bertani's, beim besten Willen nicht glauben, daß es ihm Ernst war mit dem, was er Pianciani sagte. Höchstens konnte

er noch dahin wirken, daß unsere vier ersten Brigaden wieder vereinigt wurden, um nach der Eroberung des neapolitanischen Festlandes die Avantgarde gegen den Kirchenstaat zu bilden.

Bald war ich gezwungen, mich frei und unumwunden gegen Bertani auszusprechen. Er stellte mir, wenn auch verblümt, das Ansinnen, daß ich mein Commando über die Division niederlegen solle, da ich ja nur als deren Generalstabschef nach Genua gekommen sei. Ich antwortete darauf kurz und bündig, daß ich das Commando der Division, welches mir von Garibaldi übertragen sei, allen Intriguen und allen Intriguanten zum Troß behalten werde, daß ich willens sei, jeden Clat zu vermeiden, aber daß ich keineswegs auch vor einem solchen zurückschrecken werde, wenn mir nichts anderes übrig bleibe, um meiner Pflicht nachzukommen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß seine Einnischung ins Commando hinter den Coulissen, welche ich mir allerdings erklären könne, der Sache, der wir alle dienten, nothwendig schaden müsse, und daß bei aller Achtung, die ich vor ihm und seinen Verdiensten hätte, es unbedingt besser sei, er enthalte sich dieser Einnischung. Mich würde er stets bereit finden, mich mit ihm privatim über wichtige Angelegenheiten der Division zu verständigen, und ich zweifelte nicht daran, daß wir stets zu einem Einverständnisse gelangen könnten, wenn nur die Intriguanten beiseite geschoben würden.

Bertani ist zu verständig, um der Wahrheit, wo er sie hören kann, nicht nachzugeben, und — ich muß mehr sagen — ich glaube nicht, daß er jemals an meiner Aufrichtigkeit, an meiner Wahrheitsliebe, an meinem guten Willen und an meiner Fähigkeit gezweifelt hat. Wir hätten zusammen noch viel Gutes thun können, wenn wir eben zusammen blieben. Bertani war offenbar von meinen Ansichten gewonnen, aber die verdamnte Herrschsucht ließ ihn stets wieder sein Ohr der Schmeichelei dieses nichtigen Komödiantenpacks öffnen, welches sich um ihn gruppirt hatte, und so hatte er denn noch mehrere „Rückfälle“ bis zu dem Zeitpunkt, der schon in den ersten Tagen des September eintrat, und von welchem ab

wir uns nicht widersahen. Diese Dinge zu erzählen, war nothwendig, damit ich Wiederholungen vermeiden könne. Vieles wird sich so von selbst erklären, was sonst im besondern erläutert werden mußte.

Ich kann nun die absurdesten Unannehmlichkeiten, die ich Ende August und Anfang September zu bekämpfen hatte, für abgethan ansehen und zur Erzählung theils rein persönlicher, theils mit dem Allgemeinen in nächster Beziehung stehender Erlebnisse von neuem übergehen.

Am 20. August, als der Haupttheil der drei unter meinem Befehle vereinigten Brigaden zu Milazzo ankam, erschien dort auch die Gräfin Maria della Torre, welche beschloffen hatte, eine Reservereambulanz für die Südmarmee zu errichten und eine Empfehlung Garibaldi's dafür erhalten hatte. Sie trug eine Uniform, die dem Sommeranzug der Guiden des Dictators nachgebildet war, nur mit den Abweichungen, welche das Geschlecht der Dame empfehlenswerth machte. Ueberroth (statt Jacke) von ungebleichtem Drillisch bis über die Knie herabreichend mit Fusarenschnüren auf der Brust, Hosen von gleichem Stoffe, Reiterstiefel bis übers Knie heraufreichend, einen kleinen runden Hut und einen leichten Säbel. Ich habe durchaus nichts gegen die Amazonen, welche es wirklich sind; nur das kann ich nicht leiden, daß Männer, welche bedeutende Stellen in einem Heere einnehmen, ihre Frauen mit sich ins Feld schleppen. Man hat so viel zu thun, daß es wirklich nicht nothwendig ist, sich mit einem Hauswesen zu belasten, und auch die tüchtigste Frau wird ihrem Manne viel Sorge machen, wenn er sie auf Schritt und Tritt im Kriege mit sich schleppen will. Die Frauen, welche ihre Männer vom Kriege nicht zurückhalten, sie völlig verstehen und dann ruhig daheimbleiben, das Hauswesen zu führen, alle unvermeidliche Sorge um den entfernten Geliebten tapfer nieder kämpfend, scheinen mir im ganzen die vollkommenern Amazonen. Ich hatte zu meiner Freude ein solches Weib daheim in der Ferne, und immer ward es mir schwer, diejenigen Weiber,

welche uns auf allen Wegen nachliefen, gänzlich ohne etwas Spott zu betrachten. Unwillkürlich sagte ich zu Catenacci, als ich die bella Torre, die mir bisher weder dem Namen nach noch persönlich bekannt war, erblickte: „Sehen Sie, da kommt die Obermarktentenderin!“ Auch die Dame hatte das gehört und warf mir einen Blick zu, aus welchem man nicht schließen konnte, daß wir wenige Wochen später eine Freundschaft schließen würden, die den Feldzug überdauern sollte.

Schon am 21. August erhielt ich einen Marschbefehl oder Befehl zum Abgange von Milazzo auf dem Seewege. Dieser Befehl kam von Garibaldi's Generalstabschef Sirtori von Torre di Faro. Es war unmöglich, ihn zu befolgen. Man weiß bereits, daß an diesem Tage erst die letzten Truppen der Division eintrafen. Daß noch niemand ordentlich, und daß die meisten Soldaten noch gar nicht exercirt waren, ist gleichfalls bekannt. Wenn ich nun auch meinen Plan, die Leute einzutüben, hätte aufgeben wollen, so kam noch etwas anderes hinzu. Durch einen unverantwortlichen Leichtsinne war der Dampfer, welcher den größten Theil unserer Munition, dazu noch eine Anzahl Gewehre und Ausrüstungsstücke trug, von Milazzo entführt worden, man wußte nicht recht von wem und wohin. So sehr ich wünschte, bald unsere Truppen ins Feuer zu führen, und so sehr ich wußte, daß mir persönlich es hoch angerechnet werden würde, wenn ich den sogenannten Energischen spielte und nach der ersten Pfeife tanzte, welche aufspielte, mußte ich doch ganz andere Rechnungen anstellen. Meine Truppen sollten sich nicht blamiren, und dies mußte geschehen, wenn sie ohne Waffen, Munition u. s. w. ins Feuer geführt wurden, in solchem Falle mußten sie sich blamiren. Je mehr ich annehmen durfte, daß die Blamage der Division Terranova in dem Interesse gewisser Leute lag, weil man dann diese Division sogleich hätte auflösen — nicht brigadenweise vertheilen, sondern die ganze Mannschaft als Rekruten äußerst willkommen in die einzelnen Truppentkörper versplitttern können, je mehr ich Ursache zu dieser Annahme hatte, desto sicherer war es

meine Pflicht, der Ausführung derartiger menschenfreundlicher Pläne entgegenzutreten. Ich bestrebe mich, alles zu thun, um — zum Theil aus den Vorräthen von Milazzo — den durch unverantwortlichen Leichtsinne herbeigeführten Abgang unserer Munition und eines Theils unserer Ausrüstungsstücke zu ersetzen, und ward dabei besonders vom Hauptmann della Lucia der Intendantur unterstützt. Der Major Sani gehörte mehr zu Vertani's Hofstaat, als daß er der Division etwas genützt hätte. Aber ich war entschlossen, mich auf keinen Fall auf ein leichtsinniges Vorführen meiner Mannschaft einzulassen. Ich sah recht gut, daß meine Weigerung von meinen Gegnern wieder gegen mich und nicht auf die schmeichelhafte Weise ausgebeutet werden würde, wie es denn auch geschah; indessen meine Pflicht war mir fest genug vorgeschrieben, und ich war entschlossen, ihr mit aller Zähigkeit zu folgen, ohne mich im geringsten um Peter oder Paul dabei zu bekümmern. Davon, daß ich meine Truppe wiederum einschiffte, um sie von Milazzo nach Torre di Faro oder auch direct auf das neapolitanische Festland zu führen, konnte absolut nicht die Rede sein. Ich konnte nicht daran denken, Truppen an den Feind zu bringen, die noch keinen einzigen Marsch gemacht hatten und die noch nicht die geringste Uebung in den gewöhnlichsten Dingen, auch nur dem Bezug eines Bivouaks oder dem Abkochen hatten. Wir mußten zu Fuß nach Torre di Faro. In diesem Sinne antwortete ich Sirtori und bat um noch einige Tage Zeit, worauf denn auch eingegangen ward.

Am 22. morgens hielt ich über die nun gänzlich versammelte Truppe auf der Esplanade eine Revue; bei ihr fehlte nur das Bataillon Cattabene von Bologna, welches mit seiner Bewaffnung noch nicht zu Stande gekommen war. Es mußte am Abend für sich allein die Musterung passiren. Am 23. sollte eigentlich eine Feldmesse stattfinden. Der Feldprediger der Division Raimondo Massei wünschte dies sehr und Gott weiß, wie wenig ich selbst die Sache für überflüssig hielt. Die Befehle waren auch schon gegeben, doch konnten sie nicht zur Ausführung kommen; am frühen Morgen

des 23. erhielt ich eine telegraphische Depesche, in welcher mir angezeigt ward, daß im Laufe des Vormittags der General Türr in Milazzo erscheinen und eine Inspection der Truppen vornehmen werde. Türr kam und die Inspection fand wie am vorigen Tage auf der Esplanade statt. Sicherlich gewährten die Truppen einen ganz vortrefflichen Anblick; indessen zwischen diesem hübschen Anblick und der Feldtätigkeit existirte doch noch ein gewaltiger Unterschied. Bertani und sein Schwanz begriffen denselben nicht. Es war mir zweifelhaft, ob Türr ihn begriff; auch ihm stellte ich die absolute Nothwendigkeit vor, mir noch einige Tage Ruhe zu geben. Ich hatte hier denselben Kampf, den ich schon zu Genua bestanden und mit dem ich auch später noch zu schaffen hatte. Die meisten unserer höhern Offiziere wollten mit einer Armee von 20—30000 Mann den Krieg ganz ebenso führen wie mit einer Schar von 1000 Mann, als Abenteuererkrieg; sie rechneten immer auf Ueberraschung. Ich war dagegen stets der Ansicht, daß je mehr die Armee anwüchse, desto mehr auf Regelmäßigkeit hingearbeitet werden müsse, daß je länger der Krieg fortschreite, desto weniger das Princip der Ueberraschung als alleingültiges betrachtet werden dürfe. Ob ich dabei in meinen Planen weniger kühn war als andere, — nun davon können alle reden. Aber die Sache ward schwer verstanden und dies war nicht gut; manche Nachtheile, die später am Volturno hervortraten, hatten ihre Basis in der Vernachlässigung der Wahrheit, daß man mit 20000 oder 30000 Mann den Krieg nicht ebenso führen kann als mit 1000 oder 2000 Mann. Kurz, Türr kehrte zurück und richtig erhielt ich am 24. wieder einmal einen Marschbefehl. Ich wies ihn abermals ab; Bertani, mit dem ich darüber sprach, war ganz einverstanden; überhaupt jedesmal, wenn ich mit ihm allein verkehren konnte, war er durchaus verständig; sowie er aber seinen Schwanz von Hofleuten in den bunten Costümen um sich hatte, ließ er sich immer wieder aufheben. Es ward Sirtori gemeldet, daß ich in einigen Tagen marschiren könne, vorausgesetzt, ich fände bei Torre di Faro gewisse näher bezeichnete Bedürfnisse

vor, — aber wohlverstanden marschiren, nicht wieder ins Blaue hineinsegeln.

Im Commando der 2. Brigade ging am 23. eine Veränderung vor. Bertani hatte dem Obersten Tharrena so zugefegt, ihm solche Vorwürfe gemacht, daß der alte Mann indignirt seine Dimission eingab. Ich sagte ihm zwar, er solle es so machen wie ich, einige Tage noch Geduld haben bis zu den ersten Flintenschüssen; da werde alles anders werden; aber daß wir den Moment, da für uns die ersten Flintenschüsse fielen, beschleunigten, das ginge nicht an, weil wir auch gut vorbereitet sein mußten, uns mit den ersten Flintenschüssen zu unserm Vortheil abzufinden. Er war müde, erbittert und blieb bei seiner Entlassung.

An seiner Stelle ward mir der Oberst Balzani empfohlen, welcher erst in diesen Tagen sich zu Milazzo eingefunden hatte, um in die Südbarmee einzutreten. Er machte auf mich einen sehr vortheilhaften Eindruck, indessen am Abend des 23. wurde er plötzlich krank und konnte seinen Dienst nicht antreten. Ich übertrug nun die Brigade provisorisch dem tüchtigen Major Spinazzi und hatte niemals Ursache, dies zu beklagen. Mit eiserner Faust stellte er die Disciplin und Ordnung her, welche gerade in dieser Brigade infolge der Scenen bei Terranova und während des Aufenthalts zu Palermo am meisten gelockert waren. Am 24. mußte Spinazzi, da es in Milazzo auf die Dauer doch ein wenig zu voll geworden war, nach Santa-Lucia abmarschiren, welches seiner Brigade als Cantonirung angewiesen ward. Dies hatte zugleich den Vortheil, daß die Brigade ein wenig von den andern getrennt wurde und der böse Stoff, welcher sich in ihr entwickelt hatte, nicht ansteckend weiter wirken konnte.

Die Generalstabsgeschäfte der Division führte provisorisch Ronchetti, weil ich keinen andern hatte. Er machte die Sachen unter meiner speciellen Leitung und ich konnte mich gut auf ihn verlassen. Unzufrieden war damit Bernieri, der sich auch mit seiner Frau nach der Abreise Bianciani's von Palermo in Milazzo eingefunden

hatte und jetzt als der älteste Offizier des Stabs Anspruch darauf machte, Chef des Stabs zu sein. Er war dazu absolut untanglich; ich sagte ihm, daß es mir freistehe, für diesen Dienst denjenigen Offizier zu wählen, der mir am meisten convenirte, daß er nur persönlich Pianciani attachirt gewesen sei, daß ich ihn aber gern der Infanterie zutheilen wolle, wenn ihm das beliebe. Dies convenirte ihm nicht und er schloß sich nun Bertani an, wie alles was intriguiren wollte, aber sich einem ordentlichen Dienstgang zu fügen keine Lust hatte.

Ich brauche nicht erst zu bemerken, daß bei einer so jungen Truppe wie diese war, welche ich befehligte, alle Klagen über schlechte Lebensmittel, über Zwistigkeiten, über Gott weiß was alles bis zu mir heraufkamen und daß die Brigadecommandanten nichts lieber thaten als bei dem geringsten Vorfall die Verantwortlichkeit bis auf mich zu wälzen. Die Offiziere, welche im piemontesischen oder einem andern stehenden Heere gedient hatten, wollten nicht begreifen, daß hier nicht alles ebenso gehen könne und daß es eben ihre Sorge sei, den Dienst allmählich zu regularisiren, daß sie nicht im Vertrauen auf einen regulären Dienstgang auf der Bärenhaut liegen könnten.

Auch von der Zwischenwerbung, die in der Süddarmee selbst stattfand, erhielt ich zu Milazzo den ersten Vorschmack. Die Divisionscommandanten hatten ihre Werber, und diese letztern machten sich kein Gewissen daraus, aus den organisirten Corps derselben Armee heraus anzuwerben, indem sie höhern Sold, schöne Uniformen, Beförderungen, kurz alles Mögliche versprachen, was zu halten keineswegs in ihrer Macht lag. Ich bekam bald Wind davon, daß auch zu Milazzo solche Werber sich herumtrieben, welche in der Division Terranova für andere Divisionen anzuwerben suchten. Sie schienen, wie sie meinten, kein besseres Terrain finden zu können. Ich wies die Brigaden an, mit diesen Kerlen, wo sie betroffen würden, kurzen Proceß zu machen, und dies geschah auch, so daß bald mit ihnen aufgeräumt war. Eines Tags, als ich eben sehr beschäftigt war, erschien auch ein höchst verdächtig aussehender

Kerl bei mir und zeigte mir eine Liste von Leuten, die er angeworben hätte, indem er mich zugleich fragte, ob sie nicht von meiner Truppe seien und ob ich sie in diesem Falle nicht überliefern wolle. Ich dachte, er werbe für das Depot in Milazzo, und sagte ihm daher, er solle sich packen, wenn er unter meinen Soldaten wüßte, solle er sicher am ersten besten Baume aufgehängt werden. Bald darauf erhielt ich eine Anzeige des Commandanten von Milazzo, daß sich ein Kerl hier umhertreibe, welcher für ein Corps „Königlicher Carabinieri“ — dies sind nämlich Gensdarmen nach piemontesischem Muster — werbe; ob ich ihn dazu beauftragt habe? Jetzt wußte ich genug. Auf die Idee, „Königliche Carabinieri“ zu errichten, konnte nur die cabouristische Partei der unbedingten und sofortigen Annexion, diese Partei, welche seit Ende Juni schon so viel Unflun in Sicilien angerichtet hatte, gerathen. Das Signalement des Burschen stimmte vollständig auf denjenigen, welcher mir erst eben seinen Besuch abgestattet hatte. Ich ließ sogleich auf ihn fahnden und auch den Commandanten bitten, ein Gleiches zu thun. Indessen hatte sich das Subject mein freundschaftliches Versprechen zu Herzen genommen und war spurlos verduftet.

Aus allem Erzählten, welches wenigstens jedem einen genügenden Einblick, wenn auch keinen durchaus vollständigen in das Getriebe der Dinge gestatten wird, wird man wol erkennen, daß die Tage von Milazzo nicht eben die leichtesten meines Lebens waren. Und wenn ich später mit Befriedigung auf sie zurückblicken, weil mir sagen konnte, daß ich nichts gegen mein Gewissen und alles lediglich zum Besten der Sache gethan, die ich zu der meinigen gemacht, so war ich doch nicht selten nach vollbrachter Tagesarbeit recht trübe gestimmt. Thun wir noch einen Blick in die häuslichen Verhältnisse.

Wie gesagt worden ist, hatte ich meine Wohnung im Convent Francesco di Paola, wo auch die meisten Dienstgeschäfte abgemacht wurden, das Kloster, welches beim Beginn des Kriegs noch 35 Mönche beherbergt hatte, war während des Kriegs auf 12 herabgekommen,

die andern hatten sich bis auf bessere Zeiten verlaufen. Einen von ihnen sollte ich bald auf meinen weitem Zügen antreffen. In Milazzo war es absolut unmöglich, in irgendeiner Trattoria ein Essen zu bekommen; aber auch die Einwohner beeilten sich mit sehr wenigen Ausnahmen nicht eben sehr, den bei ihnen einquartierten Offizieren durch Speise und Trank das Leben angenehm zu machen. Die Mehrzahl der Offiziere empfing daher die Lebensmittel in natura und machte Menage mit der Mannschaft. Für mich, Ronchetti und Catenacci hatten wir ein Abkommen im Kloster getroffen. Die Regel der Franciscaner von Paola ist sehr streng, eine ganze Menge von Speisen ist ihnen durchaus verboten, Fleisch genießen sie z. B. gar nicht, dagegen sind ihnen Fische erlaubt, von denen die Küste von Milazzo eine reiche Beute gibt, namentlich vom Thun und der Spada. Da wir uns nicht absolut des Fleisches enthalten mochten, so mußten wir unser Speisezimmer in die Infermeria verlegen, in welcher es allein erlaubt war, ausnahmsweise Speisen zu genießen, welche sonst im Index der verbotenen Speisen standen. Neben der Infermeria befand sich unmittelbar eine Küche, welche für uns in Stand gesetzt wurde. Unser ganzer Tagesverbrauch kam dem Mann etwa auf 1 Fr. zu stehen. Dafür hatten wir Fleisch zu Mittag und Pasta (Maccaroni), gewöhnlich noch Fische, selten ein Gemüse; ein paar Flaschen von dem schweren milazzeser Wein kamen auf den Tisch. Gewöhnlich ward auch dieser angekauft; bisweilen aber verstiegen sich die Mönche bis zu der Höhe, uns eine Flasche Wein aus ihrem Keller zu poniren. Das Essen war stets so reichlich, daß wir nicht blos zum Abend davon aufheben, sondern auch ohne Beschwer mehrere Gäste bewirtheten konnten, die sich denn auch bisweilen einfanden, namentlich, wenn sie anderswo auch nicht einen Bissen aufzutreiben vermochten. Die Küche besorgte mit unsern Ordonnanzen für uns ein Laienbruder, der Ciabante (Trabant) genannt, ein höchst komisches Individuum, aber ein sehr guter Kerl, klein, mit verwittertem Gesicht, etwas schief, wunderbar anzuschauen in seinem kurzen schwarzen Laien-

brudergewand. Ein uralter Bursche, der auch einmal in englischem Dienste gewesen war, machte verschiedene Ausgänge, namentlich nach Wein, der nicht immer leicht aufzutreiben war, wie so vieles in Milazzo. Frate Giovanni, der Küchenmeister, wohlbeleibt, mit einem guten ehrlichen Gesicht, ließ es sich nicht nehmen, uns bei Tische selbst zu bedienen, und nach wenigen Tagen, als wir im Kloster sehr beliebt geworden waren, kamen stets mehrere Mönche, um ihm zu helfen, wobei natürlich auch viel geschwätzt ward. Oft waren ihrer vier oder fünf um uns herum. Frate Giovanni war sehr unzufrieden damit, daß ich so wenig aß. Meist aß ich nach meinem gewöhnlichen Saß, selten nur, wenn ich verstimmt war, blieb ich dahinter zurück. Aber um Giovanni's Anforderungen zu entsprechen, hätte ich wenigstens zwölfmal soviel vertilgen müssen, als mir beim besten Willen gelingen konnte.

Am innigsten schloß sich mir von den Mönchen Francesco Vandiera an, ein hoch und schön gewachsener Mann mit energischem kräftigen Gesicht, nur etwas gebräunter Stirn. Er war Professor der Philosophie im Convent in bessern Zeiten. Abends in der Dämmerstunde, wenn nichts zu thun war, kam er gewöhnlich zu mir und setzte sich neben mein Bett. Mit Verwunderung und lebhaftem Interesse hörte er von den fernen Ländern des Nordens, in denen ich geboren und aufgewachsen war. Um mein Seelenheil besorgt, suchte er mich bald über meine religiösen Meinungen auszuforschen. Er steckte natürlich tief in den Satzungen und Dogmen der katholischen Kirche und von Toleranz wollte er nichts wissen. Ich sagte ihm, meine religiösen Meinungen seien sehr einfach, ich sei ein Anhänger der wahren Religion Christi, der Religion der Liebe, welche einzig und allein die Welt beherrsche. Ueber dieses Kapitel ward sehr viel hin und her verhandelt, indessen wie er auch den Gegenstand anpacken und von wie vielen Seiten er auch Einwürfe zusammenzusuchen strebte, immer mußte er sich zuletzt geschlagen bekennen, zur großen Erheiterung Ronchetti's und Catenacci's, welche gewöhnlich bei diesen Disputationen zugegen waren,

wie sich denn hin und wieder auch andere Mönche als Zuhörer einfanden. Wenn Francesco sich nicht gefangen geben wollte, so sagte er denn wol kopfschüttelnd, ich habe doch unrecht und nur der spitzfindigen deutschen Philosophie gegenüber könne er nicht aufkommen. Nun ging es denn auf die deutsche Philosophie über; Francesco hatte einige allgemeine Kenntniß von Fichte, Hegel und Schelling, den ersten nannte er Fitté, den zweiten Efel, mit dem Namen des dritten haperte es ganz gewaltig. Es war so etwas wie Zelli, das herauskam. Sobald er nur entdeckt hatte, daß ich einiges davon wußte, wurde er nicht satt, sich erzählen zu lassen; ich glaube nicht gerade, daß ich Unsinn gesprochen habe, aber für einen deutschen Professor der Philosophie mußte es doch ein besonderes Gaudium gewesen sein, mit zuzuhören, wie hier ein sicilianischer Professor der Philosophie sich von einem Soldaten, der vor 20 Jahren und länger einmal ein wenig in dieses Fach hineingeschaut hatte, die Eigenthümlichkeiten der Lehren Fichte's, Hegel's und Schelling's auseinanderlegen ließ. Für mich war die Sache übrigens eine ganz nützliche Uebung im Italienischen. Denn wenn ich nun am Ende auch für den Hausbedarf mit meinem Italienisch ziemlich gut auskam, so war es doch immerhin eine ganz andere Sache, philosophische Lehrmeinungen in dieser Sprache auseinanderzusetzen und wol gar zu vertheidigen. Ich freute mich daher auch kindisch, wenn ich aus den Antworten und Gegenreden Francesco's sah, daß er mich ganz gut und richtig verstanden habe. Uebrigens konnte ich mich bei mir im stillen der Bemerkung nicht erwehren, welche Fülle von Lerntrieb und von Intelligenz in den Italienern und namentlich in den Südbitalienern steckt. Gebt einmal den Sicilianern, den Neapolitanern, den Bewohnern der bisher päpstlichen Staaten ein Schulwesen, wie es in Deutschland vorhanden ist, und in zehn Jahren werdet ihr euer Wunder an ihnen erleben.

Einigemal machte ich meinen Frate Francesco auch fuchswild, einmal unter anderm, als ich ihn fragte, ob es zu Milazzo auch schöne Frauenzimmer gebe — von denen man beiläufig so gut als

nichts sah — und als ich dazu bemerkte, er als Vater müsse die etwaigen geheimen Vorzüge doch am besten kennen. Da ward er sehr entrüstet und setzte mir auseinander: ich wisse doch, daß ihm sein Gelübde den intimen Umgang mit Frauenzimmern verbiete, ich halte ihn also eines Meineides fähig? Meines Wissens, erwiderte ich, verbiete ihm sein Gelübde nur die Ehe, wenigstens werde das Gelübde der Keuschheit in der ganzen Welt nur so und nicht anders von der katholischen Geistlichkeit verstanden. Darauf erklärte er mir, daß es sich mit seinem Orden anders verhalte. Als ich ihn nun fragte, ob er, ein kräftiger Mann in der vollsten Blüte der Jahre, niemals, auch bei den vielen Gelegenheiten nicht, die ihn mit Frauenzimmern selbst unter vier Augen zusammenführen mußten, fleischliche Gelüste gehabt habe, da gestand er mir unter Seufzen, daß ihn diese allerdings genügend geplagt, daß er sich oft uüchtele, von ihnen gemartert, auf seinem einsamen Lager umhergewälzt und vergebens alle Mittel angewendet habe, um die Versuchung weniger gewaltig zu machen; trotzdem habe er sich, wie er behauptete, niemals gegen das Gelübde der Keuschheit vergangen. Ich wurde ein wenig durch diese Geständnisse gerührt, dennoch konnte ich mich nicht enthalten, noch weiter zu fragen: ob er denn nicht zugebe, daß dieses Gelübde ein Unsinn, ein Verbrechen gegen die Natur sei; konnte aber darauf keine andere Antwort erhalten als diese: Es ist einmal so! — Armer Francesco!

Er schloß sich täglich, ja fast stündlich inniger an mich an, und ich meine, es war am fünften Tage meines Aufenthalts zu Milazzo, als er mir den Wunsch aussprach, als Kaplan mit mir zu ziehen. Ich wollte ihn auch gern mitnehmen; Medici hatte ihm schon den Vorschlag gemacht, mit dem hatte er nicht gehen wollen; mir bot er sich nun selbst an. Bedenken kamen nun freilich viele und vor allem mußte die Erlaubniß des Provinzials eingeholt werden; darüber mußte ich marschiren; er versprach, wenn er die Erlaubniß erhielte, nachzukommen; ich versprach, ihm eine Tasche, wie sie unsere Guiden trugen und welche er sich zu seinen kleinen Reisen über

Land wünschte, bei nächster Gelegenheit zuzusenden. Das habe ich denn auch redlich gehalten. Neapel war der erste Ort, wo dergleichen etwas zu haben war, und von dort ward sie durch einen Schiffskapitän an Francesco abgesendet. Ob er sie erhalten hat, weiß Gott. Ich hörte nach meinem Abmarsch von Milazzo nichts mehr von ihm, sei es, daß der Provinzial die Erlaubniß verweigert, sei es, daß der Kleinmuth des Mannes in tausend Bedenken die Oberhand gewonnen hatte. Aber in trenem Andenken habe ich meinen Francesco behalten, und er, so hoffe ich, wird auch meiner nie vergessen.

Einer seiner größten Genüsse war eine gute Tasse Kaffee, aber er mußte gehörig dazu sparen, um sich diesen Genuß verschaffen zu können. Man wird daher seine Liebe zu mir zu würdigen wissen, wenn ich erzähle, daß er in den letzten Tagen stets auch noch für mich Kaffee kochte und mich dann zu diesem in seine Zelle hinüberholte. Die ersten Tage hatte mir mein Giovanni einen allerdings schenklischen Kaffee aus der Stadt heraufgeholt, den ich zum Ueberfluß noch kalt bekam. Diese Geschichte war nun nicht mehr nöthig.

Mit dem Weintrinken mußte man, wie ich bald bemerkte, äußerst vorsichtig sein; der starke milazzeser Wein trieb nur binnen wenigen Tagen verschiedene ekelhafte Pusteln im Gesicht heraus, die freilich auch ihr Gutes haben mochten, indem sie angesammelte Unreinigkeit aus meinem Körper auf ziemlich einfache Weise entfernten. In eine „Weinstube“ in Milazzo zu gehen, war eben kein großer Genuß. Eines schönen Tages führte uns Vater Giovanni aus, um uns einen besonders guten Wein zu kosten zu geben, mich mit einigen meiner Offiziere. Wir irrten durch verschiedene Winkelgassen und machten endlich in einer ungefähr acht Fuß breiten Straße vor einer Art Haus halt, welches nur eine Thür, Fenster dagegen nicht im mindesten hatte. Dieses Haus war die Kneipe. Sie hatte nicht die geringste Aehnlichkeit mit der Concordia in Genua. Vor dem Hause saß ein ziemlich freundliches, aber still

gealtertes Weib mit einem Säugling am Busen auf einem dreibeinigen Stuhl; mehrere Misthaufen lagen in der Straße, auf diesen spielten mit kleinen schwarzen Schweinen in brüderlicher Eintracht einige Kinder in milazzesischer Nationaltracht, wie Catenacci es nannte. Sie waren nämlich lediglich mit einer Dreckschichte, folglich nicht einmal so anständig bekleidet als die Schweine, aber allerdings von diesen nur bei genauerer Beschäftigung zu unterscheiden. Auf Pater Giovanni's Befehl wurden mehrere defecte Sessel auf die Gasse herausgebracht, auf denen wir uns, so gut es gehen wollte, niederkießen, und endlich erschien auch ein blechernes Trinkgeschirr, welches, so oft es gefüllt war, stets die Kunde durch die ganze Gesellschaft machen mußte. Dies war unsere Aneiperei, die ganze Beche betrug, wenn ich nicht irre, einen Carlin (46 Rappen), sie stand im Verhältniß zum Genuß. Aber in einem andern Vokal würde dieser feurige Wein vortrefflich genundet haben. Verschiedene Geschichten waren natürlich trotz der unbequemen Niederlassung in der Gesellschaft erzählt worden. Mir fiel bei der Bezeichnung, welche Catenacci der Tracht der um uns sich sammelnden Kinder gegeben, ein, daß ich einst auf dem Aufschlagzetteln einer Künstlerbande gelesen, es würden „heute Abend“ auch zwei Damen in ungarischem Nationalcostüm miteinander ringen. Da ich nun hinging, um dies mit anzusehen, fand ich, daß das Nationalcostüm in nichts anderm als enganliegenden fleischfarbigen Erics bestand. Diese Geschichte erzählte ich mit den nothwendigen Ausschmückungen zum großen Ergötzen meiner Zuhörer.

Ob nicht Frate Francesco sich durch seine Unterhaltungen mit mir verschiedener Vergehungen schuldig machte? — ich glaube es fast, und glaube auch, daß er dafür bestraft wurde, wenngleich er niemals ein Wort davon redete. Dies fiel mir besonders ein, als ich einige Tage vor dem Abmarsch von Milazzo einmal durch das Refectorium kam. Ich war mit Catenacci im Klostergarten gewesen, wo wir unsere Revolver einschossen. Pater Giovanni, von dem Schießen angelockt, hatte sich dabei eingefunden, wie viele unserer

Soldaten, und sagte uns, wir möchten durchs Refectorium zurück-
kehren, dessen Gartenthür er uns zeigte, der Weg durch dieses sei
für uns der viel kürzere.

Wir folgten dem guten Rath, und da fanden wir sämmtliche
Patres an der Tafel; jeder hatte einen Teller vor sich, gehörig
gefüllt, und hieb tapfer ein; nur Francesco hatte ein leeres Gedeck
vor sich und saß starr und steif. Auf meine Frage wegen dieser
Erscheinung antwortete er nichts, lächelte mir aber gerade so zu-
als wolle er sagen: das ist deinethalben.

An meine Frau hatte ich einige Tage vor der Abreise von
Genua geschrieben; außerdem hatte ich de Boni gebeten, ihr ein
paar Kleinigkeiten in Filigran, die ich als Andenken für sie ein-
gekauft, zu senden und dabei noch nach Zürich zu berichten, wie
wir aus Genua davongekommen sein würden. Dies war auch ge-
schehen. Mein letzter Brief aus Genua kam am 14. August in
Niesbach an. Nun konnte ich natürlich früher nicht wieder schreiben
als von Milazzo aus. Von dort geschah es sogleich am 19. August.
Und das war gut, denn hätte ich die Sache aufgeschoben, so hätte
ich wol in Milazzo kaum noch eine halbe Stunde Zeit gewonnen.
Mein Brief vom 19. August ging über Messina, von dort nach
Palermo zurück, dann über Marseille und gar über Paris nach
Zürich, wo er in den ersten Tagen des September eintraf.

Am 25. August kamen die Patres in großer Deputation zu
mir und forderten mich auf, diejenigen Zimmer zu beziehen, welche
mir im Kloster eigentlich zukämen, welche indessen lange Zeit durch
Werksstätten verunreinigt und jetzt erst wiederhergestellt seien.

Mir war meine Zelle ganz genügend gewesen und ich wußte
eigentlich nicht, weshalb ich jetzt noch mein Quartier wechseln sollte,
— ich hatte das Nothwendigste gethan, konnte jetzt alle Tage mar-
schiren und erwartete von Stunde zu Stunde den Befehl dazu.
Indessen freilich machte der Umzug keine große Mühe, ich hatte
nur in die andern Zimmer hinüberzugehen und Giovanni trug den
kleinen Mantelsack nach. So entschloß ich mich denn zu dem

späten Umzug. Mein neues Quartier bestand aus einem großen Saal, einem Wohnzimmer mit Kamin und einer offenen Plattform, zu der man vermöge einer schmalen Treppe gelangte, und von welcher man eine wundervolle Aussicht hatte. Außerdem fand sich noch eine Kammer für meinen Giovanni. Hier ließ ich mich nun häuslich nieder, ich war ziemlich aufgeräumt und hätte am liebsten einen Ball veranstaltet, wenn nicht die Patres Bedenken dagegen erhoben hätten, Frauenzimmer in ihre heiligen Räume einzuschleppen.

Am nächsten Morgen, am 26. August, kam wirklich der Befehl zum Marsch nach Torre di Faro zugleich mit dem Versprechen, daß dort für alles noch Fehlende gesorgt sein sollte. Zum Glück hatte ich kaum noch nöthig, auf dieses Versprechen große Stücke zu bauen.

VIII.

Marsch von Milazzo nach Torre di Faro.

Bei Torre di Faro sollten wir eingeschifft werden, um nach den Küsten Calabriens überzusetzen; am Golf von Santa-Eufemia sollten wir landen, um dort mit den bereits in Calabrien vorrückenden Truppen wieder auf gleiche Höhe zu kommen. Bertani wollte jetzt sogleich nach Torre di Faro vorausgehen, um dort für alles zu sorgen.

Ich erteilte den Brigaden zu Milazzo den Befehl, um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags marschfertig zu sein. Spinazzi mit der 2. Brigade sollte sich so einrichten, daß er etwa um 6 Uhr abends bei Archi sein und sich dort der Colonne anschließen könne.

Ronchetti mit einem Commissariatsoffizier mußte unverzüglich vorausgehen, um bei Divieto oder in der Nähe einen Bivouakplatz auszusuchen und zugleich Erkundigungen über den Weg, den wir von da aus weiter einschlagen könnten, einzuziehen.

Um 4 Uhr nahm ich Abschied von den Patres und stieg zu Pferde; die Truppen waren bald ziemlich bereit; doch verzögerte sich der Abmarsch noch bedeutend, weil noch Lebensmittel gesaft werden mußten und es noch an der nöthigen Uebung in deren Vertheilung fehlte.

Endlich konnte der Marsch angetreten werden, die Brigade Milano eröffnete ihn, in einer halben Stunde sollte die 4. Brigade

nachfolgen. Ich ließ die Brigade Milano abdesfiliren und folgte ihr dann mit Catenacci, Commendù, einem andern Ordensanzoffizier, und einigen Gniden, Giovanni mußte bei der Bagage bleiben.

Der Marsch ging auf den engen Wegen der Gegend zwischen Mauern und Feigenhecken durch; bei Archi traf ich die 2. Brigade, und diese mußte sich nun, da die 4. noch bedeutend zurück war, vor dieser in die Colonne einschieben.

Darauf begab ich mich vorwärts an die Spitze der 3. Brigade und ließ auch diese bald ziemlich weit hinter mir. Es war schon lange ganz dunkel, als ich in Divieto ankam. Hier fand ich einen Zettel Ronchetti's vor, aus dem ich erjah, daß er bei Divieto weder einen passenden Lagerplatz noch Lebensmittel gefunden und deshalb nach Gesso gegangen sei, wo seinen Nachrichten nach alles zu haben sein würde. Der Weg von Divieto längs der Küste nach Torre di Faro sei ganz unpraktisch, lauter Sand, in welchem Pferde und Menschen knietief einsanken; es bliebe also nichts übrig als über Gesso und Messina nach Torre di Faro zu rücken.

Mir gefiel die Sache durchaus nicht, indessen was war zu machen? Ich hinterließ den ankommenden Brigaden den Befehl, auf Gesso nachzurücken, sobald es die Kräfte der Leute und die Erhaltung der nothwendigen Ordnung erlauben würden, und stieg dann mit meinen Begleitern die Höhen zu dem Felsenste Gesso heran. Hier fand ich durch die Sorge des Barons Arzani, Besitzers von Divieto, allerdings einige obwol sehr bescheidene Anstalten zum Empfang der Leute getroffen.

Offenbar war es unzweckmäßig und ungünstig für uns, daß der erste Marsch, den unsere Leute machten, ein Nachtmarsch war; aber auch dieses hatte sich nicht ändern lassen. Verschlimmert war die Sache noch dadurch, daß der Marsch sich durch unvorhergesehene Umstände verlängerte. Die 3. Brigade kam noch in der Nacht nach Gesso, die 2. und 4. erst am Morgen des 27. August. Sie mußten nun auf einem geeigneten Punkte ein Bivouac beziehen, sollten hier ausruhen, sich etwas durch Speise und Trank erquicken, und dann

erst wollte ich um Mittag weiter marschiren, und zwar nur einen kleinen Marsch nach Messina während des Tageslichtes machen, damit die Offiziere gehörig über die Erhaltung der Marschdisciplin wachen könnten und nicht aus der Uebung, auf welche ich es abgesehen hatte, eine vollständige Desorganisation der Truppe würde. Am Morgen des 27. schickte ich deshalb einen Offizier und einen Commissar nach Messina voraus, um dort Lebensmittel und geeignete Unterkunftsräume zu besorgen, und bald nach Mittag setzten wir uns in Marsch mit Ruhe und Gemächlichkeit.

Ich ritt mit meinen Begleitern ein Stück voraus den Höhen der neptunischen Berge zu, meist an steilen und kahlen Felswänden vorbei, aus denen nur hier und da ein frischer Quell sprudelte, über Brücken, welche kühn wilde Abgründe überspannten, an einsamen Kapellen. Kurz, jenseit der Gipfel hatten wir den prächtigen Anblick des Hafens und der Stadt Messina mit deren blühender grüner Umgebung, und mußten nun auf den vielgewundenen Wegen hinabsteigen.

Am Thore traf ich die vorausgesendeten Offiziere und erfuhr von ihnen, daß für alle Brigaden Unterkünfte in Klöstern gefunden seien, auch für Lebensmittel werde gesorgt, aber die könnten vor dem andern Morgen nicht gefaßt werden. Es war daher unmöglich, am nächsten Morgen schon nach Torre di Faro aufzubrechen, der Abmarsch mußte auf die ersten Nachmittagsstunden festgesetzt werden. Nachdem ich gemäß der erhaltenen Nachrichten die Befehle für die Truppen ausgegeben hatte, suchte ich mein Quartier auf, welches mir im Kloster San-Salvatore de' Greci angewiesen war, in welchem, wie man mir sagte, die Messe noch in griechischer Sprache gelesen wird. Die Regel der dortigen Mönche ist ziemlich frei. Ich erhielt in dem prächtigen weitläufigen Gebäude ein gutes Zimmer.

Mit dem Dunkelwerden rückten auch die Truppen ein und bezogen ihre Quartiere.

Zum Nachtessen schaffte mir Giovanni ein Stück gefotenes

Rindfleisch herbei, welches ich, so schlecht es war, ohne Messer und Gabel nach einem Hunger von fast 24 Stunden mit großer Begierde verzehrte.

Um früh wieder auf den Beinen zu sein, legte ich mich beizeiten nieder. In der Nacht wurde ich geweckt. Ein mir unbekannter Offizier stand an meinem Bette; er sagte mir, Bertani habe mich schon diesen Mittag bei Torre di Faro erwartet, er sei sehr ungehalten u. s. w.

Ich sagte ihm, ich würde kommen, wenn ich wollte und nach meiner Einsicht es könnte, und brückte mich auf italienisch sehr deutsch aus.

Der unbekannte Offizier war mein lieber Vico. Er erzählte mir später, daß er ärgerlich über meinen Empfang, um sich zu zerstreuen, einen dummen Streich gemacht habe, der für ihn nicht die besten Folgen hatte. Dies that mir sehr leid; indessen warum kam er mir gerade mit diesen Dummheiten.

Am Morgen kam dann noch eine andere Depesche von Bertani. Ich konnte mir keinen Grund zu so ungeheurer Eile denken. Wenn wir doch eingeschifft werden sollten, so konnten uns die Fahrzeuge statt nach dem Pizzo auch sogleich eine Strecke weiter abwärts an der Küste tragen, wenn unterdessen die andern Truppen Garibaldi's weiter in Calabrien vorgerückt waren. Daß es in ganz Calabrien nicht mehr bedenklich für uns stehen konnte, wußte ich aufs bestimmteste. Uebrigens kam es nicht darauf an, nur überhaupt mit irgendeiner Bande nach Torre di Faro zu gelangen, sondern mit einer Truppe, die wirklich wie eine solche aussah.

Trotz alledem wollte ich Bertani womöglich den Gefallen thun, so rasch als möglich zu kommen; ich ließ daher sogleich am Morgen bei den Brigaden anfragen, wie es mit dem Empfang der Lebensmittel und dem Ablochen stände. Die Antwort darauf war einstimmig, daß der Empfang der Lebensmittel — und zwar nicht durch die Schuld der Truppe — sich verzögerte, und daß man schwerlich vor den ersten Nachmittagstunden marschbereit sein werde.

Der Abmarsch ward demnach auf 1 Uhr nachmittags festgesetzt und mit diesem Bescheide schickte ich den Abgesandten Bertani's heim. Ich besuchte nun am Morgen selbst die verschiedenen Quartiere der Mannschaft, überzeugte mich, daß alles in regelmäßigem Gange war, ordnete Patrouillen durch die Stadt an, um die sich einzeln umhertreibende Mannschaft zu rechter Zeit zu sammeln, und nachdem ich noch den General Nicola Fabrizi, der damals in Messina commandirte, gesprochen, mir selbst die Stadt und über den Hafen hinweg die Citabelle und ihre Forts sowie die Ebene von Terranova, auf welcher unsere Vorposten denen Fergola's gegenüberstanden, besehen hatte, suchte ich in einer Trattoria auch einige Nahrung, die es mir denn auch gelang zu finden.

Unter den Aufschlägen an den Straßenecken fielen mir besonders mehrere Werbanzeigen auf. Oben der mehr oder minder abenteuerliche Name eines neuzuerrichtenden Corps; darunter eine Aufforderung an alle Tapfern, in dieses Corps einzutreten, in welchem sie gerade dem Vaterland doppelt nützen würden, dann Versprechungen u. s. w. Endlich: Es lebe Italien! Es lebe Victor Emanuel! Es lebe Garibaldi! Meine Brigadecommandanten waren schon von Milazzo her abertirt und daher auf ihrer Hut. Hier wurde die Werbgeschichte mehr raffinirt und mehr im großen getrieben. Daß man Leute von einem andern Corps derselben Armee auch nicht verschmähte, wußte ich nachgerade, und einige Leute sind uns in Messina auch gekapert worden. Wer wollte dies in einer so großen Stadt verhindern? Außerdem war es für diejenigen, welche etwa keinen allzu großen Drang fühlten, schnell an den Feind zu kommen, und es vorzogen, in den Depots in Sicilien zu bleiben, leicht, vorläufig krank im Spital zurückzubleiben, um späterhin von irgendeinem solchen Depot sich anwerben zu lassen.

Die abenteuerlichsten Gerüchte cursirten in Messina; so sollte z. B. Garibaldi schon am 26. in Neapel gewesen sein, ganz allein, aber auch ganz öffentlich; ich sprach sogar einige Leute, die ihn selbst in verschiedenen Cafés gesehen haben wollten.

In Messina begann das Jammern mehrerer meiner Offiziere, zu denen namentlich auch Catenacci gehörte, daß wir wol kaum noch das Glück haben würden, mit dem Feinde ernstlich Kugeln zu wechseln. Ich hatte viel zu thun, sie zu trösten; ich stellte ihnen vor, daß aus der Erhebung Calabriens und der Basilicata für unsere Sache noch kein Schluß auf die andern Provinzen zu ziehen sei, daß ebenso wenig ein Schluß zu ziehen sei aus dem Benehmen der im Süden aufgestellt gewesenen Truppen und ihrer Commandanten. Im Norden, wie ich hoffte bei Salerno, werde der Feind seine Kräfte sammeln und wir würden noch Gelegenheit vollauf haben, unsern Muth zu fühlen.

Im übrigen wußte man in Messina so wenig über den wirklichen Gang der Operationen Garibaldis als in Milazzo. Reggio war gefallen und Garibaldi dann weiter nach Norden gerückt. Das war alles; je nachdem einer größere oder kleinere Etappen rechnete, versetzte er Garibaldi jetzt am 28. August bald nach Monteleone, bald nach dem Pizzo oder auch noch weiter.

Von 1 Uhr nachmittags ab sammelten sich die Brigaden bei San-Salvatore de' Greci, von wo der Marsch über Pace nach Torre di Faro angetreten ward. Die Truppen marschirten heute ganz ordentlich; es kam allmählich etwas Ordnung und Zug herein. Man sah, daß die zwei vorigen Märsche, so wenig namentlich der erste für einen wahren Uebungsmarsch gelten konnte, bereits ihre Wirkung gethan hatten. Um 5 Uhr war die ganze Division bei Torre di Faro versammelt.

Ich traf Bertani; er wollte mir Vorwürfe machen. Ich sah den ganzen berühmten Komödiantenschwanz in der Nähe und wußte Bescheid. Ich sagte ihm also, er verstehe die Sache nicht, und drehte mich um, um zu erfahren, wie es nun eigentlich mit unsern Vorbereitungen stände.

Zuerst konnte die Einschiffung nicht vor dem 29. morgens stattfinden; zweitens reichten aber die Schiffe, welche vorhanden waren, durchaus nicht für alle meine Truppen. Ich mußte daher die

2. und 3. Brigade allein zur Einschiffung und für die 4. bestimmen, daß sie vorläufig zurückbleibe, bis unsere Schiffe umkehren und sie nachholen könnten. Unsere Pferde konnten nicht auf den Dampfern eingeschifft werden, vielmehr nur mittels Barken nach Scilla übergesetzt werden, von wo sie uns dann auf dem Landweg in Calabrien nachhinken konnten. Raum hatten wir also unsere Pferde von Milazzo ab ein paar Tage gehabt, mußten wir uns auch schon wieder von ihnen trennen und hatten, wenn wir ein wenig rasch in Calabrien vorwärts kamen, die schöne Aussicht, sie mehrere Wochen lang nicht wiederzusehen. In der That entbehrten wir sie, wie man sehen wird, bis zum 22. September, also über drei Wochen.

Bei so mangelhaften Vorbereitungen, — und bald sollte ich noch mehrere Mängel entdecken, war doch wahrhaftig kein so starker Grund vorhanden gewesen, furchterlich zu drängen. Was übrigens die geringe Marschgeschwindigkeit der Truppen betrifft, so wird wol jeder, der die Marschgeschwindigkeit einer Truppe nicht nach derjenigen eines Spaziergängers bemißt, diesen Vorwurf total unbegründet finden müssen. In 48 Stunden hatte die Division sieben deutsche Meilen gemacht, und dies waren ihre ersten Märsche, dabei noch ein anstrengender Nachtmarsch. Freilich wenn von Divieto durch den Küstensand getappt wurde, so betrug der Weg von Milazzo nach Torre di Faro nur $5\frac{1}{2}$ Meilen; aber wer drei Meilen Küstensand fünf Meilen auf gebahnten Straßen vorzieht, der verräth sich auch eben wieder als militärischer Tourist und mit ihm ist nicht zu streiten.

Die Gegend von Torre di Faro ist im höchsten Grade ungesund; eine Nacht im Freien kann dem gesündesten Menschen das abscheulichste Fieber an den Hals werfen. Das war für die ganze Division nicht gut, am schlimmsten aber für die 4. Brigade, die aller Wahrscheinlichkeit nach mehrere Nächte hier campiren mußte, bis Schiffe in genügender Anzahl zurückkommen konnten, um sie abzuholen. Es zeigte sich daher auch große Unzufriedenheit bei der 4. Brigade, namentlich am nächsten Morgen, als nun die andern

Truppen sich einschifften und zu der Besorgniß der Leute, daß sie nun noch lange keinen Feind zu Gesicht bekommen würden, sich auch noch die Erfahrung gesellte, daß Lebensmittel für die Brigade gar nicht vorhanden waren. Der Oberst Puppi war so aufgebracht — und das mit Recht —, daß er seine Entlassung nehmen wollte. Es gelang mir indessen ihn zu beschwichtigen, und ich gab ihm die Anweisung, sich Lebensmittel auf alle Art zu verschaffen. Hätte ich gewußt, daß ich die Division darum nach Torre di Faro schleppen sollte, um hier die Hälfte von ihr liegen zu lassen, so hätte ich selbstverständlich Vorsorge für Nahrungsmittel getroffen, was gar keine so große Sache war.

Gerade als ob darauf gerechnet sei, daß wir die Hälfte unserer Mannschaft krank in Torre di Faro zurücklassen sollten, waren statt der nothwendigern Vorbereitungen große Lazaretheinrichtungen getroffen. Natürlich wurden sie für diese Nacht von unserer Mannschaft nicht benutzt. Nur zwei Bewohner erhielt das große Spital, ein Männchen und ein Weibchen. Das Männchen war jener Franzose F., von welchem in diesen Blättern schon öfter die Rede gewesen ist; das Weibchen, sein getreuer Schatz, die Marktentenderin der genuesischen Geniecompagnie, ein ganz nettes Frauenzimmer, nur mit einigem Mangel echt weiblicher Formen, was es ihr auch möglich machte, die Uniform der Compagnie zu tragen, ohne allzu sehr aufzufallen, die kurze Drillichjacke und -bito Hosen.

Indem ich den Franzosen erwähne, kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß dieser, als ich von Bertani längst nichts mehr sah, mir mittheilte, er habe mir am 28. August morgens meine Entlassung nach Torre di Faro — von seiten Bertani's bringen sollen. Zum Glück für Bertani war dieser Narrenstreich unterblieben. Zum Glück für ihn und sein Komöbiantengefolge. Wie man aus dem Erzählten sieht, hatte ich eine wahre Pferdegebulb bewiesen, aber auch dem Gedulbigsten reißt am Ende der Faden, und dies wäre präcis im vorliegenden Falle bei mir eingetreten, und zwar keineswegs auf die Weise, daß ich der Narrheit wich, sondern so, daß

ich sie bestrafte. Auf meinen Revolver und auf die einer Anzahl von mir durchaus ergebenen Offiziere konnte ich mich verlassen, und das hätte im vorliegenden Falle vollkommen ausgereicht. Balzani hätte mich ersetzen sollen; ich bin überzeugt, daß Balzani sich nicht zu der Dummheit hergegeben hätte. Glücklicherweise, wie gesagt, unterblieb der Versuch; Bertani kannte über diesen Punkt meine Ansichten gut genug, und sein besseres Gefühl und sein Verstand siegten über die Entflüsterungen des Komsbiantenschwanzes.

Mich hatte Doctor Gemelli gewarnt, im Freien die Nacht zuzubringen; ich hätte sogleich das Fieber am Halse. In der That, ich war nicht ohne Disposition dazu; Ärger — und den hatte ich in letzter Zeit genug gehabt — verstärkt diese Disposition. Da ich keine Lust hatte, mit klappernden Zähnen zuerst dem Feinde zu begegnen oder gar hier oder dort fieberkrank liegen bleiben zu müssen, so folgte ich dem freundlichen Rath Gemelli's, und ein paar Damen gaben mir nebst einigen Begleitern ein Asyl für die Nacht.

IX.

Von Torre di Faro nach dem Pizzo.

Am frühen Morgen des 29. August konnte die Einschiffung der 2. und 3. Brigade beginnen. Mit der 4. mußte der Generaladjutant, Pigozzi, zurückbleiben, um die allgemeinen Interessen wahrzunehmen.

Von 7 Uhr ab setzten sich die Dampfer einer nach dem andern in Bewegung. Der Etab befand sich auf dem Rosolino Pilo, dem früheren Duca di Calabria, auf demselben Schiffe befand sich Bertani.

Bald machte ich nun die Bemerkung, daß es auf dem Schiffe an allem fehle; es war für gar keine Verproviantirung gesorgt, hier ebenso wenig als zu Lande. Ein kleines Stüßchen alter verschraumpeter Schiffszwiebel, ein Tropfen sauern Weins war alles was man antreiben konnte. Die Offiziere der mailänder Bersaglieri hatten klüger als andere für sich selbst gesorgt. Einer der Unteroffiziere des Corps war Koch, nahm die Schiffsküche in Beschlag, von der doch wegen Mangel am Besen kein anderer Gebrauch machen konnte, und stellte ein ganz vorzügliches Gabelfrühstück her, an welchem ich auf die Einladung der Eigenthümer auch theilnehmen mußte, was ich denn auch that, so leid es mir war, daß ich viele um mich herum sehen mußte, die nichts hatten. Ich brauchte schließlich vor allen andern Kraft — und diese Betrachtung tröstete mich einigermaßen über die mir immer anstößige

ungleiche Vertheilung des Besitzes — anstößig vor allem im Kreise von Kameraden.

Nachmittag waren wir über Tropäa hinaus und näherten uns dem Cap Zambrone. Um dasselbe herumsegelnd hätten wir den Pizzo vor Augen gehabt. Ich war eben beschäftigt, den Tagesbefehl zu dictiren, nach welchem der Dienst geordnet werden sollte, sobald wir gelandet sein würden. Da entstand auf einmal Alarm. Ich schnallte den Degen um und begab mich aufs Deck. Hier die größte Verwirrung. Einer unserer kleinen Dampfer, der Wiesel, welcher voraus war, kehrte eilfertigst um. Was war denn geschehen? Angerufen von uns, fuhr er dicht an uns vorüber, aber ohne anzuhalten, und theilte uns im Vorbeifahren mit, daß er von einem neapolitanischen Kriegsdampfer verfolgt werde. Furcht, war das Wiesel mit seinem kleinen, immer von Furcht geplagten, immer tausend Schwierigkeiten findenden Kapitän davon.

Ich hatte gar keine Lust umzukehren.

Unmöglich konnte ich bei der Bestimmtheit, mit welcher der kleine Wieselkapitän verkündigt hatte, daß er von einem Neapolitaner verfolgt sei, voraussetzen, daß seine rasende Eile nur durch Gespensterfurcht veranlaßt sei. Von Augenblick zu Augenblick vielmehr glaubte ich den Neapolitaner um das Cap Zambrone herumbiegen zu sehen. Andererseits aber glaubte ich nicht, daß dies für uns große Gefahr haben könne. Die neapolitanische Marine war durch und durch unterwühlt. Daß der Neapolitaner uns sogleich beschießen werde, schien mir so unglaublich, daß ich wenigstens meinte, es darauf ankommen lassen zu können. Höchstens, so war meine Rechnung, würde er es mit uns machen wollen, wie es im Juni mit dem Utile und dem Klipper gemacht worden war. So rechnete ich darauf, ihm ungefährdet nahe zu kommen, und dann brauchte es im entscheidenden Moment nur einer kurzen Bewegung, um zu entern. Diese Ueberlegung war das Werk einiger Augenblicke, und in Folge ihrer befahl ich der Mannschaft, die Gewehre zu laden; jetzt schon, damit angesichts des Neapolitaners durchaus keine Anstalt zur

Gegenwehr unsererseits sichtbar würde; Kapseln sollten nicht aufgesetzt werden, um bei dem Gedränge an Bord Unglück zu vermeiden.

Die Mannschaft lud sogleich. Während dies aber geschah, drehte auch der Rosolino Pilo um. Alle Vorstellungen gegen diese Geschichte nützten nichts. Er hätte, sagte der Kapitän, weder Proviant noch genügend Kohlen an Bord, außerdem sei seine Maschine in schlechtem Stande, — und von alledem hatten wir allerdings schon etwas empfunden, — er müsse sobald wie möglich nach Palermo!

Neue Erfahrung über die vortrefflichen Vorbereitungen zum Transport der Division!

Es blieb unter solchen Umständen nichts übrig als bei Tropäa ans Land zu gehen. Den Kapitän zwingen, das wäre nicht rüthlich gewesen im Angesicht des Feindes. Da konnte er nur dienen, wenn er vollständig mit gutem Willen bei uns war. Denn eine Landtruppe auf einem Schiffe bleibt immer abhängig vom Schiffspersonal.

Also nach Tropäa zurück und dort ausschiffen.

Wir fuhren nach Tropäa; wegen seines Tiefgangs mußte der Rosolino Pilo mehrere hundert Schritte vom Ufer entfernt bleiben; Barken sahen wir bei Tropäa nur in verhältnißmäßig geringer Zahl, und von diesen waren die meisten schon vom Wiesel in Beschlag genommen, um dieses, das näher am Lande lag, zu entladen.

Es war also vorauszusehen, daß wir mit der Landung vom Rosolino Pilo aus ziemlich lange zu thun haben würden; es mußte noch länger dauern, wenn die geringste Unordnung einriß, und daß solche einriß, war sehr möglich, da bei der drohenden Gefahr vorauszusehen war, daß sich gar viele höchst lebhaft zu den ersten Booten drängen würden.

Um nun die Ruhe und Ordnung in jeder möglichen Weise zu sichern, befahl ich dem Oberst Gaudini mit lauter Stimme, zuerst ans Land zu gehen und dort mittels der vom Wiesel ausgeschifften genuesischen Carabinierei und der zunächst vom Rosolino Pilo aus-

auschiffenden mailänder Bersaglieri den Vorpostendienst am Strande, gegen das Innere und gegen Cap Zambrone hin zu organisiren, die nachfolgende Infanterie aber am Strande einige hundert Schritt von der Küste an einem geeigneten Punkte das Divouat beziehen zu lassen. Ich selbst, fügte ich mit ebenso lauter Stimme hinzu, würde der letzte auf dem Schiffe bleiben.

Der Franzose F., welchem ich besonderes Geschick im Pferde-requiriren zutraute, erhielt den Auftrag, gleichfalls mit Gandini ans Land zu gehen und so schnell als möglich nach Cap Zambrone vorzureiten oder sich sonstwie zu begeben, um Nachricht über den Neapolitaner einzuziehen.

Unterdessen kamen die ersten Barken vom Lande an den Rosolino Pilo heran, auch die des Schiffes waren ins Wasser gelassen. Gandini und F. stiegen mit den ersten mailänder Bersaglieri ein; mit ihnen drängten sich aber auch eine ganze Menge Leute in die ersten Boote, welche durchaus nichts so Nothwendiges am Lande zu thun gehabt hätten. Von dem ganzen Bertani'schen Gefolge blieb nur Oberst Frappolli auf dem Schiffe, der sich zuerst in Milazzo eingefunden hatte, und stellte sich zu meiner Verfügung.

Ich rief die commandirenden Offiziere und theilte ihnen die Ordnung mit, in welcher die Ausschiffung vor sich gehen solle, und ermahnte sie dabei, auf die höchste Ruhe zu sehen, jeder Verwirrung zu steuern. Es war fast nicht nöthig. Meine braven mailänder Bursche hatten meine laute Rede vollständig verstanden und jeder von ihnen hätte sich geschämt, nun noch mit Eile das Schiff verlassen zu wollen.

Es war das erste mal, daß ich eine klar vorliegende Gelegenheit gehabt, der Mannschaft meine innere Berechtigung zum Befehl zu zeigen. Die Vergleiche mit andern, die commandiren wollten, wo es nicht nothwendig war, konnte jedermann mit den Händen greifen.

Die Ausschiffung ging sehr langsam von statten, aber ohne daß sich bei den Leuten die geringste Unruhe zeigte. Vergebens lugte ich noch immer nach dem Neapolitaner aus; in Erwartung eines

Rapports von F. hatte ich Zeit genug mir Tropäa anzuschauen; da lag das Nest hoch über der sandigen flachen Küste, die sich an dieser Stelle erst weiter landeinwärts amphitheatralisch erhebt, auf einem gewaltigen Felsblock, der wie eine Hochwacht Calabriens ins Meer hineingeschoben ist. Kleine Menschlein schauten von hoch oben aus Fenstern und durch Mauerlücken auf das Meer hernieder, erstaunt über diese rothen Kriegsvölker, von denen hier noch nichts gesehen war. Das Wiesel war endlich entleert und schon wollte ich es heranzufen, damit es bei der Ausschiffung helfe, als auch der Rosolino Pilo, von einem Theil seiner Last befreit, näher ans Land herangehen konnte, so daß die Landung nun schneller zu bewerkstelligen war.

Da der Kapitän des Rosolino Pilo versicherte, daß er durchaus nicht weiter fahren könne, so blieb nichts anderes übrig, als ihn ganz zu entladen. Während wir noch dabei beschäftigt waren, kam von verschiedenen Seiten die Nachricht, daß alle die Besorgniß, die ich auf so manchem bleichen Gesicht bemerkt hatte, umsonst gewesen war. Der Neapolitaner, vor welchem das Wiesel ausgerissen, war ein französisches Transportschiff gewesen, welches dort an der Küste kreuzte, um die vor Garibaldi fliehende Division Ghio, soweit es noch möglich sein würde, aufzunehmen und nach Neapel zu schaffen.

Raum war ich selbst ans Land gestiegen, als auch der Rosolino Pilo mit voller Dampfkraft in der Richtung nach der Insel Sicilien das Weite suchte.

Bald kamen nun die Dampfer mit unsern andern Truppen heran und wurden aus Land gerufen, wo sie in aller Ruhe ihre Ladung absetzten. Alles bezog das Divouat; von einem Feinde am Lande war, wie sich ergab, auf weit und breit hin nichts zu fürchten.

Als alles gelandet war, da bemerkte ich erst, daß Ronchetti fehlte. Zwar hatte ich ihn auf dem Rosolino Pilo schon vermißt, doch geglaubt, er werde aus Versehen auf ein anderes Schiff gerathen sein. Dies war nicht der Fall. Erst später werden wir wieder seine Spur auffinden und von seinen Abenteuern hören.

Man sagte mir alsbald, daß die Municipalbehörde von Tropa eine Erquickung für die Offiziere auf dem Gemeindehause zugerichtet habe, und daß ich die Gütte haben möge, dahin zu kommen. Nun bleibe ich am liebsten bei meinen Soldaten; es fehlte mir auch dort nicht am Nöthigen; ein Trunk Wein, ein Stück Käse und Brot waren bereits vom Commissariat für jedermann herbeigeschafft worden. Doch wollte ich mir einmal die Stadt im Innern ansehen und außerdem Bertani sprechen, der, wie ich hörte, sich da oben befand.

Ich stieg also den Weg oder vielmehr die gepflasterte Treppe hinauf, welche zu dem einzigen Thor der Stadt führte. Ich trat durch dessen dunkeln Bogen ein in die ebenso dunkeln und winkligen Straßen. Wie sonnig sah das Nest von unten aus! Und oben, welcher Schmutz, welche Dürsterheit. Mir ist es so als könne im Dunkeln die Freiheit nicht wohnen. Freie Menschen bauen sich in isolirten Häusern an, ein Stück Garten oder Feld ringsum, und wo sie das nicht können, wo die Versammlung in Städten nothwendig wird, da suchen sie doch breite Gassen und weite Plätze herzurichten und ein wenig Grün mitten in ihre Häusermassen zu ziehen. Freundliches Zürich, an dich war mein erster Gedanke, als ich in den Schatten Tropas eintrat! Das Gemeindehaus fand ich bald, — und hier hatte ich eine Scene vor Augen, die mich anwiderte. Dies Volk wollte absolut Herrscher haben und der so schnell ans Land gegangene Bertani hatte die Herrschaft bereits übernommen; um ihn standen die Ducas, Marchesen, Barone, dabei die wohlhabenden Schuster und Schneider von Tropa und — verklagten sich gegenwärtig ihrer Gefinnungen wegen. Es war nicht schwer, im Vergleich zu diesem Gestudel die Miene eines Fürsten zu haben. Und mit solcher hörte Bertani die Klagen und versprach, sie dem Dictator vorzutragen, der sicher etwas Besseres zu thun hatte, als sich über diese Handschuhmacherstreitigkeiten belehren zu lassen.

Mir war die Scene im höchsten Maße ekelhaft. Ich redete mit Bertani nur wenige Worte; außer dem Rosolino Pilo waren

noch mehrere andere Schiffe durchgegangen; wir mußten also marschiren. Wie weit hing von den Umständen ab. Zunächst ging unser Marsch auf Pizzo. Bertani wollte mit dem Wiesel dahin abgehen und sehen, ob es ihm nicht gelänge, wiederum Schiffe aufzutreiben, sodaß wir wieder noch ein Stück weiter zur See gewinnen konnten.

Nachdem dies abgemacht war, verließ ich so schnell als möglich wieder die dunkeln Räume des Gemeindehauses und jene der Stadt, in deren Straßen ich noch eine Keilerei zwischen der Reaction und dem Liberalismus mit ansah. Der letztere mochte im Vertrauen auf unsere Anwesenheit besonders kühn geworden sein.

Unten angekommen, gab ich Gandini und Spinazzi Befehl, jetzt die Mannschaft, von welcher ein Theil in die Stadt hinaufbeordert worden war, durch Patrouillen sammeln zu lassen und alles derart marschbereit zu machen, daß wir um 10 Uhr abends aufbrechen könnten. Außerdem ließ ich einige Führer requiriren, sendete auch Commendù aus, um womöglich einige Pferde oder Esel aufzutreiben, mit denen sich die höhern Offiziere nothdürftig beritten machen könnten. Der Syndikus versprach auch so etwas, obwohl er sogleich bemerkte, daß in Tropäa selbst kein Vieh vorhanden sei und daß aus der Umgegend alles Vieh zum Tragen und Ziehen nach Tiriolo hin requirirt sei, wo Garibaldi sich concentrirte. Später, als die Thiere immer nicht kamen und ich abermals danach sendete, entschuldigte er sich, daß er nichts auftreiben könne, und schlug außerdem als den kürzesten Weg nach dem Pizzo denjenigen über Briatico vor, auf dem man mit Thieren nicht vorwärts komme der aber ganz gut für Fußgänger sei. Dieser kürzeste Weg betrug etwa $4\frac{1}{4}$ deutsche Meilen und führte über Stod und Stein längs der Küste.

Wollten wir ihn nicht nehmen, so mußten wir uns über Campazzone und Le Pioppe nach der großen Consularstraße hinziehen, in der Nähe von Vena superiore in diese einfallen und auf ihr weiter über Monteleone nach dem Pizzo marschiren. Auf letztem

Weg, welcher indessen eine durchaus gute Straße war, hatten wir fünf volle deutsche Meilen bis zum Pizzo.

Jedenfalls war dieser Weg vorzuziehen; das stellte sich noch deutlicher heraus, als mir Gandini einen Priester, einen Mann, welcher den Eindruck höchster Glaubwürdigkeit machte, herbeiführte, und dieser den Weg über Briatico namentlich zur Nachtzeit als geradezu halbsbrechend schilderte. Es ward der Weg über Le Pioppe und Monteleone gewählt.

In Tropäa machten wir auch zuerst die Erfahrung, daß die Leute das piemontessische Geld, die Muten und Franken nicht nehmen wollten. Es war nöthig, die Annahme dieses Geldes, mit dem unsere Leute noch meist versehen waren, anzubefehlen.

Esel waren auch um 10 Uhr noch nicht aufgetrieben, — obgleich ich während des Marsches die Erfahrung machte, daß auch außer den zweien, welche die Marktetenderin der Brigade Milano acquirirt hatte und welche ihr herzlich zu gönnen waren, sich noch einige, wahrscheinlich aber erst unterwegs entdeckte, in der Colonne befanden. Es blieb also nichts übrig, als daß wir zu Fuß gingen. Für unsere kleine Bagage requirirten wir eine Barke, welche Giovanni nebst andern Ordonnanzen bestieg, und welche wir am Pizzo wiederfinden sollten.

Es wurde 11 Uhr abends, ehe alle Mannschaft zusammengetrieben war und der Marsch eröffnet werden konnte. Die Brigade Milano eröffnete ihn, die Brigade Parma folgte nach; jede hatte ihre eigenen Wegweiser, die aber über die Straße übereingekommen waren. Bei der Dunkelheit ist diese Maßregel absolut nothwendig; jeder erfahrene Soldat weiß, wie viele Confusionen schon dadurch herbeigeführt worden sind, daß man sie versäumte.

Wir wanden uns also von der Strandebene beim Thore Tropäas vorbei durch Barbalaconi, Lampazzone und Caria die Schlangelinie des Wegs hinauf, welche zu der großen Hochebene führt, auf welcher man dann meilenweit kaum ein Haus findet. Als schon der Morgen graute, sahen wir noch Tropäa so dicht unter

und hinter uns, daß man meinte, hineinspringen zu können, und doch hatten wir in der That schon über eine deutsche Meile gemacht; die Mannschaft, welche den ganzen vorigen Tag nichts Warmes in den Leib bekommen hatte, war sehr ermüdet; alle Augenblick mußte ein Mann hinter der Colonne zurückbleiben. Dies zog namentlich bei der Brigade Milano, wo es am strengen Eingreifen fehlte, die Colonne sehr in die Länge. Spinazzi machte von Zeit zu Zeit seinen regelmäßigen Halt und vermied, indem er der Marschinstruction genau folgte, diese Uebelstände, wenn er auch weiter zurückblieb.

Ich selbst war so ermüdet, daß ich fast im Gehen einschlief. Am Morgen des 30. August bei Le Bioppe fanden wir zuerst einen elenden Brunnen, der förmlich belagert wurde.

Es war 7 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens, als die mailändischen Bersaglieri, welche die Avantgarde hatten, sich Monteleone bis auf eine Stunde Weges genähert haben mochten; ich mit den einzigen Offizieren des Stabs, die ich bei mir hatte, Catenacci und Commendù und mit der Spitze des 1. Bataillons der Brigade Milano, dessen Schwanz aber wenigstens noch eine Viertelstunde weit zurück war, folgte ihnen so nahe wie möglich, doch ohne die Marschgeschwindigkeit übertrieben zu beschleunigen. Ich mochte etwas über das Kreuz hinüber sein, an welchem nördlich Vena superiore von der Consularstraße rechts ein Weg nach dem Schlosse von Monteleone führt, als ich sah, wie unsere Bersaglieri an einem Busche plötzlich Stellung nahmen.

Ein alter Herr, Masseoffizier der Brigade Milano, kam im vollen Laufe und mit geschwungenem Säbel von den Bersaglieri zurück, die er begleitet hatte.

Königliche Cavalerie, neapolitanische Cavalerie! rief er schon von weitem, und als er näher gekommen, sagte er mir außer Athem, alles wimmle von neapolitanischer Cavalerie, wir seien von allen Seiten eingeschlossen, umgangen! ich möge doch ja jenen

Querweg (er meinte den nach dem Schlosse Monteleone, von welchem ich eben gesprochen habe) besetzen lassen.

Nun war es keineswegs unmöglich, daß wir neapolitanische Cavalerie vor uns hatten; wir wußten nicht einmal, wo Garibaldi jetzt stand; nur daß er seinen andern Truppen Befehl gegeben hatte, sich auf Tiriolo, zwei mächtige Märsche nordwärts Monteleone, zu concentriren. Ob er schon dort sei, war unbekannt, und selbst, wenn er dort war, konnten immer noch neapolitanische Abtheilungen, eben aus dem Osten Calabriens, von Catanzaro z. B. herbeigezogen in diesen Gegenden stehen. Ich ließ daher durch die weitausgedehnte Linie den Befehl nach rückwärts geben, bataillonsweise Colonnen zu formiren.

Das 1. Bataillon war trotz der Ermüdung der Leute bald aufgeschlossen und hätte jedem Angriffe Trotz bieten können. Mit meiner Brille sehe ich so gut als irgendein Mensch mit gesunden Augen und vielleicht weiter, so kurzfristig ich sonst bin. Nun konnte ich mit dieser Brille weit und breit in der ganz offenen Gegend nichts von der Reitercolonne entdecken, die uns bereits umgangen haben sollte. Ich sah nur hinter einem Gehege eine Heerde hellgrauer Ochsen, welche wol 200 Stück zählen mochte. Der Sicherheit halber ließ ich mir aber von Commendù noch mein Teleskop geben. Dieses bestätigte lediglich, was ich schon ohnedies gesehen hatte. Ich kam jetzt auf die Idee, daß die unschuldige Ochsenherde die betreffende Umgehungscolonne sein möge, und es fand sich auf näheres Befragen des Propheten, daß meine Voraussetzung eine vollständig richtige gewesen sei. Auch setzten sich gleichzeitig die Bersaglieri wieder in Bewegung vorwärts und ließen zurücksagen, daß es nichts sei. Der Marsch auf Monteleone konnte fortgesetzt werden.

Hierbei kann ich doch eine Bemerkung nicht unterdrücken. In jedem Feldzug, in keinem aber vielleicht mehr als in diesem, ward sehr oft die Lebensart wiederholt: es muß alles gehen, und auch z. B. behauptet, daß die höhern Offiziere der Pferde ganz gut ent-

behren könnten. Am Ende geht wirklich alles. Warum nicht, wenn man tüchtige Leute hat?

Aber sicher ist es, daß eins der ersten Bedürfnisse tüchtiger Leistungen das Verittensein der höhern Offiziere sowie der Offiziere des Stabes ist. Man versetze sich z. B. in diesem Falle in meine Lage, selbst ohne Pferd, alle meine Offiziere ohne Pferde; wie unter solchen Umständen rechtzeitig Befehle an Ort und Stelle bringen, wenn sie auch noch so rechtzeitig gegeben werden? Außerdem ist es ganz sicher, daß der höhere Offizier, um vollständig seine geistige Frische bewahren zu können, die für das Ganze von entscheidender Wichtigkeit ist, nicht körperlich überanstrengt werden muß. Je weniger desto besser für das Ganze. Ich persönlich habe wahrscheinlich eine so zähe körperliche Kraft, daß man sie unter Hunderten schwerlich oft in gleichem Maße findet, außerdem eine glückliche Natur, welche sich augenblicklich aus der Müdigkeit heraushilft, wenn es nöthig ist. Dennoch bemerkte ich in diesem Augenblick die Anstrengung, welche ich dazu machen mußte, was schon nicht sein sollte. Uebrigens muß ich außerdem erwähnen, daß nach meiner Erfahrung diejenigen, welche das Wort: der wahre Soldat muß alles können! am meisten im Maule führen, für sich persönlich stets vortrefflich zu sorgen wissen. Ich meines theils habe immer eher an den Soldaten gedacht als an mich; wenn ich einen ausgebildeten Stab gehabt hätte, der mir das Leben leicht machte, so würde dies am Ende nichts geschadet haben. Anders war's, da diese Vorbedingung fehlte und ich alles Wesentliche selbst besorgen mußte.

Ungefähr um 9 Uhr langte die Spitze meiner Truppe in der schönen schattigen Allee an, welche nach Monteleone hineinführt. Ich ließ hiet halt machen und das Vivoual beziehen. Nachdem für die Herbeischaffung von Lebensmitteln gesorgt und die nothwendigen Befehle für die Lagerung der noch erwarteten Truppen gegeben waren, von denen die letzten Marodeurs erst um Mittag ankamen, schlenderte ich mit Catenacci und Commendù in die

Stadt, um irgendeine Unterkunft aufzusuchen, eine Depesche nach dem Pizzo zu befördern, mich außerdem ein klein wenig waschen und ausruhen zu können.

Auf dem Wege in die Stadt wurde ich von einem geistlichen Herrn angefallen, der sich als den Sacerdote von Monteleone präsentierte, mir auseinandersetzte, daß die Gemeinde groß, das Vermögen klein sei, und daß er gern eine Seelenmesse für mich lesen möchte, wenn ich ihn mit einer Kleinigkeit beglücken wollte. Auch mein Vermögen war klein, auf kaum 150 Fr. zusammengeschnitzten, und wann es sich wieder erholen werde und wie viel ich für mich und andere noch aufzuwenden haben werde in den nächsten Wochen, das wußte ich nicht. Da ich aber ein Gebet für mich nie für überflüssig halte, gab ich dem Mann 2 Fr., die er denn auch dankend annahm. Zugleich erkundigte ich mich bei ihm nach einer Locanda, in welcher ich einige Ruhe finden könne. Der Sacerdote bezeichnete mir als solche diejenige des Adamo Bruno.

Bei Adamo Brunokehrten wir also ein; es wurden uns einige Zimmer nebst zugehörigen Betten angewiesen. Commendù besorgte die Depesche an Bertani nach dem Pizzo aufs Telegraphenbureau, in welcher ich ihm anzeigte, daß ich zu Monteleone mit der Spitze der Truppe angekommen sei, die letzte Mannschaft in einigen Stunden erwarte und vorerst nothwendig die Mannschaft ein wenig ausruhen und sich erquicken lassen müsse. Catenacci verhandelte mit Adamo über Waschwasser und Eßbares. Ein Frühstück ward uns denn auch nicht ohne Mühe servirt, und dann schickte Adamo noch eine Flasche Wein von seinem eigenen und Früchte aus seinem eigenen Garten als Privateigenthum für den Obersten. Es versteht sich von selbst, daß dies Privateigenthum nicht geachtet ward; Catenacci erhielt zum Erstaunen des Kellners — ich meine, es war ein Sohn von Adamo — das erste Glas von dem guten Wein des Locandiere und den schlechten, der aus irgendeiner Trattoria herbeigeschafft sein mochte, ließen wir stehen.

In Monteleone befand sich eine Abtheilung Guiden von Gari-

balbi; diese hatten am Morgen einen Spazierritt gemacht und die Bersaglieri hatten ihre Wege an jenem Busche halt gemacht, von dem erzählt worden ist, weil sie nicht ahnten, daß bereits Truppen der Südbarmee vorwärts seien. Die Ochsenherde mit allem Zubehör fiel also wirklich ganz und gar auf die Rechnung der Cassandra, welche in Gestalt des Masseoffiziers der Brigade Milano den Säbel schwang und die vollbrachte Umgehung durch die neapolitanische Cavalerie verkündigte.

Auch zwei Gefolgsleute Bertani's kamen in Monteleone zu mir; beide, soviel ich mich erinnere, Franzosen. Der eine war quasi Bertani's Stallmeister und die Pferde — Bertani's waren bereits in Monteleone. Als ich fragte, ob ich eins davon für mich haben könne, waren alle gedrückt. Dergleichen kleine Züge sind zu charakteristisch, als daß ich sie nicht erwähnen sollte. Wozu in aller Welt brauchte Bertani — obenein vorzugsweise — Pferde, wenn er nicht nach einer Rolle strebte, die ihm nicht im mindesten zukam; man mußte denn sein Geschick, sich einen ergebenen Hofstaat zu bilden, für militärische Befähigung halten.

Um 2 Uhr nachmittags kam Nachricht vom Pizzo von Bertani; er hatte Kunde von Garibaldi, beim Pizzo Schiffe, und wir sollten sobald als möglich nach Paola eingeschifft werden.

Dies stimmte ganz und gar mit meinen Voraussetzungen und mit meinen Ansichten. Der Ausbruch wurde sogleich angeordnet, und bald marschirten wir die große bequeme Straße nach dem Pizzo hinab. Um 5 Uhr nachmittags war alles im Pizzo oder vielmehr an dem Straßenpunkte oberhalb Pizzo. Man sah von hier in das alte dunkle Nest hinab. Schon von oben herunter war's ein unerfreulicher Anblick.

X.

Vom Pizzo nach Paola. Aufenthalt in Paola.

Ich ließ oben an der Straße, wo es am bequemsten war, die Gewehre zusammensetzen und die Truppen ausruhen. Ich selbst stieg mit meinen Adjutanten auf jetzt noch unnennbaren Schlangenspuren in die Stadt hinab. Deren nächster Anblick war womöglich noch trauriger als jener, den man von oben herab genoß. Ein kleiner enger Platz, winkelige Gassen. Auch diesem Nest sah man's wieder deutlich an, daß nur Knechte darin wohnen konnten.

Man weiß, daß am Pizzo 1815 Murat landete, um sein Reich wiederzuerobern; von den Einwohnern dieser Stadt ward er gefangen genommen, dem Bourbonenkönig ausgeliefert; in den dunkeln Mauern dieser Stadt ward der sonnenhelle heitere Marschall Napoleon's I. erschossen. Und zum Lohne dafür erhielt Pizzo den Namen der allergeeuesten Stadt, Abgabefreiheit auf alle Zeiten, und ward mit dem prächtigen Standbild des Bourbonen verunziert, mehr als sie ohnedies es schon war. Alle Zeiten hörten natürlich jetzt auf, und man kann es sich daher ohne weiteres denken, daß die allergeeueste Stadt den befreienden Nothhemden nicht sehr gewogen war.

Bertani hatte vom Pizzo aus telegraphische Nachricht über den Marsch Garibaldi's eingelesen. Dieser war bereits weiter vorwärts, sollte morgen oder übermorgen in Cosenza eintreffen, und

um ~~uns~~ nun endgültig mit ihm auf gleiche Höhe zu bringen, mußten wir nach Paola vorgehen.

Schiffe, um uns aufzunehmen, waren so viel vorhanden, daß die 3. Brigade und ein Theil der 2. eingeschifft werden konnten; der Rest der letzten mußte im Pizzo warten, konnte aber dann binnen 24 Stunden gleichfalls in Paola sein. Erst etwa um 10 Uhr abends konnte die Einschiffung an der niedrigen Marine, südlich der Stadt, beginnen. Die Stunden des Wartens waren sehr langweilig; ich verbrachte sie in dem Hause eines der Bewegung zugehörigen Beamten nahe dem Strande, eines schon bejahrten Mannes, der jedoch mit einer noch jungen Frau gesegnet war. Meinen getreuen Giovanni mit unserer Bagage hatte ich richtig im Pizzo wiedergefunden.

Ob Paola noch vom Feinde besetzt sei oder nicht, das konnte niemand im Pizzo gewiß sagen. Es war nicht unmöglich, daß die Division Ohio, früher Viale, soweit sie zusammengeblieben war, sich nach Paola geworfen habe, um sich dort auf eben denselben Schiffe einzuschiffen, welches dem Wiesel als Neapolitaner erschienen war und uns die Landung bei Tropäa und den Nachtmarsch auf Monteleone eingetragen hatte. Für den Fall, daß Paola noch besetzt sei, gedachte ich bei San-Lucido, eine kleine deutsche Meile südlich Paola, zu landen und von da aus Paola anzugreifen. Wir hatten indessen Aussicht, daß uns von San-Lucido signalisirt werden würde, ob Paola noch von den Königl. besetzt sei oder nicht.

Am 31. August früh waren wir auf der Höhe von San-Lucido. Es ward signalisirt, daß dort kein Feind zu sehen sei, auch in Paola sich keiner befinde. Wir steuerten also ohne weiteres auf letzteres los. Am Strande sprengten zugleich einige Häupter der calabressischen Revolution auf ihren vortrefflichen Pferden von San-Lucido nach Paola, um dieses zu alarmiren. Als wir uns dem Strande näherten, fanden wir dort schon eine dicke Menschenmasse versammelt, die uns mit Covinasschreien begrüßte.

Mit zwölf mailänder Bersaglieri ging ich zuerst ans Land;

unsere Parte konnte nicht ganz heran; aber ein Schoß stämmiger Bursche, die Hosen bis übers Knie hinaufgeschlagen, stürzte sich sofort ins Wasser und trug uns auf den Schultern im Triumphe ans Land, wo wir aus einem Arm in den andern wanderten und fast erdrückt wurden. Zunächst erfuhr ich, daß ganz Calabrien frei sei, daß aber auch in den nördlichen Provinzen die Revolution immermehr um sich greife. Die mitgebrachten Bersaglieri mußte ich zunächst verwenden, um einen Cordon herzustellen, unter dessen Schutze die Landung in aller Ruhe bewerkstelligt werden könnte.

Eins der Häupter von Paola, der reiche Seidenfabrikant Tutti, forderte mich auf, mit ihm sogleich nach der Stadt hinaufzukommen. Nachdem ich den Befehl gegeben hatte, daß die Brigaden, sobald die ganze Mannschaft gelandet wäre, in die Stadt hinaufzürücken sollten, wo ich selbst für Quartier und Verpflegung Sorge treffen würde, folgte ich der freundlichen Aufforderung, bestieg ein mir angebotenes Pferd und sprengte mit Tutti zur Stadt.

Paola liegt hoch, wie bei weitem die meisten Städte auf dem neapolitanischen Festlande, über der Stadt und östlich von ihr erheben sich die bewaldeten Abhänge des Monte della Saucina und des Monte di Lutta, zwischen denen sich die Straße nach Cosenza hinzieht, welches vier deutsche Meilen von Paola entfernt ist.

Vom Strande reitet man nach Paola auf einem Wege, der viele Schlangenwindungen macht. An diesem Wege war alles Volk versammelt. Paola feierte einen Festtag. Und auch für mich ward es ein Festtag; ich erinnerte mich, daß heute mein Marieli vier Jahre alt würde, und daß der Geburtstag daheim am Zürichersee feierlich begangen werde. Wann würde ich wieder einmal an meine Lieben schreiben können?

Die italienischen Farben an allen Häusern auf unserm Wege.

Immermehr Menschen sammelten sich. Es lebe Italien! Es lebe Victor Emanuel! Es lebe Garibaldi! Und aus den rechten italienischen Rufen heraus dann die echt calabresische Volkssprache: Evviva Gallubbarde! oder Evvia Garubardo!

Unterwegs fragte mich mein Begleiter, aus welcher Stadt Italiens ich sei; ich antwortete darauf: ich sei kein Italiener, sondern ein Schweizer. Nun ließ Tutti den schweizerischen Obersten, ließ alle Schweizer leben, und die Volksmassen nahmen den Ruf auf und begleiteten uns mit ihm bis auf den Markt.

Hier ward ich sogleich in eine Trattoria geschleppt, wo ein großer Theil des Gemeinderathes uns erwartete. Das Eis (Gelati) spielte hier die Hauptrolle; man goß Rum hinein, was sehr empfehlenswerth ist. Dazwischen ward ich mit tausend Fragen überschüttet. Wir wollten, meinte ich, erst die Geschäfte abmachen. Was ich denn verlange? Quartier für 15—1600 Mann; morgen noch für 6—700 weitere. Man versprach mir, dies gleich zu besorgen. — Dann weiter Lebensmittel für die Mannschaft. — Was ich befehle? — Alles, um ein gehöriges Mittagessen zu bereiten: Fleisch, Paste oder sonstiges Gemüse, Wein, Käse. Dazu womöglich Kochgeschirre. Denn wir hatten deren zwar, aber einmal nicht in ausreichender Menge, andererseits, wo man es haben kann, wie in einer ansehnlichen Stadt, sind große Kessel für die Küche der Leute immer vorzuziehen. Einige Mitglieder des Gemeinderathes eilten nun sogleich davon und sagten, ich solle ohne Sorge sein; in einer Stunde — binnen dieser Zeit erwartete ich die Mannschaft — werde alles bereit sein.

Als diese Geschäfte auf so befriedigende Art abgethan waren, ging nun das Fragen wieder los. Tutti hatte gesagt, daß ich ein Schweizer sei. Darüber nun Verwunderung, daß ich die italienische Sprache so gut spreche. Jetzt fingen die Complimente nachgerade an, sich der Wahrheit zu nähern. Alle vermutheten, daß ich ursprünglich in königlichen Diensten gewesen und dann erst zu der italienischen Nationalarmee übergetreten sei. Ich klärte diesen Irrthum auf, indem ich erzählte, daß ich immer nur meinem Lande oder der Freiheit gedient habe. Geboren sei ich in Preußen, auch lange Zeit preussischer Offizier gewesen; aber die Jahre 1848 und 1849 hätten mich, wie ja auch so viele Italiener, aus meiner

Heimat getrieben, nachdem nicht erreicht war, was damals erstrebt und — geträumt ward. In der Schweiz habe ich zuerst ein Asyl gefunden, dann das Bürgerrecht erworben. Da es aber in meinem neuen Heimatlande keine militärische Beschäftigung gegeben, sei ich gerne dem Rufe meiner politischen Freunde gefolgt, an dem Befreiungskampfe dieses Landes theilzunehmen.

Natürlich fragte man mich auch, wie es denn komme, daß die Schweiz, von welcher man doch wisse, daß sie eine alt erworbene Freiheit habe, das sogenannte Recht der Tyrannen mehr als ein anderes Volk stütze und aufrecht erhalte. Darauf erwiderte ich: diese Unterstützung gewähre nicht die Schweiz, sondern nur ein Theil der Schweizer. Die Schweiz sei ein armes Land gewesen, ehe sie sich der Industrie, wie dies erst in neuerer und neuester Zeit geschehen, bemächtigt. Ihr größter Reichthum seien da waffenthätige Männer gewesen, diese seien hinausgeströmt, um etwas zu unternehmen, etwas zu thun. Das Patriciat einzelner Cantone habe diesen Drang nach der Fremde und dem Kriege zu seinem Vortheil organisiert, und da es keineswegs in großem innern Zwiespalt mit dem Königthum und selbst mit dem Despotismus gestanden, außerdem in Folge anderer historischer Verhältnisse sei diese Organisation vorzugsweise zu Gunsten des Königthums und des Despotismus ausgefallen. Die Sympathien der neuen Schweiz seien aber, dessen möge man sich sicher halten, nicht für den Despotismus, am wenigsten für denjenigen Franz' II. und seiner Väter; sie seien vielmehr durchaus auf unserer Seite. Doch würden alte Traditionen nicht auf einen Schlag überwunden, zumal wenn materielle Verhältnisse immer noch zu ihrer Unterstützung mitwirkten, wie dies wirklich der Fall sei, da beispielsweise in den innern Cantonen immer noch viel Armuth herrsche. Wenn hin und her auch noch in letzter Zeit gegen Italien declamirt zu sein scheine, so sei das wirklich nur Schein; ein gewisser Widerstand gegen die italienische Einheit sei, vom Patriciat oder dessen Nesten abgesehen, vorzugsweise durch die Annexion Savoyens an Frankreich hervorgerufen

worden, bei welcher Gelegenheit unzweifelhaft Rechte der Schweiz mit einer gewissen Nichtachtung behandelt worden wären, die ein stolzes Volk nicht gut ertragen könne, wie klein es immer sein möge.

Außerdem scheine es manchem in der Schweiz, daß das neue Italien ein wenig übergreiferisch auftreten werde; in Oberitalien spreche man unter andern viel davon, daß auch der Canton Tessin zum einigen Italien von Rechts wegen gehöre. Und dies könne natürlicherweise in der Schweiz nicht gefallen. Uebrigens so viele Sympathien auch im Canton Tessin für die Sache Italiens bestehen möchten, so glaube ich doch, daß hier noch lange keine Neigung für eine Trennung von der Schweiz sich entwickeln werde, um so weniger, als nach der schweizerischen Verfassung die Tessiner in ihrer Nationalität nicht im mindesten gekränkt und gestört seien.

Nach diesen allgemeinen Dingen mußte ich nun auch erzählen, ob ich verheirathet sei, Kinder habe u. dgl. Als ich dann sagte, daß mein ältestes Töchterlein eben heute vier Jahre alt werde, mußte ich das Bild des Marieli vorzeigen, und es ward ihm hier im fernen fremden Lande ein kräftiges Erbviva gebracht.

Ueber allerlei Plaudereien war ein Stündchen vergangen und die Truppen rückten ein durch ein dichtes jubelndes Spalier der Paolenser. Sie wurden ohne Mühe in den bereits ausgewählten Lokalitäten untergebracht, und eine Stunde später hatten sie auch die geforderten Lebensmittel im Ueberfluß und konnten sogleich ihre Küche machen.

Die mailänder Bersaglieri, welche ihre Unterkunft hoch oben am Berge in einem alten Kloster erhalten hatten, mußten den Vorpostendienst, vorzüglich auf der Straße nach Cosenza, übernehmen. Die Hauptwache für den innern Dienst ward am Markte aufgeschlagen.

Als diese Dinge in Ordnung gebracht waren, begab ich mich mit Herrn Tutti in dessen Wohnung, wo für mich Quartier gemacht worden war. Auch für alle übrigen Offiziere waren unverweilt Quartierbillets ausgefertigt worden. Ich ließ in der Woh-

nung Tutti's auch für Bertani Quartier machen, den ich am Nachmittag erwartete, sendete dann sogleich eine Depesche an den Gouverneur von Cosenza, in der ich sagte, daß ich mit 1500 Mann zu Paola angekommen sei, und fragte, wo Garibaldi sich befände. Die Antwort lautete, er werde in Cosenza noch heute erwartet.

Am Mittagstisch traf ich in einem der Verwandten des Hauses auch den Compagno von Francesco Vandiera. Er hatte sich in den Schos seiner Familie bis auf andere Zeiten geflüchtet; in Bezug auf die Speisen hielt er sich auch hier streng an die Regel seines Ordens; ob er aber jemals in einen Convent zurückkehren werde, ward mir sehr fraglich. Wie sich von selbst versteht, hatten wir vieles von dem gemeinsamen Freunde miteinander zu reden.

Nachmittags kam auch Bertani in Paola an, und wir kamen überein, daß er nach Cosenza reise, um dort mit dem Dictator persönlich zusammenzutreffen und von diesem Befehle für uns zu holen.

Da es möglich war, daß Garibaldi am nächsten Tage selbst nach Paola kam, so traf ich Anstalten, ihm die vorhandenen Truppen zur Revue vorführen zu können.

Bertani reiste am Abend nach Cosenza. Mit der Inspection der Quartiere, der Wachen u. s. w. verging mir der Nachmittag schnell; wie mir, waren auch andern Offizieren am Strande Pferde zur Disposition gestellt worden. Die Eigenthümer, welche nicht alle von Paola, sondern zum Theil aus der Umgegend, namentlich auch von San-Lucido waren, meinten dies natürlich nur für den Weg in die Stadt. Einige der beteiligten Offiziere hatten nicht üble Lust, die Sache weiter aufzufassen und die Pferde, wenn nicht gar als Geschenke, so doch als requirirt auf lange Zeit zu betrachten. In dem gentilen Kampfe um diesen Punkt kam es zu manchen lustigen Scenen.

So hatte z. B. auch Gandini die liberale Absicht, das ihm zur Verfügung gestellte Pferd zu behalten. Sobald aber sein Gastfreund, welcher ihn begleitete, diese Absicht bemerkte, drang er so

herzlich in ihn, in eine Wirthschaft einzutreten, und so viele andere Freunde gefielten sich mit gleichem Drängen hinzu, daß Gandini unmöglich widerstehen konnte. Das Pferd ward vor der Thür gehalten. Drinnen wurde nun eine gewaltige Menge von Gelati verteilt, als aber Gandini wieder herankam, war das Pferd verschwunden und trotz alles Suchens — anscheinend zum großen Bedauern der Paolenser, welche die Gelatilieferung besorgt hatten — nicht wiederzufinden.

Wenn wir, wie es möglich war, zu Lande weiter marschiren mußten, so war es nothwendig, eine Anzahl Pferde und Zugthiere herbeizuschaffen. Ich verlangte daher auch die Aufstellung von solchen vom Municipium. Aber die Lieferung war sehr spärlich. Wie die Bewohner von Paola und Gegend schon längst wegen der königlichen Truppen ihre Frauen und Töchter in die Berge geflüchtet hatten, so flüchteten sie nun vor uns ihre Thiere. Ich mußte Patronillen in der Stadt und Umgegend ansenden, um wenigstens das Nöthigste beitreiben zu können.

Im Laufe des Nachmittags begleitete ich auch Catenacci und Comendù, um mit ihnen ihre Quartiere aufzusuchen. Wir stiegen dabei in den höhern Theilen der Stadt förmliche Stiegen von Straßen hinauf zwischen den hohen, aber doch freundlichen Häusern, hinter und neben denen sich hier und da ansehnliche Gärten hingen. Als Führer diente uns ein durchtriebener Junge von zwölf oder dreizehn Jahren, ein wahres Muster von einem paolenser Gamin, den wir denn auch für diesen Tag nicht wieder los wurden, der sich viel darauf zugute that, uns überall zu begleiten —, alle möglichen und unmöglichen Bestellungen für uns zu machen und uns durch tolle Streiche aufzuheitern.

Catenacci's Quartier fanden wir bald und zu aller Zufriedenheit; eine kleine Differenz wegen des Hauschlüssels, dessen Vorenthaltung allerdings im gegebenen Falle nicht gerechtfertigt war, wenn einmal das Haus um 10 Uhr geschlossen werden sollte, wurde bald geschlichtet.

Auf der Suche nach dem Quartier Commendù's fanden wir in einem dunkeln Saale ein scheußliches altes Weib, eine alte Jungfer, wie wir berichtet wurden. Selbiges Schensal, dessen Stimme knarrte, wie eine alte eingerosdete Pfenthlir, hielt dem armen Commendù eine lange Rede, welche es bei jedem dritten Worte mit einem scharf accentuirten „hate capùt?“ (haben Sie verstanden) würzte. In der That war diese Frage durchaus berechtigt, da Commendù gar nichts verstand und bei jedem „hate capùt?“ sich mit einem höchst verdutzten Gesichte zu uns andern wendete. Gemeinschaftlich enträthselten wir die Rede dahin, daß Commendù weiter unten in der Stadt sein Quartier in einer Locanda finden würde, welche der alten Jungfer gleichfalls gehörte. Das Schensal war allem Anschein nach um seine Keuschheit besorgt, für die ich hier ohne Zweifel hätte garantiren können, so schwer ich mich sonst zu dergleichen Bürgschaften herbeilasse.

Da noch mancher Befehl für den folgenden Tag auszufertigen war, so mußte ich Catenacci ziemlich lange bei mir zurückhalten; er kam dadurch um ein Rendezvous im Mondenschein unter freiem Himmel, welches ihm unser Gamin vermittelt hatte; beklagte sich übrigens nicht über diesen Verlust, weil er meinte, daß er sich leicht im andern Fall über sein Glück zu beklagen gehabt haben könnte.

Da Bertani gegen Abend nach Gosenza gereist war, nahm der mehrerwähnte Franzose F. Besitz von diesem Quartier im Hause Tutti mit Bewilligung des Wirths. Daß er aber auch seine Marktetenderin der genueser Geniecompagnie hier unterbrachte, für welche er frech genug gewesen war, ich weiß nicht unter welchem Vorwande, gleichfalls Quartier zu verlangen, konnte ich noch zu rechter Zeit verhindern.

Ich schlief in der Nacht vom 31. August auf den 1. September vortrefflich und war am Morgen dieses letzten Tages der erste auf den Beinen. Da für die noch erwarteten Truppen der Brigade Parma, um Paola nicht zu überfüllen, in San-Lucido Quar-

tier gemacht werden sollte, mußte ich einen Offizier dorthin schicken. Bei dieser, wie bei andern Gelegenheiten zeigte sich wieder der Mangel an Pferden auf sehr unbequeme Weise. Zufälligerweise ward der Marsch der Brigade Parma nach San-Lucido überflüssig.

Im Laufe des Vormittags ward ich plötzlich mit der Nachricht überrascht, daß ganz Paola von neapolitanischen Soldaten, namentlich Offizieren wimmelte. Schon am Tage vorher war die Nachricht zu uns gedrungen, daß Garibaldi am 30. bei Soveria den General Ohio, welcher die Reste der Division Bial von Monteleone zurückgeführt hatte, zur Capitulation veranlaßt habe — gezwungen darf man nicht sagen.

Die Bedingungen waren dieselben gewesen, an welche man sich nun einmal schon gewöhnt hatte. Die Offiziere gingen mit Pferden, Waffen und Gepäc, insofern sie nicht zu uns übertreten wollten, wohin ihnen beliebte, die Soldaten gaben die Waffen ab und gingen heim (a casa).

Nun war wirklich eine große Zahl namentlich von Offizieren, alle mit gehörigen Laufpässen aus dem Hauptquartier Garibaldi's versehen, in Paola eingetroffen, wo sie sich nach Neapel einzuschiffen gedachten. Da unser Polizeidienst in Paola schon am vorigen Tage gut organisiert war, war es mir leicht, einen Ausschuß jener Offiziere zu mir bescheiden zu lassen. Es kam bald etwa ein halbes Duzend dieser Herren.

Ich stellte ihnen vor, daß es in ihrem eigenen Interesse liege, sich nicht vereinzelt in den Wirthschaften der Stadt umherzubewegen, da, wie es mir vorkäme, die Einwohnerschaft von Paola nicht besonders gut auf sie zu sprechen sei und ich auch für meine jungen, mit Capitulationen und den daraus für alle Theile erwachsenden Ehrenpflichten wenig vertrauten Soldaten nicht insoweit bürgen könne, um jede möglicherweise entstehende Unordnung zu verhindern zu können. Ich bätte sie daher, sich vorläufig in ein Quartier zu begeben, welches ich ihnen durch die Gemeindebehörde würde anweisen lassen.

Damit waren alle sogleich einverstanden, und ich schickte zum Syntribus, damit dieser Gegenstand in Ordnung gebracht werde, was denn auch geschah, jedoch nicht zur Zufriedenheit der königlichen Offiziere. Ich weiß nicht, ob ihre Klagen über die schlechte Behausung in einem Convent gerechte waren, da ich keine Zeit gewinnen konnte, mich persönlich davon zu überzeugen.

Sie fragten mich nun, ob ich nicht für ihre Einschiffung Sorge tragen könne und wolle. Ich erwiderte ihnen, daß ich einige Schiffe zu meiner Verfügung habe, andere diesen Mittag erwarte. Es sei aber möglich, daß ich heute noch den Befehl erhalte, mich neuerdings einzuschiffen, dürfe ihnen also vorläufig keins der Schiffe überlassen. Wenn ich mich einschiffen müßte, so würde auch für sie noch Platz gefunden werden, und nachdem ich meinen Bestimmungsort erreicht haben werde, könnten sie dann weiter nach dem ihrigen mit demselben Fahrzeuge steuern, auf welchem sie hier eingeschifft werden würden.

Auch damit schienen alle zufrieden.

Ferner, obwol mir bekannt war, daß meine Kasse fast auf nichts zusammengeschrumpft war, erbot ich mich doch, da ich die Intentionen Garibaldi's wohl kannte, den königlichen Offizieren für einige Tage ihren Gehalt zahlen zu wollen, falls es ihnen an Geld fehle. Dies lehnten sie mit Dank ab, da sie noch hinreichend mit Geld versehen wären.

So schien diese Sache zu aller Zufriedenheit geordnet. In der That aber gab es einige Wühler unter den königlichen Offizieren, die sich mit Absicht von der Deputation fern gehalten hatten und nun zu Klagen aller Art aufreizten, die mir unter den obwaltenden Umständen unwürdig vorkamen, obwol es nicht unmöglich ist, daß die Wühler gerade die bessern Offiziere waren, vorzugsweise empört über die Leichtigkeit, mit welcher das Corps, dem sie angehörten, sich dem Willen Garibaldi's unterworfen hatte.

Statt Garibaldi's, welchen ich erwartet hatte, traf am Nachmittage Litré in Paola ein. Er brachte den Befehl, uns nach

Sapri einzuschiffen; zugleich den andern, daß die von mir befehligten Brigaden der von ihm commandirten 15. Division zugetheilt seien, wobei es sich von selbst verstände, daß innerhalb der Division ich das Commando über sie beibehielte. Es fiel mir auf, daß er nichts Schriftliches darüber mitbrachte, indessen war ich nachgerade schon an so manches gewöhnt, was von der Regelmäßigkeit des Dienstes ziemlich abfiel. Willkommen war mir der Wechsel unserer Stellung vorzugeweise deshalb, weil wir jetzt Bertani absolut los wurden. Daß die 15. Division allerdings einer Verstärkung dringend bedurfte, war mir bekannt, da sie aus der einzigen Brigade Eber bestand, die kaum 2000 Feuergewehre zählen mochte.

Türr brachte auch eine bedeutende Geldsumme, ich meine es waren 50000 Fr., mit, welche uns sehr zu statten kamen, da wir so gut als abgebrannt waren. Er kaufte von neapolitanischen Offizieren drei Pferde zu ziemlich hohen Preisen; eins derselben war für mich bestimmt, ich habe aber nie etwas davon zu sehen bekommen. Zunächst mußte der Franzose F. mit diesen Pferden zu Lande nach Sapri abgehen.

Bald, nachdem Türr erschienen war, kam auch der Rest der Brigade Parma vom Pizzo heran. Es war nun überflüssig, daß ich diese Brigade erst noch nach San-Lucido marschiren ließ; sie ward in Paola angehalten und erhielt sofort ihre Verpflegung. Die Befehle wurden für alle Truppen ausgegeben, am Abend um 7 Uhr am Strande zur Einschiffung bereit zu stehen.

XI.

Von Paola nach Sapri. Aufenthalt zu Sapri.

Am Abend stand meine ganze Mannschaft am Strande. Obwohl vorauszusehen war, daß wir auf keinen Fall alles einschiffen könnten, hatte ich doch den königlichen Offizieren anzeigen lassen, daß ihnen auf einem der Schiffe Plätze aufbehalten werden würden; mit ihnen mußte aber noch eine Anzahl unserer Soldaten auf dem gleichen Fahrzeuge eingeschifft werden. Pferde könnten nicht mitgenommen werden; sie mußten zu Lande gehen; wir selbst machten keinen Anspruch darauf, Pferde für uns mitzunehmen.

Dies gefiel den königlichen Offizieren nicht, sie meldeten sich nicht zur Einschiffung, sondern zogen es vor, noch in Paola zu warten. Einigen mochte es unangenehm sein, daß sie sich von ihren Pferden trennen sollten, doch galt dies nur für einige; die meisten waren nicht beritten. Wie ich erfuhr, fürchteten sich diese, mit unsern Soldaten am gleichen Bord zu sein; die Wähler hatten ihnen weisgemacht, daß sie dabei Brutalitäten ausgesetzt seien. Wenn ich nun freilich in der Stadt Paola, wo unsere Leute zerstreut in einer Menge von Lokalen lagen, nicht absolut für die Aufrechterhaltung der Ordnung einstehen konnte, so war dies eine ganz andere Sache auf einem Schiff, wo sich die Disciplin bei einiger Entschlossenheit des Commandanten mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit handhaben läßt, und daß von unsern Soldaten Offizieren, welcher

Armee sie angehören mochten, keine Drangenshalen ins Gesicht geworfen wurden, wie dies auf einem Schiff in neapolitanischem Dienst neapolitanischen Offizieren von ihren eigenen neapolitanischen Soldaten begegnet war —, dafür konnte ich allerdings mit meinem Kopfe einstecken. Kurz, die königlichen Offiziere hatten keine Lust, mit uns zu kommen.

Desto besser! wir konnten auf den sechs Dampfern, welche zu unserer Verfügung standen, nur ungefähr 1500 Mann, die ganze 3. Brigade (Milano) und etwa die Hälfte der 2. (Parma) einschiffen; der Rest der 2. mußte zu seiner großen Betrübnis in Paola zurückbleiben, von wo er am nächsten Tage nachgeholt werden sollte.

Der Stab schiffte sich auf dem *Indipendente* ein.

Um Mitternacht war das ganze Geschäft vollendet und wir dampften davon.

Als die Sonne aufgestiegen war und schon in vollem Glanze auf der Küste lag, unterschieden wir deutlich Policastro, welches wenigstens aus der Ferne sich ganz stolz ausnahm. Vier unserer Schiffe waren gut auf gleicher Linie geblieben, hatten dieselbe wenigstens bei der ersten Morgendämmerung sogleich wieder aufgenommen; zwei andere, worunter der vorsichtige *Utile*, waren sehr weit zurückgeblieben.

Wir wußten nach den Karten, daß wir diesseit Policastro landen mußten; indessen waren unsere Kapitäns mit der Bucht von Sapri nicht ganz und gar vertraut, so bogen wir nicht dicht um das *Capo bianco* in sie ein, sondern steuerten ein wenig weiter gegen Policastro zu, bis wir den leicht erkennbaren Einschnitt gerade vor uns hatten, und bogen dann erst ein. Es war etwa 8 Uhr morgens am 2. September.

Sapri, in neuerer Zeit durch die Landung der unglücklichen Expedition *Pisacane's* und *Nicotera's* wiederum bekannt geworden, ist rings, ziemlich zerstreut, um die Wurzel der Bucht gebaut, welche von ihm den Namen führt. Landwärts ist es auf allen

Seiten von bedeutenden Höhen umgeben. Rechts, wenn man von der Ausmündung nach der Wurzel der Bucht sieht, oder ostwärts führt aus ihm über einen Paß der Serra-Lunga, zwischen dem Monte-Olivetta und Monte-Melichetta, eine gute Straße nach Lagonegro zur Consularstraße. Lagonegro ist auf diesem Wege über Ribello etwa zwei geographische Meilen von Sapri entfernt. Der Weg steigt anfangs im Vallone de Brizzi auf, an dessen beiden Rändern sich schattige Wälder ausbreiten. Südlich des Vallone de Brizzi ist die Bucht von Sapri von steilen Felszacken eingefast. Westwärts oder links führt aus Sapri am Strande der Bucht entlang und neben einem Olivenhaine vorbei eine Art Weg nach der Marine von Vibonate (Bonati); alle andern Wege sind nicht der Rede werth und verlieren sich bald in den Bergen.

Der Hafen von Sapri ist der berühmte altrömische Hafen von Vibona; jetzt durchaus versandet; aber noch sieht man hier Trümmer der alten Hafenbauten, und Trümmer der alten berühmten Seestadt Vibona finden sich namentlich im Schatten des oben erwähnten Olivenhains. Bis nach dem heutigen Vibonate hinauf erstreckte sich das alte Vibona, und wo jenes jetzt liegt, lag früher nur das Castell der weitberühmten Seestadt. In der That, wenn man die kurze und leichte Verbindung mit der Consularstraße bei Lagonegro erwägt, begreift man, wie der Hafen von Sapri eine entschiedene Bedeutung haben konnte.

Wir mußten ziemlich entfernt vom Lande anhalten. Bei dem Umstande, daß wir anfänglich ein wenig über die Bucht hinausgesteuert waren, hatten die Bewohner von Sapri Zeit genug gehabt, uns zu bemerken und sich in Scharen unter dem Wehen der italienischen Fahnen an dem niedrigen Strande zu sammeln. Von neapolitanischen Soldaten, welche möglicherweise allerdings hier stehen konnten, zeigten unsere Gläser uns nichts. Die Bewaffneten, welche wir entdeckten, waren in bürgerlicher Tracht, Nationalgarden.

Türr mit geringer Begleitung ging auf einem der Boote unseres Dampfers zuerst ans Land. Ich bemerkte ein Boot, welches

aus der Gegend der Marine von Viboate auf uns lossteuerte. Es trug den Richter von Viboate, Saverio Cajazzo; er stieg an unsern Bord. Nach einigen eingelegenen Erkundigungen bestimmte ich, daß die gemessischen Carabinieri, welche sich auf dem Indipendente befanden, womöglich südlich des früher erwähnten Olivenhains landen sollten. Ich selbst begab mich dorthin mit einigen meiner Offiziere auf dem Boote Cajazzo's. Die Landung war ein wenig schwierig; jedoch organisirte ich sogleich einen Vorpostendienst für den linken Flügel an dem Wege nach der Marine von Viboate und gegen Santa-Maria di Cortici an dem Feldwege, der ins Thal des Molinello führt, und sendete Offiziere an die bequemere Landungsstelle, um alle dort in den verschiedenen Barken eintreffenden Leute der 2. Brigade nach dem Olivenhain, der 3. Brigade rechts nach dem Wäldchen am Ballone de Brizzi zu weisen, wo ihnen die Lagerplätze bestimmt waren. Wie die gemessischen Carabinieri vor dem linken Flügel, mußten vor dem rechten die mailänder Bersaglieri an der Straße nach Lagonegro die Vorposten besetzen.

Zugleich ward auch für den Lebensunterhalt der Truppen Sorge getragen. Diese bezogen ohne Störung ihre Vivouale. Türr erhielt sein Quartier beim Synodus, ich bei Don Autorio, der mich sammt den Offizieren meines Stabes gastfreundlich aufnahm und auf alle Weise für uns sorgte, wenn nicht in Person, so durch einen dicken Better, der sich total für uns aufopferte.

In Sapri waren wir bereits nicht bloß über Calabrien, sondern auch über die Basilicata, soweit sie ans Tyrrhenische Meer stößt, hinaus —, im Principato citeriore. In Paola hatte ich eben nicht viel Schmeichelhaftes über die Bewohner des Principat gehört. „Diese Leute“, sagten die stolzen Calabresen, „sind und folgen wie die Schafe, sie werden auch anstieren und thun, was ihr befehlt, aber von selbst thun sie gar nichts.“

Das fand ich nun eben in Sapri durchaus nicht bestätigt; im Gegentheil fand ich hier recht viel eigenes Leben, freilich kein Wunder bei der Nachbarschaft Calabriens und der Basilicata. Ein

sehr wichtiger Punkt war es jetzt für uns, Transportmittel zu beschaffen, da kein Zweifel darüber bleiben konnte, daß wir nunmehr zu Lande weiter marschiren mußten. Pferde konnten in dieser pferdearmen Gegend nicht beigezogen werden, dagegen hatte es durchaus keine Schwierigkeit, Maulthiere und Karren in genügender Zahl zu finden. Auf den ersten Ruf kamen die Bewohner der Umgegend mit ihren Thieren und Karren herbei. Wir waren jetzt in der Avantgarde, noch keine Truppe unsers Heeres hatte diese Gegend erreicht, ja die meisten waren noch weit hinter uns. Der Rest der 2. Brigade konnte am folgenden Tage eintreffen; die 4. Brigade mußte am Pizzo eingetroffen sein, und wenn sich irgend Fahrzeuge dort für sie fanden, konnte sie uns binnen 24 Stunden nachkommen; andernfalls freilich, wenn sie vom Pizzo zu Lande marschiren mußte, konnte sie frühestens am 5. oder 6. September bei Lagonegro die Höhe von Sapri erreichen. Ebenso stand es mit den übrigen Truppen Garibaldi's. Alle Transportmittel nennt man in dieser Gegend *Vetture*; *Vettura* ist ein bespannter Karren ebensowol als ein einzelnes Maulthier.

Ich trieb nun am 2. September noch „*Vetture*“ in Menge zusammen, ließ sie in Stallungen stellen und setzte Wachen davor. Besonders machte sich um die Ansammlung der Transportmittel der Richter von Vibonate verdient. Allerdings sollte damals wieder ein Querstrich durch die Rechnung gebracht werden. Türr wollte am 3. September in aller Frühe nach Lagonegro fahren, wo Garibaldi entweder selbst eintreffen mußte oder wo man wenigstens von ihm erfahren konnte, er wollte ihm anzeigen, daß wir in Sapri seiner Befehle warteten. Dies that er denn auch. Nun führte Türr stets ein ziemlich beträchtliches Gefolge von insbesondere ungarischen Offizieren mit sich, welches zwar ziemlich überflüssig war, indessen doch Bedürfnisse hatte ganz gleich denjenigen der nicht überflüssigen, ja vielleicht größere Bedürfnisse. Dieses Gefolge wollte nun natürlich auch mit nach Lagonegro, und machte sich dazu aus den mit großer Sorgfalt gefüllten Stallungen beritten.

Die Wachen getrauten sich nicht, den Herren in weißen Mänteln u. s. w. Widerstand entgegenzusetzen, und erkannten deren Autorität an. Auf diese Weise wurde die Zahl unserer Vetture ansehnlich gelichtet. Obgleich ich, kaum von dem Vorfall unterrichtet, sogleich einige Offiziere auf der Straße nach Lagonegro nachsendete, um womöglich alles Entführte wieder einzufangen, gelang es doch nur, eine kleine Anzahl zurückzubringen. Glücklicherweise konnte noch im Laufe des Vormittags des 3. September Ersatz beschafft werden, wenn nicht voller, so doch einigermaßen ausreichender.

Den Abend des 2. und einen Theil der Nacht vom 2. auf den 3. September hatte ich in den Lagern der beiden Brigaden zugebracht, bei welcher Gelegenheit ich eine neue Marktetenderin, die der gemessigten Carabinieri, in rother Jacke und grasgrünem Rocke, entdeckte. Am Morgen des 3. hatte ich vorzugsweise mit den verschiedenen Nationalgarden und Freischaren der Umgegend zu thun.

Die Nationalgarden der umliegenden Gemeinden kamen bis von Buonabitacolo her, um von mir Waffen zu verlangen. Nun hatte ich allerdings einen nicht unbeträchtlichen Vorrath von Gewehren in Reserve. Aber sie sämmtlich in Sapri weggeben, das durfte ich nicht wohl. Nach Rücksprache mit dem Intendanten della Lucia, der jetzt nach glücklichem Verschwinden Sani's das Geschäft versah, fand sich, daß ich für die Gegend von Sapri etwa blos 600 Flinten verwenden konnte. Da sich bei Ausgabe an einzelne Gemeinden die Sache schwer controliren ließ, drang ich auf die Bildung eines Comité für den Bezirk von Sapri und Vibonate, welches sich mit der Bewaffnung der Nationalgarden befassen sollte. Mit diesem Comité schloß ich eine Art Vertrag, demgemäß die von mir gelieferten Gewehre (preussische, aus Steinschloß- in percussionirte umgewandelte) lediglich an die mobilen Abtheilungen der Nationalgarden vertheilt werden sollten, diejenigen, welche uns auf unserm Marsche nordwärts folgen konnten. Zu allgemeiner Zufriedenheit ward die Sache auf diese Weise geregelt. Munition konnte ich unmöglich geben, weil wir daran selbst keinen Ueberfluß hatten.

Ich mußte die höchst bescheidene Forderung, welche die Leute thaten — sie verlangten nämlich für jedes Gewehr nur eine Patrone, offenbar, um sie sofort nünftig zu verknallen — abweisen.

Dann kam eine Klage über eine Freischar, welche im Lande umherzog, Gemeindefassen mit Beschlag belegte oder wegnahm. Der Führer der Freischar war einer der Männer, welche Garibaldi schon am 7. und 8. August aus Festland hatte übersetzen lassen, um überall den Aufstand, wo er lebte, zu organisiren. Dieser, welcher zu mir geführt ward, hatte vieles gethan, aber sich ohne Zweifel auch Uebergriffe erlaubt. Dies stimmte mit den Absichten Garibaldi's nicht im mindesten überein. Ich untersagte also dem Mann weitere Uebergriffe, befahl ihm an, die Rassen, soweit sie noch vorhanden waren, zurückzuliefern, über das schon verbrauchte gehörige Scheine auszustellen, welche den Gemeindebehörden den Recurs an die Staatskasse möglich machten, ließ mir dagegen von den Autoritäten aus der Nachbarschaft das Versprechen geben, daß sie die regelmäßig organisirten Freischaren ordnungsmäßig mit Quartier, Lebensmitteln und absolut nothwendigen Bedürfnissen anderer Art versehen würden. Auch mit diesem Spruche, der sogleich auf jede mögliche Weise besiegelt ward, waren beide Theile zufrieden.

Dann kam auch eine Klage, daß meine eigenen Leute einer armen Witwe ihr „Haus“ über dem Kopfe abgebrochen und es zu Bivonafeuern verwendet hatten. Bei genauerer Untersuchung ergab sich, daß die genuesischen Carabinieri auf einem entlegenen einsamen Posten dieses Verbrechen begangen hatten. Der Augenschein ergab aber, daß das „Haus“ in Wahrheit ein aus Strauchwerk geflochtener, verlassener Ziegenstall gewesen war. Den Carabinieri ward gesagt, künftig das Abbrechen von Häusern zu unterlassen, die arme Witwe aber von der Intendantur nach ihrer eigenen sehr mäßigen Schätzung entschädigt.

Die Erledigung aller dieser Geschäfte ging nicht eben außerordentlich rasch von statten. Da gewöhnlich bei jedem dieser Geschäfte ein Duzend Leute zugleich in mein Zimmer traten und dann

alle zugleich redeten, so hielt es schon schwer, dies Durcheinanderschreien in das Gleis eines geordneten Verhörs zu führen und so mit einiger Gewißheit den Thatbestand festzustellen. Wenn es gelungen war, das Verhör einzuleiten, so liefen noch immer so viele Details mit ein, bei denen meinerseits die genaueste Bekanntschaft mit sämmtlichen Privat- und Familiengeschichten von Sapri, Vibonate und den umliegenden Dörfern vorausgesetzt wurde, daß es eine neue Arbeit gab, dieses Detail auszuscheiden. Und wenn man dann endlich dachte, daß alles abgethan sei, so kamen mindestens noch eine halbe Stunde Dankfagungen und Complimente, wenn nicht gar dieser oder jener noch ein specielles Anliegen vorbrachte, welches sicher vor die Civilgerichte, aber nicht vor mein Forum gehörte.

Im Laufe des Vormittags kamen auch zwei Individuen nach Sapri zu mir, von denen der eine im rothen Hemd mit einem mächtigen Federhut auf dem Kopfe sich als einen Hauptmann Piacentini vorstellte, der andere, noch in Civil, als einen Lieutenant Giustiniani; dieser letztere gab vor, ein Ungar von Geburt zu sein und in einem österreichischen Ulanenregiment gedient zu haben. Beide übergaben mir eine Schrift, angeblich von Türr, dessen Schriftzüge ich auch wiederzuerkennen glaubte, in welcher mir empfohlen ward, sie vorläufig dem Generalstab zuzuthemen. Aufrecht gestanden, schienen mir beide Individuen auf den ersten Blick nicht eben für den Dienst als Generalstabsoffiziere geeignet. Da indessen bei der kleinen Truppenzahl, die ich augenblicklich unter den Händen hatte und auch in den nächsten Tagen wahrscheinlich nur unter die Hände bekam, wenig von eigentlichen Generalstabsgeschäften zu thun war, ich dagegen bei der Art unsers Dienstes eine möglichst bedeutende Zahl von Galopins ganz gut brauchen konnte, so nahm ich beide ohne das geringste Mißtrauen an.

Außerdem bestand jetzt mein ganzer Etat aus drei Offizieren, Catenacci und Commendù, von denen nur der erstere als Generalstabsoffizier betrachtet werden konnte, dann einem gewissen Fatturini.

Von diesem merkwürdigen Genie muß ich einige Worte sagen. Der Mann, im Anfang der Dreißiger, stammte aus jenen Gegenden am Comersee, an denen einst der von Manzoni verherrlichte Don Abbondio sein Wesen getrieben. Mir war er empfohlen als ein Ingenieur, welcher schon bei der Vertheidigung Venedigs sich ausgezeichnet habe. Obwol ich nun alsbald bemerkte, daß seine Kenntnisse vom Ingenieurwesen in einer sehr kleinen Schachtel Platz hätten, erwies er sich doch allem Anschein nach als einen geschickten Zeichner. Da man einen solchen wol brauchen konnte und an Technikern dieser Art auch eben kein Ueberfluß war, so nahm ich Fatturini getrost von Genua mit. Den einzigen Dienst, den er leistete, leistete er zu Capri. Da ich nämlich nicht wußte, wie lange wir hier bleiben würden, und nicht für alle Offiziere am Morgen des 3. September etwas Besonderes zu thun war, gab ich Fatturini den Auftrag, die Vorposten zu inspiciren und mir ein Croquis von deren Stellungen und unsern Vivouals zu liefern. Er brachte mir denn um Mittag ein ungeheueres Blatt Zeichenpapier, auf welchem die Berge in der kindlichen Manier des 17. Jahrhunderts angegeben waren; von dem Vivoual der ganzen 3. Brigade nebst ihren Vorposten war nichts auf dem Blatte zu sehen, weil bei dem gewählten unvernünftig großen Maßstabe das Papier nicht gereicht hatte. Ein verjüngter Maßstab fehlte gänzlich, und überhaupt konnte bei aller Einfachheit der Sache aus dem Ganzen niemand ohne besondere Erklärung klug werden. Das war der ganze Antonio Fatturini; so zeichnete er und so sprach er auch, nicht blos was den Inhalt, sondern auch was sein Organ betraf. Vorzugsweise betrachtete er die Expedition als eine bequeme Gelegenheit, eine Tour durch Süditalien zu machen, und jeden Augenblick klagte er mir, daß er seinen Reisefack (Bauke) verloren habe, und bat mich dann um Urlaub, um ihn zu suchen. Bei solcher Gelegenheit blieb er gewöhnlich fünf bis sechs Tage fort, und ich war recht froh darüber, nachdem ich ihn kennen gelernt hatte. Sobald ich ihm eine Arbeit gab, fing er sie auch auf die weitläufigste und verkehrteste

Weise von der Welt an, sodaß ich sie ihm, um mich nicht unnütz ärgern zu müssen, fortnahm, was ihn dann immer tief kränkte, da er eine große Einbildung auf sein Geschick für gewisse Geschäfte hatte. Fatturini und sein Baule waren in der letzten Zeit für mich identisch.

Ueber vielen Geschäften, von denen ich theils gesprochen, theils nicht, letzteres insofern sie sich auf den täglichen Dienst beziehen, war es 3 Uhr geworden, und auf die Einladung Don Autorio's riß ich mich von der Arbeit los, um zu Mittag zu essen. Es mochte dabei 4 Uhr herangekommen sein, als plötzlich ein Hin- und Herrennen in der Straße entstand, und bald kam auch ein Mann von der Wache am Strande herauf und meldete mir, daß Garibaldi von der Meerseite her erschienen, soeben gelandet sei und sich am Strande befinde. Ich schnallte den Degen um und eilte nach dem Strande hinab. An der Menschenmasse, welche sich um eine Strohütte drängte, erkannte ich, daß sich Garibaldi dort befinden müsse.

Mit Mühe konnte ich durch dieses Knäuel hindurchbringen; ich begrüßte den Dictator und erstattete ihm Rapport über die zu Sapri vereinigte Streitmacht. Er fragte mich darauf, ob ich einen vollständigen Truppenkörper habe, mit dem ich heute Abend noch marschiren könne. — Im Nothfall hätte ich nun wol alles mitnehmen können, was zu Sapri war; indessen ist es nie gerathen, Truppenkörper auseinanderzureißen; Spinazzi hatte seine Mannschaft nicht vollständig zusammen, konnte sie aber morgen zusammen haben, und es war dann besser, daß er mir mit seiner ganzen Brigade folgte; bei einiger Eile konnte er mich jedenfalls einholen, und kamen wir in die Nähe eines Feindes, der ernsten Widerstand zu leisten drohte, so konnte ich Spinazzi erwarten oder mich selbst auf ihn zurückziehen. Außerdem überlegte ich, daß die vorhandenen Transportmittel fürs Berittenmachen der höhern Offiziere, für den Transport der nothwendigsten Munition und Bagage wol für die 3. Brigade, aber kaum noch für den vorhandenen Theil der 2. ausreichen wür-

den, während bis morgen noch neue Transportmittel von Lagonegro und aus der entferntern Umgegend erwartet wurden.

Ich erwiderte daher, daß ich eine etwa 1000 Mann starke Brigade, Milano, in kürzester Zeit marschfertig machen könne, und Garibaldi war damit zufrieden; wenn alles bereit sei, sollte ich's ihm melden.

Ich ging nun sogleich in mein Quartier zurück und gab die Befehle aus: an Gandini, daß er binnen einer Stunde am Strande marschbereit stehen solle, an Spinazzi, daß er vorläufig in Sapri bleibe, hier den Rest seiner Brigade erwarte, dann nachfolge, über die Marschrichtung würde er baldigst unterrichtet werden. An die Intendantur wurden die nothwendigen Befehle über Vertheilung und Bepackung der Maulthiere und der übrigen wenigen Fuhrwerke gegeben, welche wir besaßen. Vom Stabe sollte Giustiniani nebst einem Commissar mit einer Vollmacht zurückbleiben, um die nach dem Abgang der 2. zu Sapri erwartete 4. Brigade gleichfalls in unsere Fußstapfen zu leiten.

Als ich für diese Dinge gesorgt hatte, begab ich mich zu Garibaldi. Derselbe war eben beschäftigt, einen Beschluß über den von uns einzuschlagenden Weg zu fassen. Wir wollten die Consularstraße, den großen Weg nach Salerno und Neapel gewinnen. Dazu standen uns von Sapri aus nur zwei Richtungen zu Gebote, entweder auf Lagonegro über Rivello, oder über die Marina von Vibonate, Vibonate selbst, dann über die Berge nach Fortino. Auf letztem Wege sparte man eine halbe deutsche Meile, dabei war er aber nach der Aussage der Landesbewohner „gut“, was für eine Truppe immer soviel hieß als scheußlich —, der Weg über Lagonegro dagegen war eine ganz gute Straße. Dennoch entschied sich Garibaldi für jenen über Vibonate. Ich glaube nicht sowol aus Vergnügen an halbschmerzhaften Märschen, als vielmehr um den Bewohnern von Vibonate und der Gebirgsdörfer dort eine Freude zu machen. Alle diese Ortschaften hatten von andern Truppen als den bei Sapri ausgeschifften keinen Durchzug zu erwarten.

Da es unmöglich war, daß auf dem Wege über Vibonate unsere Fuhrwerke uns folgten, so mußte ich nun noch den Befehl geben, daß dieselben unter passender Escorte auf Lagonegro gerichtet würden, um von dort aus der Consularstraße zu folgen.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich auch Cosenz kennen, der in der Begleitung Garibaldi's war. Viele Leute fanden, daß ich mit Cosenz große Aehnlichkeit habe; was die äußere Aehnlichkeit betrifft, so reducirte sie sich wol hauptsächlich darauf, daß wir beide Brillen trugen und auf gewisse Analogien in den Bewegungen und Gesten. Einen Vergleichspunkt zwischen uns beiden gibt es jedenfalls. Von den höhern Führern Garibaldi's sind wir beide wol diejenigen, von welchen am wenigsten gesprochen worden ist, und die Leute wollten behaupten, daß dies nicht darin seinen Grund habe, daß wir am wenigsten gethan, sondern darin, daß wir es verschmähten, uns einen unrepublikanischen Hofstaat zu bilden, in welchem auch „Federn“ ihre Stelle fanden, ausdrücklich angestellt, den Ruhm ihrer Meister auszuposaunen. Diese Vorsichtsmaßregel versäumten selbst Führer zweiten Ranges sonst nicht, und es ist dabei nur zu bedauern, daß diese „Federn“ allzu sehr mit dem Ruhme ihrer Meister beschäftigt, wenig daran dachten, die italienische Süddarmee gegen die Folgen des verderblichen Treibens der Cavourianer sicher zu stellen, welche nun bald mit der größten Entschiedenheit daran gingen, den Ruhm dieser Armee der Freiheit auf alle Weise zu unterdrücken. Indem ich die Mängel der Garibaldi'schen Armee und einzelner Persönlichkeiten in ihr keineswegs zu verschweigen gesonnen bin, indem ich die ganze Wahrheit sage, hoffe ich vor Europa desto sicherer zu beweisen, wie hoch in Wirklichkeit der Kern dieser Armee sich über die Gewöhnlichkeit erhob.

XII.

Marsch von Sapri nach Eboli.

Um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr abends stand die Brigade Milano am Strande zum Abmarsch bereit, und nachdem ich Garibaldi Meldung davon gemacht und er mir erwidert hatte, daß er bald nachkommen werde, setzte ich mich mit ihr in Marsch. Wir zogen bei dem Lager der 2. Brigade vorbei, die uns mit Evviva verabschiedete und uns dann traurig nachblickte; wir bogen darauf in den Weg ein, der nächst der Küste an die Marine von Vibonate führt.

Der Weg war anfangs fichtertlich; es ging über Stod und Stein; als wir uns der Marine von Vibonate näherten, wurde die Sache stellenweise ein wenig besser. Ich ritt eines der drei oder vier Pferde, welche wir hatten auftreiben können, glaube aber, daß ich mich auf einem Esel viel besser befunden haben würde. Mein Roß war ein altes, dickes, kräftiges Bergpferd; andere Gangarten als der bedächtige Schritt des Saumthiers und ein gewisser kurzer Trab, den ich mir ungefähr wie jenen des Elefanten denke, obgleich ich nie das Glück gehabt habe einen solchen zu besteigen, kannte meine Rosinante nicht. Und bedauerlich der, welcher nur diesen Elefantentrab versuchen wollte! Als Cur für Leute, die an Hypochondrie und Hämorrhoiden leiden, mit welchen und ähnlichen Uebeln ich Gott sei Dank! verschont bin, mochte diese Gangart vortrefflich sein. Uebrigens verhinderte ihre Anwendung der Kornak, ein Knabe

von etwa 12 Jahren, welcher den Elefanten am Seile führte, soweit es in seinen Kräften stand. An der Marine von Vibonate, dort wo das Ballone del Molinello sich gegen die Seeküste hin öffnet und ein großer freier Strandplatz sich zeigt, ließ ich die Spitze der Colonne halten, um sie zu sammeln.

Hier holte uns Garibaldi ein. Er mochte denken; ich wollte hier schon das Nachtlager nehmen und that eine darauf bezügliche Frage an mich. Als ich ihm erwiderte, daß mir dies nicht einfiel, sondern ich nur die Ordnung in der Colonne herstellen wollte, war er sehr zufrieden und ritt nach Vibonate voran.

Sobald die Truppe beisammen war, mußte die Spitze sich wieder in Marsch setzen; wir bogen jetzt in das Ballone del Molinello ein und stiegen dasselbe auf einem zwar nicht breiten, aber anmuthigen Pfade aufwärts, dessen Schönheiten zu genießen uns nur die Dunkelheit hinderte. Es war zwischen 9 und 10 Uhr, als wir aus dem Molinellothal links abbogen, um die Höhen zu erklettern, auf denen Vibonate thront. Vor der Stadt bei San-Francesco brannten gewaltige Feuer, um uns den Weg zu zeigen und uns zu grüßen. Wie viel arme Leute in holzärmern Gegenden hätten sich mit den Klasterstößen, die hier verbrannt wurden, einen ganzen Winter hindurch warme Zimmer schaffen können! Vibonate besteht wesentlich aus einer langen Hauptstraße, die steil, oft genug wirklich treppenförmig den Berg hinansteigt. In dieser Hauptstraße bivouakirten unsere Leute.

Garibaldi hatte sein Quartier im Gemeindehause, wo ich endlich Gelegenheit fand, ihm ein Schreiben abzugeben, das ich für ihn von de Boni schon zu Genua erhalten hatte. Ich selbst war zum Syndikus eingeladen, und nachdem ich Garibaldi's Befehle empfangen und meinerseits angeordnet hatte, daß um 5 Uhr morgens die Brigade Milano marschbereit sei; nachdem ich ferner den zuverlässigsten unserer Führer mit einem Billet an Spinazzi nach Capri zurückgesendet hatte, nachdem für den nächsten Morgen Führer besorgt waren, begab ich mich zum Syndikus. Es war 10½ Uhr abends.

Mein einziger Wunsch war, irgendetwas, sei es auch nur ein Stück Brot und ein Tropfen Wein, zu genießen und mich dann zu Bett zu legen. Aber der Syn dikus hatte es mit mir und meinen Begleitern groß vor und ließ gewaltige Anstalten in der Küche machen. Es half nichts, wir mußten auf den Imbiß warten. Um Mitternacht endlich führte man uns zur Tafel. Mein Appetit war jetzt so ziemlich vergangen; indessen that ich noch das Mögliche und warf mich dann gegen 1 Uhr morgens auf mein Lager, welches in des Syn dikus Prunkzimmer bereitet war. Um 4 Uhr morgens sprang ich auf, weckte meine jungen langschlafenden Adjutanten, was namentlich bei Commendù keine kleine Arbeit war, und begab mich dann an den östlichen Ausgang der Stadt, um den Abmarsch zu ordnen. Punkt 5 Uhr war unsere gewöhnliche Avantgarde, die Bersaglieri von Mailand, bei San-Francesco, hinter ihr ordneten sich augenblicklich die drei Infanteriebataillone der Brigade, und nun fielen alsbald die Bersaglieri in ihren beliebten Lauffschritt, mit dem es ganz vortrefflich ging, solange wir in das Molinellothal hinabstiegen. Jetzt aber mußten wir an dessen rechtem Thahange hinauf, und da erlahmte der Lauffschritt. Ich setzte mich bald an die Spitze der Colonne.

Wir mochten eine gute (deutsche) halbe Meile marschirt sein, als wir den Thaland des Molinello verlassen mußten, um uns links zu schlagen und so den östlichen Abhang der Tempa degli Paglioli zu gewinnen, an welchem wir fernerhin entlang klettern sollten. Auf dem Grat, welcher diesen Abhang vom Molinellothal trennt, ließ ich die Spitze halt machen; von hier überschaute man die ganze Colonne, welche sich bergauf zog, bergauf im entschiedensten Gänsemarsch. Hier hätten ihn die Philologen, welche ihn unnützerweise in Xenophon's Anabasis hineingebracht haben, in vollster Blüte vor Augen gehabt.

Plötzlich schallten aus der Tiefe, vom Schweiß der Colonne donnernde Euvivas herauf und verkündeten uns, daß Garibaldi sich in Bewegung gesetzt haben müsse. Bald erkannten wir ihn denn

auch von oben her mit seiner kleinen Begleitung. Erst als er den Grat passirt und mir gesagt hatte, daß er nach Fortino vorausseilen wolle, ließ ich die Spitze der Colonne wieder antreten.

Wir gewannen nun schnell den östlichen Abhang der Tempa degli Paglioli. Ein wilder Anblick; links von uns dies steil aufsteigende Gebirge, an dessen Rändern dennoch anmuthige Frauengestalten, große Körbe voll Eis auf den Köpfen balancirend, mit Sicherheit hinabstiegen; in der Ferne vor uns der Gipfel des Monte=Coccuzzo und die Kämme der Serra=Lunga, welche wir noch überschreiten mußten, rechts von uns steil abstürzende Klüfte, längs deren Rändern unsere Maulthiere und Kasse Schritt für Schritt suchten mußten, und auf der erweiterten Sohle dieser Klüfte tief unter uns die Häuser des Dorfes Torraca, geschmückt mit den italienischen Farben. Böllerschüsse tönten zu unserer Begrüßung aus der Tiefe herauf, und auf einem schwierigen Felspfad kletterte ein Detachement der Nationalgarde von Torraca hinan, um bei einem Brunnen an unserm Wege, einem wahren Brunnen in der Wüste uns zu empfangen.

Nach kurzer Rast auf diesem Punkte, auf welchem ein Hirt mich mit einem Stück Schwarzbrot und einem Stück jenes landesüblichen Käses, den man unter dem Namen Cacciocavallo in ganz Neapel antrifft, beschenkte, setzten wir unsern Marsch fort. Da ich selbst Italiener sich über den Ausdruck Cacciocavallo habe den Kopf zerbrechen sehen, so will ich doch hier bemerken, daß dies kein Pferdekäse ist. Vielmehr hat er seinen Namen davon, daß man je zwei dieser birnenförmigen Käse zusammengebunden über einer Leine zum Trocknen aufzuhängen pflegt, davon der Name Caccio a cavallo (fromage à cheval) oder zusammengezogen Cacciocavallo.

Immer ansteigend gewannen wir den kahlen Rücken, welcher die Tempa degli Paglioli mit dem Monte=Coccuzzo verbindet, mit Felsblöcken bedeckt, eine wahre Trümmerstätte der Natur; von hier aus hatten wir zur linken Hand die weite Aussicht auf die Dörfer Tortorella und Battaglia.

Da es sicher war, daß wir mit unsern Thieren keinen wirklichen militärischen Dienst auf der großen Landstraße thun könnten, so gab ich Piancentini, welcher nach Art dieser Leute wieder einmal ein ganz vortreffliches Pferd, der Teufel weiß wo, gefunden hatte, den Auftrag, vorauszuweichen, sich etwa an den Gouverneur von Pagonegro zu wenden und zuzusehen, daß er uns womöglich einige brauchbare Pferde schaffe.

Nach einem abermaligen Halt stiegen wir nun am südlichen, dann am östlichen Abhange des Monte-Coccuzzo hinauf und gelangten allmählich in die Region anmuthiger schattiger Laubwälder, wo es mir wohl gewesen sein würde, hätte ich nicht gesehen, wie die Ermüdung der Leute, namentlich derjenigen aus der Ebene, von Schritt zu Schritt stieg, die Colonne sich verlängerte und sogar Unglücksfälle nicht ausblieben. Schon gestern war uns das Unglück begegnet, daß ein mit drei Munitionskasten beladenes Maulthier auf engem Wege stürzte und die ganze Passage für eine gute halbe Stunde sperrte; heute fielen einige Maulthiere die steilen Felswände unterhalb der Tempa degli Paglioli hinab und zerschmetterten elend; einigen Leuten passirte aus Müdigkeit und Unvorsichtigkeit dasselbe; die halbe Truppe klagte über zerrissene Sohlen und wundte Füße. Da war doch nicht anders zu helfen, als mit einem Halt von fünf bis zehn Minuten auf jede halbe Stunde Weges.

Nachdem ich Sammeln und eine längere Ruhe in den Waldungen des Monte-Coccuzzo angeordnet hatte, ritt ich mit Catenacci und Commendù voraus, um einen möglichst bequemen Lagerplatz an der Consularstraße zu ermitteln.

Auf der Höhe des Passes angekommen, welcher den Monte-Coccuzzo von der Serra-Lunga trennt, hatten wir schon die Uebersicht über einen Theil der schmalen Ebene des Calore und seiner Zuflüsse. Von hier aus hatten wir noch einen Weg von etwa dreiviertel deutsche Meilen, alle Windungen eingerechnet, zu machen. Wir stiegen vom Passe abwärts in die Klust des Gauro zwischen dem Monte-Rebendola und Monte-Cervaro hinab. Hier war es

unmöglich zu Pferd zu bleiben. Man mußte nothgedrungen absteigen. Bald konnten wir uns an den Abfällen des Monte-Cervaro an einem klaren Quells laben, der aus den Felspalten hervorsprudelte. Vom Gauro rechts abbiegend ritten wir endlich in die sanft geneigte Ebene hinab, die sich nach der Consularstraße hin ausdehnt. Der Weg wird hier allmählich besser. Wir hatten Fortino vor Augen. Es besteht aus einer alten verfallenen Befestigung zu unserer Linken, einem einsamen Wirthshause gerade an der Consularstraße, gleichfalls zu unserer Linken; unfern dem Wirthshause rechts von ihm lag noch ein anderes Gebäude. Später erfuhr ich, daß dieses die Wohnung eines Einsiedlermönches, zugleich eine Art Herberge für Wanderer, ein Zufluchtsort und eine fromme Stiftung war, aller Wahrscheinlichkeit nach älter als das Wirthshaus.

Auf einer steinernen Brücke überschritten wir einen mit Buschwerk eingefassten Bach, welcher sich mit dem Gauro verbindet und mit ihm vereint im Rosiccothal dem Calore zufließt, und wenige hundert Schritte weiter waren wir beim Wirthshause von Fortino. Das Bibouat wählte ich an dem Bache, den wir eben überschritten hatten. Beim Wirthshause war viel Leben. Ich fand dort Garibaldi, Turr, auch Bertani wieder einmal, ohne jedoch mit ihm zu verkehren. Für Lebensmittel, d. h. für Wein, Käse und Brot, war Sorge getragen; sie brauchten nur nach dem Bibouatplaz hinabgeschafft zu werden, wozu sogleich Anstalt getroffen wurde. Viel Volks war aus der Umgegend zusammengeströmt, um den Messias Italiens zu sehen, und erging sich in Gruppen an der Consularstraße.

Bald sahen wir die Spitze unserer Colonne aus der Kluft des Gauro hinabsteigen; sie ward am oben erwähnten Bache angehalten, an welchem jetzt nach und nach die ganze Brigade sich sammelte und Speise und Trank erhielt. Am Abend sollten wir noch eine gute deutsche Meile weiter nach Casalnovato marschiren, jedoch auf gutem Wege, auf der Consularstraße. Eine meiner ersten Sorgen

war es, einen der mir bekannten Bürger von Sapri, der mit bis nach Fortino gewandert war, aufzusuchen. Ich gab ihm ein Billet an Spinazzi und Puppi mit, in welchem ich sie anwies, nicht den Weg über Vibonate, sondern jenen über Lagonegro einzuschlagen. Der erstere war reine Thierquälerei. Leider traf meine Weisung für Spinazzi zu spät ein.

In dem Wirthshause von Fortino war alles besetzt; es war mir daher sehr angenehm zu hören, daß Piancentini für mich und meine Begleiter Quartier bei dem Klausner gemacht habe. Mir ward ein Zimmer im Hintergrund angewiesen, in welchem sich ein Bett befand.

Es gibt Geschäfte im menschlichen Leben, von denen in anständiger Gesellschaft nicht gesprochen werden soll, die aber dennoch unter Umständen unaufschiebbar sind. Auch ich hatte ein solches zu verrichten und fand den geeigneten Platz dazu ohne Mühe hinter dem Buschwerk an der Straße, in welchem meine Versaglieri den Vorpostendienst bereits eingerichtet hatten. Als ich erleichtert zurückkehrte, sah ich Garibaldi in tiefem Sinnen die Consularstraße hinabschreiten, die Arme auf dem Rücken, die Stirne in ernste Falten gelegt.

Worüber sann der Dictator Südbitaliens? Ueber eine große Staatsaction? Wie man es nehmen will, diese Action ist so wichtig als eine andere. Auch er suchte einen solchen Platz, wie ich ihn eben verlassen hatte. Derselbe war aber für ihn viel schwerer zu finden, als für mich, da die versammelte Menge ihn auf Schritt und Tritt begleitete. Endlich dachte auch diese Menge daran, daß Garibaldi doch möglicherweise auch ein Mensch sein könne wie andere. Diese Ueberzeugung schien allmählich zu wachsen; die Menge hielt sich endlich zurück, und im Nu verschwand der Dictator rechts von der Straße in den Büschen, die ich eben verlassen hatte, und kehrte nach wenigen Minuten erleichtert und erheitert zurück. Die Falten waren von der Stirne verschwunden und der Schritt war ums Doppelte lebhafter geworden. Ich dachte an den alten Blücher in London und mußte recht von Herzen lachen.

Unter Lachen warf ich mich auf mein Bett, während draußen meine Begleiter durch Giovanni und einige improvisirte Gehülfen mehrere weiße Hühner des Paters abschlachten ließen, um uns eine Suppe daraus zu bereiten. Noch halb lachend schlief ich ein. Ein Geräusch im Zimmer weckte mich halb und halb, und als ich mir den Schlaf aus den Augen gerieben hatte, sah ich auf einem alten Kasten in des Paters Stube Angelo ausgestreckt, offenbar in der Absicht, gleichfalls zu schlafen.

Angelo war die Ordonnanz Piancentini's; obgleich in männlicher Tracht, dem rothen Hemd mit Zubehör, doch ein junges Mädchen von 16 Jahren, eine liebliche Erscheinung. Solche Leute wie Piancentini ziehen jeden möglichen Vortheil für sich persönlich aus jeder Lage; so hatte er dieses Kind —, wenn ich mich recht erinnere —, aus Genua mit sich genommen. Ich hatte Angelo zum ersten mal in Sapri gesehen, und der erste Eindruck, den bei mir das Mädchen machte, war der eines aufrichtigen Mitleids. Ich sagte ihr, sie solle sich auf mein Bett legen; für mich wäre der Kasten ebenso bequem. Doch sie verweigerte das bescheiden, und ich schlief, als ich sah, daß meine Vorstellungen nichts halfen, auch ruhig wieder ein. Wenige Tage später war das arme Kind, welches unter andern Umständen einen Mann hätte glücklich machen können, total verderbt. — — C'est la guerre, sagen die Franzosen.

Um 3 Uhr nachmittags war das Essen bereit, wenigstens eine dünne Suppe, die Hühner waren noch nicht gehörig weich geworden. Wir behelfen uns indessen, so gut es ging.

Dann kam auch Piancentini zurück. Auf einen Schein des Gouverneurs von Lagonegro hatte er in Casalnuovo aus der dortigen königlichen Post ein halb Duzend Pferde für uns requirirt; außerdem eine offene Postchaise, welche zum Transport unserer Bagage dienen konnte. Diese Postchaise ward fortan von meinem Giovanni gefahren und Angelo fand regelmäßig auf ihr Platz. Piancentini mußte, als er sich etwas ausgeruht hatte, nach Casalnuovo voraus-

gehen, um dort Quartiere zu bestellen, und um 6 Uhr abends setzte ich mich mit der Truppe ebendahin in Marsch.

Der dicke Klausener, welcher, wie hieraus zu schließen ist, nicht die Keuschheit in Person war, hatte noch auf die Unschuld einer meiner Offiziere einen Angriff gemacht, welcher mit einer tüchtigen Maulschelle abgewiesen worden war.

Casalnuovo war nach allem, was wir davon gehört hatten, ein ganz reactionäres Nest. Erst spät abends kamen wir daselbst an und die Truppen bezogen das Vivouak. Ich ward lange umhergezogen, ehe ich ein Quartier fand, bis ich es endlich beim Synidikus commandirte. Der Synidikus, ein noch junger, jedenfalls wohlgesinnter Mann, war durch die Narrenstreiche Piancentini's auf fürchterliche Weise mitgenommen worden. Wie weit dies gegangen war, erfuhr ich leider erst zu spät, als der nichtsnutzige Kerl, Piancentini nämlich, bereits auf andere Weise entfernt worden war. Dieser Kerl hatte sich nämlich für denjenigen ausgegeben, welcher nächst Garibaldi die ganze Armee befehligte und nun den armen Synidikus mit allerlei nichtsnutzigen und unberechtigten Forderungen geplagt. Auch bei der Pferderequisition hatte er sich, wie späterhin zu Tage kam, Kügen aller Art erlaubt. Das Wenige, was von seinen Nichtsnutzigkeiten in meiner Gegenwart zu Casalnuovo zu Tage kam, sah lediglich nach Komödianterei aus, und ich verwies es ihm scharf. Als in der Nacht der arme Synidikus krank wurde, ahnte ich nicht, daß dies infolge der Plagen dieses nichtsnutzigen Figaro geschehen sei, wie es sich in der Folge allerdings herausstellte.

Das Roß, welches mir zu Theil geworden, war eben ein Postgaul —; ein klein wenig besser als das Bergpferd, welches mich von Sapri nach Fortino getragen hatte. Viele Hiebe gehörten dazu, es in einen scharfen Trab zu bringen.

Am 5. September morgens brachen wir von Casalnuovo auf, um an diesem Tage Sala zu erreichen. Der Marsch war an und für sich kein bedeutender, $3\frac{1}{2}$ deutsche Meilen, und überdies auf

der vortrefflichen Consularstraße. Indessen war er eben groß genug, wie jeder begreifen wird, wenn er an die Beschwerden des Marsches vom vorigen Tage sich erinnert.

Allmählich kam nun die Truppe immermehr in guten Schick, sodaß man darauf rechnen konnte, nach dem ersten ernstesten Gefecht würden diese milanesischen Bursche für alte Soldaten gelten können. Halte in der Straße selbst ließ ich gar nicht mehr machen. Gewöhnlich ritt ich auf allen folgenden Märschen mit Catenacci und Commendù voraus, und wo ich in passender Entfernung vom Ausgangspunkt einen geeigneten Wiesenfeld an der Straße fand, da bestimmte ich einen Halt. Die Brigade marschirte dort in vier Linien auf, die mailänder Bersaglieri, welche durchaus es sich nicht nehmen lassen wollten, in der Avantgarde zu sein, in der ersten, die drei Bataillone mit 30 Schritt Abstand eins vom andern dahinter. Dann wurden die Gewehre zusammengelegt und, hatte der vorausgeschickte Commissar etwas von Lebensmitteln in der Nähe eines solchen Punktes aufstreuen können, so wurden sie vertheilt, unter günstigen Umständen auch die Küche gemacht, wozu es freilich nicht an jedem Tage kam. Auf solche Weise wurde jeder Ruhehalt ein geordnetes regelmäßiges Vivouat, und dies gefiel den Soldaten wohl. Sie sahen auch schnell ein, wie diese methodische Ordnung der Bevölkerung des Landes imponirte, und daß sie durch die Ordnung an Ansehen gewannen.

Eine große Plage für uns wurden schon auf diesen Märschen die neapolitanischen Soldaten, welche theils bei Reggio, theils bei Soberia auseinander gelaufen waren und nun zu Hause gingen. Die Landstraße war mit diesen Gestalten, welche in Gruppen von 10—20 Mann heimwanderten, unberittene Cavaleristen, Artilleristen, Linieninfanterie und Jäger bunt durcheinander, wie übersät. Hier und da fiel es einer dieser Gruppen ein, Verpflegung von mir zu verlangen. Ich forderte dann die Bursche auf, in die Brigade einzutreten, die eine Verstärkung ganz wohl gebrauchen konnte. Aber davon wollten sie nichts hören. Schlaw erwiderten sie ver-

chiedenemal, sie möchten nur erst nach Hause gehen, dann, wenn sie Aeltern und Brüder wiedergesehen, würden sie zu uns kommen.

In diesem Fall, war meine Antwort, sollten sie gehen, so viel und so weit sie wollten, von mir bekämen sie weder einen Kappen noch ein Stück Brot. — — Dabei thaten mir die armen Bursche aufrichtig leid; das Geld war ihnen meist ausgegangen, die Landesbevölkerung, die reactionäre wie die liberale, kam ihnen nicht sehr freundlich entgegen, obwol aus verschiedenartigen Gründen; viele waren krank; Offiziere, die ein wenig Ordnung hätten halten oder stiften können, waren nicht vorhanden. So lungerten denn diese auseinander gelaufenen Soldaten wie echte Strolche auf den Landstraßen herum.

Was mich bei diesen Schwärmen vorzugsweise empörte, das war der gänzliche Mangel an Offizieren. Man sage selbst, wenn in der neapolitanischen Armee ein vernünftiges Verhältniß zwischen Offizier und Soldaten bestanden hätte, würden da nicht, im Unglück bei dem Auseinanderlaufen, wenigstens einige Offiziere bei ihren Leuten geblieben sein? würden nicht die Leute gern und mit Vertrauen sich diesen Offizieren angeschlossen haben, um sich von ihnen ordnungsmäßig in die Heimatprovinzen führen zu lassen? Aber man sah auch nicht einen Offizier; diese Herren und Herrchen hatten ihre Soldabfertigung genommen und sich so schnell als möglich davongemacht, um in Neapel oder Gaeta von ihrer „Fahrentreue“ zu erzählen und sich später von der Dummheit für „Helden“ ausgeben zu lassen. Wenn es hier vorzüglich eingeborene neapolitanische Soldaten waren, die so ungeordnet wie das liebe Vieh und ohne einen Offizier einherzogen, so habe ich später ganz dieselbe Erfahrung in Bezug auf die „fahrentreuen“ Fremdstuppen gemacht.

Wir fielen bei dieser Gelegenheit oft genug gewisse deutsche Heere ein, welche besonders stolz darauf sind, daß sie das Beste, was die Franzosen haben, ihre Art das Offiziercorps zu ergänzen und die bei ihnen waltende Stellung des Offiziers zum Soldaten,

gerade nicht nachmachen, während sie mit den gezogenen Flinten und gezogenen Kanonen, viel gleichgültigern Dingen, sofort bei der Hand sind, sobald die Franzosen desgleichen etwas vorbringen.

Links der Consularstraße dehnt sich auf der Strecke, welche wir am 5. September durchschritten, das Thal des Calore als eine ziemlich bedeutende Ebene aus, während rechts die Höhen näher an die Straße herantreten, einzelne ihrer vorgeschobenen Kuppen, sowol rechts als links der Straße, sind mit weithin sichtbaren ummanerten Städten gekrönt.

Zu diesen Städten gehört Padula, unterhalb welcher Stadt bis nach La Polla hinab das Calorethal den Namen Thal von Diano führt, nach der Stadt Diano, die links der Straße, von unten her gesehen, einen besonders imposanten Anblick gewährt. In Padula stand damals die Brigade Calbarelli. Diese Brigade des Königs von Neapel hatte vor mehreren Tagen eine Art Abkommen mit den Bewohnern von Cosenza getroffen, vermöge dessen sie sich in bestimmten Etappen nach Salerno zurückziehen sollte und sich verpflichtete, weder gegen die Nationalgarden noch gegen die Garibaldiner zu kämpfen, unterwegs aber gute Zucht und Ordnung zu halten. Hiervon war mir gesagt worden.

Als ich mich mit meinen beiden Begleitern der Brigade Milano vorauf der Höhe von Padula näherte, kam mir von dorthier ein berittener Offizier der Nationalgarde entgegen. Er theilte mir mit, was ich schon wußte, daß Calbarelli mit dem Rest seiner Brigade, einer ganz ansehnlichen Macht im Verhältniß zu unserer kleinen Streitmacht —, denn es waren noch etwa 3000 Mann, zu Padula stehe; von einer Capitulation wußte er durchaus nichts, ja er meinte, daß Calbarelli Anstalt treffe, Widerstand zu leisten. Da mir nun von einer Capitulation Calbarelli's mit Garibaldi durchaus noch nichts kund gethan war, durfte ich nicht ohne weiteres über Padula hinausmarschiren. Ich wies daher den Offizier der Nationalgarde an, zu Garibaldi zurückzureiten, der nach meiner

Rechnung nicht mehr zu weit hinter uns sein konnte, und diesem seine Mittheilungen zu machen. Ich aber machte halt, ließ auch die Truppen, sobald sie herankamen, halt machen, und nahm mit Gandini die Situation von Padula ein wenig in Augenschein, um orientirt zu sein, falls ein Angriff nothwendig werden sollte.

Während ich hierbei beschäftigt war, kam Türr heran und sagte mir, daß bereits ein Parlamentär Calbarelli's bei Garibalbi gewesen sei, und daß Garibalbi bestimmt habe, die Brigade Calbarelli solle vorläufig in Padula stehen bleiben, damit sie durch uns von Salerno abgeschnitten, desto besser dem zu Cosenza abgeschlossenen Vertrag, nicht gegen uns zu sechten, nachkommen könne. Es war also nichts mit dem Angriff, und da unterdessen auch Garibalbi gekommen war, machten wir bei Padula einen Ruhehalt von einigen Stunden. Garibalbi gab mir einen Schenkel von einem Huhn, und bald darauf kam mein Giovanni mit der erbeuteten Postkaise, auf welche er zu meiner eigenen und meiner Offiziere Erbauung auch die endlich weichgesottenen Hühner aus des Paters Kause von Fortino verladen hatte. Von der Brigademarktentenderin, die sich gleichfalls mit ihrem Karren einfand, konnte ich dann noch ein Stück Brot und einen Rum acquiriren, sodaß ich ein vortreffliches Frühstück hatte.

Von Padula marschirten wir weiter nach Sala, wo die Truppe in Olivengärten ihr Bivouak aufschlug. Sala liegt auf einer Höhenkette, $1\frac{1}{2}$ italienische Miglien lang gestreckt, der Weg, welcher von der Consularstraße zur Stadt hinaufführt, biegt nördlich der letztern von jener ab, sodaß man längs der ganzen Stadt fortziehen muß, wenn man von Süden herkommt, ehe man sie betreten kann. Sala war festlich geschmückt mit Ehrenpforten, Laubgewinden, dreifarbigem Fahnen und allem, was darum- und daranhängt, zum Empfange des Dictators, der uns bereits vorausgeeilt war. Nicht ohne Mühe fand ich in dem Trubel zu Sala ein Quartier für mich und meine Generalstabsoffiziere. Nach allem, was man in Sala vernahm, ward es nun sehr wahrscheinlich, daß wir we-

nigstens bis Neapel keinen Widerstand finden würden. Es ward bereits davon gesprochen, daß die Neapolitaner auch die Stellung von Salerno räumen wollten. Die Klagen meiner Offiziere, daß wir wol gar keinen Feind mehr ans Messer bekommen würden, nahmen wieder zu, und ich hatte viel zu trösten.

Bei Sapri waren wir, wie sich aus dem Vorhergehenden ergibt, mit etwa 15—1600 Mann gelandet. Natürlich hatte ich allen, die mich fragten, wie stark wir seien, gesagt: drei Brigaden; indem ich dabei nicht bloß die 2., die es nicht war, für voll rechnete, sondern auch die 4. mitzählte, welche noch gar nicht angekommen war. Auf Zahlenangaben ließ ich mich nicht ein. Die Kunde von den drei Brigaden lief nun mit Sturmeseile nach Salerno. Wer bescheiden rechnete, der rechnete doch nun die Brigade zu 3000 Mann, damit begnügten sich aber die wenigsten Leute; je weiter von Sapri, desto mehr ward aufgeschlagen; die Brigade zu 5000 Mann anzunehmen war erlaubt, und so hieß es denn wirklich, daß 15000 Mann bei Sapri gelandet seien. Unsere bei Sapri gelandeten Truppen wurden also von der vielzüngigen Fama verzehnfacht, und das kleine Häuflein, welches nun wirklich von Sapri vorwärts marschirte, behielt immer dieselbe Stärke — in der Phantasie der Neapolitaner; es waren immer 15000 Mann, und doch in Wahrheit kaum 1000.

Hierzu kam der Verlust oder das Ausbleiben der Brigade Calabarelli, auf deren Eintreffen bei Salerno sich die Könighchen anfangs gleichfalls Rechnung gemacht hatten.

Endlich die Unentschiedenheit am Hofe von Neapel, dann die Unruhe und Unzufriedenheit unter den Truppen im Lager von Salerno selbst, welche von Leuten geschürt wurde, die ausdrücklich zu diesem Zweck Dienst in den Fremdenregimentern genommen hatten. Von letztern werden wir späterhin noch Veranlassung haben zu reden.

Dies waren die wirklichen Gründe, welche zum Aufgeben der

Stellung von Salerno seitens der Königlich bestimmten. Ueber diese Sache ist viel gefabelt, respective gelogen worden; namentlich in den englischen Zeitungen, welche aus den versprengten Engländern der Südbarmee Eids und Rolands zu fabriziren äußerst beflissen waren. Wenn ich so späterhin nach meiner Rückkehr in die Heimat gelesen habe, wie die Engländer im Heere Garibaldi's, ein keineswegs lobenswerther Theil weder dieser Armee noch des englischen Volks, wie zur Genüge klar werden wird, die „General“ Dunne, Oberst Beard, selbst Kapitän Styles, von den englischen Blättern aller Farben verherrlicht wurden, und wie dies Zeug getreulich auch in den deutschen Zeitungen nachgedruckt wurde, so habe ich unwillkürlich mit Lächeln daran denken müssen, was wol erst die Engländer aus mir gemacht hätten, wenn ich ein Engländer war, aus mir, auf den sie wirklich stolz sein konnten.

Ein Deutscher macht in Deutschland andere Erfahrungen; namentlich habe ich in militärischen deutschen Zeitungen Artikel gelesen, in denen die Lüge über mich keine unbedeutende Rolle spielt.

Man sollte denken, die deutsche militärische Tagespresse hätte mit wohlwollender Theilnahme die praktische Thätigkeit eines Mannes verfolgen sollen, der dieser Presse seit zehn Jahren fast allein neue Gedanken geliefert hat, der so oft mit der größten Unverschämtheit und ohne seinen Namen zu nennen, abgeschrieben wird, der in den militärischen Fragen der neuesten Zeit so oft die Wahrheit vorausgesehen hat, wo noch alles im Dunkeln tappte. Aber man täuscht sich sehr. Die deutsche militärische Presse hängt bekanntlich an dem Dogma, daß ein guter Theoretiker ein schlechter Praktiker sei. Nun hat sie allerdings nicht ganz unrecht, wenn sie von ihrer Theorie spricht, sie hat aber oft genug ausgesprochen, daß ich ein schlechter Theoretiker sei, weil allerdings meine Theorie sich himmelweit von dem unterscheidet, was vor mir

so getauft worden ist. Neuerdings muß ich nun ein guter Theoretiker sein; damit jenes berühmte Dogma auf mich angewendet werden könne. Denn die „Loyalität“ fordert, daß der „Rothe“ schlecht gemacht werde. Glücklicherweise bin ich in der vortheilhaften Lage, durch einfache Erzählung der Thatfachen zeigen zu können, wie sehr Praxis und Theorie gerade bei mir sich unterstützen haben, wie sie niemals in Widerspruch gerathen sind. Dem Einsichtsvollen wird dies schon aus dem bisher Erzählten vollständig klar geworden sein, es wird selbst dem Unerfahrenen klar werden müssen, sobald wir an die Erzählung der scharfen Actionen gelangen werden. Die Zukunft wird zeigen, ob die Leute aus den Cadetten- und Invalidenhäusern Deutschland retten können, oder ob dazu andere Männer gehören.

Jeder ehrliche Mann begreift leicht, daß es nicht sowol mein persönlich beleidigtes Gefühl als der nothwendige Widerstand ist gegen die verderbenbringende Beschränkung, welche mit den Schlagwörtern Theorie und Praxis um sich wirft, ohne sie nur zu verstehen, was mich bewegt, diesen Leuten hier entgegenzutreten. So sauer es mir ankommt, mich damit zu befassen, bin ich doch dazu gezwungen. Denn diese Leute sind mächtiger in Deutschland, als man meint, und wenn dem Blödsinn nicht kräftig das Handwerk gelegt wird, bringt dieses modern ausgestaffirte 1805er Pack Deutschland binnen kurzem an den Rand des Abgrunds — — und alle dreijährigen Dienstzeiten und sonstigen Schnurren nützen absolut nichts dagegen.

Am 6. September ging der Marsch von La Sala nach Auletta; etwa vier deutsche Meilen. Am Morgen hielt Chiriosophos Türr den Offizieren der Brigade Milano noch eine Rede. Die Veranlassung dazu war folgende. Türr war am Abend des 5. ins Bibouat gekommen und behauptete, er habe keinen Offizier dort gefunden. Er trug mir daher auf, sämtliche Offiziere für die nächsten drei Tage im Lager zu consigniren, was ich denn natürlich

thun mußte. Aber allerdings war ich innerlich gar nicht damit einverstanden und sagte das auch Türr. Ich war kurz vor ihm im Lager gewesen und hatte dort die dienstthuenden Offiziere gefunden. Ich verlangte nämlich nur die Anwesenheit von drei Offizieren, einem Hauptmann und zwei Lieutenants für jedes Bataillon. Für die paar Stunden, für welche diese im Dienst sind, da sie stets regelmäßig abgelöst werden, betrachten sie sich als wirklich im Dienst, und handhaben diesen mit Lust und beständig. Das ganze Offiziercorps aber bewahrt sich durch die verhältnißmäßige Freiheit, welche man ihm läßt, die so höchst nothwendige Frische, welche im Augenblick, wo es darauf ankommt, Leben in die ganze Mannschaft bringt. Das Herumlungern der sämmtlichen Offiziere im Lager, von denen dann keiner etwas Ordentliches thut, und worauf diejenigen, die am wenigsten thun, am stolzesten sind, hat mir niemals gefallen wollen.

Die Offiziere der Brigade Milano beschwerten sich bei mir über den Befehl des Consignirtbleibens und über die Vorwürfe, die ihnen Türr in seiner Rede gemacht hatte. Ich erwiderte ihnen: sie möchten sich fügen, wie ich es so oft unter viel schwierigeren Verhältnissen für sie alle gethan habe, sie möchten dadurch beweisen, daß sie wirkliche, echte Soldaten seien, bis es ihnen vergönnt sein würde, auf dem Schlachtfelde dasselbe desto klarer zu beweisen, und ich zweifelte durchaus nicht daran, daß ihnen diese Gelegenheit werden würde. Dies ward mir denn auch feierlichst versprochen. Nur gegen einen, der mein ganzes Vertrauen und zugleich die Fähigkeit hatte, gut das Nothwendige zu sagen und das im Augenblick möglicherweise Schädliche geschickt zu verschweigen, sprach ich mich vollständig aus. Ich hatte nämlich schon bemerkt, daß Türr das System, welches auf die Neigung basirt war, die Expedition Terranova als gute Beute für die frühere sicilianische Armee in Beschlag zu nehmen, noch weiter fortsetzte. Er hatte große Lust, Offiziere aus der Brigade Eber — seiner bisherigen

„Division“ — mit Graderhöhung natürlich, in die Division Terranova einzuschieben, und deshalb mußten natürlich die Offiziere der Division Terranova nichts taugen. Ich kannte damals die Offiziere der sogenannten alten Truppen noch nicht. Bald sollte ich sie kennen lernen und dann allerdings finden, daß, den Durchschnitt genommen, kein Truppentheil bessere Offiziere hatte als die Division Terranova, im Gegentheil. Für jetzt ahnte ich den Zusammenhang nur; in das Hofstaatsystem war ich durch die Erfahrungen, die ich mit Vertani gemacht hatte, genügend eingeweiht. Ich wollte ihm keinen Vorschub leisten. Mit Brüskerie war aber in der Sache nichts auszurichten. Wie wollte ich, der bisher vier- oder fünfmal mit Garibaldi gesprochen, bei Garibaldi gegen Türr aufkommen, wenn es diesem einfiel, dem Dictator Einflüsterungen zu machen? Hier war nur durch thatsächlichen Beweis zu helfen. Meine Offiziere mußten zeigen, daß sie Männer seien, die ihre Stellen verdienten; und das haben sie zum größten Theil redlich gethan. Auf diese Weise wurden in der Luft schwebende Plänchen gründlich und am besten vereitelt.

Auf dem Marsche nach Sala waren mir drei Franzosen aufgefallen, welche sich neuerdings unserer Expedition angeschlossen hatten. Der eine war ein Doctor medicinae, den ich zum ersten mal bei der Einschiffung zu Paola gesehen hatte. Seinen Namen habe ich entweder vergessen oder nie gehört; vielleicht aber war er ein berühmter Schriftsteller, welcher Frankreich über den Zug Garibaldi's aufgeklärt hat. Damit dieses gebührend festgestellt werden könne, will ich das Signalement des Doctors geben, soweit es mir noch rememberlich ist. Er trug als echter Garibaldiner eine rothe Bluse, welche — was allerdings nicht garibaldinisch, sondern mehr französisch war — auf allen Nähten und an verschiedenen andern Punkten Goldstickereien hatte. Eine Mütze derselben Art und Ausschmückung bedeckte einen mäßigen Theil des kahlen, mit großer Gewissenhaftigkeit geschorenen Kopfes. Alle Gesichtstheile, auch diejenigen, welche nach den Erfordernissen der Natur mehr oder

minder vorspringend sein sollen, waren abgeplattet. Als ich den Juavendoctor zum ersten mal auf dem Indipendente sah, hielt er gerade einen Vortrag über die Barunkeln und wie dieselben durch Seebäder aus Tageslicht gelockt zu werden pflegten. Jedenfalls verstand der Mann sein Fach und ich habe auch gehört, daß er später als würdiges Glied der tapfern französischen Nation gute Dienste auf dem Schlachtfelde geleistet hat. Jetzt spazierte er rüstig auf der Consularstraße einher. Die andern waren zwei junge Leute zwischen 17 und 20 Jahren aus guter Familie, welche ich auf Garibaldi's Wunsch in die mailänder Bersaglieri einreichte, und welche sich in diesem grünen Corps durch ihre rothen Blusen markirten, bis ein Moment kam, an dem es möglich war, auch sie in die Uniform ihres Corps zu stecken.

Auf dem Marsche vom 6. September schloß sich mir auch ein Gamin von 13 Jahren etwa an, welcher stets neben den Pferden vor mir, Catenacci und Commendù hertrabte, sie hielt, wenn wir abstiegen, sie besorgte und füttern ließ, wo es nöthig ward. Anfangs fiel mir die Sache nicht besonders auf, doch als am Abend der Junge immer noch vorhanden war, fragte ich ihn doch, ob er jetzt nicht nach Hause umkehren wolle. Da bat er mich, ich möge ihn doch mitnehmen; er habe weder Vater noch Mutter und wisse nicht, was in der Welt thun, das Schweinehüten sei seine Passion nicht; ein Stück Brod oder Käse werde ich ja wol für ihn aufstreuen und er wüßte mir treu dienen, weil ich ihm gefiele. So erhielt denn der kleine Agostino die Erlaubniß mitzutragen und ward, sobald es sich thun ließ, Giovanni's Obhut anvertraut.

Bei Atena machte ich an diesem Tage den Mittagshalt. Atena selbst liegt auf der Höhe rechts der Straße, und man hat etwa noch eine halbe deutsche Meile dort hinaufzusteigen. Wir rasteten bei einer Taverne unmittelbar an der Straße, wo für Lebensmittel gesorgt war. Mich mit den Offizieren des Stabes nahm ein alter Jägermann in sein nahe belegenes Haus mit, wo er uns eine Col-

lation bereitet hatte. Hier kamen auch die Frauen der Familie zum Vorschein und nahmen am Gespräche theil. Die Familie hatte trotz aller ihrer Bescheidenheit Neapel mehrere Märtyrer geliefert, welche von den Bourbonen hingsgeschlachtet waren. Der Mann und die Frauen erzählten davon mit einer fast nordischen Einfachheit und wir mußten von unserer Armee und von fernen Ländern erzählen. Viele Leute aus Atena und der Umgegend liefen bei der Laverne zusammen, an welcher unsere Truppen rasteten, und es waren auch einige schöne Weiber darunter, besonders eins, welches die Blicke unserer Soldaten fast ausschließlich fesselte.

Als die Truppen wieder in Marsch gesetzt wurden, ging ich mit Catenacci und Commendù sowie dem kleinen Agostino voraus. Dieser kaufte aus dem Vorrathsgeld, welches ich ihm gegeben, in jeder Ortschaft, die wir passirten, vortreffliche Birnen und Pflirschen ein, welche in unsern Pistolenholstern versorgt wurden, soweit wir sie nicht sogleich anders versorgten. Wir überschritten die mächtige Stufenbrücke von Campistrano und stiegen in das Tanagrothäl hinab. Unterwegs gesellte sich auch noch der Doctor Gemelli zu uns, der uns auf seinem capriciösen Maulthiere eingeholt hatte. Das Vieh machte so possirliche Sprünge, daß wir alle lachen mußten, wir mochten wollen oder nicht. Ueberall fanden wir in den Dörfern Ehrenpforten, wenn auch in den bescheidensten Verhältnissen. Jedenfalls waren die Bewohner dieser Gegenden von ihren bourbonistischen Herren auf diesen Dienstzweig gut eingeschult. Je weiter wir aber an der Consularstraße abwärts kamen, desto seltener, desto weniger lebhaft, desto dumpfer konnte man sagen, ward das Evviva Garibaldi! und man bemerkte in den Gruppen öfter Gesichter mit zusammengekniffenen Lippen und verdächtigen Blicken, welche genügend zeigten, daß wir ihnen nicht willkommen seien und sie bei erster Gelegenheit sith jetzt wenigstens noch ganz gern gegen uns im Felde — wenn auch nur im sichern Busch- oder Waldversteck stehen würden.

Von La Polla abwärts finden sich an der Consularstraße viele Punkte, an denen einige hundert entschlossener Leute ein ganzes Armeecorps stundenlang aufhalten und ihm erheblichen Schaden zufügen konnten. Dabei, ich muß es gestehen, ward es mir doch immer wunderbarer, daß von dem neapolitanischen Heere auch nicht das Mindeste gethan war, um diese Punkte auszunutzen. Weiß Gott! ich bin kein Verehrer von schönen Positionen. Aber unter den obwaltenden Umständen hätte denn doch wol beizeiten eine mäßige Avantgarde von Salerno her vorgeschoben werden sollen, welche wenigstens sah, was eigentlich vorging, uns aufhielt, uns zum Zeigen unserer wirklichen Kraft zwang, hier und da gewiß einen theilweisen Vortheil errang, und dadurch auch wieder Muth und Leben in die noch übrige neapolitanische Armee trug, welche, wie unnütz immer versplittert und trotz des Abgangs, der durch die Auflösung der Brigaden Melendez und Briganti, der Division Ohio und des Ausbleibens Calbarelli's entstanden war, doch immer noch 100000 Mann dienstfähiger Leute mindestens unter den Waffen hatte.

Als wir bei der Taberne von Pertosa vorbeirrten, wurden wir von einem der vorausgesendeten Commissare angerufen und erhielten hier bei einem erquickenden Trunk die erste Kunde, daß die Königl. auch die Stellung von Salerno und La Cava geräumt hätten, und daß man von der Abreise Franz' II. von Neapel spreche. Wir ritten nun frisch nach Auletta hinab, wo ich das Divoual für die Truppen im Grunde an einem kleinen Zufluß des Tanagro anwies. Bald rückte die Brigade ein, richtete sich ein und machte mit den bereits aufgespeicherten Lebensmitteln die Küche. Thür, den ich bei Auletta wiedergefunden hatte, ging noch am Abend nach Salerno voraus, um Garibaldi zu folgen.

Infolge der Nachrichten über die Räumung der Stellung von Salerno ward beschlossen, daß wir am 7. September bis Eboli marschiren wollten. Es war ein starker Marsch von gut fünf deutschen

Meilen und ich befahl daher, daß schon um 2 Uhr morgens am 7. September aufgebrochen werden sollte. Als alles dies abgemacht war, brachte mir Catenacci mein Quartierbillet und ich ging mit ihm in die Stadt, um das Quartier und ein paar Stunden Ruhe zu suchen. Für mich und Catenacci hatte ich Logis bei Herrn Isoldi; in einem Nebenhause waren Commendù, Giovanni, Agostino, Angelo und die Pferde untergebracht. Die niedere Stadt von Auletta, der Wohnplatz der Armen trug noch alle, aber auch alle Spuren des Erdbebens, welches sie Ende 1857 verwüstet hatte. Nichts war hier wieder aufgebaut, die Leute lebten in dürftigen Hütten aus Holz und Erbe. Die hochgelegenen Wohnungen der Begüterten hatten nicht so gelitten als die Niederstadt; doch bemerkte man auch hier Risse in den Häusern, eingestürzte Thürme, daneben denn viele neue Anstriche. Das alte castellartige Haus meines Wirthes Don Isoldi, eines sehr begüterten Junggesellen „in den besten Jahren“, hatte wenig gelitten. Er empfing uns freundlich und bat mich, nur alles zu befehlen, was ich haben wolle. Alles was ich befehle, würde auch zu finden sein; wenn ich aber nicht commandire, bekomme ich in seiner Junggesellenwirthschaft gar nichts. Dies ließ ich mir denn auch nicht zweimal sagen und befand mich wohl dabei. Nach einem tüchtigen Abendessen und einigen Gesprächen begaben wir uns zu Bett, da ich um 1 Uhr geweckt werden sollte. Indessen war richtig die Zeit verschlafen und das letzte Bataillon marschirte eben ab, als ich ins Bivouak hinabkam. Dann mußte ich noch auf Giovanni warten, der mit seiner Postcarrete absolut nicht erscheinen wollte. Da von Auletta auch eine große Straße nach Potenza abführt, fürchtete ich, der Schlingel sei mit unserer Bagage auf diese gerathen. Indessen endlich kam er heran, und es ergab sich aus verschiedenen Andeutungen, daß er sich über Privatgeschäften verspätet habe.

Bald holten wir die Spitze der Brigade ein; den ersten kurzen Halt ließ ich bei der Taverne dell' Armi machen, wo ich zum

Morgens um halb zehn einen Schluck sauren Weins und ein Stück Brot nahm, da ich auf den Kaffee in Don Isoldi's Haus nicht hatte warten wollen. Der Haupthalt wurde bei der Laverne in der Gegend von Galdo und Terranova genommen, wo auch Lebensmittel (Käse, Brot und Wein) an die Truppen vertheilt werden konnten. Ein dritter halbstündiger Halt ward dann noch Nachmittags auf dem ganz vulkanischen Terrain an der Aqua del Merdaro, unfern dem schönen Wald von Persano, gemacht. Das Land sah hier ganz und gar wie zu Asche gebrannt aus. In der weiten Ebene aber hätte die neapolitanische Cavalerie, ordentlich geführt, uns tüchtig zusetzen können; wir überschritten darauf die steinerne Brücke des Sele und rüdten in einer Tour nach Eboli. Unterwegs hatte mich auch Piancentini eingeholt, den ich vorigen Tags auf der Consularstraße zurückgeschickt hatte, um zu sehen, wo unsere andern Brigaden jetzt steckten. Die 2., Parma, hatte er bei Padula gefunden, und auf dem Rückwege hatte er heute ein Bataillon der 4., Bologna, welches Gott weiß wie vorausgekommen war, unter Major Bossi schon bei Auletta gefunden.

In Eboli wies ich den Truppen das Bivouac in einer schönen, schattigen Kastanienallee am Wege nach Salerno an. Ich traf hier auch Pigozzi wieder, welcher behauptete, daß ein Bataillon von der 4. Brigade noch diese Nacht in Eboli eintreffen müsse. Nach meinen Nachrichten von Piancentini wußte ich schon, daß dieses absolut unmöglich sei; aber wenigstens stand jetzt der halbigen Vereinigung der ganzen Truppe nichts mehr im Wege; die letzten Truppen der Division Terranova waren höchstens noch drei schwache Tagemärsche hinter der Spitze und konnten mit einiger Anstrengung aus den dreien zwei machen.

Ich erhielt mit meiner ganzen Familie mein Quartier im ersten Hause der Stadt, bei einem alten Herrn Genovesi, der zwar lahm und von der Gicht geplagt, doch geistig munter war wie ein junger. Ich verbanfte ihm noch einen besondern

Genuß. Starcker Schnupfer hatte ich mich doch seit Milazzo mit einer mir durchaus nicht zusagenden Sorte, dem staubförmigen, gelben Tabacco monacale behelfen müssen. Herr Genovesi füllte mir nun meine beiden Dosen, die silberne, ein Geschenk des Obersten Ziegler, ein Andenken an die Schweiz, und die von Schildkrot, welche mir Francesco Bandiera zum Andenken an Milazzo verehrt hatte, mit einem guten Pariser, wie ich ihn gewohnt war. Ueberhaupt wurde für alle unsere Bequemlichkeiten aufs schönste gesorgt; der alte Kammerdiener kam sogar sogleich, um mir den Platz zu zeigen „per fare il grand 'atto“. Ich hörte diesen Ausdruck, von dem sich nachher zeigte, daß er in diesen Gegenden ganz gewöhnlich ist, hier zum ersten male und mußte herzlich darüber lachen, als ich den Ort gesehen und die Bedeutung der Sache erkannt hatte. Uebrigens heimelte mich dieser Ort sehr an; es war ein Sitz nach unserer Mode, nicht ein Sellaß, in welchem ein halb Duzend Amphoren aus Porzellan zu gefälliger gesellschaftlicher Niederlassung bereit stehen, wie ich es zuerst zu Palermo, dann später zu Monteleone bei Adamo Bruno und noch mehreremal, wo nicht die freie Natur angesprochen werden mußte, gefunden hatte und nun fast überall weiter finden sollte.

Viel Zeit, uns voll und ganz der Bequemlichkeit des Hauses hinzugeben, blieb uns nicht eben. Litr hatte eine Aufforderung gesendet, so rasch als möglich nach Neapel zu marschiren, wenn nicht anders mit Zuhülfenahme von Wagen, damit Garibaldi, der schon heute in Neapel eingezogen war, dort wenigstens nicht ganz allein sei. Eine Abtheilung Guiden Garibaldi's, es mochten etwa 40 Pferde sein, waren uns nahe der Selebrücke schon vorübergezogen und über Eboli weiter hinaus marschirt. Aber in der That war es gut, wenn auch wir so schnell als möglich vorgingen, und ich rechnete darauf, mit den Guiden zugleich in Neapel einzutreffen, wie es denn sich auch wirklich erfüllte. Um irgendetwas Genaueres bestimmen zu können, mußte ich zuvor mit dem Syndikus

Rücksprache nehmen, und ließ ihn deshalb zu mir bescheiden. Der Synbikus, ein guter Bekannter des Hauses, kam als wir eben bei der Abendtafel saßen, und von ihm erfuhr ich, daß bereits zwei Offiziere bei ihm gewesen seien, um 50 Wagen zu requiriren. Es ergab sich, daß diese Offiziere Gandini und Pigozzi, den ich nach der Schilderung sogleich an seinem großen Federhut erkannte, gewesen waren. Sie hatten sich wichtig machen wollen. Ich sagte nun dem Synbikus, er solle diese Sache als nicht vorhanden betrachten und wir wollten das, was wirklich zu thun sei und gethan werden könne, sogleich in Ordnung bringen.

Nach 10 Minuten war dies geschehen. Darauf bestimmte ich: daß die drei Wagen, welche mir der Synbikus von Eboli gut bespannt stellen konnte, um 1 Uhr morgens am 8. September am Vibouatplatz der Truppen sein sollten, um dort die schwersten Fußkranken aufzunehmen. Im Nothfall konnten diese drei Wagen 40 Mann aufnehmen. Ferner sollte um 12 Uhr um Mitternacht ein Detachement der Nationalgarde von Eboli in der Richtung auf Salerno aus der Stadt rücken, alle Karren, Wagen, Fuhrwerke irgendeiner Art, die irgendetwas zur Stadt brachten oder sonstwie am Wege gefunden würden, den unterdessen in Bewegung gesetzten Truppen entgegensenden, damit sie nach und nach womöglich die ganze Brigade aufnehmen könnten.

Piancentini mußte auf dem noch gedeckten Tisch sogleich die Befehle schreiben, zuerst für das Detachement der Nationalgarde, dann für Gandini in Beziehung auf die Stunde des Aufbruchs und die Art des Transports, endlich einen höchst nöthigen Tagesbefehl für die ganze Truppe, der ihr vor dem Aufbruche bataillonsweise vorgelesen werden sollte.

Wie man sich denken kann, war der Zustand der Brigade Milano kein außerordentlich glänzender. Der Marsch über Vibonate hatte das ohnehin nicht tüchtige Schuhwerk gründlich ruiniert, die folgenden Märsche waren auch nicht klein gewesen und hatten wenig

Zeit zu besonderer Sorge für die Truppen gelassen. Die Nahrung, wie viel geschehen war, uns sie ziemlich regelmäßig zu beschaffen, ließ stets manches zu wünschen übrig. Dies waren die Gründe, welche mich zu dem besondern Tagesbefehl bestimmten. Ich hob darin die Ehre hervor, welche uns dadurch geschähe, daß wir für jetzt die Leibgarde Garibaldi's bilden sollten; jeder einzelne werde sich anstrengen und alle seine Kräfte zusammennehmen, um so rasch als möglich nach Neapel, zunächst nach Salerno zu kommen, von wo uns die Eisenbahn weiter schaffen werde. Ich appellirte endlich an das Ehrgefühl der Leute; jeder Gesunde werde, sagte ich, stets den Kranken behülflich sein, zuerst auf die entgegenkommenden Fuhrwerke zu gelangen, und werde es sich zur Ehre anrechnen, zuletzt auf eins der verfügbaren Fuhrwerke gestiegen zu sein. Dieser Tagesbefehl hatte eine ganz gute Wirkung. Bekanntlich geschieht nie alles, was in einem solchen Befehl vorausgesetzt wird. Im vorliegenden Falle geschah so viel, als nur irgend vorausgesetzt werden konnte.

Die Befehle waren binnen einer halben Stunde ausgefertigt und eine Viertelstunde darauf den Betreffenden mitgetheilt.

Schon vorher, als eben die Pasta aufgetragen war, hatte ich eine amüsante Scene veranlaßt. Ich fragte nach Angelo. Dieser befand sich mit Giovanni in der Küche. Ich ließ Angelo rufen und stellte ihn unserm alten Herrn Wirth als ein Frauenzimmer vor. Darauf großer Rumor. Mehrere Damen, darunter die Frau eines der Söhne des alten Herrn, kamen herbei. Diese letztere Dame wollte an Angelo's wahre Qualität nicht recht glauben. Ich bemerkte darauf, sie könne sich leicht davon überzeugen. Und hol' mich der Teufel! sie that es und zwar gerade auf die Weise, in welcher ich es verstanden hatte, obwol mit aller Sittsamkeit. Darauf ging es an ein Abküssen und Herzen; Angelo, der sich nach seinen letzten Aventuren der herzlichen Begrüßung dieser anständigen Damen etwas schämte, ward ein

wenig weich. Catenacci trieb sich bei den Frauenzimmern umher, während Piancentini Befehle schmieren mußte.

Als alles in Ordnung gebracht und dann noch ein halb Stündchen geplaudert worden war, suchte ich mein Lager auf und schlief vortrefflich ein paar Stunden.

XIII.

Von Eboli nach Neapel.

Bald nach Mitternacht weckte mich und die Meinen der alte Kammerdiener; eine vortreffliche Tasse Kaffee stärkte uns und dann saßen wir auf, um der Colonne voranzueilen. Piancentini hatte Befehl in Eboli zu bleiben, um hier die nachkommenden Brigaden in Empfang zu nehmen und dafür zu sorgen, daß sie möglichst gesammelt in Neapel einrücken konnten.

Schnell war ich mit meinen Begleitern auf der Straße nach Salerno, welche von vielen Tabernen und einzelnen Häusern zu beiden Seiten eingefast ist. Dicht vor der Stadt mußten wir ein ziemlich breites teichartiges Gewässer überschreiten, dann ging's unter dem Monte San-Giovanni hinweg; schon begegneten uns einzelne von der Nationalgarde requirirte Wagen. Bei einer Taberne in der Nähe des Vicentinoflügchens machten wir halt und tranken noch eine Tasse Kaffee, die inclusive Rum nur 10 Centimes kostete. Commendù sprach die Absicht aus, sich wegen des guten und billigen Kaffees hier häuslich niederlassen zu wollen. Als die ersten Karren passirten, saßen wir wieder auf, und Catenacci mußte voraufreiten, um die ersten Wagen vor Salerno anzuhalten, damit wir in Ordnung einrücken könnten. Er hielt sie unfern dem Torrione an, sendete jeden Karren je mit einem Mann Wache zurück und etablirte sogleich eine Wache an der Brücke

über ein kleines Flößchen, sodaß kein Mann ohne besondere Erlaubniß nach Salerno hineinspazieren konnte. Gegen 7 Uhr morgens war auch ich mit Commendù beim Torrione; die Wagen kamen nun allmählich in immer dichtern Massen; manche wurden dreimal zurückgeschickt, freilich kürzte sich ihr Weg bis zur Truppe immermehr ab, da diese unterdessen weiter vorrückte.

Von unserm Lagerplatz sahen wir einmal wieder das schöne Meer, ein Anblick, der uns seit Capri nicht geworden war. Den erstangekommenen Leuten erlaubte ich, sich auf dem Plage nach Belieben zu lagern oder umherzutreiben, bis die letzten Wagen herankämen und Sammlung geschlagen würde. Viele machten davon auch insofern Gebrauch, als sie an dem seichten Strande badeten, was wahrlich nicht besonders überflüssig war; alle wuschen wenigstens die Füße.

Als auch Gandini herangekommen, etwa um 9 Uhr morgens, befahl ich ihm die Truppe zu sammeln und sie dann in die Stadt zu führen. Wir hatten nun schon $3\frac{1}{2}$ deutsche Meilen, also einen tüchtigen Tagemarsch hinter uns, bis Salerno aber noch eine Viertelmeile zu marschiren. Wir mußten heut noch nach Neapel, aber jetzt trug uns die Eisenbahn weiter.

Salerno, wenigstens längs dem Strande, so ziemlich der einzige Stadttheil, welchen ich in der Nähe gesehen, ist ein höchst freundlicher Ort. Ich wurde mit meinen beiden Begleitern, Catenacci und Commendù, mit Jubel in der Stadt empfangen, die kaum seit 24 Stunden ihrer Befreiung froh war. Zu Duzenden kamen uns in Reih und Glied die Gamins von Salerno entgegen. Ganze Bäume hatten sie ausgerissen, um uns damit zu begrüßen, wobei die Euvivas aller Art kein Ende nehmen wollten, und je weiter wir uns der Stadt näherten, wo zusammenhängende Häuserreihen beginnen, desto toller wurde es.

In einem schattigen Baumgang bei einer Art Pavillon fand ich die Bande eines ganzen neapolitanischen Regiments, 40—50 Mann. „Was thut ihr hier?“ fragte ich sie. „Wir wollen Ihre

Truppen begrüßen!“ ward mir erwidert. „Das ist schön von euch“, sagte ich ihnen, „aber wißt, meine Truppen sind müde, in ein paar Märschen sind wir durchs ganze Principat gezogen, heut kommen wir schon von Eboli und von Schuhen ist nicht viel die Rede. Wenn ihr jetzt sogleich an den Lagerplatz hinausmarschirt und meine Leute mit einigen lustigen Märschen hineinbegleitet, so werden sie wieder ganz munter werden.“

Auf diese Rede ließen die Musikanten mich hoch leben, der Kapellmeister ordnete die Seinen und marschirte sogleich mit ihnen ab.

Nun ritt ich weiter in die Stadt. Hier an der Marine in der Nähe der Intendanz waren bereits Lebensmittel für die Truppen aufgespeichert; hier konnten sie also einen Ruhehalt machen. Für sämtliche Offiziere war ein Frühstück in der Intendanz selbst bereit.

Ueber diese Dinge orientirt, ritt ich der Brigade wieder entgegen und ganz stolz kam sie mit der großen Musikbande an der Spitze dahermarschirt, gerade, als ob sie nie über Mangel an Sohlen oder auch an Schuhen überhaupt geklagt hätte. Die Nationalgarde trat ins Gewehr und verspernte uns fast den Zugang zu dem Lagerplatz; alle Balcone füllten sich mit Schönen, die Straßen wimmelten von Männern und Knaben, dreifarbige Fahnen flatterten von allen Häusern und Eobivas donnerten von allen Seiten. Kurz Salerno war im Festschmuck.

Als für die Leute gesorgt war, begaben sich die Offiziere in die Intendanz; die meisten nahmen noch eine nicht überflüssige Wäsche in den Nebenzimmern vor, ehe sie sich in die großen Speisesäle begaben, wo uns eine wahrhaft splendide Mahlzeit, gewürzt durch die Beigabe der feinsten Weine aufgetragen ward.

Die Eisenbahnstation von Salerno befindet sich bei Vietri, eine starke Viertelmeile westwärts der Stadt; aber Pferde konnten auch bei Vietri nicht eingenommen werden, sondern erst bei La Cava; dorthin marschirten die Guiden ab, welche auf unserm Marsche

nach Eboli bei uns vorbeigezogen waren. Unsere Pferde mitzunehmen, hielt ich nicht für der Rede werth; im Felde waren sie doch auf keinen Fall zu gebrauchen und ich rechnete darauf, daß wir in Neapel nicht blos gute Pferde genug, sondern auch mehrere Tage Ruhe finden würden, um uns in jeder Beziehung ordentlich auf die Beine zu bringen. Ich consignirte daher unsere von Casalmuovo requirirten Postgäule bei dem Synbifus von Salerno, mit dem Auftrag, an die Post zu Casalmuovo behufs Verfügung über sie Mittheilung zu machen.

Da die Einschiffung an der Station Vietri nicht vor 3 Uhr nachmittags stattfinden konnte, so hatten Offiziere und Leute, nachdem sie sich mit Speise und Trank erquickt, noch ein Stündchen Zeit. Unsere Soldaten tanzten beim Klange der munteren Musik lustige Tänze in der Nähe der Intendanz und trieben allerlei Unsinn zum großen Ergötzen der Bevölkerung von Salerno. Die Offiziere schlenderten theilweise in der Stadt umher. Ein paar Offiziere hatten in einem lustigen Hause einen Besuch gemacht und machten mir nachher davon eine höchst possirliche Schilderung. In einem offenen Hausflur saß eine Alte und das active jüngere Glied, welches eben nur daheim war. Es schien als machten sich diese gar nichts daraus, wenn das Geschäft eben in dem offenen Hausgang abgethan würde. Auf den Protest der Besucher aber wurden sie eine Hühnerstiege hinauf in eine Dachkammer geführt, wo rings um eins der breiten neapolitanischen Betten Feigen und Liebesäpfel in Masse an Schnüren aufgezogen hingen; auch an verschiedenen Heiligenbildern fehlte es nicht. Trotz aller Zusprache von seiten des Frauenzimmers hatten es doch die Besucher nicht über sich gewinnen können, in diesem Raume fröhlich zu sein, und hatten sich, nachdem sie ein Glas Wein getrunken und mit einigen Franken abgelöst, wieder gedrückt.

Als wir nach 2 Uhr an den Bahnhof von Vietri marschirten, fing es, während bis dahin sehr schönes Wetter gewesen war, plötzlich an zu regnen und der Regen war eben kein angenehmer. Als

wir dann bei Vietri ankamen, zeigte es sich, daß wir noch lange warten mußten, da noch immer die nöthige Zahl der Wagen nicht von Neapel angekommen war. Dazu gesellte sich noch ein anderer Uebelstand. Von Vietri bis nach Nocera war die Bahn in einem solchen Zustande, daß höchstens 300 Mann mit einem und demselben Zuge transportirt werden konnten. Einschließlich der Munitionsvorräthe und anderer Bagage brauchten wir demnach vier Züge; so viele Wagen, daß diese in kurzen Abständen hintereinander abgehen konnten, konnten aber gar nicht bei Vietri vereinigt werden; vielmehr mußten immer erst neue Wagen von Nocera ankommen, um einen neuen Zug zu bilden. So hatten wir also die schöne Aussicht, nicht am hellen Nachmittag, sondern vielmehr in dunkler Nacht in Neapel anzukommen. In Nocera sollten die vier Züge zusammengehängt werden, um dann vereint nach Neapel zu gehen.

Es ward etwa 5 Uhr, ehe der erste Zug von Vietri nach Nocera abgehen konnte; da ich sah, daß meine Anwesenheit höchst nothwendig sei, um ein wenig bei den obwaltenden Umständen und der Unbehülfslichkeit, wie es schien selbst der Widerwilligkeit des Bahnpersonals die Ordnung aufrecht zu erhalten, so behielt ich mir vor, erst mit dem letzten Bahnzug abzugehen. Dieser kam etwa um 8 Uhr abends in Bewegung. Ueber dem langen Warten und dem feinen Regen hatte ich wieder Appetit bekommen und stillte ihn in einer nahen Kneipe mit einem sauern Sering und einem Schoppen Wein.

Nachdem ich endlich mit dem letzten Zuge in Bewegung gekommen war, gab es noch einen langen Aufenthalt bei Nocera, nicht allein veranlaßt durch das Zusammenkoppeln der Züge, sondern auch dadurch, daß die Bewohner von Nocera ein großartiges Abendessen angerichtet hatten. Die meisten Offiziere verließen die Waggonn, um an diesem theilzunehmen. Ich, für den dieser Tag bei den verschiedenartigen Geschäften zu den anstrengendsten gehörte, hatte mehr Ruhe als Speise nöthig, insbesondere da ich

voraus sah, daß es in Neapel wiederum alle Hände voll zu thun geben würde. Ich bereitete mir daher mittels meines Tabarro, den ich glücklicherweise beim Anfang des Regens selbst mitgenommen und nicht Giovanni überlassen hatte, ein Lager auf dem Boden des Waggons. Giovanni hatte ich bei Vietri schon vermisst und wußte nicht, wo er steckte, rechnete aber sicher darauf ihn in Neapel irgendwo zu finden.

Endlich, es mußte fast Mitternacht sein, setzte sich der Zug von Nocera in Bewegung. Aus unsern Wagen hatten wir das imposante Schauspiel des dunkelglühenden Hauptkraters des Vesuv; die Glut der großen Cyklopenesse ward noch gehoben durch das tiefe Dunkel der Regennacht. Am 9. September, morgens um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr, langte der Zug am Bahnhofe von Neapel an.

Die Leute stiegen aus und wurden geordnet. Einige Offiziere der Nationalgarde der Hauptstadt empfingen mich und zeigten mir an, daß sie den Auftrag hätten, uns nach dem Fort Pizzo Falcone zu geleiten, wo für unsere Mannschaft die Quartiere zubereitet seien. Für die höhern Offiziere würden wir dort auch die Quartierbillets, vorläufig in Gasthöfen vorfinden. Wichtig fand sich auch Giovanni am Bahnhof. Er war mit den Guiden Garibaldi's nach La Cava gerathen und hatte sich dort eingeschifft. Die Dage hatte er einstweilen den Guiden überlassen und wollte sie nach dem Hellwerden sogleich in mein Quartier schaffen.

Sobald sie geordnet waren, zogen also die ersten Garibaldiner in die ruhende, schweigende, dunkle Stadt ein; die Strada nuova della Marinella entlang, beim Castel nuovo und beim königlichen Palast vorbei, dann durch enge winkelige Gassen nach dem Fort Pizzo Falcone, welches hoch oben gewissermaßen die Reserve des halbinselförmig ins Meer vorgeschobenen Castel del Ovo bildet.

Unterwegs wurden wir mehreremal von Posten der Nationalgarde angerufen. Ich hätte ihnen nur meine Parole geben können, konnte doch aber nicht darauf rechnen, daß diese zufällig mit derjenigen der Nationalgarde von Neapel stimmte. Die Offi-

ziere daher, welche mich am Bahnhofe empfangen hatten, mußten zu den Wachtposten gehen, um unsern freien Durchpaß zu erzielen, am ersten Posten, um mir die Parole der Nationalgarde zu bringen, wobei es sich denn herausstellte, daß letztere gar keine Parole hatte.

Am Bahnhofe hatte sich auch ein junger Mann im schwarzen niedrigen Hut, rothem Hemd, den Dolch im Gewande, unverkennbar ein Neapolitaner angeschlossen, welcher mir in überschwenglichen Worten versicherte, daß es jetzt seine Lebensaufgabe sei, mir überall hin zu folgen, mich wie einen Vater auf den Händen zu tragen, mir das Leben bequem zu machen u. s. w. Indessen schon vom nächsten Tage ab habe ich den Jüngling nicht mehr gesehen.

Als wir in Pizzo Falcone ankamen, war dort für alles herrlich gesorgt, nämlich für gar nichts auf deutsch. Nicht einmal Licht war da und ich mußte erst einige Duzend Talglümmel aus einem benachbarten Laden, dessen Besitzer herausgeklopft wurde, holen lassen, damit man wenigstens in den Gängen und Wohnstuben sehen konnte.

Dazu befanden sich noch einige hundert neapolitanische Soldaten mit Wehr und Waffen und einige Duzend Soldatenfamilien im Fort, von denen wir durchaus nicht wußten, wie wir mit ihnen ständen. Nachdem mit großer Noth und Mühe geeignete Unterkunftsräume für die Brigade Milano ermittelt, für die Beleuchtung gesorgt war, die Nationalgarde, welche für diese Nacht noch den Wachtdienst im Fort versehen sollte, ihre Instruction erhalten hatte, die königlichen Soldaten angewiesen waren, sich ruhig in ihren Böchern zu verhalten, begab ich mich nach dem Hotel Crocelle, wo mir ein prächtiges Quartier für mich und meine ganze Begleitung angewiesen war.

Aber ich für meine Person hatte hier keine Ruhe; nachdem ich eine Tasse Kaffee genossen hatte, eilte ich wieder ins Fort Pizzo Falcone zurück. Wer konnte wissen, was in der Nacht vorkam. Die Stadt, namentlich die Forts wimmelten noch von königlichen

Soldaten, die zwar die italienische Fahne aufgezogen hatten, mit denen doch aber ein Abkommen im eigentlichen Sinne des Wortes nicht geschlossen worden war. Die letzten königlichen Soldaten, welche gegen Caserta hin abgezogen waren, wo befanden sie sich? Niemand wußte es. Konnten sie nicht in der Nacht zurückkommen und uns überfallen. Ich wollte mich unter diesen Umständen auf nichts und auf niemand als mich selbst verlassen. Ich erinnere ausdrücklich daran, daß erst am 6. abends der König Franz seine Hauptstadt geräumt hatte und daß es jetzt am 9. September morgens war.

Die Nationalgarde räumte mir in Pizzo Falcone die Offizierswachstube ein, wo ich übrigens noch mehrere Gäste erhielt. Ich machte mir ein Lager auf zwei Stühlen und entschlief bald selig; meine silberne Tabaksdose und meine Brille hatte ich nebenan auf einen Stuhl gelegt. Als ich am Morgen etwa um 6 Uhr erwachte, war beides verschwunden. Die Brille fand sich beim Nachsuchen unter einem entfernten Tisch; die Dose kehrte nimmer wieder. Sie war gestohlen, wie der Fundort der Brille deutlich bewies, auch erinnerte ich mich im halben Schlaf einen Menschen bemerkt zu haben, der sich bei meinem Lager zu thun machte. Der Verlust war mir ärgerlich, weil die Dose, wie schon früher erwähnt, ein Andenken war.

Als ich mich darin ergeben hatte, nahm ich eine Inspection des Fort vor. Unter anderm fand ich darin auch noch eine Anzahl Canarienvögel, Sträflinge in canariensarbener Kleidung. Es war eine heillose Wirthschaft. Meine nächste Sorge war nun, den Leuten etwas zu essen zu schaffen, und es ward mir versprochen, daß binnen einer Stunde — will sagen etwa um 7 Uhr morgens — Fleisch, Brot, Pasta und Wein bereit sein sollten. Für diesen ganzen Dienst war man in der großen, unruhigen, aufgeregten Stadt, deren Verhältnisse unsere Commissare nicht kannten und in der sie ohne Kenntniß wenig ausrichten konnten, weil wir wieder einmal fast abgebrannt waren, in welcher außerdem auch noch ein

organisirter Intendanz- und Platzdienst bestand, — auf die Intendanturbeamten des Königs von Neapel angewiesen. An deren gutem Willen hatte ich alle Ursache zu zweifeln. Denn trotz alles Erbivasschreiens glaubten diese Banditen doch noch nicht recht daran, daß Garibaldi sicher Herr von Neapel sei. Außerdem war es auch noch ein Sonntag und ich erinnerte mich ganz wohl, daß als ich einmal Catenacci zum Commandanten von Milazzo in einer wichtigen Angelegenheit gesendet hatte, Catenacci sein Geschäft nicht abmachen konnte, weil der Commandant eben in die Messe gehen mußte.

Ich war aber noch mit meinen verschiedenen Aufträgen beschäftigt, als Türr ankam. Sein erstes Wort war: „Um Mittag müssen wir marschiren!“

Dies hing so zusammen. Im Principato ulteriore war die Reaction in aller Blüte. Von den Pfaffen aufgehetzt hatte dort reactionäres Gesindel sich gegen die liberale Bewegung erhoben, schändliche Greuelthaten waren verübt worden, die Liberalen waren zum großen Theil geflüchtet. Hauptfige der Reaction waren Ariano, der Bischofssitz, dann Monte-Mileto, ein Felsenest wie jenes, und das Dorf Torre delle Rocelle am Fuße von Monte-Mileto. General Flores, Militärcommandant von Apulien, hatte die Brigade Bonannos nach Ariano geworfen, um der Reaction einen militärischen Stützpunkt zu geben.

Türr war unsererseits zum Militärcommandanten von Principato ulteriore ernannt und hatte den Befehl, die Reaction dort niederzuschlagen. Eine Jury war von Garibaldi ernannt, um die Reactionäre zu richten. Wenn ich nicht irre, sollte sie anfänglich ihren Sitz in Montefusco haben, später ward sie nach Avellino verlegt. Einige tausend Nationalgarden standen in jener Provinz bereit, unter anderm aus dem päpstlichen Venevent. Sie wurden sämmtlich unter Türr's Commando gestellt. Von wirklichen Truppen war auf unserer Seite nichts verfügbar als eben die Brigade Milano, und so kam es denn, daß eben sie marschiren mußte. Es

war mir ein entschiedener Querstich. In der That, wir bedurften einiger Ruhe bringend, um uns ein wenig zu retabliren. Indessen unter den obwaltenden Umständen war eben nichts zu machen. Der Dien muß! Ich sagte Türr, daß ich hoffe, wenn die Intendantur der Stadt Neapel ein wenig ihre Schuldigkeit thue, könnte die Brigade, welche damals etwa 900 diensttückige Combattanten zählte, um 11 oder 11 1/2 Uhr morgens abgegessen haben. Türr dagegen versprach, eine Anzahl Pferde für den Stab und die höhern Truppenoffiziere beischaffen zu wollen, und lud außerdem zu 10 Uhr vormittags sämmtliche Offiziere der Brigade, bis auf die diensthabenden zu einer Collation ein, die er im Palast der Foresteria, seinem Quartier, anrichten lassen wollte, damit die Offiziere um Essen und Trinken wenigstens sich gar nicht zu bekümmern hätten.

Als ich meine Befehle ausgegeben hatte, lehrte ich nach den Crocille zurück, um mich für die Collation und dann für den Marsch vorzubereiten. Mein Hauptbedürfniß war, mein Hemd zu wechseln. Dasjenige, welches ich auf dem Leibe hatte, befand sich schon mehrere Tage daselbst. Als ich ins Hotel kam, fand ich bloß meinen armen kleinen Agostino dort. Ich hatte mich darauf gefreut, ihn in Neapel aus seinen zerlumpten Hosen und der dito Jacke herausreißen, ihm auch ein paar Schuhe schaffen zu können. Allein dies war nun unmöglich. Ich ließ zunächst eine Flasche Falerner und ein Stück Käse bringen und Agostino mußte mit mir etwas zu sich nehmen; außerdem bestellte ich für ihn und Giovanni ein ordentliches Essen.

Giovann war noch auf der Suche nach meiner Bagage. In seinem Eifer, mich am Bahnhof zu finden, war er so schlau gewesen, sich gar nicht um das Quartier der Guiden zu bekümmern. Wie sie nun in der großen Stadt, die etwas größer als Mosso oder Biella war, auffinden? Aus meinem Hemdenwechsel wurde also vorläufig nichts. Wol hätte ich mir in Neapel ein paar Hemden kaufen können. Aber meine ganze Baarschaft bestand nur noch

aus etwa 80 Fr.; wozu ich diese noch brauchte und wann wir einmal wieder Geld sehen würden, das mußte der liebe Gott allein. Leichtsinelige Ausgaben waren also nicht gestattet, und indem ich die Hemdenausgabe vermied, tröstete ich mich damit, daß heute Sonntag und folglich alle Läden geschlossen seien. Nebenbei hoffte ich noch immer, daß Giovanni meine Bagage vor dem Ausmarsch aufstreiben würde.

In dieser Hoffnung begab ich mich nach der Foresteria zu unserm splendiden Frühstück, bei welchem verschiedene Toaste ausgebracht wurden. Ich enthielt mich eines solchen gänzlich, da ich den Kopf voll genug von Geschäften hatte. Als ich nach den Crocette heimkehren wollte, um wieder einmal zu sehen, was Giovanni ausgerichtet habe, ward mir gemeldet, daß in Pizzo Falcone arge Unordnungen vorgekommen wären. Ich begab mich dahin und fand die Sache nur zu wahr.

Singehalten mit der Lieferung der Lebensmittel auf eine Weise, die meiner Meinung nach in einer Stadt wie Neapel allerdings nur dem bösen Willen zugeschrieben werden konnte, waren die Milanesen ein wenig aufgebracht. Nun sahen sie da die Soldaten des Königs von Neapel, die ohne Kampf vor ihnen ausgerissen waren — und deshalb jetzt vor dem legitimen Europa „Helden“ und „Fahnentreue“ genannt werden, während man die Soldaten Garibaldi's in demselben corruptirten Europa, womöglich Räuber und Feiglinge nennt — in ihren blanken Sonntagsuniformen zwischen sich umherspazieren; sie selbst blickten auf ihre abgerissene, schmutzige Kleidung, freilich ein Denkmal ihrer Aufopferung, ihrer Mühen, ihres bis jetzt, wenn auch noch nicht im Feuer, doch genügend erprobten Muthes. Die armen Jungen dachten nicht daran, daß sie in ihren Drillchlumpen zehntausendmal mehr werth seien und gelten müßten als alle uniformirten Maulaffen der Welt zusammen. Zum Unglück ward entdeckt, daß in Pizzo Falcone sich reiche Kleidungs- und Waffenmagazine befanden. Ein paar Anstifter fehlen nie und auch hier fehlten sie nicht.

Kurz, es gab eine Plünderung. Die Soldaten der Brigade Milano schmückten sich, wie sie in einem Augenblick der Verirrung glaubten, mit den Kleidungsstücken der „fahrentreuen“ Lumpenbande; Gefindel aus der Stadt, Aufkäufer aller Art, fanden sich bald; und Revolver und gezogene Gewehre, kostbare Schätze, die uns so große Dienste hätten leisten können, vom „Heldenkönig“ Franz und seinen gefeierten „Fahrentreuen“ aus lauter Heldenmuth und Fahrentreue schimpflich im Stich gelassen, wurden in der Verirrung des Augenblicks theils um Spottpreise verschleudert, theils ohne daß einer daran dachte, ob er für sein neues Gewehr auch Munition habe, als Bewaffnung genommen.

Es war einer meiner traurigsten Augenblicke, als ich die angerichtete Verwüstung sah. Zwei junge Burschen, neapolitanische Jägermützen mit Federn und allem möglichen Krimskrams auf dem Kopfe, waren die ersten, welche mir bei meinem Eintritt in Pizzo Falcone in den Wurf kamen. Ich konnte nicht daran zweifeln: sie waren von meinen lieben Milanesen. „In welchem Regiment des Königs von Neapel habt ihr gebient?“ schrie ich sie an. Das fuhr wie ein Blitz in die Jungen. „Wir sind von der Brigade Milano!“ antworteten sie. „Wenn ihr von der Brigade Milano seid, fort mit den nichtsnutzigen Fegen! Tragt die Uniform, der ihr erst noch Ehre machen sollt!“

Und weit weg waren die neapolitanischen Jägermützen, und meine Worte liefen durch die ganze Brigade. Was irgend nüchtern war, kramte seine alten ehrlichen Uniformstücke wieder hervor.

Leider war über der Plünderung das Abkochen ganz und gar vergessen; die wenigen zurückgelassenen Offiziere, die nicht in der Foresteria gewesen waren, überdies die jüngsten und am wenigsten geschulten, hatten dem Tumult keinen Einhalt zu thun gewußt; ja später mußte ich noch erfahren, daß wenigstens einer dieser Offiziere sich selbst an der Plünderung betheiligt hatte. Ich ließ Sammeln schlagen und kündigte an, daß um 2 Uhr nachmittags abmarschirt

würde. Wer dann nicht abgekocht und gegessen, habe es lediglich sich selbst zuzuschreiben.

Obgleich Giovanni endlich die Bagage gefunden hatte, konnte ich doch jetzt keinen Gebrauch mehr davon machen, da ich Pizzo Falcone unter den obwaltenden Umständen nicht mehr verlassen wollte. Ich wies Giovanni an, im Hotel Crocelle zu bleiben, um mir dort mein Quartier zu hüten, da ich hoffte, in spätestens drei Tagen wieder nach Neapel zurückzukehren. Agostino wies ich an die mailänder Versaglieri, da ich nicht wußte, ob ich in den nächsten Tagen mich um ihn würde kümmern können.

Zwei Briefe hatte ich diesen Morgen erhalten, der eine war von dem in Eboli zurückgelassenen Piancentini. Gegen diesen war Klage erhoben worden wegen der Art, in welcher er die Pferde von Casalnuovo requirirt hatte, und er verlangte von mir einen Schein, daß die Beschaffung der Pferde auf meinen Befehl erfolgt sei. Diesen konnte ich ohne weiteres ausstellen, dagegen war es mir nach dem früher Erzählten allerdings nicht möglich, hinsichtlich der Art, wie er die Requisition bewerkstelligt haben mochte, für ihn einzustehen. — Der zweite Brief war von Ronchetti; er enthielt dessen Schicksale, von welchen mir schon zu Eboli etwas zu Ohren gekommen war.

Der Leser erinnert sich, daß ich zu Tropäa bereits Ronchetti vermißt hatte. In der That hatte er sich bei der Einschiffung am Torre di Faro verspätet. Nun war er sehr unglücklich, als er erfuhr, daß ich schon weit weg sei. Er setzte mit nach Schylla über, nahm dort meinen großen Falben, ferner außer seinem eigenen Revolver noch einen zweiten, welcher bei seiner etwas complicirten Construction schon einmal wirkliches Unglück angerichtet hatte und ein andermal in meiner eigenen Hand beinahe Unglück angerichtet hätte. Als ich nämlich noch auf der Fahrt von Genua nach Terranova einigen Bekannten die Construction dieses Revolvers erklären wollte, begegnete es mir, daß er losging. Glücklicherweise fuhr der Schuß nur in die Decke der Kajüte. Dieser

Revolver gehörte einem Kameraden Ronchetti's, ich erinnere mich nicht mehr wem. Auf meinem Falben und mit der erwähnten Ausrüstung ritt nun Ronchetti allein, und sich um gar nichts kümmernd, die Straße längs der See hinab, um mir mein Pferd zu bringen und möglichst bald wieder zu mir zu kommen. Im Pizzo machte er einen Halt, und gerade in diesem allergetreuesten Mordnest begegnete ihm ein Unglück. Auch er wollte einem neugierigen Mann, welchen er dort fand, die Construction jenes Kunststilkrevolvers erklären, dabei ging der Schuß los und streckte einen Knaben von 13 Jahren, der sich in der Nähe befand, todt nieder. Ronchetti mußte sich als Gefangener stellen; die 4. Brigade nahm ihn mit und in Capri ward Kriegsrecht über ihn gehalten. Der Ankläger wollte ihn womöglich auf Mord verurtheilt haben; Ronchetti, Advocat von Haus aus, vertheidigte sich selbst und brachte es denn dahin, daß er mit sieben Tagen Gefängniß, welches er in Capri abbüßen sollte, davonkam.

Nun sind sieben Tage Gefängniß am Ende eine Sache, die sich überwinden läßt. Indessen Ronchetti hatte ungemeine Angst, es könne unterdessen irgendetwas Wichtiges vorkommen und er mußte sich dann vor Aerger die Haare ausreißen, weil er nicht dabei gewesen sei, und das alles in Folge einer halben Stunde Verspätung und der sich daran knüpfenden Verkettung unglücklicher Umstände. Er bat mich also in seinem Schreiben himmelhoch, ich solle von Garibaldi seine Begnadigung erwirken.

So gern ich das nun gethan hätte und so sicher ich war, daß Garibaldi die Begnadigung sogleich ausgesprochen haben würde, hatte ich doch am 9. September vormittags, wie man nach dem Erzählten leicht begreifen wird, keine Zeit zu Garibaldi zu gehen, und außerdem war die Geschichte praktisch von keiner Wichtigkeit mehr. Ich hatte den Brief von Ronchetti allzu spät erhalten, und ehe die Begnadigung Garibaldi's nur zu Capri ankommen konnte, mußte Ronchetti ohnedies seine sieben Tage abgeessen haben. Ich ließ daher die ganze Sache auf sich beruhen.

Die Bersaglieri von Mailand wurden im Hofe von Pizzo Falcone mit neuen neapolitanischen gezogenen Gewehren mit Haubajonnet statt ihrer alten österreichischen versehen, die sich in den dortigen Magazinen vorgefunden hatten und für welche hinreichende Munition vorhanden war. Dagegen wurden den Leuten der Infanteriebataillone, welche sich eigenmächtig gleichfalls mit neapolitanischen Gewehren versehen hatten, diese wieder abgenommen.

Währenddessen kamen auch die für uns requirirten Pferde an; die Ausrüstung derselben war schimpflich. Es waren auch wieder einmal Postgäule, der meinige hatte indessen den Vorzug, daß er einmal in der neapolitanischen Artillerie gedient haben mußte.

Kurz, wir konnten uns um 2 Uhr in Marsch setzen.

XIV.

Die Expedition von Ariano.

Wir zogen zunächst denselben Weg zurück, welchen wir gekommen waren, nach dem Bahnhof. Aber jetzt nicht in nächtlicher Stille. Ganz Neapel schien vielmehr an diesem schönen Sonntag auf den Beinen zu sein. Alle Häuser an der großen Straße waren festlich geschmückt. In einer andern Richtung zogen Trupps von Königlichen, mit zahlreichen Bagagewagen zu gleicher Zeit ab, unbelästigt natürlich. Man vergegenwärtige sich recht die confusen, unglaublichen Verhältnisse. Zwei einander feindliche Truppen in derselben Stadt, ohne ordentliche Convention, doch friedlich nebeneinander, gezwungen durch die Verhältnisse. Und die eine läßt die andere mit einem guten Theil der Hülfsmittel des Kriegs, in der sichern Aussicht, daß dieselben noch gegen sie geltend werden gemacht werden, ruhig abziehen.

Dabei treiben sich die politischen Parteien Neapels, auf die Straße hinabgestiegen, zwischen unserer Musik und den Beinen unserer Kasse umher. Ja es kam an dieser heiligen Stelle sogar zu Prügeleien. Die eine Partei trug auf der Brust die weißroth-grünen, italienischen Farben. Die andere weißrothblaue. Ich meine diese letztere nannte sich damals die Independenten. Anscheinend war es hier derselbe Streit wie in Sicilien; während nämlich die grünen für die unmittelbare und unbedingte Annexion

an das Reich Victor Emanuel's waren, sprachen sich die andern für das Temporisiren mit der Annexion aus, bis Italien fertig sei. Letzteres war, wie jetzt allmählich hinreichend bekannt sein wird, auch die Meinung der Mazzinisten und folglich der Garibaldiner, — und daß die Meinung so dumm nicht war, auch dieses wird allmählich mehr und mehr in Europa durchdringen.

Indessen hatten die Independenten in Neapel von vornherein einen ganz gewaltig muratistischen Anstrich; wahrscheinlich ohne daß die Chefs der Independentenclubs dies beabsichtigten oder nur wußten. Daß es die große Mehrzahl dieser Chefs nicht beabsichtigte, ist bestimmt. Aber der Muratismus kam in Neapel unwillkürlich, ich sah ihn hier schon am 9. September deutlich genug vor mir auf der Straße und sprach mich sogleich darüber gegen Freunde aus. Später habe ich ihn wachsen sehen, wachsen von Tage zu Tage, vorzugsweise aber nach der Ankunft der Piemontesen, die allerdings ein wahrhaft preußisches Talent haben, sich in Italien verhaßt zu machen, besonders in Süditalien. Ich bin oft gefragt worden, wie es möglich sei, daß der Muratismus beträchtliche Anhänger in Neapel habe. Ich finde dies sehr einfach; meines Erachtens braucht man hier durchaus nicht den Hauptnachdruck auf die Wühlereien Napoleon's III. und seiner lieben Anverwandten zu legen. Neapels Erinnerungen an Murat gehören entschieden zu seinen glücklichsten, und was in Gesetzgebung und Administration in Neapel gut ist, das stammt stets nachweisbar aus Murat's Herrscherzeit.

Die Verladung der Brigade Milano auf die Eisenbahn nahm geringe Zeit fort und endlich kamen wir denn auch in Bewegung. Der Zug ging über Acerra nach Maddaloni und wurde hier in jene Zweigbahn eingelenkt, welche nach Nola führt und bei Nola endet; eine Sache, die wieder unendlich viel Zeit wegnahm. Ueberhaupt war der Dienst auf den neapolitanischen Eisenbahnen wenigstens zu dieser Zeit schrecklich organisiert, sodaß man, wenn man

einen guten Wagen zu seiner Disposition hatte, unfehlbar den Transport auf diesem dem Eisenbahntransport vorziehen mußte.

In Nola fanden wir am Bahnhofe die Nationalgarde zu unserer Begrüßung aufgestellt, so geschickt, daß wir fast die Waggonen nicht verlassen konnten. Indessen ward das Kunststück doch endlich mit großer Mühe vollbracht. Wir wollten an diesem Abende noch nach Mugnano marschiren, gute $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen. Als ich die Colonne geordnet und durch einige Straßen der Stadt auf den richtigen Weg gebracht hatte, war es ziemlich völlig dunkel geworden. Die Hauptschwierigkeit, den Marsch erst in Ordnung zu bringen, lag in der Masse der Fuhrwerke, welche die Wege völlig sperrten. Diese Wagen waren sämmtlich aus den aufgestandenen Gegenden des Principato ulteriore gekommen; sie wurden von liberalen Flüchtlingen geführt, welche uns bewillkommen und uns zugleich bei unserm Marsche unterstützen wollten.

Sie erhielten den Befehl der Colonne zu folgen.

Titrr, der immer bedenklich an der Brust litt, war in einen Wagen gestiegen und fuhr nach Mugnano voraus. Als die Colonne auf der geraden Straße war, folgte ich ihm zu Pferde, um zu sehen, was wir in Mugnano neues erfahren würden und was für den nächsten Tag zu thun sei. Ich holte seinen Wagen bald ein. Die große Straße, die über Cimitile, Gallo, Bojano und Cardinale nach Mugnano führt, ist zu beiden Seiten fast stets von Häusern eingefast; Dorf reiht sich hier an Dorf, Haus an Haus; selten zieht sich die Straße auf einige tausend Schritt einmal ohne diese Häuserbegleitung fort.

Und scheußlich wurde nun durch diesen Umstand unsere Passage. Bei jedem Dorfe, jedem Weiler brannten einige große Holzstöße nach dem Muster derjenigen von Vibonate zu unserer Begrüßung. Aber damit nicht genug, stürzten nun aus jedem Hause Buben verschiedensten Alters hervor und ließen Schwärmer vor der Nase unserer Pferde los. Ich glaube die Reactionäre machten ein ebenso wüthendes Geschrei als die Liberalen. Die Schwärmerbuben

begnügten sich nicht damit, nur einmal einen Schwärmer loszulassen, sondern liefen mit Todesverachtung nebenher, soweit es der Trab unserer Pferde gestattete, Feuerbrände schwingend, neue Schwärmer und zur Abwechselung auch einmal Feuerräder loslassend. Und während diejenigen Bubenhaufen, die wir hinter uns ließen, ihre Freude unsern Säulen noch auf den Hintern brannten, stürzten aus der nächsten Seitengasse schon wieder andere Haufen wie aus einem Hinterhalte hervor und rieben den Säulen ihre Freude unter die Nase. Und dabei auf einem Postkleeper, der sein Triennium als Artilleriezugpferd absolviert hatte! Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: diese neue neapolitanische Freiheit ward für unsereinen schändlich unbequem.

Endlich kamen wir in Mugnano an. Türr nahm sein Quartier beim Syndikus Rega. Es ward abgemacht, daß wir am nächsten Morgen nach Avellino vorrücken wollten; die Wagen sollten uns folgen. Von Avellino wollte Türr, wenn nicht andere Nachrichten einträfen, mit der Avantgarde auf den vorhandenen Wagen weiter vorgehen, während ich mit der Reserve langsam nachfolgte.

Als dies bestimmt war, lehrte ich nach dem nahe gelegenen Cardinale zurück, um dort die Truppe zu erwarten, für welche ich hier bei der Kirche bereits auf dem Durchritt einen bequemen Bivouakplatz ausersuchen hatte. Und es war eben keine große Auswahl von solchen vorhanden. Ich wartete in einer Kneipe am Plage. Die Besizerin derselben, allerdings schon in den besten Jahren, begrüßte mich mit einer etwas übertriebenen Freundlichkeit, küßte mich ab und bot mir auch ihr Bett an, zum großen Jubel meiner Begleiter. Ich dankte vor der Hand, und als die Brigade angekommen war und das Bivouak bezogen hatte, begab ich mich mit Eatenacci und Commendù in eine andere Locanda in Mugnano. Da wir hier etwas auf das Abendessen warten mußten, legte ich mich, um ein wenig zu ruhen, aufs Bett, war aber binnen zehn Minuten so fest eingeschlafen, daß es meine Offiziere für eine Sünde hielten mich zu wecken, als das Abendessen erschien.

So schlief ich denn fort bis morgens 3 Uhr.

Am 10. September, morgens um 4½ Uhr, brachen wir von Cardinale auf, um nach Avellino — drei deutsche Meilen — zu marschiren. Durch den Paß von Monteforte langten wir bald nach 10 Uhr vormittags in dem freundlichen Avellino an. Die Hauptstraße dieser Provinzialhauptstadt, welche jetzt etwa 20000 Einwohner zählt, macht schon an sich bei ihrer Breite und den zum Theil großartigen, mindestens immer netten, frischen Häusern einen äußerst angenehmen Eindruck. Heute aber bei unserm Einzuge doppelt. Die Straße war gefüllt mit Menschen, die nicht wußten, auf welche Weise sie ihre Freude ausdrücken sollten, und die Balcone waren voll schöner Frauen und Mädchen, die Blumen in Fülle auf uns hinabwarfen. Mich trafen mindestens ein halb Duzend dieser mit Geschick geschleuderten Sträuße, die ich auch glücklich auffing, nicht ohne mich dabei meines keineswegs einladend aussehenden Hemdes zu schämen.

Unsere Truppen erhielten gutes Quartier in einem Convent am Ostende der Stadt, nahe der Straße nach Ariano. Sie ließen es sich wohl sein auf der reichlichen Streu, von der nun schon lange keine Rede für sie gewesen war, und bei den reichlichen Speisen, die sie aus dem gelieferten Vorrath sich bereiten konnten. Für die Offiziere war ein Mahl in der Intendanz angerichtet.

Nachdem der Dienst geregelt, dann diesem Mahle seine Ehre geschehen war, ging Litr mit den Bersaglieri und dem 1. Bataillon auf den Wagen, die uns von Nola gefolgt waren, bis nach Denticane oder Benticane voran.

Für mich mit dem 2. und 3. Bataillon blieben nur noch einige Wagen zur Aufnahme der Fußkranken zurück. Indessen konnten meine Leute recht gut zu Fuß marschiren; da die Bataillone für heute nur noch bis Pratola, kaum 1½ deutsche Meilen, vorgehen sollten. Ich hatte noch Zeit genug und ließ daher erst die schlimmste Sonnenhitze vorübergehen, ehe ich aufbrach. Um 4½ Uhr erst ward abmarschirt.

Auf der Expedition von Ariano, namentlich aber von Avellino ab kamen wir nie dazu, den Geldbeutel ziehen zu können, was für unsere abgemagerten Sedel allerdings nicht unbequem war. Selbst ein Trinkgeld in einem Hause anzubringen, in welchem man freundliche Aufnahme gefunden hatte, war absolut unmöglich. Ging man in Avellino in eine Bottega, um sich an einem Glas Eis zu laben, so machte bei der Bestellung sogleich irgendein alter Herr, der da oder dort auftauchte, wenn er nicht in der Nähe saß, eine gewisse Faxe, die an den Wirth adressirt war, und wollte man bezahlen, so hieß es: Alles bezahlt! So ging es in jedem Dinge.

Dem Thale des Sabbatoflüßchens folgend, ritt ich mit meinen Begleitern der Colonne nach Pratola voraus, überall von den an der Straße aufgestellten Nationalgardendetachements der nächsten Ortschaften und deren Jugend begrüßt. Bei Prata gingen wir vom linken aufs rechte Ufer des Sabbato über und gelangten bald nach Pratola. Lebensmittel für die Truppen waren hier schon bereit; ebenso sagte mir Gemelli, der vorausgegangen war, daß wir alle unsere Truppen bequem unter Dach und Fach bringen könnten.

In der That fand sich eine Anzahl geräumiger und augenblicklich nicht gefüllter Scheuern, deren jede mindestens für eine Compagnie ausreichte. Ich zeigte Catenacci, wie er den Raum ausmessen solle, um die Zahl der aufzunehmenden Leute zu bestimmen, und wie er dann die Compagnienummern an den Scheuernthoren bemerken solle. Unterdessen gefellten sich die Notabilitäten von Pratola zu mir; mir ward mein Quartier im Hause des Herrn Piscopo bestimmt. Der alte Herr nahm mich mit wahrer Herzlichkeit auf, und meine Begleiter schlossen sogleich mit dem Sohne des Hauses und andern jungen Verwandten eine innige Freundschaft. Catenacci nahm von diesen jungen Leuten Unterricht im Maccaronieessen, worin dieselben, wie alle Neapolitaner, eine große Virtuosität hatten. Eine unglaubliche Quantität

dieser dünnen, langen, in viel Del gekochten Maccaroni wickeln sie mit erstaunlicher Geschicklichkeit um den Köffel oder die Gabel auf und schieben dann diesen Knäuel mit eben solcher Geschwindigkeit in den Mund, wo er augenblicklich spurlos verschwindet.

Allein zu sein, darauf konnte man nicht rechnen. Der alte Piscopo ließ mich sogar nicht allein, als ich den Bataillonscommandanten den Befehl für den Nachtdienst und den morgenden Aufbruch ausgab. Er mischte sich sogar mit gutem Rathe ein, was wie meine eigene, so auch die Heiterkeit der beiden Bataillonscommandanten erregte, ohne daß ich jedoch es vollständig abwehren konnte. Den Polizeidienst im Orte mußte die Nationalgarde von Pratola übernehmen. Ein Nationalgardenbataillon, welches sich aus der Umgegend gesammelt hatte, nahm ich mit unter meinen Befehl. Es sollte am 11. September mit uns vorwärts marschiren.

Die Damen des Hauses Piscopo hielten sich hier wie an andern Orten scheu zurück. Es kam mir so vor als geschehe das doch hauptsächlich, weil wir Soldaten waren, und das spricht nicht eben sehr für das Ansehen der neapolitanischen Offiziere, insbesondere bei diesen Provinzbewohnern.

Der alte Herr stellte in einer förmlichen Rede am Abend bei Tische einen Vergleich an zwischen uns und den Könighen. Wenn ich sonst nur einen einfachen Major von den Könighen im Quartier gehabt hätte, so wäre mir das Haus von den Menschen umgekehrt worden; das kommt mit einem Troß von Bedienten und Trabanten; nichts ist dem Volk gut genug; sie fordern aufs unverschämteste, nehmen noch mit, was sie nicht vertilgen, und bedrohen den friedlichen Bürger, der sich nicht gegen sie wehren kann, in jeder Weise. Und nun sitzt hier an meinem Tische ein Divisionscommandant mit seinem Stabe, und ihr wollt kaum das einfache Mahl annehmen, welches man euch bietet, findet alles zu viel, dankt, wo ihr bloß zu fordern und zu befehlen hättet. Wie

waren jene Affen gepuſt, mit blanken Epauletten und Säbelscheiden, von Gold und Silber ſtrogend! Und obgleich ſie ſich dem König, unſerm Bedränger, verſchworen haben, obgleich ſie gegen uns friedliche Bürger gethan haben, als würden ſie jeden Feind mit Haut und Haar verſchlingen, laufen ſie jezt davon, wo ſie euch nur wittern. Und ihr, mit dem abgeriſſenen, ſchmutzigen, rothen Hemde auf dem Leibe, mit den roſtigen Scheiden, aber den blanken Säbeln geht muthig voran, ohne euch um irgendeinen Tand zu beklümmern, nur darauf bedacht, wie ihr endlich einmal jene einholen könnt, die euch immer entlaufen. Wahrlich, wenn ich dieſes ſehe, da geht mir altem Manne das Herz auf, und jeder, der euch ſieht und euch mit den blankgeſcheuerten Narren vergleicht, muß wohl einſehen, wie fern er auch noch vor kurzem von ſolchen Gedanken geweſen, daß es etwas Schönes um die Freiheit, um eine große Idee iſt, welcher man ſtatt eines blödsinnigen Königs dient.

Unter ſolchen Reden unſerer Gaſtfreunde und bei der Erzählung unſerer biſherigen Erlebniffe war es ziemlich ſpät geworden, als wir uns endlich auf unſere Zimmer begaben und auf das Lager warfen.

Um 5 Uhr morgens am 11. September brach ich von Pratola nach Denticane auf. Unterwegs begegnete mir ſchon ein Offizier, der mir mittheilte, daß Türr mit der Avantgarde noch in Denticane ſei und auch die Abſicht habe, mich dort zu erwarten. Ich beſchleunigte den Marſch, und vor 7 Uhr morgens trafen wir in Denticane ein.

Türr theilte mir hier mit, daß der General Flores bereits die Brigade Bonannos zu Ariano im Stich gelaffen habe, aber von den Nationalgarden der Gegend aufgefangen worden ſei. Mit Bonannos ſeien ſchon Unterhandlungen begonnen; die Truppen dieſer Brigade ſeien aufgereizt und zur Deſertion geneigt, inbeſſen könne man doch immer nicht wiſſen, ob es nicht noch zum Ernſte komme, und wir müßten uns deßhalb vorſehen. Er ſelbſt wolle

nur mit der Avantgarde auf den immer noch mitgeführten Wagen zunächst nach Grottominarda vorgehen; ich aber möge am linken Ufer des Calore für alle Fälle in einer zweckmäßigen Aufnahmestellung zurückbleiben.

Bald darauf verließ er Dentiane; ich ließ hier Major Montefi mit dem 2. Bataillon zurück und marschirte selbst mit dem 3. Bataillon nach Campanerella, — eine halbe deutsche Meile. Ich ließ das 2. Bataillon zurück, theils wegen der leichtern Verpflegung, theils aber auch, um die Orte Monte-Mileto und Torre delle Nocelle desto besser überwachen zu können.

In Campanerella angekommen mußte das 3. Bataillon eine Feldwache mit einigen Nebenposten an die Thälränder des Calore vorschieben. Ich fand hier außer den Nationalgardien di Marcos von Montefusco und aus dem Benevent auch eine ganze Anzahl rother Hosen, Deserteur von den päpstlichen Fremdruppen, ferner einige päpstliche Carabinieri, die zu uns übergetreten waren. Die Gefangenen, welche am vorigen Tage, an dem es nur zu einigen überflüssigen Flintenschüssen gekommen, gemacht worden waren, befanden sich noch in einem Stalle in Campanerella. Sie wurden herausgebracht, um nach Montefusco transportirt und dort gerichtet zu werden. Es waren über 50 Kerle; sie wurden mit Stricken zusammengebunden, bei welchem Geschäfte die päpstlichen Carabinieri eine erstaunliche Geschicklichkeit bewiesen. Unter den Gesichtern der Gefangenen war kein einziges, welches einige Sympathie erwecken konnte. Auch der Fanatismus kann verschönen, ich weiß es. Hier war nichts davon zu erblicken. Außer in einigen gesetzgebenden Versammlungen habe ich kaum eine solche Sammlung von blödsinnigen Gesichtern zusammengefunden. Von den Anstiftern der Reaction war natürlich keiner dabei; vielleicht war es gut, da ja sonst die Reaction einmal wieder einen Märtyrer gehabt und auch der blödsinnige Liberalismus nicht angestanden haben würde, Klagen über die „Besetzung“ der Revolution oder Insurrection zu erheben. Wir thaten, aufrichtig gesagt, diese stumpfsinnigen

Kerle herzlich leid. Einem derselben ward vorwurfsweise die Frage gethan: „Du Bursche hast also zehn Menschen todt geschlagen?“ — „Nein“, antwortete er darauf, entrüstet soweit es ihm möglich war — „nur sieben.“

Ein anderer Kerl hatte beiläufig auch einen kleinen Knaben, den Sohn eines Liberalen, gemetzget und vollständig in Stücke gerissen, diese Stücke aber den Hunden vorgeworfen. Dieser Kerl hatte ein vollständig stumpfsinniges Gesicht; ich vermuthete bestimmt, daß er in einem civilisirten Lande schon längst in einer Irrenheilanstalt versorgt gewesen wäre.

Dieses waren die traurigen Werkzeuge der reactionären Priester Mcapels.

Nichts ist mir jemals in meinem Leben widerlicher gewesen, als einen hilflosen Menschen, Greis, Weib, Kind, Gefangenen oder wie er heißen möge, kurz einen Menschen, der sich nicht wehren kann, beschimpfen zu sehen. Leider kam hier so etwas vor und ich mußte ernstlich dagegen einschreiten. Selbst einer der Offiziere des 3. Bataillons konnte sich der Sache nicht ganz, wenngleich in ziemlich milder Weise enthalten. Ein Wort von mir genügte, um ihn auf würdigere Gedanken zu bringen.

Endlich setzte sich der Zug, den ich mir längst aus den Augen wünschte und bei dem ich wahrlich nur aus Pflichtgefühl blieb, in Bewegung, escortirt von vier päpstlichen Gensdarmen und einem ganzen Bataillon Nationalgarde. Dem Unteroffizier der päpstlichen Gensdarmen, einem ausnehmend schönen Mann, band ich aufs Herz, daß er nicht blos die Pflicht habe, die Gefangenen zu führen, sondern auch, diese wehrlosen Leute zu schützen.

Mit einem eigenthümlichen Blick auf das Bataillon Nationalgarde sagte er, er habe schon allein 60 Gefangene transportirt, sein Carabiner und die seiner Leute seien geladen und sie würden dieselben nicht gegen Wehrlose gebrauchen.

Da die Nationalgarde, wie ich mich deutlich genug überzeugte, wenig nützen, wol aber in dem Bestreben, diese oder jene Privat-

rasche zu befriedigen, manches schaden konnte, so ertheilte ich ihr den Befehl, nach Montefusco, Pratola und Prata zurückzugehen, um dort unsere Reserve zu bilden. Zugleich bekamen wir damit Dentecane und Campanerella für unsere Verpflegung frei.

Ich nahm mein Quartier bei einer Strohwitwe, einer ältern Dame, deren Mann, ein Liberaler, auch geflüchtet war. Sie that alles Mögliche, um mir den Aufenthalt angenehm zu machen. Ihre beiden erwachsenen Töchter hielten sich scheu zurück, dagegen schloß sich ein kleiner Sohn mir an, als ob ich sein eigener Vater gewesen wäre. Ich hatte die Freude noch vor meinem Abmarsch meiner Wirthin sagen zu können, daß sie ihren Mann dreist zurückrufen dürfte. Außerdem konnte ich ihr ein Pferd zurückschaffen, welches ihr ein Nationalgardesoffizier requisitionsweise und wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen nach Montefusco entführt hatte.

Von meinen Fenstern aus hatte ich eine wundervolle Aussicht, gekrönt rechts durch Montefusco, links durch Monte-Mileto. Aber auch ein anderes ganz eigenthümliches Schauspiel bot sich mir hier, welches ich im Neapolitanischen späterhin noch öfter gehabt habe. Vor dem Hause mir gegenüber saß eine arme Frau; in der Gasse spielte ein Knabe, den man nach seiner Größe und Entwicklung mindestens für dreijährig halten mußte. Plötzlich kam dieser Knabe zu der Frau, seiner Mutter, und diese beugte sich auf dem Stuhle, auf welchem sie saß, nur ein wenig vorwärts und säugte den neben ihr stehenden Jungen.

Am Abend machte ich eine Tour auf den Vorposten; es bot sich hier zum ersten mal die Gelegenheit, diesen Dienst mit einiger Ruhe und Gemächlichkeit zu betreiben und folglich auch einige reglementarische Ordnung hineinzubringen. Ebenso unternahm ich eine Inspection des mit mir in Campanerella befindlichen 3. Bataillons, da mir der Sold- und Verpflegungsrapport nicht ganz richtig zu sein schien. Es fand sich allerdings ein Versehen in einer der Compagnien; freilich war es nicht so groß, als ich an-

fangs dachte; indessen es bleibt immerhin gut, wenn sich gerade Zeit und Gelegenheit dazu bietet, auch in die Details des Dienstes hineinzublicken, schon deshalb, weil außer im Gefecht ein höherer Offizier eigentlich nur hierdurch den Subalternen imponiren kann, indem er ihnen zeigt, daß er auch diese Dinge gründlich kennt und sich kein X für ein U machen läßt.

Um Mitternacht vom 11. auf den 12. September kam ein Offizier der mailänder Bersaglieri von Grotto Minarda, wohin Türr mit der Avantgarde vorgerückt war, und brachte mir Nachrichten. Bonannos hatte zuerst verlangt mit Waffen und Gepäc frei nach Gaeta abzumarschiren zu dürfen. Türr verlangte Waffenstreckung; endlich war man über die gewöhnlichen Bedingungen übereingekommen: die Mannschaft gibt die Waffen ab und läuft auseinander, die Offiziere gehen mit Waffen und Gepäc und allem ihren Privateigenthum, wohin sie wollen. Für zwei Escadrons königlicher Carabinieri, welche sich auch bei der Brigade Bonannos befanden, war ausnahmsweise festgesetzt, daß sie geordnet bis Nola zurückmarschiren und erst dort Waffen und Pferde abgeben sollten. Ich sollte nun sogleich nach Nola zurückmarschiren, unterwegs aber einige Detachements zur Bewachung des Marsches der königlichen Carabinieri zurücklassen.

Am 12. September morgens brach ich mit dem 3. Bataillon von Campanerella auf; in Denticane schloß sich das 2. Bataillon an. Als ich in Pratola einritt, war schon die halbe Bevölkerung auf den Beinen, um mich zu empfangen, und der alte Piscopo zwang mich, hier einen Halt zu machen. So blieben wir denn bis Mittag in Pratola liegen und ich verbrachte diese Stunden wiederum in Piscopo's Hause, ebenso angenehm als früher.

Auf dem Wege von Denticane her war mir an der Brücke des Marottabaches ein junger Mann zu Pferde, von angenehmem Außern und Manieren, ein Nationalgardenoffizier, begegnet. Es war ein Fürst oder Graf Capece; er erzählte, indem er sich mir

anschloß, daß er in Frankreich gedient habe, auch eigentlich besser französisch als italienisch spreche, von dem großen Einflusse seiner Familie und fügte dann hinzu, daß er von den Nationalgarden, welche ich schon Befehl gegeben hatte in ihre Heimat zu entlassen, leicht ein mobiles Bataillon zusammenbehalten könne, wenn ich wollte, daß dasselbe sich der Brigade Milano anschlüsse. Da wir durchaus keinen Ueberfluß an Leuten hatten, es außerdem jedenfalls wünschenswerth war, daß nun auch das neapolitanische Festland in der Garibaldi'schen Armee vertreten werde, so nahm ich sein Erbieten an und voreiligerweise auch das „Bataillon Capece“ in die Marschordnung auf.

Am Mittag nahm ich herzlichen Abschied von meinen Gastfreunden und wir marschirten nach Avellino. Die Leute waren sehr munter und bald nach 2 Uhr kamen wir in Avellino an. Die Truppen wurden wieder in demselben Convent untergebracht, in welchem sie auf dem Einmarsche gewesen waren; die Offiziere bis auf diejenigen vom Dienst erhielten Quartiere bei den Bürgern; ich mit Catenacci und Commendù beim Doctor juris Luigi Carulli. Beinahe hätte ich meinen Wirth nicht zu Hause getroffen. Seine ganze Familie hatte er in einer Villa auf dem Lande, und er selbst hatte heute hinausfahren wollen, um sie zu besuchen. Indessen er war noch nicht hinweg und blieb nun gern, um die Pflichten des Wirthes zu erfüllen. Trotz des Mangels an Dienerschaft und des Mangels der Familie fehlte es uns doch an keiner Bequemlichkeit. Sogar das Hemd zum Wechseln ward uns, wie es schon einigemal der Fall gewesen war, angeboten. Allerdings konnten unsere Hemden wirkliches Mitleid erwecken. Das geschickteste, was wir mit unserer Wäsche thun konnten, um mit ihr zu glänzen, war, sie zu verstecken.

Es gab manche Geschäfte in Avellino. Zuerst reiste bald nach unserm Einrücken Elter durch nach Neapel. Er hoffte noch, daß die ganze Brigade dorthin zurückkehren werde, sobald ich in Nola die Entwaffnung der Carabinieri vorgenommen haben würde. Er

theilte mir auch mit, daß Gandini vom Commando der Brigade Milano abgerufen worden sei, welches nun der Major de Giorgis, der seit Milazzo die mailänder Bersaglieri befehligte hatte, übernehmen mußte. Gandini war beschuldigt, in Monteleone die Hand auf öffentliche Gelder gelegt zu haben. Er entschuldigte sich damit, daß er kein Geld gehabt hätte, den Sold auszuzahlen. Es kann sein, daß er kein Geld hatte, es war dann indessen seine Schuld, und jedenfalls durfte er in Monteleone auf dem Marsch von Troppa nach dem Pizzo keine Nothrequisition auf eigene Faust vornehmen, da ich mich im Orte befand. Diese Geschichte sollte noch lange fortspielen.

Als Lütt fort war, hatte ich Arbeit mit dem „Bataillon Capece“. Statt Capece kamen jetzt vier Compagniechefs zu mir; sie sagten mir, daß Capece gar keinen Einfluß habe, übrigens, wie ich nachher hörte infolge von gegen ihn ausgestoßenen Drohungen, auch bereits ausgerissen sei; sie hätten alle jeder einzeln seine Compagnie zusammengebracht; sie wären die Männer von Einfluß und wollten nun die Nationalgarde zusammenhalten. Jetzt ward mir die ganze Geschichte verdächtig; ich erwiderte, daß ich sämtliche Nationalgarden bereits ausdrücklich entlassen habe; es handele sich nicht darum, sie zusammenzuhalten, sondern ein neues Bataillon der Garibaldi'schen Armee, welches auch nicht mehr Nationalgarde heißen dürfe, aus solchen Leuten zu bilden, die freiwillig im Dienste bleiben wollten. Es folgten die im Gespräch mit den meisten Neapolitanern gebräuchlichen Hin- und Herreden und Seitensprünge, und ich schnitt endlich damit ab, daß ich den Herren sagte, sie möchten mir am Abend die Freiwilligen zeigen, welche sie mir stellen könnten.

Am Abend waren von dem „Bataillon Capece“ noch zwei der „einflussreichen“ Compagniechefs und der Kaplan vorhanden; alles andere hatte sich verlaufen. Jene drei Herren verlangten aber eingestellt zu werden. Die Acquisition von zwei unbrauchbaren und jedenfalls etwas verlogenen Nationalgardenoffizieren und einem Kaplan

war nicht sehr verlockend, und ich wies das Begehren rund ab. Der Allerzähfeste machte dann noch den Antrag, er wolle in seine Heimatsgegend gehen und dort werben. Dagegen hatte ich durchaus nichts einzuwenden, doch ihm Werbegelder zu geben, dazu hatte ich nicht die mindeste Lust. So verduftete die zarte Pflanze des Bataillons Capece.

Man kann darüber verschiedener Ansicht sein, ob ich nicht bisweilen zu tief in Details eintrete. Ich glaube, das ist nöthig. Gerade diese Details, welche in den Erinnerungen an persönliche Erlebnisse erlaubt sind, während sie in die allgemeine Geschichte nicht passen würden, bieten einen lebendigen Einblick in die wahre Natur der Verhältnisse, den der Leser solchergestalt gewissermaßen direct erhält, während er ihn von der allgemeinen Geschichte nur indirect und auf Treue und Glauben hin zu erhalten vermag.

Am Abend kam der Adjutant von Bonannos und verlangte für des letztern Pferde und Bagagewagen einen Passirschein nach Gaeta, den er denn auch erhielt. Auch dieser Mensch war übrigens wieder voller Klagen über die Nationalgarde, über unsere Leute —, und alle diese Klagen widerlicher Weise immer über den Abgang von persönlichen Bequemlichkeiten. Man kann sich denken, wie diese Bursche gehaust haben mögen, als sie noch die Herren im Lande waren. Der abgedankte Brigadier Bonannos schleppte noch sieben Reitpferde und zwei Bagagewagen voll Habseligkeiten heim. Ich hatte ein niederträchtiges Pferd und alle meine Bagage hatte in meinen Pistolenholstern bequemen Platz.

Auch ein Ständchen ward mir am Abend zu Avellino noch gebracht, von der Musik der Nationalgarde. Die ganze breite Hauptstraße war angefüllt von allerlei Volk, Bürgern, Ehrengassenjugend, Soldaten; auch Frauenzimmer trieben sich diesmal umher. Ich hatte so viel zu thun gerade in der Zeit dieses Ständchens, daß ich mich mit einfachem Erscheinen auf dem Balcon und einigem obligaten Danke begnügen und mich einer „Rede“ gänzlich enthalten mußte. Nicht blos quälte mich immer noch das „Bataillon Capece“ in

Gestalt seiner weltlichen und geistlichen Trümmer; es kamen auch sonderbare Nachrichten über die königlichen Carabinieri. Meiner Rechnung nach konnten dieselben heute kaum bis Grotto Minarda gekommen sein, und doch wollten Landleute und Nationalgardenpatrouillen sie nicht bloß bei San-Stefano, sondern selbst südwärts Abellino bei Celsi und Accigliano gesehen haben. Da ich keine Reiterei und nicht einmal gehörig berittene Offiziere hatte, war die Sache schwer aufzuklären, und ich mußte mich darauf beschränken, einige Patrouillen auf den verschiedenen Straßen, die sich in Abellino kreuzen, auszusenden, sodaß wir wenigstens vor einem Ueberfall in der Nacht gesichert wären.

Uebrigens störte mich die Möglichkeit eines verrätherischen Handstreichs, die ich annahm und gegen die ich meine Anstalten traf, durchaus nicht in einem vortrefflichen Schlafe.

Doctor Carulli war so entzückt von dem merkwürdigen Garibaldi'schen Generalstab, daß er versicherte, diesen Tag mit goldenen Buchstaben in sein Tagebuch eintragen zu müssen, und mich und meine Begleiter zwang, ihm unsere Namen u. s. w. aufzuschreiben, worauf ihm denn der meinige viel Kopfzerbrechens machte.

Für den 13. hatte ich angeordnet, daß Major Montesi mit zwei Compagnien seines Bataillons vorläufig und bis auf weitem Befehl in Abellino zurückbleiben solle, während die noch übrigen sechs Compagnien vom 2. und 3. Bataillon unter Capitän Venuti um 2 Uhr morgens aufbrechen sollten, um weiter zu marschiren. Mit ihnen wollte auch ich marschiren.

Um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens marschirten diese sechs Compagnien, die Nationalgardemusik an der Spitze und escortirt von Fackelträgern der Nationalgarde bei meiner Wohnung vorbei. Eine Viertelstunde darauf, nachdem wir noch eine Tasse Kaffee genommen, saß auch ich mit meinen beiden Begleitern zu Pferde, um langsam in der Dunkelheit der Colonne nachzureiten, die wir beim ersten Morgengrauen einholten und dann, als es Tag wurde, natürlich weit hinter uns ließen.

In Mugnano machte ich halt; hier sollten die noch übrigen beiden Compagnien des 2. Bataillons unter Hauptmann Litta zurückbleiben, um ein wenig die Straße zu bewachen, und falls die königlichen Carabinieri etwa auf einer Seitenstraße um Avellino herumgegangen wären, sie hier abfangen zu können. Es war nämlich nicht unmöglich, daß diese Carabinieri die Absicht hatten, statt nach Nola zu marschiren und sich dort entwaffnen zu lassen, vielmehr über Cicciano und Caserta nach Capua zu gehen, wo nach unsern Nachrichten die Königl. sich concentriren sollten. Litta erhielt ähnliche Instructionen wie Montefi, die ihm in gewissen vorkommenden Fällen discretionäre Gewalt gaben.

Auf die Einladung des Syndikus Rega stieg ich, als die Truppen angekommen waren und die Befehle erhalten hatten, bei ihm ab, wo für mich, meine Begleiter, Benuti und einige andere Offiziere eine Collation bereitet war. Da Rega eine hübsche kleine Sammlung werthvoller Gemälde hatte, kam das Gespräch auf die Kunst und dann auch auf die Wissenschaft, und ich hatte die Freude zu sehen, wie einige meiner Offiziere, zu denen auch Benuti ganz gegen mein bisheriges Wissen gehörte, durch gesunde Urtheile über die Kunst, durch eine tüchtige allgemeine Bildung glänzten. Es kam sehr häufig vor, daß gebildete Neapolitaner über diese Erscheinung in ein wahrhaftes Erstaunen geriethen, indem sie an die Offiziere der Königl. dabei zurückdachten, und ich muß gestehen, daß mir nichts eine größere Freude machte, als meine Offiziere auch in dieser Art bewundert zu sehen. Unter heitern und belehrenden Gesprächen bei einem reichlichen Mahle vergingen uns einige Stunden aufs angenehmste. Endlich, so gern wir noch geblieben wären, mußte doch zum Aufbruch geblasen werden. Rega versprach uns in Neapel aufzusuchen. Denn nach Neapel ging noch immer der Voraussatz nach unser Marsch. Nun sollten wir allerdings in eine andere Richtung geworfen werden, dennoch hatte ich drei bis vier Wochen später zu Santa-Maria das Vergnügen, Rega wiederzusehen.

Um 2 Uhr nachmittags am 13. kam ich mit der Truppe in Nola an. Bei Cimitile, dicht vor Nola, ward ich noch unter Schreien, Flehen und allem möglichen Jammern von der Dienerschaft von Bonannos angefallen. Zuerst stellte dieses Volk die Sache so dar, als ob die Nationalgarde von Cimitile sie nicht passiren lassen wollte. Endlich bei näherer Untersuchung und Mißsprache mit einigen Nationalgardisten fand ich dann, daß an einem der Bagagewagen von Bonannos ein Rad gebrochen war, welches in der nächsten Schmiede wieder gemacht werden konnte, und daß der Fuhrmann, der den Bagagewagen geführt hatte, seine Pferde, bis das Rad ausgebeffert wäre, in einer nahen Kneipe eingestellt habe, was die Bedienung von Bonannos für Neigung zum Durchgehen hielt.

Nola war unter den Bourbonen die Stadt der Soldaten und der Pfaffen; die Kanonici laufen hier auf den Straßen umher wie in Konstantinopel die Hunde. Nachdem mir zuerst mein Quartier im Hause eines Kanonikus angewiesen worden war, der eben eine ganze Familie bei sich beherbergte, und als ich gesehen, daß hier allerdings kein Platz zu finden sein würde, namentlich wenn auch der Wille nicht der beste war, ward ich in das ziemlich leer stehende Haus des Kanonikus Caccavalle verlegt. Dieser, ein alter Herr in einem höchst schäßigen Schlafrock, stellte mir seine Prunkzimmer für mich und meine Begleiter zur Verfügung, hatte auch die ganz außerordentliche Gefälligkeit, mir als einen der ersten Gegenstände die Cassetta (Nachtschl) zu zeigen, benahm sich aber im übrigen gegen uns noch schäßiger als sein Schlafrock. Den ganzen Tag über hatten wir mit ihm und seiner sich beständig versteckenden Dienerschaft zu zanken, um auch nur die einfachsten Bedürfnisse, wie z. B. eine Waschschüssel zu erhalten. Gegen Abend ward der Kerl etwas geschmeidiger, da ich gedroht hatte, ihm eine Compagnie ins Haus zu legen, wenn er sich nicht anständiger benehmen würde, indem ich voraussetzen mußte, daß er bei seiner infamen Art uns zu empfangen reactionäre, vielleicht verrätherische Hintergedanken

habe. Speise und Trank verlangten wir natürlich von dem Schutzherrn nicht. Indessen, da wir auf unsern letzten Marschen durch unsere Wirthe etwas verwöhnt worden waren, gab der Umstand, daß der Herr uns nichts zu essen gab und sich doch beeilt hatte, mir die Cassetta zu zeigen, zu vielen schlechten Witzn Veranlassung.

Ich fand in Nola Oberst Alexander Teleki vor, der mit 50 Reitern — ohne Pferde — von Türr hierher gesendet war, um die Pferde der königlichen Carabinieri, die uns vertragsmäßig überliefert werden mußten, in Empfang zu nehmen. Sie sollten den Kern der Cavalerie der 15. Division, will sagen den Anfang zu dieser Reiterei, bilden. Teleki hatte unter anderm auch jenen Franzosen F. bei sich, den wir von Paola mit den drei dort gekauften Pferden zu Lande vorwärts gesendet hatten. Teleki bat mich, den Schlingel nach Neapel zu schicken, weil man ihn nicht los würde und weil er immer mit der größten Unverschämtheit französisch spräche, was die wenigsten Leute verstanden. Es fand sich in der That irgendein Vorwand, dem Wunsche Teleki's zu entsprechen.

In der Nacht vom 13. auf den 14. September erhielt ich eine telegraphische Depesche von Montefi aus Avellino. In den königlichen Carabinieri war auf ihrem Marsche von Ariano gegen Avellino die Desertion eingerissen, es hatte sich als ganz richtig gezeigt, daß schon in der vorigen Nacht einzelne Trupps dieser Carabinieri in der nächsten Umgegend von Avellino eingetroffen waren, aber freilich das Groß war noch weit zurück. Einzelne Carabinieri waren mit ihren Pferden ausgerissen, andere zu Fuß, die zurückbleibenden weigerten sich, die überschüssigen Pferde zu besorgen, viele hatten die Waffen fortgeworfen. Unter diesen Umständen hatte es Montefi gerathen gefunden, die Entwaffnung bereits in Avellino vorzunehmen, und er hoffte bis gegen Morgen des 14. mit derselben zu Ende zu kommen.

Da Montefi keine Leute in genügender Zahl hatte, die mit Pferden umzugehen wußten, so ließ ich sogleich Teleki wecken, außerdem den Syndikus von Nola, requirirte von diesem letztern

eine Anzahl Wagen, die auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit herbeigeschafft wurden, und schickte Teleki mit seinen Leuten auf diesen nach Avellino, wo er — einschließlich der Artilleriepferde von den vier Kanonen, welche uns die Capitulation von Bonanno's gleichfalls eingetragen hatte —, noch etwa 140—150 Pferde übernahm.

Montefi ward von der Ankunft Teleki's, die er zu erwarten habe, telegraphisch benachrichtigt; von Montefi kamen noch mehrere Depeschen über die Art und den Ertrag der Entwaffnung, über die Offiziere der Königlich Carabinieri, welche bereits von Avellino auf der Reise nach Nola seien, in den frühesten Morgenstunden des 14. September an.

Von diesen letztern Herren erschienen dann einige auch wirklich bald in Person bei mir und verlangten Eisenbahngelegenheit für sich und ihre Pferde theils nach Neapel, theils nach Caserta und Capua, die ihnen auch für den Nachmittag zugesagt ward.

Ich hatte die Absicht, noch im Laufe des 14. das 2. Bataillon von Mugnano und Avellino nach Nola zu ziehen, hier am 15. auch das 1. Bataillon und die Bersaglieri zu erwarten, und dann mit der vereinigten Brigade nach Neapel zurückzukehren. Indessen die Sache sollte anders kommen.

Im Laufe des Vormittags erhielt ich durch den Telegraphen einen Befehl von Littor aus Caserta, ich möge mit allem, was ich unter der Hand habe, so rasch als möglich nach Caserta marschiren, dorthin auch die ganze Brigade Milano sammt der funkel-nagelneuen Reiterei Teleki's spediren, so rasch es sich nur thun lasse.

Ich traf darauf folgende Anstalten: Zu 2 Uhr nachmittags bestellte ich einen Extratrain für das Bataillon Benuti; für Montefi, da mir dieser auf meine Anfrage berichtete, daß er nicht vor dem 14. spät abends in Nola werde eintreffen können, einen andern Train für den 15. morgens; für das Bataillon Gessa und die Ber-

paglieri, welche auf dem Rückmarsch von Grottominarba noch nicht in Abellino eingetroffen waren, sollte ein Train für den 15. mittags bereit gestellt werden. Die Reiterei sollte zu Pferd langsam von Abellino über Nola nach Caserta marschiren, und nur einzelne Pferde, die sich zu Offizierspferden eigneten, schleunigst nach Nola voraussenden, von wo sie mit der Eisenbahn schnell nach Caserta befördert werden konnten; darauf berichtete ich an Türr über meine Maßregeln, mit denen er einverstanden war.

Ueber allen diesen Arbeiten war fast kaum Zeit, etwas zu genießen. Am 13. abends hatte uns Catenacci ein Pranzo aus einer benachbarten Trattoria ins Haus bestellt; doch heute schien dies zu lange aufzuhalten, da man nie wissen konnte, was für Befehle und Nachrichten noch einlaufen könnten, die Aenderungen nothwendig machen würden; ich ließ daher einen Offizier in meiner Wohnung mit dem Auftrag zurück, mir augenblicklich Meldung zu machen, wenn sich noch etwas Neues ereignen sollte, und begab mich mit Catenacci in jene Kneipe, aus der wir uns gestern das Essen hatten schicken lassen, und wir nahmen dort ein bescheidenes Frühstück zu uns.

Für solche Fälle ist es am besten, einen Schubjack zum Wirth zu haben; wie gern wäre ich heute zu Hause geblieben, wenn ich nur irgendetwas dort zu beißen gehabt hätte. Aber essen muß der Soldat, wenn sich nur irgendetwas finden läßt, und es ist eine Thorheit, sich auf seinen hungerigen Magen etwas zugute zu thun, wenn man es irgend besser haben kann. Mit einem hungerigen Magen ist man immer nur die Hälfte dessen, was man sein kann —; kurze Momente einer besondern Erregung etwa ausgenommen, die aber nicht ewig dauern kann, während an den Soldaten im Felde, und besonders an einen höhern Offizier in einem aus jungen unerfahrenen Leuten zusammengesetzten Freischarenheer gerade und mit Recht der Anspruch beständiger Bereitschaft und beständiger Aufmerksamkeit gemacht wird.

Nach dem Frühstück stellte sich alsbald durch die einlaufenden Nachrichten und Depeschen heraus, daß schwerlich in den getroffenen Dispositionen noch eine Aenderung nöthig sein würde. Es ging alles nach Wunsch, und wir konnten uns so ruhig fühlen als Gott am siebenten Schöpfungstag.

Catenacci hatte schon am 13. durch das Mittel eines alten Weibes mit einigen Signore von Nola angeknüpft, welche nicht abgeneigt waren, mit den Flibustiern nähere Bekanntschaft zu machen —, Signore pure, pure! Ich dachte dabei an die Signora purissima von Palermo und ihre Andenken unschuldiger Art. Jetzt da, wie es schien, uns noch zwei Stunden freie Zeit blieben, schlenderten wir durch die Baumgänge, um mit der Alten zusammenzutreffen. Diese fanden wir auch. Aber die Signore purissime wollten wegen ihrer Männer uns nur ein Rendezvous im freien Felde, in gewissen benachbarten Büschen geben. Von diesen allzu idyllischen Vergnügungen bin ich kein besonderer Liebhaber, besonders wenn ich zu Fuß gehen muß. Außerdem wünschte ich noch unter allen Umständen das Bataillon Venuti in seiner Kaserne zu sehen. Wenn später noch Zeit sein würde, erklärte ich mich bereit. Ich fand Venuti, wie er eben seinem Bataillon die Quarréformation beibrachte, und er that das mit demselben Geschick, mit welchem er in Mugnano über Kunst und Kunstgeschichte disputirt hatte. Nur waltete hier die Grobheit ebenso vor als bei jenem Disput die Feinheit. Alles an seinem Platz!

Mir machte es solche Freude, der zweckmäßigen Uebung Venuti's zuzusehen, daß ich die Signore pure vergaß und sie auch vergessen hätte, wenn sie purissime gewesen wären. Dann kam noch eine telegraphische Depesche für mich auf den Kasernenplatz. Sie war zwar unwichtig, indessen mußte ich doch darauf antworten, und da dies nach der Vorschrift für die neapolitanischen Telegraphenbureaux immer in mit Tinte geschriebener Schrift geschehen muß, so begab ich mich, da die Zeit unserer vorbestimmten Abfahrt herannahte, auf die

Eisenbahnstation, wo sich das Telegraphenbureau befindet, wie ich glaube, zum Bedauern meines Antonio Catenacci. Zu gleicher Zeit telegraphirte ich nach Neapel an Giovanni Canova, er solle sofort mit meinem Kasten nach Caserta kommen, wo er sich denn auch alsbald einfand.

XV.

Die ersten Tage in Caserta.

Um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags kam ich auf der Eisenbahn von Nola mit dem Bataillon Benuti in Caserta an; ich füge sogleich hinzu, daß die sämtlichen übrigen Truppen der Brigade Milano im Laufe des 15. September ebendasselbst eintrafen.

Ich fand in Caserta die Brigade Puppi (Bologna), welche also wiederum unter meinen Befehl trat. Dagegen vernahm ich, daß die Brigade Spinazzi (Parma) während meiner Abwesenheit gebraucht worden sei, um die noch weiter rückwärts befindliche Division Dixio ein wenig zu einer Division aufzufüttern. Auch von der Brigade Puppi war ein Bataillon, jenes von Cattabene, abgetrennt worden und schien jetzt ein eigenes Dasein zu führen.

So behielt ich denn unter meinem Befehl in den beiden Brigaden de Giorgis (Milano) und Puppi im ganzen zwei Compagnien mailänder Bersaglieri, die mailänder Geniecompagnie und sechs Infanteriebataillone; will sagen etwa 2200 Mann.

Außer diesen Truppen befanden sich in der ersten Linie gegen den Volturno noch die Brigade Sacchi, etwa 1500 Mann; ferner die Brigade Eber, jene alte Brigade, welche vor der Ankunft der Division Terranova allein die Division Titir oder die 15. formirt hatte; etwa 2100 Mann; dann die Brigade La Masa, von welcher ich bald weiter reden werde, höchstens 1200 Mann; endlich

noch eine Brigade der Division Cosenz, welche 1500 Mann stark sein mochte, und das Bataillon Cattabene von 400 Mann. Rechnet man noch die in der Formation begriffenen Husaren und die ebenso in der Formation begriffene Artillerie, zur Besetzung der vier durch die Capitulation von Arriano gewonnenen Sechspfünder hinzu, so kamen für die ganze erste Linie etwa 9000 Mann heraus.

Den Befehl über diese Truppen, welche in der Umgebung von Caserta vereinigt waren, führte Türr; Generalstabschef Türr's war Oberst Spangaro. In Bezug auf viele dieser Truppen war es unbestimmt, ob sie eigentlich zur 15. Division gehörten oder nicht. So blieb die Brigade Sacchi z. B. bis auf die letzte Zeit in einem unabhängigen Verhältniß als detachirte Brigade. La Masa hatte ganz eigene Präntensionen, die in den ersten Tagen meiner Anwesenheit zu Caserta allerdings noch nicht deutlich hervortraten, aber sich bald genug entwickelten. Er war einmal irgendwo in Sicilien von Garibaldi wahrscheinlich aus Ermüdung —, die Gegner La Masa's sagten, weil Garibaldi ihn vom activen Dienst los sein wollte —, mit der Organisation der sicilianischen Nationaltruppen beauftragt worden, und leitete nun daraus für sich ein Recht auf das Commando sämmtlicher sicilianischer Truppen her. So begann er denn sehr bald, worauf wir noch weiter zurückkommen werden, eine 19. (sicilianische) Division zu formiren. Er begann mit der Formation eines ungemein zahlreichen Generalstabs, ohne sich darum zu kümmern, ob er für diesen Generalstab auch Leute habe. Der Generalstab bestand, einschließlich der meist unberittenen Guiden, etwa aus 10 Procent der sogenannten 19. Division. Die Soldaten, meinte er, könnten ihm nicht fehlen, und wenn es so gegangen wäre als er wünschte, so würden sie ihm auch nicht gefehlt haben. Beispielsweise verlangte er einmal von mir, ich solle ihm sämmtliche Sicilianer, die in der 15. Division standen, ausliefern. Dies wäre ungefähr gleichbedeutend gewesen mit einer Auflösung der Brigade Eber, die zur guten Hälfte aus Sicilianern bestand.

Noch am 15. September abends kam zu Caserta auch die

Brigade Nicotera nach manchen Fährlichkeiten an. Pianciani's Absicht, dieselbe im Toscanischen zu verstärken und dann mit ihr dennoch die römische Expedition zu unternehmen, war auf Weisungen Labour's von Ricasoli vereitelt worden. Ricasoli hatte die Brigade auflösen wollen. Indessen dies war nicht gelungen, und man hatte denn die Auskunft gefunden, die Brigade nach Sicilien einzuschiffen, von wo sie jetzt über Neapel nach Caserta vorgerückt war. Nicotera hatte, wie früher Pianciani, und aus denselben Gründen das Commando niedergelegt, und vorläufig befehligte jetzt die Brigade der tüchtige Major Morici. Er hatte etwa 2000 Mann mitgebracht. Diese Truppen wurden der 15. Division zugewiesen.

Was ich in den ersten Tagen über die Stellung der Neapolitaner und unsere eigene erfuhr, war etwa Folgendes:

Die Neapolitaner hielten die Festung Capua stark besetzt; man schätzte nach den Berichten, die man erhielt, die Truppen, welche in und unmittelbar bei Capua standen, auf etwa 12000 Mann. Dabei war eine nicht unbeträchtliche Zahl Reiterei; dieselbe fourragirte noch am linken Ufer des Volturno, insbesondere gegen La Foresta und die Difesa di Carditello hin. Ein Theil der Truppen stand am rechten Ufer des Volturno hinter den Bergen von Gerusalemme im Lager. Weiter den Volturno aufwärts standen am rechten Ufer zur Bewachung der Uebergänge starke Posten; von Capua bis nach Alife hinauf rechnete man etwa 10000 Mann, und wahrscheinlich war dies noch zu wenig; die neapolitanischen Reserven standen auf den Straßen nach San-Germano und Venafro mit Detachements links in den Abruzzern —, ferner nach Gaeta und in Gaeta selbst. Im ganzen ward die neapolitanische Armee in diesen Stellungen auf 55000 Mann veranschlagt. Dazu vernahm man, was sich auch bestätigte, daß in den Abruzzern und überhaupt auf dem ganzen allerdings sehr beschränkten Terrain, welches noch zur Verfügung des Königs Franz stand, eifrig organisiert werde. Man errichtete hier ein freiwilliges Jägerbataillon nach dem andern und die Freiwilligen liefen in Menge zu. Ich

habe späterhin Gelegenheit gehabt, aus aufgefangenen Briefen solcher Freiwilligen an ihre Angehörigen die Motive kennen zu lernen, welche sie leiteten. Zuerst war nämlich den Freiwilligen ein beträchtliches Sandgeld, zweitens ihren Familien eine Unterstützung versprochen, welche die Gemeinden vorläufig auf Staatsrechnung auszahlen sollten, drittens sollte ein Monat Dienst in diesen Jägerbataillonen für ein Jahr gerechnet werden —, wahrscheinlich in Nachahmung der Russen bei der Vertheidigung Sewastopols. Ein solcher Freiwilliger kam also mit acht Monaten Dienstzeit davon, da dieselbe der Regel nach acht Jahre betrug. Und diese Rechnung war es vorzüglich, welche den Zulauf herbeiführte. Die armen Burtsche wurden natürlich in jeder Beziehung betrogen; von dem versprochenen Sandgeld bekamen sie nichts zu sehen; die Gemeinden weigerten sich meistens, die Unterstützung an die Familien zu zahlen, und daß die Piemontesen, nachdem sie Neapel geschluckt haben, sich nicht an das Versprechen der achtmonatlichen Dienstzeit halten werden, wenn sie nur überhaupt erst wissen, wie sie ihr Schema in Neapel appliciren sollen, braucht nicht erst besonders erwähnt zu werden.

Von Capua wußte ich, daß es eine Festung sei, auch daß es von Vauban erbaut sei; aber allgemein ward mir auf meine Fragen gesagt, daß es verfallen sei, die Werke sich in einem schlechten Zustande befänden. Dies nun war total unrichtig, wie ich mich bald durch eigenen Augenschein überzeugen sollte. Indessen konnte ich bei den Verhältnissen, die ich im Königreich kennen gelernt hatte, den unwahren Versicherungen leicht Glauben schenken.

Die 11000 Mann, welche jetzt unter Tittr in erster Linie standen, konnten gegen die große Uebermacht, die ihnen gegenüberstand, unmöglich positiv etwas Ernstes unternehmen. Sie mußten sich auf die Bewachung der Voltornolinie beschränken, konnten dabei durch einzelne Parteidüngerstreiche die Aufmerksamkeit der Neapolitaner hier und dort beschäftigen, mußten aber im wesentlichen eine concentrirte Stellung einnehmen, um zur Abwehr eines Gegen-

schlages bereit zu sein, den man jetzt fast mit Bestimmtheit erwarten mußte. Danach waren denn auch die Anstalten getroffen.

Die Brigade Sacchi mit noch einem Bataillon — Ferracini — von der Brigade Puppi hatte den rechten Flügel bei San-Leucio und vorwärts desselben gegen den Volturno; die Brigaden Eber und La Masa standen auf dem linken Flügel zu Santa-Maria di Capua mit einem Detachement zu San-Lammaro; alles andere war zu Caserta vereinigt und hatte zur Verbindung zwischen Santa-Maria und San-Leucio Posten in San-Prisco und Casapulla. Um einen jener obenberührten Parteigängerstreiche auszuführen und dabei zugleich unsere rechte Flanke zu decken, sendete Türr am 16. September den Major Esudasy mit 300 Mann von drei verschiedenen Bataillonen und Brigaden auf der Eisenbahn nach Maddaloni; von hier aus sollte Esudasy über Ducenta den obern Volturno gewinnen, übersetzen, auf Venafro oder Teano marschiren, sich unterwegs durch Landwehren oder Freischaren verstärken.

An demselben Tage fragte mich Türr, ob ich es nicht vorziehe, die Stellung des Chefs des Generalstabs für die sämmtlichen um Caserta vereinigten Truppen zu übernehmen. Ich that dies mit Vergnügen und meine Ernennung zu dieser Stellung erfolgte sogleich, während Spangaro die Brigade Nicotera erhielt. Türr sagte mir sogleich beim Antritt meines neuen Amtes: „Einen Generalstab habe ich eigentlich gar nicht.“ Dieses war nur zu wahr, und es war darum doppelt nöthig, einen solchen zu organisiren, um überhaupt Ordnung in den Dienst bringen zu können. Türr hatte ein ganzes persönliches Gefolge von vorzugsweise ungarischen Offizieren, doch auch von anderer Nationalität fehlten sie nicht. Aber zum Dienst des Generalstabs hatten diese Herren weder Neigung noch auch Fähigkeit. Es gefiel ihnen viel besser, in allerlei Aufputz herumzureiten, Neuigkeiten aufzusuchen, vielleicht auch dieser und jener den Homer ihres Achill zu machen. Selbst einen Leibarzt hatte Türr; einen Deutsch-Ungarn, der sich sehr viel auf seinen schönen Stil zugute that. Einst bemerkte der Mann in meiner

Gegenwart zu Türr: er sei viel stolzer darauf dessen Leibarzt zu sein, als er sein würde, der Leibarzt von Omer-Pascha zu sein. Dies sollte eine Schmeichelei für Türr vorstellen; bei meinen bekannten Ansichten von den Feldherrntalenten Omer-Pascha's mußte mir allerdings diese Schmeichelei ebenso seltsam als bescheiden erscheinen.

Meine erste Arbeit war die Organisation des Generalstabs, dann wollte ich Ordnung in das Rapportwesen bringen, welches bei einigen Truppentheilen gänzlich im Argen lag, endlich darauf hinarbeiten, daß endlich einmal das verderbliche Auseinanderreißen zusammengehöriger Truppenkörper aufhöre. Nicht genug, daß die Divisionen bunt durcheinander gewürfelt waren, wurden auch noch die einzelnen Brigaden zerrissen, sodaß oft ein Bataillon unter ganz anderm Befehl als dem seines Brigadenchefs und zwei Meilen entfernt von den andern Bataillonen stand. Neben dem allen und dem äußern Dienst, der mich beschäftigte, ließ ich mir eine Sache von höchster Wichtigkeit anlegen sein, an die auch kein Mensch dachte, nämlich die Anlage eines Hauptmunitionsmagazins in Caserta.

Zur Organisation des Generalstabs gab mir Türr einige Offiziere, die ihm geeignet schienen, und ich nahm diejenigen hinzu, welche ich selbst mitgebracht hatte. Die ersten waren der Oberstlieutenant Bricoli, Vigo, jetzt Major, Hauptmann Bedova, und ein junger Neapolitaner, Unterlieutenant Cosentini. Von meiner Seite stellte ich Ronchetti, der aus seinem Sapri-Pathmos erlöst, eilig nach Caserta gekommen war, um sich mir dort wieder anzuschließen, dann Catenacci, Commendù und Pegorini, einen tüchtigen jungen Mann, der vorher in der österreichischen Marine gedient hatte. Jetzt war er lange mit Pigozzi bei der Brigade Puppi abwesend gewesen. Pigozzi lief hin und her. Späterhin ward er mit der Direction der Lazareths in Neapel beauftragt. Als ich die Bildung des Generalstabs für die Truppen in der Umgebung Casertas vornahm, glaube ich, war er auch in Neapel, in welchen Geschäften, das weiß Gott. Fatturini war wieder einmal auf der Jagd nach seinem „Baule“.

Bricoli sollte die Artillerieangelegenheiten übernehmen, mit denen allerdings trotz der geringen Zahl unserer Stücke oder auch wegen derselben genug zu thun war, was sich aber auch schwer thun ließ, weil es eben an allem fehlte.

Vigo, unterstützt von einem Sergeanten, der später zum Offizier befördert wurde, einem sehr tüchtigen jungen Mann, Namens Allievi, übernahm den taktischen Dienst; Pegorini und Ronchetti theilten sich in den innern und administrativen Dienst, Rapporte u. s. w.; Pegorini versah zugleich das Amt eines Stabszahlmeisters. Bedova und Cosentini mußten zunächst, obgleich sie auch für andere Arbeiten verwendet wurden, hauptsächlich die Anlage des Hauptmunitionsmagazins übernehmen. Catenacci und Commendù waren meine Ordonnanzoffiziere, letzterer wurde vorzugsweise mit der Aufsicht über den Stall für die Offiziere des Stabes beauftragt, der allerdings für jetzt sich noch auf so gut als nichts reducirte, indessen bald in eine bessere Verfassung kam.

In das Rapportwesen und den innern Dienst die nothwendige Ordnung zu bringen, war ungemein schwer, nicht bloß wegen der Ungewohnheit, die bei den meisten Truppentörpern herrschte, sondern auch wegen der Durcheinanderwürfelung der Truppen und der sonderbar selbständigen Verhältnisse, in welchen sich einige Befehlshaber betrachteten. In den ersten Tagen war es kaum möglich, auch nur zu erfahren, welche Truppen zu unserer Verfügung standen und wie stark sie waren. Man mußte die Bataillone und Brigaden wie die Stednadeln zusammensuchen. Es war noch eine andere Ursache, die mich bei dieser „Ordnungsarbeit“ auf Schwierigkeiten stoßen ließ. Mehrere Befehlshaber hatten nämlich die eigenthümliche Ansicht, daß sich die Ordnung nicht mit der Kriegsführungsweise Garibaldi's vertrage, während ich allerdings der Meinung bin und war, daß die Ordnung für jede Art von Kriegsführung nothwendig ist, und daß sie für Garibaldi's Heer in demselben Verhältnisse nothwendiger werde, als dieses größere Dimensionen annehme, daß für 25000 Mann nicht mehr passe, was für 1000 Mann

allenfalls gut genug gewesen sein mochte. Infolge dieses Widerspruchs der Ansicht habe ich denn den Vorwurf in allen Gestalten hören müssen, daß ich zwar den regelmäßigen Krieg und was dazu gehört besser verstehe als einer, aber den Fehler habe, die Art der regelmäßigen Kriegführung und die Ordnung der Mittel auf „unsere“ Verhältnisse übertragen zu wollen.

Glücklicherweise war ich bereits von Genua her an alle diese Schnurren gewöhnt, kümmerte mich daher gar nicht darum, sondern arbeitete mit Zähigkeit und Pferdegeduld in meinem Sinne, knüpfte womöglich immer zwei Fäden wieder an, wo mir einer ausgerissen ward, und nur wenige werden schließlich bestreiten, daß für die ganze Armee daraus ein enormer Vortheil erwuchs. Besonders aber wird derselbe ganz unzweifelhaft in meiner unermüdblichen „pedantischen“ Arbeit für die Füllung unserer Munitionsmagazine erkannt werden müssen. Was hätten wir ohne diese Pedantenarbeit wol am 1. October angefangen? Wie möchte es uns ergangen sein?

Die Anlage der Munitionsmagazine war nun auch gar nicht so einfach, wie sich mancher denken mag. Der Sachverständige begreift alle Schwierigkeiten, wenn man ihm sagt, daß in der Armee Gewehre von zehn verschiedenen Kalibern vorhanden waren. Als nun immer neue Truppen herankamen, kamen auch immer neue Kaliber, und nicht von allen Truppen, welche späterhin kamen, erhielt ich Rapport. Ich hatte angefangen für die Truppen zu arbeiten, welche ursprünglich unter Türr's Commando vereinigt waren, ich setzte meine Arbeit fort, ohne dazu verpflichtet zu sein, wie man sehen wird, für die ganze Armee. Bedova und Cosentini waren beständig auf der Jagd, wenn hier oder da neue Truppen eintrafen, um die ungefähre Stärke zu erfahren und Patronenmodelle zu erschaffen, die dann nach Neapel gesendet wurden, um Vorräthe zu beschaffen. Der Kriegsminister Cosenz unterstützte mich bei meinem Bemühen aufs beste; wir waren in beständiger, meist telegraphischer Correspondenz. Um die Sache zu vereinfachen, wurden absonderliche Waffen, für welche es schwer war, überhaupt Munition zu

beschaffen, ausgetauscht, soweit die Vorräthe reichten. Auf diese Weise brachte ich es dahin, daß wir am 30. September noch etwa 200000 Patronen im Hauptmagazin hatten trotz der Hunderttausende, die ich ausgegeben hatte. Bei den gewöhnlichen Ausgaben an die Truppentheile ward mit der größten Sparsamkeit verfahren, sodaß von jeder Art Patronen immer ein entsprechendes Quantum im Magazin zurückblieb. Dies war um so nothwendiger, als bekanntlich junge Truppen auf Vorposten zur Patronenverschwendung ungemein geneigt sind. Ja, sie warteten nicht einmal den Vorpostendienst ab, sondern knallten wol zu ihrem Vergnügen mitten in Caserta, wie es übrigens die Soldaten der Brigade Milano auf dem Marsche von Sapri nach Eboli in den verschiedenen Städten, die wir passirten, auch gemacht hatten, ohne daß dies Unwesen trotz aller angewendeten Strenge jemals ganz beseitigt werden konnte.

Ueber diesen verschiedenen Arbeiten, die ich hier nur oberflächlich andeuten konnte, kam der 19. September, und mit ihm das erste ernste Gefecht heran. Ich hatte also zu diesen verschiedenen Arbeiten von meiner Ernennung zum Generalstabschef ab bis zu dem ersten Gefecht nicht ganze drei Tage Zeit gehabt. Und wenn in diesen drei Tagen dennoch zu all dem hier Bemerkten ein guter Grund gelegt war, auf dem man weiter bauen konnte, wenn dies der Fall war, obgleich ich fast durchweg unerfahrene erst anzulernende Offiziere zu meiner Unterstützung hatte, und obgleich ich dabei wahrhaftig nicht immer im Bureau sitzen konnte, so wird wol niemand zu behaupten wagen, daß ich meine Zeit verlor. Ich darf dreist sagen: Komme der und melde sich, der mehr glaubte thun zu können! — — Es wird sich niemand melden.

Ehe ich zur Erzählung der verschiedenen Gefechte und der Beschäftigungen mit dem äußern Dienst im allgemeinen übergehe, mit denen ich in der ersten Zeit meines Aufenthalts zu Caserta zu thun hatte, will ich nun erst von verschiedenen privaten Verhältnissen berichten, die den Leser interessieren können.

Wer das berühmte Königsschloß von Caserta nicht gesehen hat,

der hat doch von ihm gehört, weiß, daß es um die Mitte des 18. Jahrhunderts unter der Regierung Karl's III. von Sanvitelli erbaut, 756 Fuß lang, 576 Fuß breit und 113 Fuß hoch, kurz, der größte Palast von Europa ist. Wenn man von Neapel herkommt, sieht man die imposante Fassade auf eine halbe Stunde weit vor sich, man überschreitet dann die Eisenbahn von Neapel nach Capua, die Landstraße und betritt die mächtige Esplanade, welche rechts und links von Stallungen und Wohnungen für die Dienerschaft eingefast ist; man tritt durch den mächtigen Thorgang ins Schloß und sieht, daß das Gebäude vier geräumige Höfe einschließt, zwei rechts, zwei links; je der vordere vom hintern durch einen Flügel getrennt, welcher an und für sich für ein mächtiges Gebäude gelten kann. Man verläßt durch das Eisengitterthor an der hintern Seite das Schloß und tritt in den Park hinaus, welcher sich nahe bis zu den Höhen von San-Leucio ausdehnt, und hat vor sich die gewaltige Cascade, welche 60 Fuß hoch in drei Terrassen von den Höhen von San-Leucio herabstürzt, und welcher ein 27 Miglien langer Aquädukt das nöthige Wasser vom Monte-Taburno zuführt. Ein prächtiges Schauspiel; doch die Natur in der Schweiz bietet prächtigere und dabei nicht traurige. Traurig stimmen mich wenigstens diese Werke der Kunst, welche mit so ungeheuern Mitteln hergestellt, doch nicht einmal fähig sind, den Menschen zu erheben, sondern allenfalls nur, ihn einige Stunden zu belustigen. Wenn das Wasser der großen Cascade der Bewässerung der Terra di Lavoro zugute käme, was absolut nicht der Fall ist, so würde ich mit der Cascade mich eher versöhnen. So wie es steht hat sie nicht mehr Werth als irgendeine Pyramide Aegyptens. Diese unsinnigen und theuern Steinhaufen haben mir auch niemals ein Interesse erregen können. Sie sind doch nichts anderes im wesentlichen als langdauernde Erinnerungen an den Unsinn des absoluten Königthums.

Oestlich vom Schlosse breitet sich die Stadt Caserta aus, welche jetzt etwa 20000 Einwohner hat. Sie war von den Bourbonen

eine Zeit lang bestimmt, nicht bloß eigentliche Residenz, sondern auch eigentliche Hauptstadt zu werden. In weitem Umkreise um die jetzige Stadt sind noch Straßen ausgesteckt, und auf einigen Theilen des Umzugs finden sich selbst Umfassungsmauern. Häuser sieht man nicht, außer etwa hier und da eine mächtige Kaserne auf diesen Stadträumen einer Zukunft, die schwerlich kommen wird. Wer vor zwanzig Jahren das Köpenicker Feld in Berlin an seinen äußersten Enden gesehen hat, kann sich ein ziemlich genaues Bild dieser Räume Casertas ausmalen. Manchen erinnern sie auch vielleicht —, aber hier immerhin mit gewaltigen Unterschieden —, an eine kühn begonnene amerikanische Stadt, welche nicht zu Stande gekommen ist.

Im Königschloß von Caserta nahm ich mein Quartier, und zwar in dem vordern Flügel im ersten Hofe rechts zu ebener Erde, mit der Aussicht auf die Esplanade und die Eisenbahn, einer bei der niedrigen Lage der Wohnung etwas beschränkten Aussicht. In diesen Räumen habe ich mit einzelnen Unterbrechungen vom 15. September bis zum 27. November, den Tag, da ich Caserta, wahrscheinlich für immer, verließ, um mich zu Neapel nach Genua einzuschiffen, gehaust, und es wird daher nicht überflüssig sein, daß ich den Leser mit diesen Räumen ein wenig näher bekannt mache.

Vom Hofe trat man nahe der östlichen Ecke desselben in einen zur Fronte des Palastes senkrechten Gang. Links von diesem Gange befand sich zunächst die geräumige Küche, welche späterhin, nachdem sich mein Stab mit mir eine förmliche Wirthschaft eingerichtet hatte, uns gute Dienste leistete; dann kam man bei mehreren gleichfalls links bleibenden Kammern für die Dienerschaft, bloßen Holzverschlagen, vorbei und trat nun in ein geräumiges großes Zimmer, welches uns später als Speisezimmer diente; links von dem Speisezimmer lag ein kleineres Gemach, in welchem zuletzt einer meiner Offiziere seinen bleibenden Aufenthalt hatte, und rechts vom Speisezimmer mein Privatgemach. Es bestand aus einer hohen Stube von etwa 50 Fuß Länge bei 25—30 Fuß Breite mit drei Kaminen

im Hintergrund. In dem mittlern derselben befand sich meine Lagerstätte; die übrigen wurden bald zu diesem, bald zu jenem Gebrauch verwendet. Erhellte ward mein Zimmer durch zwei hohe und breite thürförmige Fenster, die etwa sechs Fuß über dem Boden lagen, und zu denen man auf sechs Marmorstufen in den in den dicken Mauern ausgesparten Nischen hinaufstieg. Außen waren die Fenster durch ein zierliches Eisengitterwerk geschützt.

Für meine Offiziere waren andere Räume im Schloß meist in meiner unmittelbaren Nachbarschaft ermittelt. Der diensthabende Offizier des Stabes schlief auf einem Divan im Speisezimmer, sodaß er hier alle Meldungen und Befehle, die in der Nacht ankamen, in Empfang nehmen und sie, wenn die Sache drängte, mir sogleich mittheilen konnte.

Das Bureau des Generalstabs legte ich in den Mittelflügel, welcher den ersten Hof rechts vom zweiten trennt. Rechts und links unterscheide ich immer, indem ich mich dabei von Neapel kommend und in das Schloß eintretend denke. Das Bureau bestand aus vier großen Räumen nebst einigen Alkoven und lag eine Treppe hoch. Zwei Zimmer waren für das eigentliche Bureau, eines zum Vorzimmer, ein anderes für die Ordonnanzen bestimmt, welche die Brigaden zur augenblicklichen Beforgung von Befehlen beständig hier halten mußten; in den Alkoven schliefen einige meiner Offiziere und Sergeanten, sodaß auch in der Nacht jeder gewöhnliche Dienst mit Leichtigkeit abgemacht werden konnte.

Alle diese für den Dienst nothwendigen Einrichtungen wurden schon am ersten und zweiten Tage, nachdem ich das Amt des Generalstabschefs angetreten hatte, getroffen; dagegen kam die Einrichtung eines gemeinschaftlichen Hauswesens unter der Leitung Giovanni Canova's, der so gewissermaßen zum Major domus des Generalstabs aufrückte, obgleich er dabei mein Privatdiener blieb, erst gegen Ende September zu Stande. Im Anfange hatte ich, wenn ich nicht etwa bei Tittre speiste, was einigemal vorkam, meinen Appetit in einer Bottega in der Stadt zu stillen gepflegt.

Indessen allmählich war in der Stadt kaum noch etwas zu haben, und wir mußten daran denken, im Schlosse selbst für etwas zu sorgen. Türr hatte von Anbeginn eine wohl eingerichtete Tafel, und ich hätte mich mit meinen Offizieren allenfalls dieser anschließen können, indessen waren immer so viel Gäste allerhand Art an derselben, daß ich mit sämtlichen Offizieren des Stabs kaum an ihr Platz finden konnte. Jedenfalls war es auch gut, wenn ich mit den thätigen, wirklich dienstthuenden Offizieren allein bei Tische war, da sich unter solchen Umständen manches Geschäft spielend abmachen ließ, welches in einer großen aus den heterogensten Elementen zusammengesetzten, mehr auf Vergnügen oder Nachrichtenschnapperei als auf den Ernst der Dinge zugeschnittenen Gesellschaft nicht wohl angegangen wäre.

So machte ich denn mit meinen Offizieren gemeinschaftliche Kasse; wir nahmen einen Koch an, deren sich nach der Flucht der bourbonischen Anhänger eine ganze Menge brotlos in der Gegend von Neapel umhertrieben; der Koch erhielt einen Monatsgehalt und außerdem ein bestimmtes Tagegeld für jeden, der an unserer Tafel aß. Dafür besorgte er eine Collation oder ein Frühstück, welches wir in Zeiten regelmäßigen Lebens gewöhnlich um 10 Uhr vormittags zu uns nahmen, und ein Hauptessen (Pranzo), welches unter gleichen Umständen um 5 Uhr nachmittags begann. Auch Kaffee wurde morgens so viel gekocht, daß jeder, der sich einfanden wollte, sein gentligendes Maß bereit fand.

Bei der großen Neigung der Neapolitaner zu dienen und dem Mangel an Beschäftigung, der auch für andere Klassen der Bevölkerung als die Köche und aus gleichen Gründen eingetreten war, bildete sich um Giovanni und den Koch ein vollständiges Hausgefinde. Da war der Kutscher, der die von mir für Bagage und Dienst des Generalstabs requirirte Kutsche führte, da waren Küchenjungen und Laufburschen und Wäscherinnen, die auch sonst allerlei Geschäfte besorgten, ganz abgesehen von dem Personal der zurückgebliebenen Schloßdienerschaft, welches sich lediglich mit der Zim-

mereinrichtung und Zimmerordnung, Beleuchtung und Aehnlichem besaßte.

Wo das ganze außerordentliche Personal eigentlich lebte und wie es sich nährte, das ist mir noch bis heute ein Räthsel; ich weiß wenigstens, daß ich außer einem Carlin, den ich hier und da einem einzelnen Theil dieses Gesindes spendirte, niemals einen Kappen für dasselbe gegeben habe. Aber alle waren vergnügt und glücklich, und wollten sich von dem Haushalt bis auf den letzten Tag nicht trennen; jedenfalls mußte ihnen unsere Küche noch das Erforderliche bieten.

Wie gesagt, erst Ende September wurde der Grund zu diesen großartigen Einrichtungen gelegt, die sich dann im October weiter entwickelten. Vorher hätte gar nicht daran gedacht werden können, da wir kein Geld mehr hatten. Ende September aber fingen infolge der neuen Decrete über die volle Besoldung nach piemontesischem Fuß und über die Nachzahlung des Solbes und der Competenzen vom 15. August ab unsere Finanzen an sich bedeutend zu heben. Davon später.

Am 15. September morgens, also noch ehe ich die Geschäfte des Generalstabschefs übernommen hatte, machte ich die Bekanntschaft des Gouverneurs von Caserta. Ich hatte den Wunsch mich sogleich mit dem Terrain vorwärts gegen den Volturno hin bekannt zu machen, und da hier das Bataillon Ferracini von der Brigade Puppi auf Vorposten war, wollte ich mit der Gegend von San-Leucio den Anfang machen. Der Gouverneur erbot sich, mich dahin zu führen, und wir kamen überein, daß wir nachmittags um 2 Uhr etwa hinausfahren wollten. Er wollte mich mit seinem Wagen abholen.

Um Mittag kam ein Befehl von Türr, ich möge mit den beiden Brigaden de Giorgis und Puppi schleunigst nach Santa-Maria vorrücken. Puppi, der wie gewöhnlich sich beschwerte, daß seine Leute noch nicht mit dem Abkochen fertig wären, hielt den Abmarsch ein wenig auf. In diesem Falle war nichts daran gelegen, denn

dem ersten Befehl folgte fast auf dem Fuße die Nachricht, unser Vorrücken sei nicht mehr nöthig. Zwischen den beiderseitigen Vorposten vor Capua hatte sich ein kleines Gefecht entsponnen; Türr, der sich gerade zu Santa-Maria befand, hatte dies einen Augenblick für ernster genommen als es war, sich aber bald von seinem Irrthum überzeugt und das Vorrücken abbestellt. Er kam auch bald darauf selbst nach Caserta zurück und erzählte mir die Geschichte.

So konnte ich denn am Nachmittage getrost nach San-Leucio gehen. Für alle schleunigen Fälle gab ich an Puppi den Befehl über die beiden Brigaden. In kurzer Frist konnte ich jedenfalls wieder zurück sein, wenn es nöthig ward.

San-Leucio ist, wie jedermann weiß, ein königliches Schloß und eine königliche Colonie am Abhange des Monte-Briano, mit einem gewaltigen Parke. Schloß (Belvedere) und Colonie sind vom Könige Ferdinand I., Nasone (Großnase) zubenannt, erbaut worden. Man kennt die vortreffliche Eigenschaft, welche den Großnasen zugeschrieben wird, und Ferdinand I. machte auch in dieser Beziehung seinem Namen alle Ehre. Die Colonie ist eine Seidenmanufaktur — dem Namen nach; für die Großnase war sie ursprünglich ein angenehmes ländliches Vergnügungshaus, mit vielen, vielen Freiheiten ausgestattet, mit einer ganz republikanischen Verfassung; diese wie die Blutsverwandtschaft würden eine große Anhänglichkeit der Bewohner von San-Leucio an die bourbonische Familie genügen erklären. Unter dem „Heldenkönig“ Franz II., der sich sogar beim Ballet im Theater die Augen zuhielt, muß die Anhänglichkeit natürlich ein wenig nachgelassen haben. Großnase sagte in seiner Stiftungsurkunde, daß er im prächtigen Schloß von Caserta die zum Nachdenken, zur Sammlung des Geistes nöthige Einsamkeit nicht finde. Luxus und Pracht vertrieben ihn von Caserta wie aus der Hauptstadt Neapel, und den Frieden, den er suche, glaube er auf den Höhen von San-Leucio zu finden.

Er siedelte hier, wo er sich ein kleines Lustschloß, Belvedere,

erbaute, ursprünglich 31 Familien an, denen er viele Privilegien, eine ganz republikanische Verfassung gab, welche nur zugleich eine durchaus patriarchalische war, und dadurch der Großnase hauptsächlich theuer ward, nicht so sehr den jungen Leuten, die in der weiblichen Bevölkerung von San-Leucio ihr Lieb gefunden hatten. Die Ehen, so bestimmte die Constitution von San-Leucio, sollten hier nach freier Wahl, ohne möglichen Einspruch der Aeltern unter kirchlichen und bürgerlichen Festen geschlossen werden. Die ganze Aussteuer behielt sich der König vor —, man begreift, daß er dies nicht that, ohne, wenn auch stillschweigend, Gegenrechte in Anspruch zu nehmen. Die vom König ausgesteuerte Phyllis oder Daphne von San-Leucio, die Danae, welche den Goldregen der königlichen Aussteuer von Meister Großnase in ihrem Schoße empfing, mußte dem Wohlthäter auch wohlgethan haben; sei es, daß der König sie im herrlichen Parke auf einer seiner Jagdpartien, sei es, daß er sie an der Vaccaria beim Rühemellen in einer annehmbaren Stellung gefunden. Il Rasone fand in den verschiedenen Stellungen nur einen erhöhten Genuß, und der Duft des Kuhstalles störte ihn so wenig als der andere der alten Bäume des mächtigen Parks von San-Leucio. Der berühmte Cardinal Ruffo war seinerzeit Intendant von Caserta und Oberaufseher der Colonie von San-Leucio. Man kann sich denken, daß auch er hier Spuren seines Daseins zurückgelassen hat, wenn man mit seiner Geschichte ein wenig bekannt ist.

Am Nachmittag des 15. September zur vorbestimmten Zeit hielten zwei Wagen im Schloßhofs von Caserta, und der Gouverneur kam mich abzuholen. Ich stieg in seinen Wagen; mit uns beiden war mein Benjamin Catenacci und ein Unterbeamter des Gouverneurs; im andern Wagen befanden sich einige andere Beamte, die uns begleiten wollten. Wir fuhren die Straße nach Poccianello hinauf, durch den Bogen, welcher unter der Wasserleitung hindurch, dann durch Sala und Briano nach dem kleinen Schlosse von San-Leucio führt. Die ganze Colonie war auf den

Beinen; wir wurden — wahrscheinlich in der Abwesenheit eines Rasone — insbesondere von der weiblichen Bevölkerung der Colonie mit Fahnen- und Lückerschwenken und unendlichen Ebbivas begrüßt.

Am Schlosse stand die ganze Hoflakaienshaft im Frack und der weißen Kravatte bereit, gerade als ob ich der Rasone selbst gewesen wäre. Es wurden, als wir im Schlosse abgestiegen waren, einige Erfrischungen gereicht; ich hatte diesmal keinen Sinn dafür, beabsichtigte vielmehr mir die Stellungen weiter vorwärts anzusehen. Indessen wer würde von diesem paradiesischen Sitze nicht angezogen? Ich will hier nicht von der wundervollen Umgebung, dem reizenden Park, der Aussicht über den ganzen südlichen Theil der Terra di Lavoro bis Neapel, bis zum Meere und auf den Vesuv hin reden. Jeder, der eine Karte und eine Reisebeschreibung zur Hand nimmt, kann am Ende sich alles das dabei denken, was sich überhaupt einer dabei denken muß. Aber warum sollte ich meine persönlichen Empfindungen nicht loslassen? Hier, wo ich frei von der Leber weg zu reden die beste Absicht habe. Nie, nie hatte ich mir in meinem Leben einen festen Wohnsitz gewünscht. Hier, im Belvedere von San-Leucio, kam mir dieser Wunsch zum ersten male, und es war nicht vorübergehend, immer zog es mich wieder nach San-Leucio, in dessen kleinem Palast Eleganz und Einfachheit sich aufs schönste vereinigen. Hier hätte ich mir für meine alten Tage einen Ruheitz gewünscht. Und dieser Wunsch war gar nichts so Unerhörtes, seine Erfüllung war durchaus nicht unwahrscheinlich. Allerdings kämpften wir für das Italien unter Victor Emanuel's Scepter; aber für die Sübprovinzen — dies, was nachgerade auch andern Leuten klar zu werden anfängt, war uns allen, d. h. den Einsichtigen, unter uns klar —, gab es nichts anderes, als daß vorläufig Garibaldi zum Generalgouverneur von Sübitalien ernannt ward. Garibaldi war gerade der Mann, die Bedürfnisse dieser intelligenten, aber verwehrlosten Völkerschaften zu begreifen und zu erfüllen, zu erfüllen, weil er die Liebe zu den Menschen hat, ohne die alles Wissen eine tönende Schelle ist. Kein Piemontese wird

jemals in Süditalien etwas schaffen. War Garibaldi Generalgouverneur mit unumschränkten Vollmachten, so konnte er wol seinen Führern, denselben Männern, die ihn im Kriege unterstützt hatten und auch bei der nachfolgenden Friedensarbeit ihn unterstützen konnten, damit sie dies desto besser vermöchten, aus den zahlreichen Domänen Lehne geben. Ich war damals der Funfzehnte in der Reihe dieser Führer, und dessen war ich sicher, daß von denen, die über mir standen, sich im Laufe des Kampfes selbst noch mancher gänzlich abnutzen mußte, während ich in der Meinung aller nur steigen konnte. Kam es zu diesen Dingen, nun — so hätte ich mir San-Leucio gewünscht.

Alles stand und lag dort noch in den Zimmern wie zur Zeit da es von einzelnen Gliedern der Königsfamilie bewohnt gewesen war. Namentlich hatte hier, wenn ich mich recht erinnere, auch die erste, noch heute in Neapel verehrte Gemahlin Ferdinand's II. ihren Wohnsitz gehabt. Ein wunderhelles einfaches Zimmer mit der Aussicht bis aufs spiegelblaue Meer, mit zwei Betten und einer Wiege war für eine Wöchnerin eingerichtet, und es wird wol niemand wunderbar erscheinen, daß ich in diesem Zimmer mit desto größerer Lebhaftigkeit nach Hause und an mein Weib dachte.

Das Merkwürdigste im Schlosse von San-Leucio ist aber das Waschbecken des Königs Großnase. Es ist eine ungeheure Baderanne, nach meiner ungefähren Schätzung 10 Fuß tief, 40—50 Fuß lang und etwa 15 Fuß breit, in Stein in dem Fußboden eines Zimmers eingesenkt. In diesem Waschbecken vergnügte er sich wie Diana, umgeben von seinen Nymphen.

Wir besichtigten alle diese Merkwürdigkeiten, auch die Kapelle, von dem Zimmer aus, von welchem die Mitglieder des Königshauses der Messe beigewohnt hatten. Zur Belustigung des zahlreichen Hofgesindes, welches uns auf dem Gange durch das Schloß begleitete, bemerkte ich, daß die Bourbonen sogar zu faul gewesen wären, in die Kirche zu gehen, obgleich sie ihrer doch nicht entbehren konnten.

Uebrigens machte es mir nicht geringen Spaß, wie dieses Hof-
gesinde, welches wol noch vor wenigen Wochen keine Ahnung davon
gehabt hätte, jetzt den Filibustiern königliche Ehren erwies.

Wir besuchten auch das Zimmer, wo sich in prächtigen Ein-
bänden die Verzeichnisse der sämmtlichen vierbeinigen und zweibeini-
gen Geschöpfe befanden, die seit vielen Decennien bei den Hofsjagden
im Parke von San-Leucio geschossen waren, mit Angabe der glück-
lichen Jäger, welche diese Geschöpfe erlegt hatten; dann jenes an-
dere Zimmer, in welchem in mehreren Schränken die Hauer aller
der Eber und Sauen aufbewahrt werden, welche im Parke von
San-Leucio erlegt worden sind. Jeder Hauer trägt ein aufgekleb-
tes Zettelchen, auf welchem der Jäger und der Tag der Jagd ver-
zeichnet ist. Ich bekam hier unter anderm einen Hauer eines
Ebers in die Hand, der die Ehre gehabt hatte, von Murat erlegt
zu werden; und da ich mein Interesse daran nicht verhehlte, sagte
mir der Gouverneur, ich möge den Hauer doch zum Andenken mit-
nehmen. Ich that dies nicht, weil ich überhaupt das Desorgani-
siren von Sammlungen nicht leiden kann, wären es auch nur
Sammlungen von Hauern. Wenn ich noch einmal Besitzer von
San-Leucio werde, wünsche ich jene Sammlungen vollständig vor-
zufinden.

Als wir das Schloß genugsam besichtigt hatten, stiegen wir
wieder in unsere Kutschen und fuhren zwischen der jubelnden könig-
lichen Nachkommenschaft, die übrigens ihrem Großvater durch die
gewaltigen Nasen alle mögliche, durch Schönheit geringere Ehre
machte, im Parke hinauf nach der Vaccaria. Von deren obersten
Boden überseh man die ganze Thalsenkung zwischen den Höhen von
San-Leucio einerseits und dem Monte-Tifata andererseits, eine
große Strecke des hier zwischen der Scafa di Cajazzo und der
Scafa di Formicola vielgewundenen Volturno und einen bedeuten-
den Theil des rechten Volturnoufers bis zu den Höhen von La
Piana. Mit Hülfe des Fernrohrs unterschied man auch die nea-
politaniſchen Vorposten am rechten Ufer. Ueberhaupt erschien mir

die Baccaria als ein so vortrefflicher Observationsposten, daß ich sogleich anordnete, hier ein Detachement von zuverlässigen und zugleich mit dem Terrain längst und gut bekannten Nationalgarbisten zu etabliren, was denn auch geschah.

Befriedigt von meiner Fahrt kehrte ich nach Caserta zurück, unterwegs über unsere möglichen Operationen nachdenkend, und da ich in Gesellschaft war, auch von ihnen sprechend, obwol mit der stets bei solchen Dingen nöthigen Vorsicht. Catenacci war in einigermaßen trüber Stimmung. Er meinte, die Neapolitaner würden auch jetzt bald wieder Capua verlassen, Franceschino würde verreisen und wir abermals nichts Vernünftiges zu thun bekommen.

Am 16. morgens kam Garibalbi nach Caserta; wir waren zum Frühstück zusammen bei Türr, wo sich auch die Contessa (della Torre) befand. Bekanntlich trinkt Garibalbi nie Wein und schreibt diesem Umstande vorzugsweise die Bewahrung seiner unverwundlichen Kraft zu. Bei diesem Frühstück machte ich nun die Bemerkung, daß eine Anzahl Leute, die sonst ganz gehörig zogen, hier, in Gegenwart Garibalbi's, auch keinen Wein tranken. Von verschiedenen kleinen Heucheleien dieser Art hatte ich öfter Gelegenheit etwas zu sehen. Als ob wir alle gleich organisirt wären. Wir jedenfalls schadet ein Schoppen gesunden Weins nicht im mindesten, und obwol ich ihn im Nothfall mindestens ebenso gut entbehren kann als ein anderer, sehe ich doch nicht ein, weshalb ich mir ohne Noth diesen Genuß versagen soll. Mit verschiedenen italienischen Weinen muß man sich namentlich infolge der gewöhnlich schlechten Behandlung derselben in Acht nehmen. Außerdem ist es richtig, daß die meisten Italiener weit weniger vertragen können als wir Nordländer. Obgleich ich mich mit den großen Trinkern der Schweiz nicht im mindesten vergleichen darf, glaube ich doch, daß ich ohne die mindeste Spur fünfmal dasjenige versorgen kann, von dem die meisten Italiener bereits einen merkbaren Rausch bekommen.

Am 16. mittags gab es ein kleines Gefecht, vorwärts San-Leucio. Infolge von Nachrichten des Postens auf der Baccaria

war Ferracini mit seinem Bataillon und der mailänder Geniecompagnie gegen den Volturno vorgerückt. Es entspann sich ein Schießen von hüben und drüben, und Ferracini machte eine „Bajonnetattacke“, bis an das Ufer des Volturno natürlich. Ich muß bemerken, daß unsere Leute von dem Dasein des Volturno, den man von dem niedrig gelegenen Wege her nicht sieht, nichts wußten und dennoch brav vorwärts gingen, während die Neapolitaner, obgleich sie sehr wohl wußten, daß sie vom Volturno gedeckt waren, ebenso brav ausriffen. Allerdings hat der Volturno in dieser Gegend einige Furten, aber sie sind wenig praktikabel und waren überdies den Unserigen nicht bekannt.

Am Abend war in Caserta Theater; der ganze Generalstab Türr's besuchte dasselbe; es wurden auf eine scheußliche Art einige Gelegenheitsstücklein abgedudelt, abgekrakt und abgegrölt; dabei natürlich Fahneneschwenken, Euvivaschreien u. s. w., mit Einem Worte ein Genuß, den ich meinem ärgsten Feind nicht gönne. Die einzige Dame, welche ich im Theater bemerken konnte, war die Frau des Gouverneurs, eine fast etwas zu stattliche Gestalt, gegen welche selbst meine dicke Tante noch schlank erscheint.

Am 17. machte ich in Begleitung Türr's einen Recognoscirungsritt über Santa-Maria hinaus, bis zu den Vorposten der Neapolitaner von Capua. Am 18. wurde darauf bestimmt, mit dem 19. die ersten Operationen zu beginnen. Ich werde jetzt den Entschluß dazu und die Ereignisse des 19. September, soweit ich dabei theilhaftig war, ausführlich erzählen.

XVI.

Das Gefecht von Capua.

Wenn wir auch eine Belagerung Capuas überhaupt unternehmen wollten, für jetzt war dies eine absolute Unmöglichkeit, da es uns ganz und gar an der Artillerie dazu fehlte. Orsini schleppte immer hinten nach. Aber wol konnten wir für alle Fälle Vorbereitungen treffen, und zu diesen Vorbereitungen gehörte eine Festsetzung am rechten Ufer des Volturno. Möglicherweise stellte sich uns hier der Feind im freien Felde entgegen; wir konnten dann schließlich unsere gesammte Macht hinüberwerfen und durch geschicktes Manövriren es dahin bringen, daß wir das Gros der Neapolitaner von Capua abdrängten und die hierdurch demoralisirte Besatzung in derselben Weise zur Uebergabe bestimmten, wie das ähnlich ja schon zu wiederholten malen vorgekommen war.

Garibaldi wollte nun zunächst Cajazzo besetzen; dieses zum Stützpunkt der weitem Operationen machen. Mir schien der Punkt etwas zu weit von Capua gewählt, zu weit nur für unsere Verhältnisse und für directe ernste Folgen, die sich sogleich an unsere Festsetzung auf dem rechten Volturnoufer knüpfen sollten. Indessen darüber konnte man discutiren, und jedenfalls hatte ich in die Befehle Garibaldi's nichts dreinzureden. Um die Besetzung von Cajazzo zu erleichtern, sollten Demonstrationen und Angriffe gleichzeitig an der Linie des Volturno unterhalb Cajazzo bis nach Capua hinab unternommen werden.

Als Tag für den Angriff war der 19. September als der Tag des heiligen Januarius bestimmt worden. Garibaldi wollte am Morgen des 19. September der Ceremonie der Aufstichung des Blutes des genannten Heiligen in Neapel beiwohnen und wir sollten unterdessen am Volturno fechten. Ueber die Bestimmungsgründe zur Wahl des 19. September dachten wir verschieden, jeder nach seinem Naturell. Die einen sagten, Garibaldi habe diesen Tag erkoren, weil er darauf rechne, daß die Neapolitaner am Volturno über der Feier des Festes ihres geliebten Heiligen den Dienst vernachlässigen würden; die andern sagten, es sei nicht annähernd, daß gerade an diesem Tage die Neapolitaner vom Volturno aus einen Angriff machen, eine Operation beginnen würden, die sie nach Neapel führen sollte. Ich neigte mich dieser letztern Ansicht zu, und wie sich erwies, war sie auch die richtige.

Die Gesamtaufgabe zerfiel in zwei Theile, Besetzung Cajazzo und Demonstrationen oder Angriffe gegen die Volturnolinie unterhalb Cajazzo zur Deckung und Erleichterung der Festsetzung in dieser Stadt.

Offenbar erscheint hier die Besetzung Cajazzos als die Hauptaufgabe; als der Hauptangriff, wenn man das Ganze als eine Schlacht ansieht; die Angriffe am untern Volturno tragen dagegen den Charakter des Scheinangriffs.

Meine erste Frage an Türr war daher, welche Kräfte zur Besetzung von Cajazzo verwendet werden sollten. Er antwortete: das Bataillon Cattabene und die Division Medici. Man bemerkte wohl, dies war eine Bestimmung des Generalstabs Garibaldi's, und weder Türr noch ich hatten die geringste Verantwortlichkeit für das, was da vorging. Die Division Medici ward damals auf 6000 Mann angeschlagen; mit dem Bataillon Cattabene zusammen waren hiernach für den Hauptangriff 6400 Mann disponibel. Die Division Medici, mit der ich dienstlich nichts zu schaffen hatte, sollte in Maddaloni angekommen sein, und dann war es keine Feierei, daß sie in 24 Stunden in Cajazzo war; die Entfernung

von Maddaloni nach Cajazzo beträgt nämlich drei deutsche Meilen, wovon noch dreiviertel Meilen gespart werden konnten, wenn man von Maddaloni nach Caserta die Eisenbahn zu Hülfe nahm, nicht etwa um Zeit zu gewinnen, sondern nur um die Leute zu schonen. Nun habe ich allerdings großen Grund zu vermuthen, daß unsere Voraussetzungen falsche waren: späterhin ist es mir so vorgekommen, als habe die Division Medici kaum 3000 Mann unter dem Gewehr gehabt, mögen auf dem Papier gestanden haben, so viele wollten, und daß sie am 18. September noch nicht in Maddaloni war, steht auch fest.

Aber damit haben wir es gar nicht zu thun. Türr mußte annehmen, was ihm gesagt war.

Seine Aufgabe war der Scheinangriff am untern Volturno. Dazu verfügten wir nach meiner Kenntniß über folgende Truppen:

Die Brigaden Puppi und de Georgis	2200 Mann.
» » Sacchi	1500 »
» » Eber	2100 »
» » La Masa	1200 »
Zwei Bataillone der Brigadi Spangaro	1000 »

Vier Geschütze (die von Arriano erbeuteten und jetzt nothdürftig, aber sehr nothdürftig, wie sich zeigen wird, bespannt und bedient), endlich 20—30 von den in der Formirung begriffenen Fusaren; zusammen etwa 8000 Mann; wirklich unter den Waffen höchstens 7000 Mann.

Mit Sacchi, dem Bataillon Ferracini, zwei Geschützen unter Hauptmann Ferrari, unter den Waffen etwa 1700 Mann wollte Türr selbst, vorwärts San-Leucio gegen den Volturno demonstrieren. Hatte er auch nicht die Absicht, über den Volturno zu gehen, so konnten dies die Neapolitaner nicht wissen und er konnte hier allerdings Kräfte auf sich ziehen.

Alles andere, etwa 5300 Mann unter den Waffen, stellte Türr unter meinen Befehl; ich sollte damit über Santa-Maria gegen Capua selbst vorgehen. Die Instruction für mich schrieb

ich gemäß den Anweisungen, die mir Türr gegeben hatte, und bei denen, wie ich wohl merkte, die militärische Raison nicht allein herrschte, sondern noch andere kleine Rücksichten ins Spiel kamen, selbst nieder, und er unterzeichnete sie. Ich habe diese Instruction nicht in meinem Besiz, werde aber ziemlich genau, jedenfalls ohne irgendeinen wesentlichen Irrthum, das hier anführen können, was sie enthielt.

Ich sollte nach dieser Instruction Santa-Maria angemessen besetzt lassen; eine Colonne unter Eber zur Verbindung mit Türr auf die Höhen von San-Angelo vorgehen lassen, Spangaro mit zwei seiner Bataillone, die bereits am Abend in San-Tammaro standen, von dort über La Foresta gegen Capua vorrücken lassen, selbst aber mit meinem Gros zwischen Eber und Spangaro an der Hauptstraße von Santa-Maria nach Capua vorrücken und zurücktreiben was ich vor mir fände; würde ich selbst durch Uebermacht zum Rückzuge gezwungen, so sollte ich mich auf Santa-Maria zurückziehen und hier zu behaupten suchen. Im Falle eines solchen Rückzugs konnten Eber und Spangaro aus ihren Stellungen her und in ihren Marschrichtungen dem verfolgenden Feinde in die Flanken fallen und ihn hierdurch aufhalten. Jeden glücklichen Zwischenfall sollte ich benutzen.

Dies war in allem Wesentlichen meine Instruction. Jetzt einige Bemerkungen dazu. Wie man sieht, gebot ich über eine im Verhältniß bedeutende Macht. Der rechte Flügel des Corps für den Scheinangriff unter Türr's eigener Führung vorwärts San-Leucio war nur etwa den dritten Theil so stark als meine Truppen. Dies war ein ganz richtiges Verhältniß; denn ein ernstes Gefecht war am wahrscheinlichsten auf meiner Linie, auf welcher allein die Neapolitaner festen Fuß am linken Volturnoufer hatten. Wollten sie, wie es durchaus nicht unwahrscheinlich war, eine Bewegung vorwärts gegen Neapel machen, so bot sich dazu nur die Linie auf und an welcher ich vorrücken sollte. Vorwärts San-Leucio konnte kaum etwas Ernstes vorkommen, wie wir die Neapolitaner

kannten, wenn Titrer nicht selbst den Ernst der Sache aufsuchte, wenn sich nicht dazu eine ganz auffällige Gelegenheit bot.

Aber meine Truppenmacht war von Anfang an durch die Zerlegung in drei Colonnen zersplittert, namentlich war es die Colonne Eber, auf welche ich kaum rechnen konnte, was ich allerdings am 18. September morgens noch nicht wußte, was mir indessen am 18. September abends vollständig klar ward, wie wir alsbald sehen werden. Ich konnte, um ein möglichst günstiges Verhältniß herauszubringen, nur dies eine thun, daß ich die Colonne Eber möglichst schwächte, was denn auch geschah.

Ich will nun hier sogleich die Truppenvertheilung angeben, wie sie sich factisch am Morgen des 19. September herausstellte und bestimmt werden mußte.

Besatzung von Santa-Maria, Regiment Cossowich

von der Brigade Eber 500 Mann.

Rechte Flügelcolonne, Rest der Brigade Eber,
für San-Angelo. 1500 »

Linke Flügelcolonne, zwei Bataillone unter Span-
garo über La Foresta nach Capua. 900 »

Gros oder Centrumscolonne unter meiner eigenen
Führung 2400 »

Nämlich:

Brigade de Giorgis 850 »

Brigade Puppi 600 »

Brigade La Masa 900 »

Artillerie und Fusaren nebst einem Theil der
mailänder Geniecompagnie 50 »
zwei Geschütze (Sechspfünder).

Von de Giorgis konnte ich anfangs das Bataillon Benuti, welches die Vorposten bei Casapulla hatte, nicht verwenden, sondern erst im Laufe des Gefechts, nachdem ich gesehen hatte, was vorging. Es gingen mir also hier noch etwa 300 Mann im Anfange

ab, so daß ich factisch im Anfange nur über 2100 Mann für die Centrumscolonne disponirte.

Von der Brigade Puppi hatte ich nur die beiden Bataillone Bossi und Pontotto, da Ferracini und Cattabene, wie aus dem Vorhergehenden hinreichend bekannt, andere Bestimmungen hatten.

Von der Brigade La Masa hatte ich nur das Regiment Corrao von zwei Bataillonen und ein Bataillon unter La Porta. Allem nach, was ich hörte, konnte ich auf diese Truppe kein großes Vertrauen setzen. Diese Ansicht modificirte sich, was das Bataillon La Porta betrifft, allerdings im Laufe des Gefechts bedeutend; nicht so in Bezug auf das Regiment Corrao.

Zur Bedienung und zum Fahren der beiden Sechspfünder und der zugehörigen Munitionswagen, die mir übrigens aus einer rückwärts gelegenen Station erst am 19. September morgens zugehen konnten, hatte ich etwa 25 Mann, darunter zwei Offiziere, den Major Bricoli, einen tüchtigen Artilleristen, den Lieutenant Bonvino, einen ehemaligen neapolitanischen Cavalerieoffizier, der noch die Uniform seines Regiments trug. Von den übrigen Artilleristen, von denen ich übrigens noch keinen persönlich kannte, waren etwa sechs bis acht Fahrer brave Leute, außerdem war von der Bedienungsmannschaft einer, Suppo, dessen ich noch weiter erwähnen werde, ein tüchtiger tapferer Soldat, sämmtliche andere Artilleristen waren zusammengerafftes Gefindel, nicht das Ansehen werth.

Allerdings waren nun noch etwa 20 mailänder Geniesoldaten commandirt; aber erst am 18. September abends. Möglicherweise konnten sie bei der Artillerie ein wenig aushelfen, aber große Lust hatten sie dazu nicht, wie leicht erklärlich, und von Bedienung eines Geschützes verstanden sie gar nichts.

Von den Fusaren hatte ich fünf oder sechs Mann.

Um nun unter diesen Umständen meine Aufgabe zu erfüllen, — nämlich womöglich die ganze Macht der Neapolitaner auf mich zu ziehen, nicht bloß die Besatzung von Capua zu beschäftigen, sondern,

wenn thunlich auch Truppen von weiter oben am Volturno nach Capua herabzulocken, mußte ich bei der verhältnißmäßigen Schwäche meiner gesammten Streitmacht, bei der Trennung in mehrere Colonnen, bei der Unsicherheit des einen der Führer, Eber's, auf welche wir sogleich weiter zu sprechen kommen werden, nothwendig fest darauf losgehen und alles ohne Umstände angreifen, was mir unter die Hände kam. Ich mußte durch „Frechheit“ des Angriffs ersetzen, was mir an Zahl abging. Weder eine Theorie, noch eine Praxis, die nicht mit Blödsinn gleichbedeutend sein wollen, konnte etwas anderes vorschreiben zur Lösung der Aufgabe, mit 2000 Mann 20000 sich auf den Hals zu ziehen. Bei Santa-Maria stehen zu bleiben und von dort ein lächerliches Geknalle anzufangen, das konnte zu nichts führen.

Am 18. September abends begab ich mich mit Catenacci nach Santa-Maria; den beiden Brigaden Puppi und de Georgis nebst der Artillerie hatte ich den Befehl ertheilt, am 19. September so früh von Caserta aufzubrechen, daß sie gegen 5 Uhr bei Santa-Maria sein könnten; mit den Truppen sollten auch Vigo, Ronchetti und Commendù kommen, die übrigen Offiziere aber für den laufenden und den Dienst des Munitionsmagazins in Caserta zurückbleiben.

In Santa-Maria angekommen stieg ich vorläufig in Eber's Quartier ab, wohin auch Spangaro kam und wo ich mit beiden die übrigens sehr einfachen nothwendigen Bestimmungen für den 19. September verabredete.

Ich machte hierbei die Bemerkung, auf welche ich bereits angespielt habe, daß es Eber nicht recht zu sein schien, unter mein Commando gestellt zu werden, und traf danach, da ein solcher Mismuth in einer Abendstunde schwer zu beseitigen war und da er doch keineswegs in einer Form auftrat, die mir Anlaß zu scharfen Maßregeln gegeben hätte, meine Anstalten. Ich sah den Mann heute zum zweiten male; das erste mal hatte ich ihn am vorigen Tage gesehen, aber kaum zehn Worte mit ihm gesprochen.

Daß es mit seiner militärischen Einsicht sehr schwach bestellt sei, war mir nach fünf Minuten kein Geheimniß mehr.

Es ist jetzt ziemlich allgemein bekannt, daß in Süditalien die ungarische „Reclame“ eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Einige ungarische Namen schwirren auf eine unbegreifliche Weise in allen Zeitungsberichten umher, ohne daß man sich — bei Kenntniß der Thatfachen — erklären kann, wie das eigentlich kommen mag, da bei Licht besehen die Träger dieser Namen gerade Verflucht wenig gethan haben. Ein Freund schrieb mir, es würde nächstens ein dreibändiges Opus in allen Weltsprachen zugleich unter dem Titel „Die Befreiung Italiens durch die Ungarn“ herauskommen. Obgleich dies nur ein guter Witz sein kann, ist es doch bei Kenntniß der Zeitungsberichte aus dem Jahre 1860 und bei einiger Kenntniß der Persönlichkeiten allerdings erlaubt, etwas Aehnliches für möglich zu halten. Es wird daher nicht unangemessen sein, daß ich hier ein wenig von Eber rede. Ich knüpfe dabei an verschiedene Aeußerungen von Alexandre Dumas über diesen Herrn an.

Dumas in seinen Briefen über die Insurrection Süditaliens bemerkt bei Erzählung der Ereignisse, welche der Einnahme von Palermo unmittelbar vorausgingen:

„Türr, welcher wußte, daß sein Landsmann, der Oberst Eber, Correspondent der «Times», sich zu Palermo befand, bat diese Herren (Mitglieder des Comité von Palermo), ihn von seiner Annäherung zu benachrichtigen, damit Eber nach Misilmeri käme und dem Feste des Einzugs bewohne. Auf diese Weise könnte er den «Times» einen ganz genauen Rapport von der Einnahme Palermos machen.“

Später als Türr von Palermo ins Innere der Insel abmarschirt und krank geworden war, schreibt Dumas:

„Türr ist von Tage zu Tage leidender.“

„Mein Brief an den General Garibaldi hat seine Wirkung gethan; nur ist anstatt eines Befehls (daß Türr zurückkommen

solle) eine Bitte eingetroffen. Es ist schwer die gemüthvolle Zärtlichkeit auszudrücken, welche Garibaldi für die Leute hat, die er schützt und liebt. Ein Vater könnte nicht zärtlicher für seine Kinder sein.

„Er hat die Zartheit so weit getrieben, die Führung unserer Colonne (welche bisher Türr gehabt hatte) einem Freunde Türr's zu geben, welcher bei diesem letztern durchaus keine Besorgniß erregen kann (*qui ne peut lui porter aucun ombrage*), dem Oberst Eber, welcher nun für dieses Interim in den italienischen Dienst tritt. Eber, Oberst der Fremdenlegion in der Arm, ist Correspondent der „Times“, welche ihm jährlich 30000 Fr. geben, damit er sich hinbegebe, wo irgendetwas Interessantes sich zuträgt, und für sie correspondire. Eber ist Ungar und in seiner Eigenschaft als Ungar spricht er mit gleicher Eleganz das Französische, Italienische, Englische und Russische.“

Wenn man nun diese Nachrichten von Dumas etwas weniger fein ausdrückt, so möchte es schwer sein, sie auf eine andere als die folgende Weise wiederzugeben:

„Man benutzte die große Gutmüthigkeit Garibaldi's, um Türr in seinem Commando durch einen Mann ersetzen zu lassen, welcher infolge seiner Beziehungen besonders geneigt und gewissermaßen darauf angewiesen war, Ungarn und Engländer auf eine unglaubliche Weise anzuposaunen, ohne daß man im geringsten sich darum kümmerte, ob dieser Mann die nothwendigen militärischen Eigenschaften habe, ja indem man der Unbedeutendheit den Vorzug gab, damit Türr ja nicht Gefahr laufe, in Schatten gestellt zu werden.“

Eber sprach, was Alexandre Dumas nicht erwähnt, auch sehr gut deutsch, und mit etwas orientalischer Schattirung, wie ich vermuthe, als seine Muttersprache. Einige meiner Offiziere, denen der Unterschied der deutschen und ungarischen Sprache noch nicht aufgegangen war, fragten mich einmal, ob Eber ein deutsches Wort sei. Allerdings, erwiderte ich, sei Eber ein gutes deutsches Wort

und bedeute soviel als Cinghiale (ein männliches Wildschwein). Aber, meinten jene, Eber habe sehr stark dagegen protestirt und behauptet, um ein deutsches Wort zu sein, müsse Eber vorn mit einem E geschrieben werden. Nach diesem Protest ist es nicht unmöglich, daß Eber neben dem Lobe der Ungarn und Engländer auch die Verunglimpfung der Deutschen für seine Pflicht hielt.

Eber, so sagte man mir, betrachte sein Correspondentenamt als die Hauptsache; er werde sogar unwirsch, wenn er nur irgendeine Dienstsache unterzeichnen solle. Eine ganze Anzahl von Leuten, welche sich als Adjutanten Türr's oder irgendeines andern im Heere umhertrieben, und von denen ich in der ernstesten Thätigkeit des Schlachtfeldes und des Bureau auch niemals nur eine Spur gesehen habe, die dagegen die Welt mit ihren Insuperitäten über die Kriegshandlungen schwängerten, schlossen sich an ihn an und empfangen von ihm direct oder indirect ihre Instructionen für den Schwängerungsproceß, während er sich bei jeder Gelegenheit an Garibaldi anheftete. Bei der Gutmüthigkeit Garibaldi's, ja seiner Gleichgültigkeit in allem, was ihm als bloße Lumperei erscheint, während es allerdings den meisten Leuten das Wichtigste war, war es nun freilich leicht, von dem Dictator alles Mögliche herauszuschlagen, selbst Befehle, die zu offenbaren Dienstwidrigkeiten führten. Dies ward noch befördert durch die Unregelmäßigkeiten, welche im großen Generalstab herrschten, sodaß oft einzelne Brigaden, ja einzelne Bataillone Befehle erhielten, ohne daß Divisions- und Brigadecommando etwas davon wußten, aber auch ohne daß Sirtori sich etwas Böses dabei dachte. Gerade diese Verhältnisse, welche erst in einigen Monaten Ruhe hätten gründlich beseitigt werden können, gegen die ich immer arbeitete, hielten einen rechten Mann ab, sich Garibaldi, der ohnedies genug beschäftigt war, auch nur im geringsten aufzudringen. Aber andere, die wenig Sinn für militärische Ordnung hatten, nutzten diese Schwäche Garibaldi's auf eine geradezu unerhörte Weise aus. Unvernünftige Beförderungen, welche der Südmarmee so viel ge-

schadet haben, wurden von Garibaldi herausgeschlagen, er wurde zu allerlei Aeußerungen, von denen sich dieser oder jener einen Vortheil versprach, mit denen dieser oder jener Reclame treiben wollte, bestimmt, und was dergleichen mehr war. Verschiedene Beispiele davon werden noch zur Sprache kommen. In der Zeit der eigentlichen Thätigkeit ließ sich den Dienstwidrigkeiten wenigstens die Spitze abbrehen, wenn nicht geradezu ihnen entgegentreten, in der Zeit der Auflösung aber, in den letzten Wochen des Bestehens der Südararmee war das absolut unmöglich und es geschah sehr vieles Unverantwortliche.

Mit der Führung der Brigade Eber ging es recht gut; sie hatte einige sehr tüchtige Offiziere. Der Generalstabschef, Alessandri, war ein junger Mann, der seinen Dienst auf dem Bureau wie im Felde wohl verstand. Im October war er Hauptmann, als ich im November Caserta verließ, vernahm ich zu meinem Erstaunen, daß er Oberstlieutenant sei. Da in dieser Zeit durchaus nichts vorgefallen war, was zu einer Auszeichnung besondere Gelegenheit geben konnte, wird diese Beförderung mit Siebenmeilenstiefeln zum Beweise dienen, wie nothwendig Alessandri der Brigade war. Dann befand sich bei der Brigade als Regimentscommandant der Oberstlieutenant Basini, ein sehr redlicher und braver Offizier. In ernstesten Fällen ward die Brigade meist getheilt, sodaß die Ansprüche an den Brigadecommandanten sich minderten. Außerdem hatte dies den Vortheil, daß nun der Name Eber immer zweimal genannt werden konnte, wo er beim Zusammenbleiben der Brigade nur einmal vorgekommen wäre. Wie weit es in dieser Beziehung mit der Reclame getrieben wurde, davon sind wir jetzt, da ich behufs der Bearbeitung meiner Geschichte des Kriegs die Zeitungen durchstöbere, geradezu komische Beispiele vor Augen gekommen; so wird Eber schließlich selbst dort genannt, wo kein Mann von seiner Brigade war, und einmal habe ich selbst gefunden, daß ihm Vorwürfe gemacht werden über irgendeine Handlung, an der er entschieden unschuldig war, weil

er auf dem betreffenden Posten sich weder befand noch etwas dort zu suchen hatte.

Man sagte mir, daß Eber in früherer Zeit sehr bescheiden aufgetreten sei und sich verschiedene Schrunken erst in den Kopf gesetzt habe infolge einer längern Krankheit. Diese Schrunken seien dann befördert worden durch eine Anzahl Augendiener, welche ihm unvernünftig schmeichelten, um dafür von ihm wieder herausgestrichen und durch seine Vermittelung bei Lürz und Garibaldi pouffirt zu werden. Dies ist sehr möglich. Die Augendiener fanden sich in genügender Zahl in den Stäben; die großen ganz überflüssigen Stäbe, in denen sich eine Masse Nichtsthuer und Troubadours einmischten, waren überhaupt an der Südbarmee nicht das beste Stück. Wie konnten sie sich aber bilden, wenn ihre Bildung nicht von den Commandanten der Abtheilungen begünstigt wurde? Und welche Absichten hatten die Commandanten dabei? O du liebe Eitelkeit!

Ich hatte während des Feldzugs so sehr alle Hände voll zu thun, daß ich weder zu Mittheilungen über unsere Thätigkeit viel Zeit gewinnen, noch die Zeitungen gründlich studiren konnte. Was von meiner Seite in die Presse, namentlich in die „Fliegenden Blätter der Gegenwart“ und die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ gekommen ist, waren Auszüge aus Briefen an meine Frau, Auszüge, die ein Freund die Güte hatte zu machen. Ich bemerkte dies ausdrücklich, weil ich auch in andern deutschen Zeitungen Berichte gefunden habe, welche offenbar gemacht waren, die aber so bezeichnet und gehalten sind, daß der Verdacht nahe liegt, der Verfasser habe sie so einrichten wollen, daß sie mir zugeschrieben werden konnten. Ueber die Reclame, die in der Presse getrieben wurde, über die Entstellungen der Wahrheit in derselben, war ich während des Feldzugs nur sehr unvollkommen unterrichtet. Indessen erhielt ich schon damals in Briefen verschiedene Winke, welche mich darauf aufmerksam machten, daß namentlich in einem großen Theil der englischen Presse meine Thätigkeit, während man

sie doch aus andern Quellen als eine bedeutende und einflußreiche kenne, entweder mit Stillschweigen übergangen oder auch völlig falsch zu meinen Ungunsten dargestellt werde. Dann sandte mir ein Mann, den ich persönlich gar nicht kenne, ein Blatt der deutschen Wochenschrift „Hermann“, die auch einen Artikel über mich enthielt. Dem Verfasser war es zu viel geworden, daß in der englischen Presse lange und breite Berichte standen, in denen in jeder Zeile dieser oder jener englische oder ungarische Corporal rühmend erwähnt wurde, während mein Name selbst dort, wo ich die Hauptsache gethan, kaum genannt oder gar verunglimpft war. Der Verfasser hatte wol nicht unrecht, wenn er daraus auf eine bestimmte Correspondentenclique schloß. Wie sehr er recht hatte, habe ich denn freilich erst nachträglich bei meinen verschiedenen Zeitungsstudien und durch andere Nachrichten erfahren. Diese Aufklärungen mögen zugleich als Dank für diejenigen gelten, welche, ohne mich persönlich zu kennen, meine Thätigkeit in Italien aus der Ferne mit Liebe und Theilnahme verfolgten, und denen es nicht gleichgültig war, ob man einem Deutschen Gerechtigkeit widerfahren lasse oder nicht.

Ein Mittel der ungarischen Reclame in Italien selbst war auch die sogenannte ungarische Legion, welche in der Zeit der ernstesten Thätigkeit etwa 150 Mann zählen mochte und aus allen Nationen bestand; besonders waren auch viele Norddeutsche darin. Die deutschen Offiziere in derselben hatten sich — ungarische Namen gegeben.

Indem ich dieser Legion erwähne, will ich hier bei Gelegenheit auch des Projectes einer deutschen Legion und meiner Gedanken darüber Erwähnung thun.

Johann Philipp Becker, der nach Neapel und Caserta kam, als es dort nichts mehr zu thun gab und ich mich folglich zur Heimkehr bereitete, und damals mit dem Gedanken der Errichtung einer Legion gemischter Natur umging, hat dann später einen langen Aufruf an die Deutschen erlassen, worin es unter anderm heißt:

„Es gilt der Errichtung einer deutschen Legion, sowol für Italien als für das brave österreichische Volk und gegen die Herrschaft der Habsburger, d. h. solange Italien nicht die Hilfe des französischen Kaiserreichs in Anspruch nimmt. Diese Hilfe kann aber nur dann unmöglich gemacht werden, wenn Deutschland selbst eine entschiedene Stellung gegen Oesterreich einnimmt. Der Gedanke «eine deutsche Legion» ist an vielen Orten zugleich aufgetaucht, die politische Wichtigkeit allenthalben anerkannt worden. Während des Garibaldi'schen Feldzugs haben die Deutschen sehr dringend das Bedürfnis gefühlt, in einem ausschließlich deutschen Wehrkörper vereinigt zu sein. Schade daß nicht einer der zahlreichen deutschen Offiziere dieser Armee die Sache zur Hand nahm, da zur raschen Ausführung alle Mittel geboten waren.“

Es ist immer gut, den Dingen tapfer ins Gesicht zu sehen. Thut man nun dies, so wird sich zeigen, daß keine so übergroße Zahl von deutschen Offizieren sich in der Südbarmee befand, und daß ich von diesen wieder der einzige war, der nach Namen und Stellung die Sache hätte in die Hand nehmen können, ohne daß ihr von vornherein der Stempel der Lächerlichkeit aufgedrückt ward.

Was nun mich betrifft, konnte ich schon in meiner Eigenschaft als schweizerischer Bürger gar nicht daran denken, mich mit der Errichtung eines Fremden-corps zu befassen, weil dies gegen die Gesetze meines Landes verstößt. Aber abgesehen davon hatte ich auch nicht die mindeste Lust dazu. Ich fühlte mich wohl mit den Italienern, hatte an dem Komödienspiel zuerst mit der ungarischen, später mit der berühmten englischen Legion vollauf genug und glaubte, daß ich Deutschland wie der Schweiz, kurz dem deutschen Namen mehr Ehre machte, wenn ich etwas Vernünftiges thäte, als wenn ich mich mit einem Stabe von so und so viel Nichtsthuern und Gaunern in irgendein Depot setzte, hochtrabende Aufrufe schwebete und dem von mir hochverehrten Garibaldi Lügen von so und so viel Tausenden in die Ohren warf, die ich ihm

aus dem Boden stampfen wollte, wie das allerdings von manchen geschehen ist, die keinen Hund aus dem Backofen locken. Man kann sagen: würde es nicht einen großen Eindruck gemacht haben, wenn ebenso wie die ungarische und englische Legion nun auch eine deutsche in allen Zeitungen umhergeschwirrt wäre? Ich weiß nicht; ich weiß nur so viel, daß die Wahrheit über die sogenannte ungarische und die englische Legion etwas von dem verschieden ist, was über sie in den Zeitungen umherschwirrte.

Ich leugne durchaus nicht, daß dieser Regionschwindel eine ganz gute Handhabe war, sich wichtig zu machen, aber mich wichtig zu machen, dazu hatte ich weder Lust noch Zeit. Ich überließ das andern, und es fehlte an dieser bösen Zugabe einer Armee wie die unserige durchaus nicht.

Daß die Deutschen in der Südararmee im allgemeinen das lebhafteste und dringende Bedürfnis gefühlt hätten, in einem ausschließlich deutschen Wehrkörper vereinigt zu werden, ist lediglich ein Irrthum. Das dringende Bedürfnis war nur für eine kleine Anzahl Wichtigmacher und außerdem für einige Trunkesbolde vorhanden, die sich möglichst fern vom Feuer hielten und zu faul waren, ein wenig italienisch zu lernen.

Der bessere Theil der Schweizer und Deutschen zog es gerade vor, in Italien in den italienischen Nationaltruppen zu dienen, und hatte zum Wahlspruch: „Eine deutsche Legion mag in Deutschland errichtet werden! Wir wollen weder Romabdie spielen, noch ein Pendant zu bourbonischen Fremdenregimentern bilden.“

Besonders die Schweizer, welche ich kennen lernte, gaben sich zum größten Theil alle Mühe, sich mit der italienischen Sprache so weit vertraut zu machen, um ihren Platz in der italienischen Armee würdig ausfüllen zu können.

Nach dieser sehr nahe liegenden Abschweifung kehre ich nun zur Erzählung der Begebenheiten zurück.

Am 19. September frühmorgens begab ich mich nach einem

gefunden Schlaf, dessen ich im Hause des Herrn della Corte in dem mir von Catenacci besorgten Quartier genossen hatte, vor die Stadt nach dem Eingang von Caserta her, um dort die beiden Brigaden Puppi und de Giorgis nebst der Artillerie zu erwarten, während in Santa-Maria Eber seine Colonne formirte und das Regiment Cossowich zur Vertheidigung der Stadt sich aufstellen ließ.

Puppi kam mit seiner Brigade zuerst heran. Ich erteilte ihm den Befehl durch die Stadt zu marschiren und sich vor dem Capuaner Thor bei der Kirche von San-Agostino in zwei Treffen, ein Bataillon im ersten, eins im zweiten zu formiren, und zwar links der Straße nach Capua; ein Seitendetachement aus dem zweiten Treffen sollte er zur Aufstellung der linken Flanke an die Eisenbahnlinie entsenden, von wo man zugleich den Anmarsch der Colonne Spangaro auf der Straße von La Foresta mußte bemerken können, soweit dies die mit Bäumen in regelmäßigen lichten Reihen übersäeten Felder überhaupt zuließen.

Puppi, der sonst immer Einwendungen zu machen oder wenigstens irgendwelche Fragen zu thun hatte, unterließ das heute ganz. Er zeigte durch sein ganzes Verhalten, daß er jeden Befehl, den er von mir erhalten würde, auszuführen bereit sei ohne Einspruch und ohne Zaudern. Wir drückten uns die Hände; er ließ antreten und marschirte vorwärts.

Bald darauf kam auch die Brigade de Giorgis. De Giorgis erhielt den Befehl, gleichfalls durch Santa-Maria zu marschiren, seine beiden Infanteriebataillone rechts der Capuaner Straße auf gleicher Höhe mit denjenigen Puppi's aufzustellen und ein Seitendetachement aus dem zweiten Treffen rechts mehr gegen die Straße von San-Angelo zu entsenden. Die Versaglieri sollte er quer über die Straße, einige hundert Schritt vorwärts, als Avantgarde entwickeln.

Auch de Giorgis marschirte ab, und nachdem ich noch einen Offizier der Artillerie entgegengesendet hatte, der den Auftrag

erhielt, sie gleichfalls durch Santa-Maria zu führen, und den Colonnen auf der großen Straße selbst folgen zu lassen, setzte ich mich zu Pferde, um die Aufstellung anzusehen. Als ich vor das alte Capuaner Thor mit seinen beiden gewaltigen Bögen hinauskam, bemerkte ich rechts von mir auf der Straße nach San-Angelo, jedoch noch ganz nahe an Santa-Maria, die Colonne Eber. Da Eber einen weitem Weg zurückzulegen hatte als ich, war noch keine so große Eile, ich konnte mit meinem Vorrücken noch warten.

Alle Offiziere des Stabes, welche ich nach Santa-Maria beschieden hatte, waren mit der Brigade Puppi angekommen. Ich sendete jetzt noch Vigo ab, um die drei Bataillone von La Maza zusammenzufuchen. Sie sollten der ersten aus den Brigaden de Giorgis und Puppi gebildeten Linie als Reserve folgen, mit ihnen sollte die Artillerie marschiren; die Infanterie La Maza's konnte zunächst auf der Straße selbst vorgehen, später jedoch seitwärts derselben, um nicht sich unnütz dem feindlichen Artilleriefener auszusetzen.

Die beiden Brigaden de Giorgis und Puppi fand ich richtig in der vorgeschriebenen Stellung, die Seitendetachements waren abgegangen, die Versaglieri standen vorgeschoben. Ich schickte jetzt noch einen zuverlässigen Husaren an Benuti nach Casapulla zurück, mit dem Befehl, seine Posten einzuziehen und gleichfalls über Santa-Maria langsam auf der großen Straße nach Capua vorzurücken.

Bald darauf kam die Meldung, daß sowohl die Bataillone La Maza's bereit seien, sich in Marsch zu setzen, als daß die Artillerie schon bei Santa-Maria angekommen sei.

Ich ließ daher die beiden Brigaden de Giorgis und Puppi das Gewehr in die Hand nehmen und gab das Zeichen zum Vorrücken in der Ordnung, wie die Aufstellung genommen war. Munter aber in Stille traten die Truppen an. Ich ritt beim Soutien der Versaglieri rechts der Straße, welche an vielen Stellen tief ins Terrain eingeschnitten, an andern von so breiten Gräben

begleitet ist, daß man nicht auf jedem beliebigen Punkt die Straße verlassen kann, um auf das Seitenterrain zu kommen, oder das Seitenterrain, um auf die Straße zu kommen.

Ich ritt an diesem Tage einen Schimmel, ein Pferd von außerordentlicher Schönheit, welches ich erst am Tage vorher aus der Beute von Ariano bekommen hatte. Zur Erinnerung daran und zugleich an den Geschichtschreiber der Feldzüge Alexander's des Großen hatte ich es Ariano getauft. Er war ein wenig scheu, aber in allen Gangarten äußerst angenehm, und da es ein neapolitanisches Cavaleriepferd gewesen war, dachte ich nicht im mindesten daran, daß es möglicherweise im Feuer nicht stehen könne. Eher fürchtete ich dies bei dem Gaul, welchen ich von Neapel auf die Expedition von Ariano mitgenommen hatte. Ich hatte daher heute diesen Braunen vorläufig einer Husarenordonnanz übergeben, welche ihn mir nachführen sollte.

Wir rückten aus unserer Aufstellung bei San-Agostino bei der Ziegelei vorbei, wol 1500 Schritt langsam vor, ohne auf den Feind zu stoßen; unsere Bersaglieri durchsuchten die Häuser, bei denen wir vorbeikamen. In der That glaubte ich auch ohne feindliche Begegnung noch etwa 1000 Schritt weiter vorrücken zu können, da bisher die Vorposten der Königlichen nie weiter als 1500 Schritt von Capua entfernt gestanden hatten.

Puppi's Seitendetachement fand das Kapuzinerkloster links vom Wege unbesetzt und selbst von den Mönchen verlassen. Als wir uns aber der Laverne Virilasci (Mannserbe), dicht rechts an der Straße, näherten, erhielten wir die ersten Flintenschüsse. „Was nun thun?“ fragte mich de Georgis. „Vorwärts!“ (Avanti!) antwortete ich ihm. Er ließ die Bersaglieri vorrücken, denen die Bataillone folgten, mit ihnen auf gleicher Höhe ging auch Puppi vor. Aber auf jedem Schritt, den wir weiter vordrangen, wurde das Flintenfeuer dichter und durch einzelne Richtungen in der Beholzung erkannte man hinter den Pflänkerlinien der Neapolitaner auch geschlossene Bataillone; von Cavalerie war nichts zu sehen.

Trotz des Feuers, das uns nur geringe Verluste beibrachte, drangen wir vorwärts und trieben die Neapolitaner vor uns her. Ich hatte befohlen keinen Schuß zu thun, bis ich es erlauben würde; doch natürlich fielen unsere Bersaglieri bald ins Knallen, und ebenso die Infanterieabtheilungen, welche vorgenommen waren.

Plötzlich aber kam das Gefecht zum Stehen. Wir waren an einen ziemlich deutlich ausgesprochenen Abschnitt gelangt. Links der Straße, etwa 2200 Schritt von der Eisenbahnstation von Capua, die unmittelbar an dessen Glacis anstößt, dehnt sich senkrecht zur Straße ein Hohlweg aus; hier machten die Tirailleurs von Puppi halt und schossen sich mit den Neapolitanern herum, welche die gegenüberliegenden Häuser und Gehöfte besetzt hielten. Rechts der Straße bei den Höfen Vitale und Saullo durchschneidet in fast nördlicher Richtung eine 500 Schritt lange und gegen 200 Schritt breite Richtung den Baumschlag, welcher die Felder bedeckt; auf unserm rechten Flügel lehnte sich diese Richtung an einen Hohlweg, welcher in der Richtung von Osten nach Westen der Straße zuläuft, die von der Capuaner Straße nach der Scafa di Formicola sich abzweigt. Am östlichen Rande der erwähnten Richtung machten die Tirailleurs von de Giorgis halt und am westlichen Rande standen ihnen die Königl. gegenüber.

Es war kein Zweifel mehr, daß wir eine bedeutende Uebermacht gegen uns hatten. Einige in den Häusern, die wir überschritten hatten, abgeschnittene Gefangene sagten aus, daß am Morgen des 19. September sechs Bataillone aus Capua ausgerückt seien, nebst einer Batterie und zwei Schwadronen, im ganzen ungefähr 5000 Mann. Späterhin verlautete, daß auf den 19. September, als am Tage des heiligen Januarius, wirklich ein Angriff auf Santa-Maria beschlossen worden sei, und damit stimmte es vollkommen überein, daß wir bereits so weit entfernt von Capua, als es sonst nie der Fall gewesen war, vom Feuer des Feindes und von beträchtlichen Abtheilungen derselben empfangen wurden. Weil die Absicht der Neapolitaner auf eine so

unvorhergesehene Weise bereitelt wurde und sie am 19. September einen gehörigen Denktettel erhielten, haben sie nachher die Sache abgeleugnet, aber doch zugegeben, daß sie ihre Vorposten verstärkt hätten, weil sie einen Angriff unsererseits an diesem Tage vorhergesehen hätten. Man weiß was von dieser Art Ausreden zu halten ist.

Um 7 Uhr etwa war der erste Schuß gefallen, bald nach 7½ Uhr waren wir an dem Abschnitte, von dem ich gesprochen habe. Anfangs kam es mir nicht darauf an, ihn sogleich zu überschreiten. Einerseits rechnete ich auf die Ankunft Spangaro's, der auf einem Seitenwege sehr leicht in die rechte Flanke und halb in den Rücken des Feindes gelangen konnte, was dann die Entscheidung augenblicklich bringen mußte, andererseits war ich mir auch augenblicklich über das Mittel nicht klar, durch welches ich den Feind auf die zweckmäßigste Weise vertreiben könnte. Nur so viel war mir klar, daß ich bei der durch die Verhältnisse gegebenen vorgeschobenen Stellung des rechten Flügels mit diesem am besten würde vordringen können. Ich ritt also auf den rechten Flügel und entdeckte dort den Hohlweg, von welchem ich geredet habe. Man bedenke, daß ich durchaus keine Karte hatte, wie ich sie später allerdings aus dem topographischen Bureau zu Neapel empfing. Ich mußte alles nach dem Augenschein thun, und für jeden Menschen, der eine wirkliche Idee vom Kriege hat, ist es klar, wie dadurch jede vernünftige Anordnung erschwert wird. Bei unsern beschränkten Sinnen orientirt sich ein Mensch, der überhaupt etwas von der Sache versteht, viel leichter nach der Karte als auf dem urwüthigen Terrain, namentlich wenn dieses noch so mit Bäumen bestanden ist, daß man nicht auf 50 Schritte um sich sehen kann.

Von Spangaro war durchaus nichts zu vernehmen. Auch auf der Straße von San-Angelo, bei Eber, war alles mäuschenstill. Ich wußte jetzt was ich zu thun hatte, und außerdem riß mir die Geduld. An die große Straße zurückgekehrt gab ich den Befehl,

daß der äußerste rechte Flügel, in dem Hohlwege, den ich gefunden hatte, vorgehe und so die Stellung der Neapolitaner umgehe. Es traf das Bataillon Montefi, welches unter seinem tapfern Führer ohne Besinnen vordrang. Ein Bataillon aus der Reserve sollte sogleich weiter vorgehen, um uns an der Straße bei dem unwillkürlichen Auseinanderziehen der ersten Linie einen Stützpunkt zu geben. Es war das Bataillon La Porta, welches unter seinem Commandanten mit den klugen treuen Augen wader dem Rufe folgte und sich den ganzen Tag über brav gehalten hat.

Die Wirkung von Montefi's Vorrückens war entscheidend. Die Neapolitaner flohen um 8 Uhr auf ihrer ganzen Linie der Festung Capua zu. Ich begab mich zur Brigade Puppi links der Straße, um mich persönlich auch hier zu überzeugen, wie es denn eigentlich stehe.

Die neapolitanische Feldartillerie, welche an der großen Straße einige Schüsse gethan hatte, die uns nichts schaden, weil ich unsere Leute längst von der Straße auf die Seiten derselben gezogen hatte, fuhr sogleich ab; die Infanterie folgte ihr auf allen Punkten sehr bald.

In den Zeitungen ist viel von einem Kampfe um ein verschanztes Lager die Rede gewesen. Ein verschanztes Lager ist bei Capua nicht vorhanden; die Neapolitaner hatten zwar einige vorgeschobene Werke begonnen, indessen war von ihnen noch wenig zu sehen, und auf der Seite, auf welcher ich angegriffen hatte, lagen gar keine. Unter dem Kampfe um das verschanzte Lager kann daher nur der Kampf um den Abschnitt verstanden sein, welchen ich eben erzählt habe, und welcher durch Montefi's Vorgehen zu unsern Gunsten entschieden ward.

Als Montefi vorgegangen war, wollte ich auf dem linken Flügel nachsehen. Es wird vielleicht manchem auffallen, daß ich, statt auf einem bestimmten Punkte oder einer bestimmten Linie zu bleiben, mich bald hierhin bald dorthin in Person versetzte. Indessen wer bedenkt, daß ich es mit lauter jungen Truppen zu

thun hatte, wird um so weniger dagegen einzuwenden, als ich mich niemals mehr als 500 Schritte rechts oder links von der Straße zu bewegen hatte, um die Stellung oder die Bewegung meiner ganzen kleinen Schar persönlich zu mustern.

Als ich über die Straße ritt, um nach Puppi zu sehen, kam eben ein wüthender Schauer großer Kartätschen vom linken Flügel der Festungswerke Capuas angeflogen. Obgleich diese Kartätschen aus einer Entfernung von ungefähr 1500 Schritt kamen und auf der Straße nur noch Ricohetcapriolen machten, gab mir nun doch mein Schimmel, den ich nur mit Mühe bis hierher vorwärts gebracht hatte, unzweideutig zu verstehen, daß er keine Lust habe weiter vorwärts zu gehen. Ich hatte keine Zeit, mich mit dem Vieh herumzuplagen, stieg ab und übergab das Pferd einem Offizier der Brigade Puppi, um es hinter einem der kleinen Häuser halten zu lassen, welche links der Straße ungefähr 1500 Schritte von der Eisenbahnstation stehen.

Bis hierher war die Brigade Puppi infolge der Wirkung, welche Montefi's Vorgehen auf die Neapolitaner gemacht hatte, vorgebrungen. Vigo war eben damit beschäftigt, die Schützenlinie der Brigade an der Straße noch weiter vorzutreiben. Ich sagte ihm, er möge das vorläufig nur mit Vorsicht thun und sich wenigstens nur auf dem Terrain vorwärts ziehen, auf welchem noch Bäume standen.

Ich selbst suchte Puppi auf, den ich hinter einem der erwähnten Häuschen, leichenblaß, fast keines Wortes mächtig, als wenn er den Tod im Leibe hätte, antraf. Noch war er unverwundet, aber er mußte eine Todesahnung haben.

Ich befahl ihm seine Leute möglichst zusammenzuhalten und seiner von Vigo dirigirten Schützenlinie langsam zu folgen.

Da ich meinen Braunen nicht finden konnte, so hatte ich Lust bekommen, es noch einmal mit dem Schimmel zu versuchen. Als ich ihn aber verlangte, sagte man mir er sei durchgegangen, und so verhielt es sich. Als das Kartätschenfeuer immer heftiger ward,

hatte er sich mit Gewalt losgerissen und sich entfernt, um nach Santa-Maria zurückzulaufen. Auf das Erscheinen des reiterlosen Schimmels hin verbreitete sich in Santa-Maria eine Zeit lang das Gerücht, ich sei gefallen. Einige meiner Husaren fingen den Schimmel auf und brachten ihn mir später zurück, aber leider ohne den guten Revolver, der im rechten Holster steckte. Der Schlingel hatte sich vermuthlich, als er sich in Sicherheit glaubte, gewälzt und dabei den Revolver glücklich herausgebracht.

Als ich die Kunde vom Durchgang des Schimmels vernommen, kam glücklicherweise eben mein Brauner vor, und dieses Pferd ging wider mein Erwarten gut ins Feuer.

Alles was ich hier erzählt habe, vom Vorgehen Montesi's bis ich wieder auf meinem Braunen saß, hatte viel kürzere Zeit gedauert, als ich gebraucht habe, es zu erzählen. Alles dies hatte vielleicht kaum zehn Minuten gewährt.

Als ich wieder zu Pferde saß, ritt ich auf der großen Straße vorwärts. Kaum hundert Schritt vorwärts der Häuser, bei denen ich die Brigade Puppi gefunden hatte, zweigt sich der Weg nach der Scafa di Formicola ab, welcher zugleich die östliche Grenze der an der schmalsten Stelle etwa 800, an der breitesten etwa 1500 Schritt ausgebreiteten durchaus freien Esplanade von Capua bildet. Ich will den Punkt, wo der Weg nach der Scafa di Formicola von der großen Straße rechts abgeht, das Eck der Esplanade nennen; 700 Schritte vorwärts des Ecks fällt in die große Straße von links unter einem sehr spitzen Winkel der Weg von San-Tammaro ein; bei diesem Kreuzweg ist man noch 600 Schritt von der Eisenbahnstation und 750 Schritte vom Hauptwall der nächsten Werke Capuas entfernt, auch hat sich nun die Eisenbahn von Santa-Maria nach Capua vollständig der großen Straße genähert und läuft parallel mit ihr, dicht neben ihr her.

Als ich eben über das Eck hinaus war, fuhr Bricoli an demselben unsere beiden Geschütze auf, um die Esplanade zu

beherrschen. In der That konnte ein vernünftigerer Gebrauch von ihnen nicht gemacht werden.

Vor mir gegen Capua zu ging de Georgis mit den Bersaglieri von Mailand, dem größten Theil seines ersten Bataillons, und, wenn ich mich recht erinnere, dem Bataillon La Porta an der großen Straße und an der Eisenbahn vor; alles in aufgelöster Ordnung bei dem mörderischen Kartätschenfeuer, aber dennoch in Ordnung. Glücklicherweise hatten die Neapolitaner die starken Bäume an der großen Straße, welche fast bis zum Glacis die Straße begleiten, noch nicht abgehauen. Vor de Georgis wichen die letzten Compagnien der neapolitanischen Infanterie gleichfalls an der Straße. Rechts von derselben wich eine andere neapolitanische Infanterieabtheilung gleichfalls in der Richtung nach dem südlichen Thor von Capua zu; rechts hinter mir sah ich die Bajonnete von Montefi durch den Baumschlag blinken, welcher den Weg nach der Scafabi Formicola mit der 300 Schritt von diesem Wege entfernten auf der Esplanade selbst gelegenen Kapelle von San-Lorenzo verbindet. Montefi war offenbar in Verfolgung derjenigen neapolitanischen Abtheilung begriffen, welche ich rechts der Straße vor mir sah. Nördlich von Capua, etwa 1200 Schritt von der großen Straße entfernt, aber Fronte gegen diese, hielten zwei Schwadronen neapolitanischer Carabinieri.

Endlich als ich noch einmal den Blick zurückwandte, sah ich das Regiment Corrao, meine eigentliche Reserve, im Lauffchritt bei den Geschützen ankommen und sich dort aufstellen.

Die Uebersicht aller dieser Dinge war das Werk einer halben Minute, und da de Georgis der neapolitanischen Infanterie an der großen Straße auf den Fersen folgte, hielt ich es nicht für unmöglich, mit dem Feinde in Capua selbst einzubringen. Consternirt waren die Neapolitaner offenbar in hohem Maße. Drangen wir in die Stadt, so mußte unser Erfolg ein glänzender sein. Man erinnere sich dabei, daß ich zufolge meiner Instruction glückliche Zufälle zu benutzen suchen sollte, und daß ich von der Befestigung

Capuas gehört hatte, sie sei in schlechtem Zustande. Augenblicklich ritt ich nun an die Spitze von de Georgis vor und feuerte die Bersaglieri an, so schnell als möglich den Neapolitanern zu folgen, was denn auch im Lauffchritt geschah. Indessen setzten sich die Neapolitaner in einen förmlichen Trab und verschwanden im Nu hinter dem Glacis im gedeckten Wege. In der Hitze ritt ich, gefolgt von einigen Bersaglieri, bis auf das Glacis vor. Hier sah ich denn, daß ich es mit nichts Geringerem als einer wohlconditionirten Vauban'schen Festung zu thun hatte, die wenigstens auf dem Theile, den ich übersehen konnte, vollständig armirt war —, und die Zugbrücke nach dem Ravelin mir gegenüber war bereits aufgezogen.

• Unter solchen Umständen wäre es bei unsern Mitteln eine Tollheit gewesen, noch einen weitem Versuch zur Einnahme von Capua zu machen. Ich faßte also sogleich den Entschluß, die Truppen aus dem Feuer der Festung, welcher sie nichts anhaben konnten, und die ihrerseits jetzt alle ihre Batterien spielen ließ, zurückzuziehen. Aber freilich sollte auch hier durchaus nichts anderes aufgeführt werden, als ein Zurückziehen aus dem Feuer der Festung und nicht ein tolles Davonlaufen, zu welchem durchaus keine Veranlassung war.

In einigen Zeitungen, die mir übrigens alle Anerkennung zollen, ist mir doch der Vorwurf gemacht worden, daß ich den Kampf unter den Mauern Capuas zu lange fortgesetzt habe. Nun möchte ich wissen, ob sich jemand finden wird, der schneller den Entschluß faßte, aus dem Feuer der Festung zurückzugehen, nachdem ein Eindringen in dieselbe für unmöglich erkannt war, als ich das that.

Wie sich aus dem früher Gesagten ergibt, war es etwa 8 Uhr, als unser Vordringen aus dem zuerst gewonnenen Abschnitt bei den Höfen Saullo und Vitale erfolgte, und um 8½ Uhr faßte ich bei der Eisenbahnstation von Capua nach Erkenntniß der Sachlage, die ich mir freilich an keinem andern Orte als auf dem Glacis von Capua verschaffen konnte, den Entschluß, aus dem Feuer der Festung zurückzugehen, und ertheilte die ersten nöthigsten Befehle zum geord-

neten Rückzug. Diese bestanden darin, daß die am meisten vorgeschobenen Abtheilungen von de Giorgis bei der Eisenbahnstation, so gut als möglich gedeckt von den Stationsgebäuden und von den Waggons, welche in nicht unbedeutender Zahl hier auf den Gleisen der Eisenbahn standen, vorn halten sollten, bis alles andere gesammelt und im Rückzug begriffen wäre.

Als ich diesen Befehl erteilt hatte, begab ich mich an den Kreuzweg zurück, wo der Weg von San-Lammaro sich mit der großen Straße vereinigt. Hier versammelte ich die Offiziere meines Stabes um mich, um die weiteren Befehle zu geben. Diese waren: die Brigade de Giorgis bis auf die noch an der Eisenbahn vorgeschobene Abtheilung sammelt sich rechts, die Brigade Puppi links der Straße, beide hinter unserer Geschützaufstellung, wenn dies geschehen ist, fahren die Geschütze ab, die am Stationsgebäude vorgeschobenen Abtheilungen vereinigen sich mit ihren Brigaden; de Georgis und Puppi marschiren nun zurück, und zwar bis resp. hinter die Taberne Virilasci und an das Kapuzinerkloster, wo halt gemacht und weiterer Befehl abgewartet wird. La Masa deckt das Zurückgehen der beiden genannten Brigaden und nimmt später zwischen Puppi und de Georgis links der großen Straße Stellung.

Außerdem wußte ich nicht, wo Spangaro steckte; wenn er gehörig weit auf der Straße von La Foresta vorgegangen war, hätte man ihn sehen müssen, das konnte nicht sein. Ich sendete also Ronchetti ab, um ihn aufzusuchen und je nach den Umständen weitere Maßregeln mit ihm zu verabreden, wofür ich die allgemeinen Gesichtspunkte feststellte.

An Eber sendete ich nicht; unbedingt konnte ich nicht über ihn disponiren, da ich nicht wissen konnte, ob nicht Türr das Bedürfnis hatte, wenigstens einen Theil von Eber's Truppen an sich heranzuziehen. Uebrigens mußte Eber von San-Angelo aus das Gefecht in seinen Hauptzügen vollständig übersehen, und wenn er wollte und nicht durch Befehle Türr's verhindert war, konnte er auf ganz zweckmäßige Weise in das Gefecht an der großen Straße

eingreifen. Der tapfere Bassini wollte auch, wie ich später vernahm, in die linke Flanke der Neapolitaner vorgehen, als ich geordnet aus der Stellung am Eck der Esplanade in die neue an der Taberne und dem Kapuzinerkloster zurückging und die Neapolitaner aus Capua ausfielen, um uns zu folgen. Eber ging indessen nicht darauf ein. Ein Spaßvogel machte späterhin die Bemerkung, um das Gefecht vor Capua mit anzusehen, sei die Stellung von San-Angelo vortrefflich für einen Zeitungs-correspondenten, aber eine Escorte von 1500 Mann komme ihm doch dafür zu stark vor.

Die ganze Verhandlung mit meinen Adjutanten an dem Kreuzwege fand im heftigsten Kartätschenfeuer der Festung statt; einige Kanonen Capuas schienen ihr Feuer speciell auf die kleine Gruppe zu concentriren, welche hier zu Pferde hielt. Vigo erhielt einen Streifschuß am linken Arm. Er schrie so komisch auf und griff sich mit der rechten Hand auf eine so komische Weise nach der Wunde, daß man unwillkürlich lachen mußte, man mochte wollen oder nicht. Er mußte eine Weile absteigen, da er vor Schmerzen die Zügel nicht mehr zu halten vermochte. Uebrigens war die Verwundung nicht gefährlich. Vigo verließ keinen Augenblick das Schlachtfeld und war am andern Tage vollkommen munter. Noch komischer war ein Streifschuß, den Ronchetti erhielt. Ronchetti rief plötzlich: „Ei sieh da! ich bin verwundet, wenn weiter nichts ist, das thut ja gar nicht weh.“ — Dabei griff er sich an den rechten Schenkel und fügte hinzu: „Und doch fließt das Blut herunter. Meine Hose ist ganz naß.“ — In der That war es mit dem Naßsein richtig; die ganze rechte Seite der grauen Drillhose war von einer Flüssigkeit getränkt, aber diese war nicht roth, sondern schwarz. Ronchetti hatte nämlich mein kleines Reisetintenfaß in seiner rechten Hosentasche, dies war ihm von einer Kartätschenkugel zer schlagen, er selbst aber war mit einer leichten Contusion davongekommen. Ich bewahre das zer schlagene und geschwärzte Tintenfaß zum ewigen Andenken an den braven Jungen auf.

Catenacci sagte mir plötzlich, mein Pferd sei verwundet; so ver-

hielt es sich, es hatte eine Kartätschenkugel in den Hinterschenkel erhalten und hinkte. Ich saß ab. Kaum war dies geschehen, als einige neue Kugeln kamen und das Pferd fiel. Wäre ich noch oben gewesen, hätte ich mir das Bein brechen müssen. Unterdessen waren meine Offiziere mit ihren Aufträgen davongeritten. Ich sah mich nach einem Pferde um und bemerkte ein solches angebunden in meiner Nähe an der Straße von San=Lammaro. Der Ausrüstung nach war es das Pferd eines neapolitanischen Offiziers, von letztem, der ein Bedürfnis — nach den Spuren zu urtheilen — verrichtet haben mochte, bei unserm raschen Vordringen aus dem ersten Abschnitte zurückgelassen. Im Gefecht, wenn man das Gefühl einer großen Verantwortlichkeit für viele Leute und das Gefühl der Kraft hat, ihr zu genügen, schärfen sich Sinne und Verstand auf eine merkwürdige Weise, und mir wenigstens bei meiner großen Vorliebe für schlechte Witze geht es so, daß ich in solchem Augenblick, je mehr ich Ernstes zu thun habe, desto mehr auch allerlei Alostrien bemerke. Ich dachte bei dem neapolitanischen Offizier, der davongelaufen sein mußte und dessen Bild ich mir deutlich ausmalte, unwillkürlich an jenen schweizerischen Adjutanten, der einen Befehl seines Commandanten überbringen sollte, diesen fragte: „Pressirt's?“ und auf die bejahende Antwort hinzufügte: „Dann will ich lieber absteigen.“

Auf meinem glücklich acquirirten Gaul ritt ich nun zurück, um nach den Kanonen zu sehen, und freute mich kindisch, als ich sah, daß dieses gefundene Pferd ausgezeichnet ging, als dies plötzlich wieder ein Ende hatte. Catenacci kam eben wieder zurück, als auch dieser Gaul wieder ein paar Kartätschenkugeln bekam und mir außerdem von einer solchen ein Bügel meines Degengefäßes zerschmettert wurde.

So mußte ich denn zu Fuß nach den Kanonen wandeln. Diese standen noch immer am Eck der Esplanade und thaten hin und wieder einen Schuß, sobald die neapolitanischen Carabinieri, welche östlich von Capua hielten, Miene machten, vorgehen zu wollen.

Die Kanonen thaten vortreffliche Dienste —, denn die neapolitanische Cavalerie, so oft sie einen Anlauf unternahm, wagte doch nie im Gange zu bleiben. Hätte sie Muth gehabt, so konnte sie meiner vorgeschobenen Abtheilung an der Eisenbahnstation schwere fünf Minuten bereiten. Aber in welchem Zustande waren die Geschütze.

Bricoli saß neben dem einen am Eck der Esplanade und hatte eine schwere Verwundung durch einen Kartätschenschuß am rechten Bein; Bonvino hatte eine Contusion, das mühsam zusammengeraffte Artilleristengefindel war bis auf einige wadere Trainsoldaten und den tapfern Kanonier Zuppo bei den ersten Schüssen aus der Festung davongelaufen. Zuppo bediente einzig und allein die beiden Geschütze. Denn die Soldaten der mailänder Geniecompagnie hatten es vorgezogen mit den Bersaglieri bis an die Eisenbahnstation vorzugehen.

Das Zurückziehen der Kanonen konnte nichts helfen, ehe wir nicht die Progen freihatten, deren Deichseln von todtten und sterbenden Pferden bedeckt waren. Nachdem ich mich einen Augenblick mit Bricoli beschäftigt hatte, dem ich eines der weißen leinenen Taschentücher, Geschenke von Damen, die ich immer für vorkommende Fälle dieser Art mit mir führte, gab, nachdem ich dafür gesorgt hatte, daß er auf einem Munitionswagen, der jetzt vorhanden war, zurückgebracht werde, ermunterte ich Zuppo, noch bei den Geschützen zu bleiben, und suchte nun die Progen frei zu machen. Der einzige Mann, der zunächst dazu zur Verfügung stand, war mein Guide Farina, der bei dem Mangel an Pferden heute unbesritten war, mir aber trotzdem unverdrossen folgte und sich mit der Flinte eines verwundeten Infanteristen während des Gefechts bewaffnet hatte. Farina traf Anstalten, die eine Progdichsel freizumachen. Ich unterdessen mitten auf der Straße stehend im heftigsten Kartätschenfeuer, welches die Neapolitaner von der Festung aus jetzt gerade auf diesen Punkt richteten, suchte die Sicilianer von Corrao, die Reserve, welche zu beiden Seiten der Straße in den Gräben lagen, herauszubringen, damit sie mir bei dem Wegräumen

der Pferde behülflich wären. Aber gute Worte, Appell an die Ehre, Drohungen und selbst mehr wollten nichts verschlagen. Machten einige Miene sich zu bewegen, bei der nächsten Kartätschelage, die über die Straße segte, wichen sie wieder zurück, um sich zu verkriechen.

Da kamen einige Leute zurück, die de Giorgis von der Eisenbahnstation weggesendet hatte, um dort nur zu behalten, was gut gedeckt stehen konnte. Auf diese konnte ich mich verlassen. Da war vor allem der tapfere Lieutenant Zancarini von der mailänder Geniecompagnie mit zwei Leuten derselben, welche hülfreiche Hand anlegten, dann kamen auch mehrere Bersaglieri. Farina und mich eingerechnet waren wir zusammen zwölf Mann. Mit dieser Hülfe waren die beiden Prozen bald frei gemacht und sie, wie die Kanonen, wurden nun, da de Giorgis schon Befehl erhalten hatte, seinen Stand am Bahnhof aufzugeben, eine Strecke von den Leuten von Hand zurückgeschoben, bis sich eine kleine Anzahl Pferde fand, um sie vollends nach Santa-Maria zurückzubringen.

In den Zeitungen habe ich gelesen, daß Zuppo eine Kanone geschultert und zurückgetragen habe. Dies ist mit einem Sechspfünder eine eigene Sache, namentlich für einen so kleinen schwachen Mann wie Zuppo; war übrigens auch gar nicht nöthig, da die Räder merkwürdigerweise trotz einiger Paßfugeln, die über die Straße geflogen waren, nicht im mindesten beschädigt waren. Es ist gar nicht nöthig, hier Heldenthaten zu erfinden. Die einfache Erzählung der Thatfachen ist weit mehr als das Aufstischen von Romanen. Die elf Tapfern, welche mit mir eine halbe Stunde auf der offenen Straße an dem Freimachen der Prozen arbeiteten und trotz des mörderischen Kartätschfeuers nicht daran dachten, dem Feinde auch nur etwa einen Nagel von diesen Geschützen zu überlassen, brauchen keine Romantisirung. Leider ist mir außer den Namen von Zancarini, Zuppo und Farina keiner von den andern mehr erinnerlich. Aber in den Vorschlägen der 15. Division für Auszeichnungen stehen diese Namen alle; es waltet also für die

piemontesische Regierung durchaus kein Hinderniß ob, ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit zu thun und diesen Männern die wohlverdiente Tapferkeitsmedaille zu geben, wenn sie ihre Pflicht und Schuldigkeit nur thun will. Piemontesische Offiziere, die während eines Feldzugs nicht den zehnten Theil dessen gethan haben, was von uns geschehen ist, haben die ganze Brust voll Orden, und angesichts dessen sträuben sich noch bis heute die Fantini, den Grad des tapfern Zancarini, eines in jeder Beziehung ausgezeichneten und gebildeten Offiziers, anzuerkennen, weil ohne meine wie ohne seine Schuld, rein infolge der Unordnungen, die auf dem Kriegsministerium zu Neapel im October und November herrschten, derselbe kein reguläres Brevet hatte erhalten können. Wird das neue „Königreich Italien“ der Piemonteselei Valet sagen und gut machen, was diese letztere verdorben? Wir werden ja sehen.

Als ich die Sache bei den Geschützen in guten Händen sah, war ich auch einen Augenblick bei Montesi. Man erinnert sich, daß ich Montesi's Bataillon zuletzt hinter der Kapelle San-Lorenzo gesehen hatte, als ich gerade nach der Eisenbahnstation vorwärts ritt. Montesi war von dort den vor ihm fliehenden Neapolitanern über die freie Esplanade gefolgt. Aber hier wurden seine braven Bergmänner von Monza von einem so mörderischen Paßkugel- und Kartätschenfeuer empfangen, daß sie erschüttert wurden und wichen.

Montesi verlor durch eine Kanonenkugel das Pferd unter dem Leibe und seine stählerne Säbelscheide ward ihm wie ein Stöckchen zusammengedrückt. Er war zurückgegangen, um seine Leute zu sammeln, und that dies hinter einem Häuschen an der Straße nach der Scafa di Formicola einige hundert Schritt hinter der Kapelle von San-Lorenzo. Hier traf ich ihn und wies ihn an, so lange stehen zu bleiben, bis de Giorgis die ganze Brigade zusammen habe.

Als ich an die Straße zurückkehrte, fand ich dort mit den Sicilianern friedlich zusammen im Straßengraben auch den Franzosen F. Ich schämte mich in die Seele der tapfern Nation hinein, daß sie auch ein solches Individuum das Ihre nennen müsse.

Als ich ihm sagte, daß sei da kein Platz für einen Generalstabs-offizier, entschuldigte sich der Kerl damit, daß er kein Pferd habe, er, der zu Spazierritten immer Pferde fand, wenn alle andern zu Fuß gingen. Als ich ihm darauf befahl, augenblicklich hervor-zukommen, und ihn bedrohte, wollte er gehorchen. Da kam eine Kartätschensalve gerade auf die Stelle. F. duckte sich im Nu wieder in den Graben und machte den bewußten Diener so tief mit wie die ganze Gesellschaft, in welcher er sich befand. Bei diesen son-derbaren Bewegungen stieß einer der Sicilianer ihm das Bajonnet in den Hintern, und nun schrie der Kerl, er sei verwundet und könne nicht laufen. Ich hätte ihm gern eine Kugel durch den Kopf gejagt, leider fehlte mir mein mit dem Schimmel durchgegan-gener Revolver. Trotz meines Aergers mußte ich doch aber auch über die merkwürdigen Bewegungen lachen und ließ den Schurken laufen, der sich bald darauf von der Armee drücken mußte.

Bald nachdem ich zu den Geschützen zurückgekommen war, wurden auch die Progen frei und das Zurückbringen konnte begin-nen. Da meldeten sich nun allerdings viele, die bisher nicht aus den Gräben herausgewollt hatten, um mit in die Räder zu greifen und auf diese wohlfeile Weise aus dem Feuer zu kommen. Es kam jetzt mehr darauf an, sie zurückzuhalten als anzu-spornen, und wie ich später vernahm, rühmten einige dieser Helden sich dieses Heldenstücks. Ich muß ausdrücklich bemerken, daß das Zurückbrin-gen wohl unterschieden werden muß von dem Freimachen der Progen. Nur letzteres heischte Tapferkeit, beim erstern reichte auch das Gegen-theil der Tapferkeit aus. Ich muß ferner noch bemerken, daß ge-rade von den Zwölf, die über eine halbe Stunde im heftigsten Kartätschenfeuer beim Freimachen der Progen auf der offenen Straße beschäftigt waren, kein einziger auch nur eine Schramme erhielt, während dicht dabei von den im Graben versteckten mehrere ver-wundet wurden.

Nachdem die Geschütze zurück waren, trat zuerst auch die Bri-gade Puppi links, dann die Brigade de Giorgis den Rückmarsch

an. La Mafa folgte als Arrièregarde. Alles ging in schönster Ordnung. Bald folgten uns von Capua her die Neapolitaner; indessen doch sehr bedächtig nur aus weiter Ferne schießend. Ueber La Mafa sind sehr viele böse Gerüchte in Gang gesetzt worden. Ich habe ihn nur dieses eine mal im Feuer gesehen und kann nur sagen, daß er hier mit aller Ruhe handelte und in meinen Augen wenigstens die bösen Gerüchte durchaus nicht rechtfertigte.

An der Taberne Virilasci nahm um 9³/₄ Uhr die Brigade Milano (de Giorgis) neue Stellung; mit ihr vereinigten sich bald auch die Sicilianer. Es fiel mir alsbald auf, daß ich von der Brigade Puppi auf der linken Seite der Straße nichts sehen konnte. Nun war bei der Taberne Virilasci eben auch von Casapulla her das Bataillon Venuti angekommen. Venuti hatte noch ein frisches Pferd, und da ich bei Virilasci stehen bleiben wollte, um einige Ruhe zu geben, resp. einen etwaigen Angriff der Neapolitaner zu erwarten, schickte ich Venuti aus, um die genannte Brigade zu suchen und in ihre Stellung bei den Kapuzinern zu dirigiren.

Bald darauf indessen drängten die Neapolitaner mit verstärkter Heftigkeit. Da gab ich dem Adjutant-Major der Brigade de Giorgis, Hauptmann de Carolis das Bataillon Venuti und den Auftrag, an der Straße vorzurücken und die Neapolitaner zurückzuwerfen. De Carolis ging augenblicklich vor, obgleich er schon einen Streifschuß am Bein erhalten. Die Königlichcn rissen von neuem aus, und er verfolgte sie wieder bis auf die Esplanade; übrigens waren uns jetzt nur Tirailleursketten gefolgt. Als die Neapolitaner sahen, daß ich nicht daran denke, ihnen das Feld zu räumen, zogen sie alle ihre Truppen nach Capua zurück und verhielten sich absolut ruhig.

Diesen Bericht brachten nach der Rückkehr von de Carolis ausgesendete Patrouillen.

In der Stellung bei Virilasci erhielt ich außerdem folgende Berichte und Meldungen. Ueber befand sich noch in der Stellung bei San-Angelo und hatte durchaus keinen Feind vor sich.

Spangaro war am frühesten Morgen über La Foresta vorge-
rückt, hatte mit dem äußersten rechten Flügel der Neapolitaner ein
kleines Gefecht gehabt, in dem er neun Mann todt und verwundet
verlor, und war dann schleunigst nach La Foresta zurückgekehrt, wo
er seine Truppen ausruhen ließ. Hier fand ihn Ronchetti und sie
kamen, da jeder Versuch auf Capua selbst keinen Werth mehr hatte,
überein, daß Spangaro nach San-Lammaro zurückgehe, von wo
ich ihn im Nothfall bei einem neu sich entspinrenden Gefecht auf
bequemen Wegen in kürzester Frist direct an mich heranziehen konnte.

Als die Brigade Puppi sich auf meinen Befehl hinter den Klei-
nen Häusern links der Straße, wo ich Puppi am Morgen zuletzt
gesprochen hatte, gesammelt hatte und den Rückmarsch antrat, wurde
Puppi tödtlich verwundet. Dies verursachte bei der Brigade einige
Unordnung und sie zog sich schleunigst hinter das Kapuzinerkloster
gegen die Eisenbahn hin zurück, wo es dem Major Bossi gelang,
sie wieder zu ordnen.

Bei der Revision der Patronen zeigte sich, daß die Munition
fast gänzlich ausgegangen sei. Die Leute waren munter, guter
Dinge, gehoben durch die Arbeit des Morgens; keiner klagte, in-
dessen meinten sie, wenn sie ein wenig ausruhen, etwas essen und
trinken könnten, so würden sie damit nicht unzufrieden sein.

In Santa-Maria hatten wir Lebensmittel, außerdem konnte ich
dort Munition erwarten, da ich Beboba den Auftrag gegeben hatte,
eine Reserve dorthin schaffen zu lassen. Dagegen fehlte es an Trans-
portmitteln.

Es war also das Einfachste, nach Santa-Maria zurückzumar-
schiren. Ich wartete noch bis nach 11 Uhr; als jetzt die Nach-
richten immer die gleichen blieben, die Neapolitaner sich nicht rühr-
ten, ließ ich nur eine Feldwache zurück, die den Auftrag erhielt,
lebhaft zu patrouilliren, nicht bloß, um zu erfahren, was der Feind
im Schilde führe, sondern auch, um stets in Kenntniß davon zu
bleiben, ob sich etwas gegen Eber oder Spangaro rühre. Was
auch vorkommen mochte, immer konnte ich mich von Santa-Maria

aus in einer halben Stunde wieder so weit vorwärts bewegen, um das Gefecht in meine Hand zu bekommen. Die übrigen Truppen marschirten demgemäß nach Santa-Maria zurück, wo ich sie gegen 12 Uhr theils unmittelbar am Capuaner Thor, theils an dem großen Plage, an welchem die Reste jenes berühmten Amphitheaters des alten Capua, in dem seinerzeit die Gladiatoren für ganz Italien ausgebildet wurden, stehen —, das Bivouak beziehen ließ. Es wurde Brot, Käse, Wein ausgetheilt, und dann auch neue Munition ausgegeben, welche Cosentini von Caserta herangebracht hatte. Bei Speise und Trank und der Erzählung von ihren Heldenthaten vom Morgen montirten sich meine Leute ganz gehörig, sodaß ich wußte, ich könne sie in jedem Augenblick mit dem gleichen Erfolge wie am Morgen wieder vorwärts bringen. Ich selbst blieb am Thor und in dessen Nähe zu Pferde, jetzt wieder auf meinem Schimmel; es war das einzige Pferd, welches ich noch hatte, übrigens auch vortrefflich, wo keine Kugeln pfliffen. Cosentini leistete mir noch dadurch einen Dienst, daß er mir aus der Stadt einen Schoppen Wein, Brot und selbst ein Stück gebratenes Fleisch brachte, welches ich mit einem Appetit verzehrte, wie ich ihn lange nicht verspürt hatte.

Mit der Inspection der Truppen, der Ermahnung zum Verbleiben u. s. w. neben allem andern verging die Zeit schnell. Es war etwa um 2 Uhr, als vom obern Volturno her der Kanonendonner sich von neuem vernehmen ließ. Es konnte nach meiner Rechnung nicht anderswo sein als bei Türr am Gradillo. Es war möglich, daß die Neapolitaner diesen ernstlich angriffen und hier über den Volturno gehen wollten. Dies war um so denkbarer, als nach den Aussagen von Gefangenen, die wir am Morgen gemacht hatten, die Neapolitaner durch den Angriff meines Häufleins so erschreckt waren, daß sie sich mit den 12000 Mann, die in und dicht bei Capua standen, nicht für sicher hielten und noch Truppen von oberwärts am Volturno herbeigerufen hatten; man sprach von 8000 Mann. Dieses Factum, welches sich vollkommen bestätigte,

beweist wol am besten, daß ich meine Aufgabe vollständig erfüllt hatte, aber auch ebenso sehr, daß ich sie in dieser vollständigen Weise gewiß nicht, wahrscheinlich gar nicht gelöst haben würde, wenn ich bei Santa-Maria stehen bleibend Maulaffen feil haben wollte.

Nun konnte es aber ganz gut sein, daß die Neapolitaner, beruhigt, da ich seit 11 Uhr gar nichts unternommen, den im Anmarsch vom obern Volturno her befindlichen Truppen den Befehl gegeben hatten, sich gegen Türr zu wenden. Diesen durfte ich nicht allein lassen, und ein neues keckes Vorgehen meinerseits mußte augenblicklich der Sache eine andere Gestalt geben.

Ich ließ daher sofort ins Gewehr treten und meine Leute folgten dem Rufe unter Eubivas; diesmal alle, selbst die Sicilianer nicht ausgenommen, obgleich ihre gewöhnliche Siestazeit noch nicht vorbei war. Binnen zehn Minuten war alles in Ordnung, und wir rückten in derselben Ordnung wie am Morgen wieder vor. Von den Feldwachen kam gleichzeitig der Rapport, daß die Könighen sich an der großen Straße wieder verstärkten und gegen die Taberne Virilasci vordrängen.

Dicht hinter der Taberne Virilasci kam es abermals zum Gefecht, und man merkte sehr bald, daß neue Truppen der Könighen aus Capua vorrückten. Aber wie am Morgen drangen wir, womöglich mit größerm Ungeßüm als am Morgen, wiederum bis zu dem Abschnitte vor, an welchem in der Frühe das Gefecht eine Zeit lang zum Stehen gekommen war. Jetzt hatte ich die Absicht nicht, im Ernst weiter vorzurücken, da bei mir die Hoffnung eines Handstreichs auf Capua nicht mehr obwalten konnte; doch hatte ich allerdings große Lust, mit einem Bataillon auf die Esplanade vorzugehen, um wirklich zu sehen, was in dem Baumschlag an der großen Straße, bevor man die Esplanade erreichte, rein unmöglich war. Da kam Vigo von Santa-Maria her und brachte mir von Garibaldi die Nachricht, daß Cajazzo fast ohne Widerstand — wie ich nach dem früher Gefagten vermuthen mußte, von 6—7000 Mann — besetzt, der Zweck unsers Kampfes also vollständig er-

füllt sei —, und zugleich den Befehl, mit sämmtlichen Truppen nach Santa-Maria zurückzukehren.

Ich gab ohne Säumen den Befehl zum Rückzug, welcher wiederum in der größten Ordnung vor sich ging. Anfänglich hatte ich mich am Nachmittag bei der jetzt von Bossi commandirten Brigade Puppi auf dem linken Flügel befunden. Ich hatte wieder einmal meinen Schimmel probirt; aber er ging absolut nicht ins Feuer. Ich mußte absteigen, da im Gefecht zu Reiterkunststücken keine Zeit ist. Als der Rückzug befohlen war, begab ich mich in Begleitung Catenacci's auf den rechten Flügel. Wir beide waren zu Fuß. Der rechte Flügel der Brigade Milano marschirte in aller Seelenruhe bereits von der Laverne Virilasci nach der Ziegelei zurück, wo die Vorposten halten bleiben sollten, als ich mit Catenacci auf der rechten Seite der Straße ankam (rechts ist immer östlich, wie im Anfang der Erzählung dieses Gefechts).

Ich schlenberte mit Catenacci hinter den Tirailleurs der Brigade Milano her; hinten folgten uns die neapolitanischen Schützen, ihre Spitzkugeln sausten uns um die Ohren; von vornher antworteten unsere eigenen Tirailleurs. Wir waren also zwischen zwei Feuern. „Wollen wir nicht ein wenig schneller gehen?“ fragte Catenacci. Wir waren gerade in einem sehr interessanten Gespräch, sodaß ich keine Neigung dazu fühlte; in solchem Sinne antwortete ich Catenacci. „Aber“, sagte dieser tapfere Offizier, „ich bin den ganzen Tag im Feuer gewesen und möchte jetzt nicht noch eine feige neapolitanische Kugel in den Hintern haben.“ Ich begriff dies vollkommen, wußte aber, daß wir den Königl. entschieden imponirt hatten, daß sie sich aus den Büschen bei Virilasci auf das freie Feld südlich davon nicht hinauswagen würden, daß also die Wahrscheinlichkeit für ihre Väter, uns zu treffen, nicht groß sei; außerdem wußte ich, daß Gott gerecht ist und tapfere Männer nicht von hinten todt schießen läßt. Wir behielten also unsern ruhigen Schritt bei und setzten unser Gespräch fort.

Als wir an der Ziegelei ankamen, ordnete ich dort und bei

der Kirche San-Agostino den Vorpostendienst, den das Bataillon Pontotto nebst einigen Husaren übernehmen mußte, und rückte dann mit allen übrigen Truppen in Santa-Maria ein. An Türr sendete ich einen vorläufigen mündlichen Bericht, an Ober den Befehl, gleichfalls nach Santa-Maria zurückzukehren, falls er nicht schon von anderer Seite denselben erhalten hätte.

Mit meinen Offizieren des Stabes suchte ich nach dem Einrücken mein Quartier bei den Herren della Corte wieder auf. Es waren zwei Brüder, der eine dünnere und kleinere Nationalgardenhauptmann, der andere größere und dickere natürlich Kanonikus. Dem letztern fiel, da der erstere viel außer dem Hause zu thun hatte, hauptsächlich die Sorge für uns zu. Es war ein lebenslustiger alter Herr. Ich schlief vortrefflich nach einem guten Nachtessen bis 2 Uhr morgens; um diese Zeit stand ich auf, ließ Ronchetti wecken und ging mit ihm vor das Capuaner Thor, um die Vorposten zu inspiciren. Wir blieben bis 4 Uhr morgens bei der äußersten Husarenbedette, die ungefähr 500 Schritt vorwärts der Ziegelei stand. Alles war ruhig; außer dem Werda? unserer Vorposten und der Antwort darauf, die Ronchetti geben mußte — die Losung war an diesem Tag, wie ich mich noch deutlich erinnere, zweimaliges Händeklatschen — hörte man keinen Laut.

Nachdem es vollkommen hell geworden war, begab ich mich ins Quartier zurück, um einen kurzen Bericht über die Thätigkeit vom 19. September zu schreiben. Ich war noch nicht damit fertig, als ich erfuhr, daß auch Türr in Santa-Maria sei. Ich begab mich zu ihm: er bestätigte mir, was ich schon gestern vernommen hatte, daß Cajazzo glücklich von den Unfern besetzt sei — ich blieb natürlich immer in dem Wahne, von 7000 oder wenigstens 6000 Mann — daß also unsere Aufgabe vollständig erfüllt sei. Um in Santa-Maria nicht zu viele Truppen anzuheufen, sollte ich die von Caserta herangezogenen Truppen dorthin zurücksenden, und da man immer leicht wieder in Santa-Maria sein konnte, wenn etwas vorfiel, da aber für den Augenblick nichts Ernstes beabsichtigt ward,

da ferner meine Gegenwart zu Caserta für die weitere Durchführung der von mir begonnenen organisatorischen Arbeiten höchst nothwendig war, sollte auch ich dorthin zurückkehren.

Ich ließ die Truppen noch vormittags nach Caserta zurückmarschiren und begab mich mit meinen Offizieren am Nachmittag mit dem Eisenbahnzuge eben dahin. In dem Eisenbahnwagen sah ich zum ersten mal Mitglieder jenes Corps, welches, wenn ich nicht irre, evangelische Legion genannt wurde, Priester, welche besonders zum Dienst in den Spitälern bestimmt waren; anmaßende, undisciplinirte Bursche, die ihrem Vergnügen nachliefen und nachfuhren, und denen man den Daumen gehörig aufs Auge drücken mußte, wenn man sie zu irgendetwas Vernünftigem gebrauchen wollte.

Ehe ich Santa-Maria verließ, hatte ich noch Bricoli aufgesucht, welcher in einem Privathause untergebracht war. Er war leidend, fieberte, war aber sonst guter Dinge. Ich versprach, ich wolle ihn bald nach Caserta abholen lassen, und that alles, was in meinen Kräften stand, damit es ihm an nichts fehlen solle.

Nach Caserta zurückgekehrt, fanden wir dort unser Nachteffen bereit, für welches Giovanni auf telegraphischen Befehl bereits gesorgt hatte, und welches uns vortrefflich mündete.

Dies sind die einfachen Thatfachen des Gefechts von Capua. Es wird erlaubt sein, ehe ich in der Erzählung der weitem Ereignisse fortfahre, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Wie sprach man in der Armee von dem Gefechte von Capua und meiner Betheiligung an demselben? Etwa folgendermaßen:

„Rüstow hat einmal wieder Leben und Zug in unser Thun gebracht. Er hat durch sein munteres Draufgehen den Neapolitanern einen heilsamen Schrecken eingejagt, daß sie an nichts anderes mehr als an den Verlust ihrer Festung trotz aller ihrer Kanonen dachten, Cajazzo hat infolge dessen ohne Widerstand besetzt werden können. Durch seine Ruhe, seine Ordnung und sein Beispiel hat Rüstow in wenigen Stunden aus Rekruten alte Soldaten gemacht.“

Dies war die allgemeine Stimme, wenigstens die, welche laut

wurde. Meine jungen Soldaten, die unter mir direct gefochten hatten, waren stolz auf den Tag, und im allgemeinen ward mir eher zu viel als zu wenig Ehre erwiesen.

Das erste Gegentheilige, was ich hörte, kam in Nachrichten von Freunden aus der Heimat; ich erfuhr durch sie, daß in einigen, allerdings wenigen Zeitungen neben den lobenden Schilderungen meiner Thätigkeit auch Vorwürfe verschiedener Art gegen mich erhoben würden.

Unter diesen war der allgemeine Vorwurf: daß ich zwar ein vortrefflicher Theoretiker, aber kein Praktiker sei. Die Leute, welche diesen berühmten Eselsgefang anstimmen, bekümmern sich natürlich um Thatsachen nie. Es ist einmal Regel, ein vortrefflicher Theoretiker, nämlich ein Mann, der seine Gedanken über militärische Dinge klar ausdrücken kann, und besser darüber schreibt als die Reimsieder der deutschen militärischen Zeitungen, der darf kein Praktiker sein, und sobald ein solcher Theoretiker irgendetwas gethan hat, muß gesagt werden, daß es nicht praktisch sei. Dies genügt. Der Leser hat nun die Thatsachen wahrheitsgetreu und bis ins Kleinste vor sich. Er kann selbst urtheilen, ob irgendein sogenannter Praktiker — gewöhnlich wird so ein Mensch genannt, der weder schreiben noch lesen kann, das scheint mir der wesentliche Unterschied des Theoretikers und Praktikers nach gäng und geben Begriffen —, ob also irgendein sogenannter Praktiker mehr und zweckmäßigeres unter den gegebenen Umständen hätte thun können als ich.

Ein anderer Vorwurf war, ich hätte unnütz Leute geopfert oder ich hätte zu viel Leute geopfert. Der Vorwurf des unnützen Opfers ist einmal im allgemeinen dadurch widerlegt, daß ich meinen Zweck vollständig erreichte, meine Aufgabe vollständig erfüllte. Es hat mir besondere Freude gemacht, daß sämtliche Blätter der Franzosen, dieser militärischen Nation, ohne alle Ausnahme gerade diesen wichtigen Punkt so entschieden hervorheben. Allerdings nahm ich Capua nicht mit 2400 Mann und zwei schlechten Kanonen. Wäre

Capua keine vollständig armirte Festung, sondern in dem Zustand gewesen, in welchem sie mir geschildert war, so hätte ich auch Capua genommen. Meine Aufgabe war, man vergesse dies nicht, so viel Truppen der Königlischen auf mich zu ziehen als möglich. Diese Aufgabe ward in einer Weise gelöst, welche auch den unbescheidensten Ansprüchen genügen muß. Ich brachte mit meinen 2400 Mann 20000 Feinde gegen mich auf die Beine. Ich konnte mir nun noch eine höhere weiter gehende Aufgabe stellen, obwol ich nicht dazu verpflichtet war: Capua zu nehmen. Ich that dies. Aber ich mußte das Streben nach diesem Ziele aufgeben, als ich seine Erreichung für unmöglich erkannt hatte, weil die Umstände meinen ursprünglichen Voraussetzungen nicht entsprachen. Auch dies that ich, und zwar ohne lange zu grübeln, mit so raschem Entschluß als nicht leicht ein anderer. Nun könnte man mir also noch vorwerfen, weshalb ich nicht spornstreichs nach Santa-Maria zurücklief. Auch darauf ist die Antwort schon gegeben. Ich wollte aus meinen Rekruten Soldaten machen, nicht eine bei jedem Schuß davonlaufende Lumpenbande. Ich wollte also nur aus dem Feuer der Festung zurückgehen, dem wir nichts Entsprechendes entgegenzusetzen hatten, aber in Ordnung, und die Ordnung erst herzustellen, dazu war Zeit nöthig. Oder wäre einer so weise, behaupten zu wollen, ich hätte die Ordnung nie sollen verloren gehen lassen? Ein Soldat kann dies nach dem, was er vom Terrain und den Verhältnissen weiß, nie behaupten. Jeder Soldat wird vielmehr sagen müssen, daß unter den obwaltenden Verhältnissen so wenig als möglich von der Ordnung verloren ging. Der Leser erinnert sich außerdem, daß es hauptsächlich, um die Kanonen zurückzubringen, nothwendig war, die Spitze länger im Feuer der Festung halten zu lassen. Allerdings haben einige die Weisheit so weit getrieben, zu sagen, weshalb ich denn die beiden Kanonen nicht bei Santa-Maria zurückgelassen habe? Darüber kann man nur lächeln. Außerdem ergibt sich genügend, daß diese lumpigen Kanonen durch ihr bloßes Dasein, trotz der miserabeln Bespannung

und Bedienung sehr gute Dienste an dem Plage leisteten, wo der brave Bricoli sie aufgestellt hatte. Vielleicht wäre es möglich gewesen, die Proben ein wenig mehr sicher zu stellen; aber ausgemacht ist sogar das nicht.

Und wie stand es nun mit meinem großen Verlust? Von Spangaro's neun Mann und von Eber's zwei Mann, die mit einem Detachement links der Straße von San-Angelo vorgegangen waren und dabei verwundet wurden, wird wol niemand reden wollen; also bleibt der Verlust bei meiner von mir direct geführten Centrumscolonne von 2400 Mann übrig. Welcher war nun dieser Verlust? Er bestand in kaum 150, schreibe einhundertundfünfzig Mann Verwundete und Tödt, etwa im Verhältniß von 2 : 1, und von den Verwundeten geriethen fünf Mann, die hinter Büschen und Häusern verborgen von unserer vortrefflich arbeitenden Ambulance unter der Leitung der braven Divisionsärzte Ziliani und Gemelli nicht aufgefunden wurden, in die Gefangenschaft der Königlich.

Unter diesen verwundeten Gefangenen war der arme Puppi, welcher in Capua schon am zweiten Tage starb, und ein anderer Offizier mit einem französischen Namen, dessen ich mich nicht mehr genau erinnere. Ich verlor also ein Sechzehntel meiner ganzen Stärke, davon kam freilich die Hälfte, etwa 75, auf die kleine Brigade Milano, welche also ungefähr ein Zehntel ihrer Streiterzahl verlor. Wer hat nun jemals dies einen großen Verlust genannt, wo der Zweck in jeder Beziehung so vollständig erreicht ward als hier vor Capua? Eher würde es richtig sein, ihn als einen wunderbar kleinen zu bezeichnen! Und trotzdem hat ein Erzlump von Engländer, ein gewisser Edwin James, ein Kerl, der, um sich wichtig zu machen, aussprenkte, daß er mit einer besondern Mission der englischen Regierung an Garibaldi beauftragt sei und auf dieses Conto hin sich in Neapel herumtrieb, dieser Erzlump *) hat in ein englisches Blatt

*) Als ich ihm diesen Ehrentitel erteilte, wußte ich noch nicht, daß der Kerl auch gemirré hat.

drucken lassen: ich solle wegen Menschenvergeudung vor ein Kriegsgericht gestellt werden; ich glaube, er hat mir dabei oben-
drein noch einen confusen Namen, wie Breslauer oder so etwas
angehängt!! und andere Lumpen haben diesen Unsinn nach-
gedruckt!!!

Mancher könnte hier sagen: Die Armee war, soweit sie sich
laut äußerte, deines Ruhmes voll; ebenso war es die bei weitem
größte Zahl aller Zeitungen Europas. Du hast also gar keine
Ursache, wegen einiger Winkelmäßer dich zu vertheidigen, du hast
weniger Ursache, als irgendein General jemals gehabt hat.

Ganz richtig! es fällt mir auch nicht ein, mich vertheidigen zu
wollen. Dies ist unnöthig. Aber es scheint mir, daß es eines-
theils für die Kriegsgeschichte gut ist, wenn man einmal eine
Sache, die in allen ihren Einzelheiten so einfach und so un-
bestreitbar festgestellt werden kann, ganz gründlich durchnimmt,
wozu die Widerlegung von Unsinn das bequemste Mittel ist; daß
es desto besser ist, wenn diese Sache zugleich eine solche ist, über
welche sich die Mehrzahl der Menschen als über eine ganz vor-
treffliche ausgesprochen hat; daß dies für mich im vorliegenden
Falle aber doppelt eine Pflicht wird, nicht blos gegenüber den
tapfern Waffengeführten, welche unter meinem directen Commando
kämpften, sondern gegenüber der ganzen Südbarmee, gegen welche
die Waffen bewußter heimtückischer Verleumdung so oft in
allen den Fällen gebraucht worden sind, in denen sie Großes, so
Großes gethan hatte, daß keine andere Armee der neuern Zeit
auch nur das Recht hat, ihr die Schuhriemen aufzulösen. Ja,
meine Waffengenossen, ich kenne ein wenig die Geschichte dieser
letzten Decennien, und stolz darauf, an eurer Seite gekämpft zu
haben, darf ich euch das mit gutem Gewissen und ohne die mindeste
Uebertreibung sagen, euch und der ganzen Welt!

Wie ich treu bei euch ausharrte, den Degen an der Seite, so
lange es etwas für uns und etwas für euer Wohl — wie ich
es verstand — zu thun gab, so will ich jetzt, an den heimischen

Herd zurückgekehrt, auch mit der Feder fortfahren die Pflichten zu erfüllen, welche die Waffenbrüderschaft auferlegt. Aber mögen andere sprechen: man muß nicht alles erzählen! ich weiß, daß ihr, meine tapfern Brüder, dieser Ansicht nicht seid. Auch in unserer Südmarmee war nicht alles sauber. Und ihr, die ihr für euer Land und für die Freiheit der Welt, für die Principien der Freiheit, euer Blut und euer Leben einsetzt, nicht aus egoistischen Beweggründen, Gott weiß es, die ihr mit nie gebeugtem Muth, Hunger und Durst, wunde Füße und Regen auf die mangelhafte Bekleidung ebenso munter ertruget als die feindlichen Kugeln, ihr habt nichts dagegen, daß alles gesagt wird; denn ihr wißt, daß wir dabei nur gewinnen können!

Solche Geschichten, wie sie der Lump James verbreitete, wachsen nicht auf der Straße. Sie mußten in gewissen Schichten der Armee selbst ihren Boden haben, wenn auch natürlich diese Schichten durch den lauten Ruf der Armee gezwungen waren, sich zu verstecken, unterirdisch zu bleiben. Und das war so.

Wie in jeder Armee der Welt, gab es auch in der Südmarmee Feiglinge.

So erfuhr ich schon am 20. September, daß bereits am frühen Vormittag des 19. September ein Offizier ohne Kopfbedeckung mit geschwungenem Säbel in einer Cittadine durch die Straßen von Caserta fuhr, schreiend: „Alles ist verloren, die Königlichen kommen, rette sich wer kann!“ Das war in derselben Stunde, in welcher die Neapolitaner aus dem Abschnitte südwärts der Esplanade glänzend verjagt wurden!! War der Bursche bloß ein Feigling, oder war er mehr, war er ein Kerl, der sich in die Südmarmee eingeschmuggelt hatte, ausdrücklich um ihr zu schaden? Auch solche Leute gab es. Trotz aller Nachforschungen gelang es mir nicht, den Ausreißer zu ermitteln, den man leider unterlassen hatte sogleich abzufangen. Von den „unverfälschten“ Feiglingen hatte sich ein Theil schon im Beginn des Gefechts hinter Büschen und Häusern verkrümelt, wie das wol zu geschehen pflegt, ja von

diesem Corps der Maroden waren einige schon am Vormittag in Neapel und erzählten dort von erschrecklichen Verlusten in den Kneipen. Da man bei den vortrefflichen Eisenbahneinrichtungen damaliger Zeit drei Stunden brauchte, um auf der Eisenbahn nur von Caserta nach Neapel zu kommen und von Santa-Maria naturgemäß noch länger, so ist unschwer auszurechnen, daß diese „Berichterstatter“ schon spornstreichs ausgerissen sein mußten, ehe wir in das Feuer der Festung kamen. Nach der Regel: gleich und gleich gesellt sich gern, ist anzunehmen, daß der Lump Edwin James seine Nachrichten von diesen Lumpen hatte. Da es ihnen durchaus nicht darauf ankam, vom Feuer etwas zu schmecken, war natürlich in ihren Augen ein Kapitalverbrechen, sie ins Feuer zu führen, und ein Verbrecher war derjenige, welcher sie hineingeführt hatte. In dem dunkeln Gefühl, daß sie doch ihre Feigheit wol entschuldigen mußten, machten sie schon aus den ersten Flintenkugeln, die bei Eröffnung des Gefechts ihnen um die Ohren geflogen waren, einen Hagel von Bomben und Granaten. Ihnen waren die paar ersten Flintenkugeln, die sie pfeifen hörten, schon eine zu unangenehme Erscheinung, als daß sie veranlaßt sein konnten, sich mehr davon anzusehen. So kamen sie natürlich gar nicht ins eigentliche Gefecht. Solche Lumpen, die sich auf alle Weise verkrümeln, wenn es ins Feuer geht, kehren nun aber zum Essen meistens zurück, wenn sie nicht gar zu weit davon-gelaufen waren, und es ist dann das Vergehen des Davonlaufens vor dem Feinde bei den vielen Ausreden des zufälligen Abkommens, des Zurückbleibens in einem Hause, des sich Verlierens mit einem Detachement oder einer Patrouille schon in einer regulären Armee nicht immer gehörig festzustellen, wie viel weniger in einer jungen Freiwilligenarmee wie die italienische Südmarmee! Soweit sie entdeckt wurden, erhielten sie von ihren Kameraden oder um besser zu sagen, von den tapfern Männern, deren Corps sie durch ihre Anwesenheit besudelten, Hiebe und wurden mit Fußtritten vor den Hintern davongejagt. Bei dem Bedarf an Leuten und bei der

geringen Scrupulosität der meisten Führer, Leute, die ihnen zuliefen zur Verstärkung ihrer Corps, — z. B. neuzuerrichtender, ohne Erforschung der Antecedentien, ohne die Forderung eines Erlaubnißscheins des frühern Corps anzunehmen, war es aber diesen Burschen durchaus nicht so schwer, sich wieder in ein anderes Corps einzuschmuggeln. Namentlich wählten sie dazu mit Vorliebe in der Errichtung begriffene Corps, von diesen wieder solche, deren Errichtung langsam fortschritt, die also die Aussicht hatten, wochen- oder selbst monatelang in den Depots hinter der streitbaren Armee in Sicherheit vor jeder unangenehmen Nerven-erregung zurückzubleiben. Und in diesen Depotcorps fand mancher Lump noch mit Vortheil ein Unterkommen. So erlebte ich, daß der Offizier, welcher sich bei der Plünderung der Magazine in Pizzo Falcone betheiligt hatte und deshalb fortgejagt wurde, in ein Depotcorps mit Graderhöhung eintrat. Allerdings machte ich, sobald ich es erfahren, dem Kriegsministerium Anzeige davon, weiß aber nicht, ob darauf geachtet worden ist. Ganz besonders war es die Hauptstadt Neapel, wo sich alles mögliche Gesindel in neu- zuerrichtenden Corps und unter diesem Vorwand herumtrieb. Da bezog dieses Lumpenpaß seinen Sold, lungerte umher, lebte flott in Coss und Spiel in den Kneipen, und man glaube es, daß dieser Auswurf, welcher der Südarmee in mancher Beziehung viel geschadet hat, auch eine wesentliche Schuld an der Verfälschung der Nachrichten über die Thaten der Armee trug. Natürlich wußten die Lumpen nicht, was bei der wirklichen Armee vorging; sie erzählten Heldenthaten, die nie vorgekommen waren, aber gewiß nicht von ihnen verrichtet waren; sie schrieben sich diese Abenteuerlichkeiten zu. Sie kannten die höhern Offiziere nicht, die vor dem Feinde die ganze Last der Arbeit trugen, weil diese Offiziere eben nicht nach Neapel und in die heldenköniglichen Schlupfwinkel kamen; sie kannten höchstens die Offiziere ihrer Art, die gleichfalls das Vergnügen und die Ruhe in Neapel den Strapazen und der Ehre des Kriegslebens vorzogen. Und gerade diese — mit großen

Federbüschen und allerhand Schnickschnack in Neapel umherkutschirenden Poffenreißer wurden ihre Helden. In den Kneipen hungerten aber auch Correspondenten aller Nationen, hauptsächlich solche, die schlecht bezahlt, nicht die Mittel hatten, sich auf dem eigentlichen Kriegsschauplatze zu bewegen und dort die Wahrheit zu erfahren. Diese Correspondenten erhielten nun ihre Nachrichten von dem Auswurf der Armee und deshalb die erklärliche Verfälschung der Wahrheit; daher die Schreckensnachrichten, an denen oft auch nicht ein wahres Wort war.

Man weiß nun ferner, daß seit der Einnahme von Palermo die Armee erst anfang sich zu organisiren. Seitdem hatten die meisten Truppen so gut wie gar nichts Ernstes zu thun gehabt, mit Ausnahme nur derjenigen, welche bei Milazzo gefochten. So hatte sich bei einer nicht unbedeutenden Anzahl selbst der Offiziere von der höchsten persönlichen Bravour die Ansicht eingenistet, daß der Krieg in Neapel ein bloßer Spaziergang sei, daß man durch Umherlaufen ohne Verluste eigentlich alles erreichen könne; etwa so wie Willow nach den Ergebnissen einiger Feldzüge der französischen Revolution schloß, daß jede Schlacht ein militärischer Unsinn und überflüssig wäre. Sowie also überhaupt Verluste, wenn auch die mäßigsten vorkamen, schien ihnen etwas nicht geheuer. Gefellte sich nun bei diesem oder jenem noch ein wenig Deutschenhaß hinzu, so mußte es ihnen um so mehr unangenehm sein, daß ein Deutscher einmal etwas Ordentliches gethan habe, je deutlicher es ihnen vorschwebte, daß er wirklich etwas gethan habe, und daß die Kriegslage am Volturno doch eine andere geworden sei, als sie in Calabrien gewesen war. Ich bemerke ausdrücklich, daß diese Leute sich unter den geborenen Italienern nur in äußerst geringer Zahl fanden. Erst späterhin ist es mir aufgefallen, wie sie mit der größten Zähigkeit Vorwürfe gegen mich herausuchten, dazu die größten Lumpereien, über die zu sprechen sich gar nicht verlohnt, ja selbst eigene Rapporte von mir herausuchten, die ich freilich in meiner Aufrichtigkeit und wahren Bescheidenheit nicht in

der Meinung geschrieben hatte, daß man jedem Worte in ihnen die böswilligste Deutung geben würde, die sich nur zu meinem Nachtheil finden läßt, in denen ich überdies alles überging, was etwa zu meinem eigenen Ruhme gesagt werden konnte. — Selbst Türr, ein braver Offizier, mit dem ich immer auf dem besten Fuße gelebt hatte, hat sich von diesen Einflüsterungen beherrschen lassen, und ich mußte hören, daß hierdurch General Klapla während seines Aufenthaltes in Neapel Veranlassung erhielt, in einer Gesellschaft seiner Landsleute einmal einen Vergleich zwischen mir und andern Führern anzustellen, auf den ich alle Veranlassung habe stolz zu sein.

Wie die Armee über mich nach dem 19. September im ganzen dachte, das geht am deutlichsten aus einer Antwort hervor, die Ronchetti Pigozzi gab, in meiner Abwesenheit, wie ich ausdrücklich bemerke; ich erhielt die Kunde davon erst aus dritter Hand.

Pigozzi und Ronchetti trafen sich zu Caserta am 20. oder 21. September, und der erstere fragte einigermaßen ironisch den letztern: „Nun sind Sie doch wol froh, daß Sie Ihren Rüßow wiederhaben?“ — „Sehr froh“, erwiderte Ronchetti, „besonders seit ich gestern die Ehre und das Glück gehabt habe, an seiner Seite im Feuer zu sein.“

Druck von F. A. Brodhaus in Leipzig.

Erinnerungen
aus dem
italienischen Feldzuge von 1860.

Von
Wilhelm Büstow,
Oberst-Brigadier der italienischen Südmaree.

Zweiter Theil.

Mit einem Briefe Garibaldi's in Sacsimile.



- Leipzig:
F. A. Brodhaus.
—
1861.

Inhalt.

	Seite
XVII. Aufenthalt in Caserta vom 20. bis zum 30. September..	1
XVIII. Aus der Schlacht am Volturno ..	35
XIX. Vierzehn Tage in Santa-Maria.....	59
XX. Neuer Aufenthalt in Caserta	94
XXI. Der Marsch über den Volturno	116
XXII. Ein Ausflug nach Neapel.....	147
XXIII. Abschied von Garibaldi	155
XXIV. Die letzten Wochen in Caserta	169
XXV. Von Neapel über Genua nach Mailand	198
XXVI. Die Heimkehr	210

XVII.

Aufenthalt in Caserta vom 20. bis zum 30. September.

Am Abend des 20. September noch war ich in Caserta bei Türr und wir stellten einen kurzen Bericht über die Ereignisse des Tages zusammen; so wie ich ihn immer machen würde, solchergestalt, daß nur das Nothwendigste und Wesentlichste gesagt wird, ohne Aufschneiderei und ohne Eintreten in Details. Hätte ich nur im mindesten daran denken können, daß man für den 19. September post festum Anschuldigungen gegen mich — wenn auch mit großer Mühe — herausfinden könnte und die Neigung dazu hätte, so würde es allerdings sehr einfach gewesen sein, daß ich noch auf eigene Faust sogleich einen genauen ins einzelne gehenden Bericht über meine Betheiligung an den Ereignissen dieses Tages den Zeitungen zuschickte, die ja begierig danach haschten. Man hätte sich dabei manche andere Berichte, vornehmlich aber diejenigen der Piemontesen über die „Schlachten“ von Perugia und Castelfidardo zum Muster nehmen können. Ich dachte an solche Kleinigkeiten nicht einmal, sondern widmete alle meine Zeit ausschließlich dem Dienste.

Am Abend des 20. September bei Türr lernte ich auch die Contessa, wie sie gewöhnlich schlechtweg genannt ward, näher kennen (die Gräfin della Torre). Viele Geschichten vom 19. September wurden erzählt und vorzugsweise die lächerlichen; es wurde

denn auch verhältnißmäßig gelacht; ich gab in meiner Unschuld eben vorzugsweise die lächerlichen Scenen zum besten; meiner ganzen Natur nach bin ich nicht geneigt, bei jeder Geschichte ein äußerst ernstes Gesicht zu machen, immer so zu thun, als wenn ich die ganze Welt auf dem Rücken hätte, alles mit Pathos vorzutragen und jeden Tag 24 Stunden lang Charakter zu haben. Ich weiß daher längst, daß die gesinnungstüchtigen Philister mich einen „frivolen“ Menschen nennen. Und diese gesinnungstüchtigen Philister finden sich ebenso gut in den Feldlagern als in den Deputirtenkammern. Ob sie oder ich am rechten Orte und in der That ernster sind, das zu unterscheiden überlasse ich andern.

Doch wurden auch ernste Gespräche geführt. Eins davon berührte z. B. Garibaldi. Ich will hier davon erzählen. Meine Verehrung für Garibaldi ist bekannt genug, ich habe sie in diesen Blättern wie anderswo genügend erklärt und werde hier noch viele Gelegenheit haben, ihn auf dem Standpunkte zu zeigen, auf welchem ich ihn sehe. Wenn ich hier nun ein leichtes Gespräch über ihn anführe, in welchem auch Schwächen — wirkliche oder angebliche — aufgetischt werden, so protestire ich (und erst heute, am 13. April, habe ich wieder einmal Gelegenheit aufmerksam zu werden und alle Thorheiten der Welt für möglich zu halten) ein für allemal gegen die mögliche Narrheit der Annahme, als wolle ich gerade Garibaldi's Schwächen herausheben. Ich gebe Beiträge zur Geschichte; ich erzähle der Wahrheit gemäß und lasse mich darin nicht stören. Die Wahrheit kann ich natürlich nur sagen, soweit ich sie sehe. Kein Mensch ist geneigter als ich, seine Irrthümer einzugestehen, wenn sie ihm wirklich gezeigt werden.

Der Hauptmann Gyra, ein gebildeter und liebenswürdiger Ungar, welcher sich in der Umgebung Türri's befand, eröffnete das Gespräch. Indem er sich an mich wendete, sagte er:

„Sie kennen doch die Kriegsgeschichte aus dem Fundamente. Mit welchem Feldherrn vergleichen Sie nun unsern Garibaldi?“

„Mit der Jungfrau von Orleans!“ erwiderte ich darauf.

Auf diese Antwort des „frivolten“ Menschen hin zeigte sich eine große Lachlust, und einige der Anwesenden lachten wirklich.

„Nun“, sagte ich, „ihr lacht. Hört mich erst an und vielleicht lacht ihr dann nicht mehr. Den großen Vergleichspunkt sehe ich in dem Glauben an ihre Mission, aus welchem alle Einzelheiten der Handlungsweise sich leicht erklären; das Kühne Drauflosgehen, die Zähigkeit in der Durchführung dessen, was einmal begonnen ist, das vertrauensvolle Handeln nach gefaßtem Entschluß oder beendeter Meditation, ohne nach dem Verhältniß der Kräfte zu fragen, das unbedingte Einsetzen der eigenen Person, kurz die Rechnung auf das Wunder. Wollt ihr mehr, so könnte ich euch noch mehreres sagen. Johanna von Orleans kämpfte für die Monarchie, ohne daß ihr die Monarchie der letzte Zweck war, und Garibaldi kämpft für die Monarchie Victor Emanuel's, ohne daß ihm die Monarchie der wahre Zweck ist. Doch, was wollt ihr noch mehr? Das Charakteristische in beiden Feldherren ist der Glaube an ihre Mission; sie sind beide Rüstzeuge Gottes zur Herstellung einer nationalen Einheit, zum Niederwerfen der Fremdherrschaft. Sie glauben an die nationale Einheit, an die Niederwerfung der Fremdherrschaft, und in diesem Glauben handeln sie großartig. Nehmt ihnen diesen Glauben, und vielleicht sinken sie alle beide dahin. Wie Johanna von Orleans gestorben ist, wißt ihr alle; Garibaldi ist, Gott sei gelobt! noch am Leben. Wünschen wir und beten wir dafür, daß Garibaldi, Sohn des Volks, anders ende als Johanna, die Tochter des Volks.“

In der Erinnerung an diesen Abend habe ich mein jüngstes Töchterlein, welches drei Wochen alt war, da ich nach Zürich zurückkehrte, Johanna Josephine genannt. Man lachte nicht mehr. Gyra meinte: dieser Gedanke sei ihm noch nicht gekommen und er vermuthete, daß er überhaupt noch niemand gekommen sei; ich solle es doch nicht unterlassen, ihn einmal der Welt, dem größern Publikum vorzuführen. Dies geschieht jetzt. Aber das

Gespräch war noch nicht zu Ende. Eine anwesende Dame nahm das Wort und sagte:

„Rüßlow hat vielleicht noch mehr recht, als er selbst denkt. Garibaldi hat ohne Zweifel in seinem Charakter etwas Weibliches. Seht seine Unbeständigkeit an. Seine besten Freunde kann er vergessen, wenn sie ihm längere Zeit aus den Augen schwinden; kehren sie zurück, werden sie immer wieder Mühe haben, sich bei ihm in die alte Freundschaft hineinzuarbeiten, er hat vielleicht unterdessen andere Vertraute gefunden.“

„Jeder große Mann“, erwiderte ich darauf, „hat wahrscheinlich etwas Weibliches. Ja, in meiner Einsamkeit habe ich oft darüber nachgedacht, ob es nicht der Triumph der Schöpfung sei, in einem Manne oder in einer Frau die großen Charaktereigenschaften beider Geschlechter zu vereinigen. Ich mußte mir die Frage bejahend beantworten.“

„Aber nennen Sie es auch eine große Charaktereigenschaft, wenn ein Mann seine eigenen Kinder vernachlässigt, wenn er auf die Vorstellungen, die ihm deshalb gemacht werden, antwortet: o! sie werden nicht verhungern! wenn er außerdem eine Art weiblicher Eitelkeit zeigt? Man sagt oft von Garibaldi, er habe keinen Ehrgeiz. Nun, im banalen Sinne mag das wahr sein. Andere fühlen ihren Ehrgeiz befriedigt durch Aemter und Würden, er findet ihn vielleicht dadurch befriedigt, daß er eben von diesen Aemtern, Ehren und Würden nichts wissen will. Aber daß er für Popularität durchaus nicht unzugänglich ist, habe ich selbst Gelegenheit gehabt zu bemerken, als ich hinter ihm herging und neben den Cobivas auf ihn auch solche auf mich fielen, als er sich da zu mir umdrehte und mit einem eigenthümlichen Blicke sagte: Sie theilen also die Popularität bei der Armee mit mir?“

„Was dies letztere betrifft“, sagte ich, „so mag die Frage an Sie wol eher aus der Höflichkeit als aus der Eifersucht entsprungen sein, auf welche Sie, wie es mir scheint, deuten wollen. In Bezug auf die geringe Sorge für seine Kinder, die freilich gerade

keine weibliche Eigenschaft ist, hat aber Garibaldi vollständig recht. Ein Mann auf seiner Höhe, der einen Ruhm dareinsetzt, arm zu bleiben für sich, nicht bloß zu sagen, daß er arm sterben will, wie andere es thun, um sich dann Monatspensionen zahlen zu lassen, von denen ganze Familien jahrelang leben könnten, ein solcher Mann hat ein Recht, sich um seine Kinder wenig zu sorgen. Er kann getrost, insoweit es überhaupt nöthig ist, die Sorge für sie seinem Lande überlassen.“

Hierin fand ich zwar nicht ganz, doch ziemlich allgemeine Zustimmung. Es ward nun noch von einigen die große moralische und physische Sauberkeit Garibaldi's hervorgehoben, wie er bei gewissen Gelegenheiten nicht minder erröthe, als ein junges Mädchen erröthen würde, wie er sich immer nett und sauber kleide, soweit es seine Armuth ihm gestatte, und ähnliches mehr. Kurz, obgleich das Gespräch im Anfange eine Wendung genommen hatte, als solle ein wenig über Garibaldi geschändet werden, hatte dieser schließlich bei allen wieder gewonnen.

Am 21. September morgens ging Türr krank nach Neapel und Medici übernahm den Oberbefehl über die Truppen der ersten Linie, sodaß ich jetzt dessen Generalstabschef für diese sämtlichen Truppen ward; für die von Medici commandirte 17. Division war es der damalige Major Guastalla. Ich theilte Medici sogleich die Aufstellungen der Truppen mit, soweit sie bisher unter Türr's Befehl gestanden hatten.

Medici war eine sehr angenehme Erscheinung, ein Mann von imponirender Gestalt und feinem, durch große allgemeine Bildung gehobenem Benehmen. Er wohnte in dem Schloßflügel links vom Eingange, in den Zimmern nahe dem Park, in welchen Ferdinand II. seinerzeit seinen gewöhnlichen Aufenthalt gehabt hatte. Eines Tages, als ich ihn aufsuchte, traf ich ihn nicht zu Hause; da ich aber wußte, daß er bald heimkommen mußte, wartete ich auf ihn und zwar in dem Schlaf- und Toilettenzimmer weiland Ferdinand's II. Ich bemerkte in demselben eine Bibliothek in

einem Glaschranke. Ich wollte, um die Zeit des Wartens zu verkürzen, mir ein Werk aus derselben nehmen. Bei dem Suchen danach fand ich, daß die Bibliothek alle Blüten, alle großen Erscheinungen der italienischen Literatur seit dem 16. Jahrhundert enthielt, offenbar von einem vorzüglichen Kenner dieser Literatur ausgesucht und nach Fächern mit der größten Sorgfalt und Kenntniß zusammengestellt. Ich hatte endlich meine Wahl getroffen und wollte mir jetzt das Buch herausnehmen; während ich nach der Art den Schrank zu öffnen suchte, kam ein alter Aufwärter herein und sagte kopfschüttelnd und grinsend: „Es ist nichts! ist Holz!“ Ich verstand anfangs nicht, was der Kerl sagen wollte; ich konnte und mochte nicht daran glauben; aber es verhielt sich wie er sagte. Die Bücher waren überzogene, sorgfältig mit den Titeln in Goldbuchstaben versehene Holzstücke. Und diese Bibliothek diente lediglich als Schirm für den Toilettenraum Ferdinand's, in welchem auch der Nachstuhl stand.

Auf diese Weise behandelte Ferdinand II. die italienische Literatur. Der Hohn ist in die Augen springend, doppelt wenn man bedenkt, daß diesem Menschen doch die Mittel nicht fehlten, die Bibliothek sich wirklich zu verschaffen, und daß ein Gelehrter ersten Ranges sich dazu hergegeben haben mußte, diesen Wandschirm zu arrangiren. Sage jeder, ob ein solcher Mensch verdienen konnte, über das schöne Neapel zu herrschen. Und daß diese italienische Holzbibliothek der ureigenste Gedanke Ferdinand's II. war, ward mir von verschiedenen Seiten her glaubwürdig versichert.

Am 21. September schon kam die Nachricht, daß Cajazzo von den Königl. mit ungeheurer Uebermacht wiedergenommen sei. Statt der ganzen Division Medici war außer dem Bataillon Cattabene von uns nur das Regiment Vaccchieri dagewesen, statt 6000 oder 7000 Mann also nur 900 Mann. Unsere Truppen hatten sich tapfer geschlagen. Vom Bataillon Cattabene allein war dessen Chef schwer verwundet mit noch sieben seiner Offiziere in Gefangenschaft gerathen.

Man erinnert sich, daß ich schon anfangs nicht ganz mit der Befegung von Cajazzo einverstanden gewesen war. Außer dem, was nun hier vorgefallen war, fand ich noch mehrere Indicien, daß unsere leitenden Mächte jetzt, da wir auf ernstern Widerstand stießen, da es nicht mehr blos auf das Spazierengehen ankam, nicht mehr recht wußten, was sie sollten, sondern große Lust hatten, sich auf ein planloses Abwarten zu verlegen. Unter solchen Umständen hielt ich es für meine Pflicht, meine Ansichten über die zu verfolgenden Operationen niederzuschreiben und sie Medici, als meinem unmittelbaren Vorgesetzten, mitzutheilen.

Ich habe keine Abschrift von dieser Arbeit, indessen sie war so einfach, daß ich sie um so mehr im Kopfe habe, als ich sie nachher noch zweimal einreichte, zum dritten mal als meine Vorher-sagungen in Erfüllung gegangen waren. Ich will sie daher hier niederlegen; etwas Wesentliches wird schwerlich daran fehlen.

Ansichten über die Operationen der Südmarmee.

I. Nothwendigkeit schneller Fortführung der Offensive.

Es ist von höchster Wichtigkeit, daß die Südmarmee die Offensive so schnellig als möglich fortführe.

Für Defensivstellungen sind unsere jungen Soldaten nicht gemacht; diese Stellungen erheischen einen ausgebreiteten Vorpostendienst. Unsere Soldaten sind in diesem wenig geübt; man wird daher auf Vorposten naturgemäß immer viel mehr Truppen verwenden, als eine reguläre, kriegsgeübte Armee unter gleichen Umständen darauf verwenden würde.

Wir werden beständige Alarmirungen erleben und bei jeder solchen Alarmirung, die stets wichtiger gemacht werden wird, als sie es verdient, wird stets die ganze Armee auf die Beine gestellt werden.

Dies muß nothwendig zur Ermüdung, zur Unlust der Truppen führen, insbesondere dann, wenn noch schlechtes Wetter einfallen sollte, wie das nachgerade zu erwarten ist.

Wenn wir jetzt, da wir auf ernsten Widerstand gestoßen sind, still stehen, so werden wir unser Prästigium, welches so wesentlich zu unsern Erfolgen beigetragen hat, verlieren.

Dies wird nicht bloß die neapolitanische Armee ermuthigen, sondern auch die Reaction, welche in der Terra di Lavoro üppig wuchert und sich schon jetzt von Tag zu Tage bemerkbarer macht.

Wenn dann die neapolitanische Armee zur Offensive zurückkehren sollte, wird sie unsere Truppen matt und abgespannt, durch Krankheiten decimirt, die Bevölkerung der Terra di Lavoro in ihren reactionären Schichten ermuthigt, gegen uns aufzutreten, finden, und wer will dafür stehen, daß wir dann den Umständen gewachsen sind?

II. Mögliche Operationen.

1) Die Belagerung Capuas.

2) Operation gegen den linken Flügel der Stellung der Königl. durch Marsch über Pimatola und Ducenta an den obern Volturno.

3) Operation gegen das Centrum der Königl. mittels Uebergangs an das rechte Ufer des Volturno, wenige Miglien oberhalb Capuas in der Gegend der Scafa di Formicola.

Die Belagerung Capuas ist nicht ganz und gar unmöglich, aber unter allen Umständen eine langwierige Operation und deshalb für unsere Verhältnisse schon nicht zu empfehlen. Wählt man sie, so muß durchaus auf eine einheitliche Leitung Bedacht genommen werden.

Die Operation gegen den linken Flügel der Königl. empfiehlt sich nicht. Wir entfernen uns dabei zu weit von Capua und von unserer natürlichen Operationslinie. Während wir an den obern Volturno hinaufsteigen und diesen überschreiten, können die Königl., indem sie endlich einmal von ihrer zahlreichen Cavalerie Gebrauch machen und einen kräftigen Entschluß fassen, über Aversa einen Handstreich auf Neapel machen, welches von

Capua nur $3\frac{1}{2}$ geographische Meilen entfernt ist, und die möglichen Folgen eines solchen Streichs sind gar nicht abzusehen. Wollten wir ihn verhindern, so können wir zu diesem Ende ein Detachement bei Santa-Maria und San-Lammaro zurücklassen. Machen wir dieses Detachement stark, so schwächen wir unser Hauptoperations-corps und stellen den Erfolg von dessen Operationen in Zweifel; machen wir es schwach, so geben wir es einer tactischen Niederlage preis, in jedem Falle setzen wir uns bei der großen Ueberlegenheit an Zahl beim Gegner der Gefahr aus, vereinzelt geschlagen zu werden.

Diese Nachtheile alle werden vermieden bei der Operation gegen das feindliche Centrum, und es wird bei ihr die höchste Wahrscheinlichkeit des Erfolgs gewonnen.

III. Die Operation gegen das feindliche Centrum.

1) Vorbereitungen.

Zu Santa-Maria werden etwa 2000 Mann zusammengezogen, welche sich hier verschanzen und Anstalten treffen, theils als käme es uns darauf an, eine Defensivstellung zu nehmen, theils als wollten wir Capua belagern.

Der Haupttheil der Armee, soweit sie in der Nähe ist, 12 — 14000 Mann, wird um Caserta dergestalt versammelt, daß sie über San-Leucio in einem mäßigen Marsch den Brückenpunkt erreichen kann.

Es wird ein Brückentrain gebildet und mit diesem werden unsere Geniesoldaten, wenn es nicht anders geht, auf dem Lande eingeübt. Letzteres kann binnen 24 Stunden in genügender Weise geschehen. Ebenso wird eine Abtheilung von Geniesoldaten nebst Infanteriearbeitern im schnellen Aufwerfen von Verschanzungen geübt.

2) Ausführung.

Ein Detachement von etwa 1200 Mann setzt sich etwa 24 Stunden vor der Hauptmacht nach Vimatola und Ducenta in

Bewegung; es ist von einer Abtheilung Brückentrain begleitet und versucht eine Brücke über den Volturno in dortiger Gegend zu schlagen. Hierdurch wird die Aufmerksamkeit der Königl. um so mehr auf diesen Punkt gelenkt werden, als sie nach dem Fröhern denken müssen oder können, daß wir Cajazzo wiederum besetzen wollen.

Der Hauptbrückentrain kann zunächst in die Gegend von San-Angelo gebracht werden, um den Schein zu erregen, als wollten wir dort übergehen. Es hat keine Schwierigkeit ihn binnen kurzer Zeit, wenn nicht anders mittels der Eisenbahn über Santa-Maria und Caserta, dann zu Wagen über San-Leucio vorzuziehen. Man kann das sogar so einrichten, daß der Schein entsteht, als wäre eben dieses Brückenmaterial nach Ducenta und Pimatola geschafft und käme dort zur Verwendung.

Die Hauptmacht setzt sich nach Eintritt der Dunkelheit an dem zu bestimmenden Tage nach dem Brückenpunkt in Bewegung; eine Avantgarde mit Brückentrain und Sappeurs an der Spitze.

Der Brückenbau wird an Ort und Stelle sogleich begonnen und muß morgens beendet sein, was bei der geringen Breite des Volturno und nur einiger Uebung der Leute sicher zu erreichen ist. Ob die Avantgarde entweder durch Furten oder mittels Rähnen schon beim Beginn des Brückenbaues übersezt oder erst später, wenn dieses sich seinem Ende nähert, muß von den Umständen abhängig gemacht werden. Geht die Avantgarde sogleich über, muß sie sich wenigstens, wenn sie nicht gestört wird, am rechten Ufer ruhig verhalten.

Ein doppelter Brückenkopf am rechten wie am linken Ufer wird sobald als irgendmöglich begonnen.

Sobald die Brücke vollendet ist, rückt die ganze Hauptmacht ans rechte Ufer.

Das Detachement bei Santa-Maria tritt in der Nacht des Brückenschlages unter die Waffen und marschirt über San-Angelo nach dem Brückenpunkt ab, sobald es die Nachricht erhält, daß die Vollendung der Brücke sicher gestellt ist. Es hat die Bestimmung,

den Brückenkopf zu vollenden, dessen Besatzung zu bilden und Capua zu beobachten. Die Hauptmacht, sobald sie das rechte Ufer gewonnen hat, bricht gegen die Höhen von Jerusalem vor, um die dortigen neapolitanischen Batterien zu umgehen und zu nehmen. Das Detachement von Limatola (Ducenta) wird herangezogen.

3) Fortsetzung der Operationen.

Nächstes Ziel der Hauptmacht ist, sich auf die Communication Capuas mit seinen Reserven zu werfen.

Wenn die Besatzung von Capua ausfällt, um im offenen Felde das Gefecht aufzunehmen, sucht man so zu manövriren, daß man sie von der Festung abdrängt, indem man gegen ihren rechten, an den Volturno gelegten Flügel mit der Hauptkraft manövrirt.

Es ist möglich, daß man die Gelegenheit gewinnt, vom rechten Ufer aus die Brücke vor Capua zu zerstören.

Ist die Besatzung von Capua geschlagen und entweder in die Festung zurückgewichen oder nach Norden zurückgegangen, so wendet man sich entweder nordwärts oder nach dem Brückenpunkte zurück, je nachdem die Reserven der Königl. aus dem Norden die nähern sind, oder jene Truppentheile vom obern Volturno, welche etwa der Besatzung von Capua zu Hülfe eilen wollen.

Beginnt die Besatzung von Capua, etwa verstärkt durch Reserven, eine Operation am linken Ufer des Volturno, in der Hauptrichtung auf Neapel, so kehrt man aus linke Volturnoufer zurück und wirft sich in ihre linke Flanke oder in ihren Rücken, unbekümmert um alles, was sonst vorgehen mag.

Diese kleine Arbeit also theilte ich zunächst Medici mit, und es hatte auch den Anschein, als sollte auf sie Rücksicht genommen werden. Als dieser Anschein hervortrat, und dann als er plötzlich wieder schwand, habe ich dieselbe nach der Reihe auch noch Sirtori, Türr, Cosenz mitgetheilt. Bevor ich auch darüber einiges erwähne, muß ich verschiedene Erläuterungen zu der Arbeit selbst

geben, die allerdings für diejenigen überflüssig sind, welche sich zu jener Zeit in der Action befanden, nicht so für die andern, welche den Handlungen fern standen.

Was die Gründe betrifft, die mir ein entschiedenes offensives Auftreten in möglichst kurzer Zeit rathsam erscheinen ließen, so hatte ich einen nicht genannt, weil er mir nicht für alle gemacht und passend schien. Die Piemontesen waren, wie man weiß, nach dem ersten Drittel des September in die päpstlichen Staaten eingefallen, und daß sie nach den leichten Siegen über Lamoricière's Truppen bei Perugia und Castelfidardo auch ins Neapolitanische eintreten würden, um nach ihrer Gewohnheit die Vortheile der Arbeit anderer fortzuschneiden, das konnte mir am allerwenigsten entgehen, der ich die Schule von Genua durchgemacht und in der Drangsbucht und in Palermo Gelegenheit genug gehabt hatte, Betrachtungen über die Absichten der Schnapphähne cabourischen Zeichens anzustellen. Wenn es nun am Ende nicht so wichtig war, ob diese italienischen Preußen uns die materiellen Vortheile unserer Thaten abfangen oder nicht, war es doch für mich sehr wichtig, daß sie uns nicht die Ehre unserer Thaten abschneiden. Und daß es leicht dahin kommen könne, wenn wir zu lange zögerten, sah ich voraus. Alle die verschiedenen Fälle alter und neuer Kriegsgeschichte, in denen gewisse Schnapphähne als „Retter“ auf sehr wohlfeile Weise aufgetreten waren, traten mir lebendig vor Augen, und wenn ich unterließ, diese Dinge, welche von einem Nichtitaliener berührt anstößig erscheinen mochten, in einer officiellen Schrift zu erwähnen, sprach ich doch viel darüber mit meinen Freunden, namentlich mit Vigo, dem ich die Bearbeitung meiner Notizen betreffend die Ansichten über unsere Operationen aufgetragen hatte. Wie richtig ich sah, das hat schon die nächste Folgezeit gelehrt.

Als Brückenpunkt hatte ich nicht die Scafa di Formicola selbst, sondern einen Punkt einige tausend Schritte weiter oberhalb auszuweisen. Bekanntlich macht der Volturmo seinem Namen alle Ehre;

in vielen Bindungen fließt er insbesondere in der Gegend oberhalb Capua dahin, und es ist leicht einen Punkt, der sich für einen Uebergang und für die damit verknüpfte zweckmäßige Anlage nicht bloß eines einfachen, sondern selbst eines doppelten Brückenkopfs eignet, dort aufzufinden. Die Scafa di Formicola selbst zu wählen, war in der gegenwärtigen Zeit eine etwas mißliche Sache, da auf den Höhen in deren Nähe die Neapolitaner gerade mehrere Batterien angelegt hatten, welche die Scafa unter ihr kräftigstes Feuer nahmen, und da dieser Punkt von ihnen aufmerksam bewacht wurde. Etwas weiter oberhalb bei der Caccia Sforzata und der Fasaneria del Mazzone fand man alles, was man brauchte, auch die nöthige Sicherheit gegen ein vorbereitetes Feuer, beisammen, und nach dem Uebergang war es nicht schwer, durch eine schnelle Bewegung sich der, wie gewöhnlich, hinten nicht geschlossenen Batterien der Königlichen zu bemächtigen, ohne Gefahr, viele Leute zu verlieren. Dieser erste und im ersten Anlauf zu gewinnende Sieg mußte auf unsere Truppen schon einen guten, auf die Königlichen den entgegengesetzten Eindruck machen.

Wie ich gesagt habe, erhielten nach und nach Medici, Sirtori, als dieser in Caserta anlangte, dann Türr, endlich noch Cosenz, als ich zu Santa-Maria stand, Kenntniß von meinen Ansichten über unsere Operationen. Mehreremal wurden schwache Anläufe genommen, den Plan auszuführen, als indessen endlich die Brücke geschlagen ward, jetzt an der Scafa di Formicola, da zu dieser Zeit die Batterien der Königlichen auf den Höhen von Gerusalemme verschwunden waren, hatten sich die Verhältnisse schon ganz anders gestaltet.

Türr sagte mir seinerzeit: mein Plan wäre jedenfalls vortrefflich, aber mit unsern Truppen nicht durchzuführen. Ich glaubte nun gerade bewiesen zu haben, daß eben für unsere Truppen gar nichts anderes so geeignet sei als dies, was ich vorschlug.

Und der Meinung waren mit mir manche andere, die bei-

läufige Kenntniß von dem Plane erhielten, Offiziere, die den Krieg und unsere Armee gleich gut kannten. Von diesen drangen einige in mich, ich solle mich direct an Garibaldi wenden und auf diesen mit allen Mitteln einzuwirken suchen, daß er die Ausführung meines Plans ernstlich in die Hand nehme.

„Was wollen Sie mit allen andern?“ sagte man mir, „entweder verstehen sie zu wenig, um Ihren Plan nur zu begreifen, oder sie nehmen das Verdienst, ihn aufs Tapet gebracht zu haben, ohne weiteres für sich in Anspruch, und höchstens wenn sie durch ihr Ungeschick den Plan in der Ausführung verpfuscht haben, wird man dann auch Ihren Namen nennen, um Ihnen aufzubürden, was man verschuldet hat.“

Darauf erwiderte ich: „Ich bin seit lange daran gewöhnt, daß sich andere mein Verdienst anmaßen; ja ist es doch vorgekommen, daß wenn ich mit Mühe und Noth alles so weit ins Schick gebracht hatte, daß es leicht war, alles zu vollenden, einer daherkam, schrie und tobte, und wenn nun alles trotz dieses Schreiens und Tobens sich gut ordnete, sich das Verdienst zuschrieb, die Sache augenblicklich in Ordnung gebracht zu haben, und mir womöglich noch vorwarf, daß ich es trotz so und so langer Arbeit nicht vermocht habe. Aber es kommt mir gar nicht darauf an, daß mein Licht leuchte — während freilich hier viele nur daran arbeiten, sich ins Licht zu stellen, und alles andere vernachlässigen — mir kommt es darauf an, daß etwas Tüchtiges und Vernünftiges geschehe. Was das betrifft, daß ich mich direct an Garibaldi wenden soll, so geht das nach meinen Grundsätzen nicht. Ich hätte kein Recht mehr, die Abweichungen von der Dienstordnung, welche so häufig vorkommen, zu verurtheilen, wenn ich selbst mir eine solche zu Schulden kommen ließe. Ich werde bei den unmittelbaren Vorgesetzten, die mir das Schicksal während dieses Feldzugs noch geben mag, stets wieder mit meinem Plane herausrücken, nach den Umständen verändert, wenn die Umstände sich ändern. Aber Garibaldi direct angehen werde ich nicht; die Art, in welcher

eine große Anzahl unserer Offiziere beständig und für allerlei Zwecke Garibaldi beschwerlich fallen, ist mir zu widerlich, als daß ich auch nur den Schein auf mich laden möchte, etwas Aehnliches zu thun."

Am 22. September kam endlich auch die Batterie gezogener Kanonen, welche für die Division Terranova in Genua zugestellt war, über Neapel in Caserta an. Die Schwierigkeiten, welche die turiner Regierung unmittelbar nach meinem Abgang von Genua weitem Truppen- und Materialsendungen in den Weg legte, hatte eine Zeit lang ihren Abgang verzögert, dann war auch das Comité in Genua, nachdem die Expedition nach Sicilien gelenkt worden war, unsicher geworden, ob es nicht diese gezogenen Vierpfünder zur Brigade Nicotera senden solle; endlich, als auch diese Brigade nach Sicilien ging, wurden die Kanonen nach dem Kriegsschauplatz im Neapolitanischen befördert. An Leuten für die aus sechs Kanonen bestehende Batterie fehlte es fast gänzlich; die beiden Offiziere, welche mit ihr kamen, waren der Hauptmann Baillot und der Lieutenant Torricelli. Es ward dringend nothwendig, für die Bedienung dieser Batterie zu sorgen, welche in der Kaserne San-Carlino untergebracht ward, und so mußte ich Baillot ohne weiteres die Erlaubniß geben, in den verschiedenen Brigaden der Division für die Artillerie zu werben, was denn auch sogleich geschah. Baillot ließ große Aufrufe drucken, in denen er zum Eintritt in die gezogene Batterie Garibaldi aufforderte. Diese Proclamationen wurden an die verschiedenen Straßenecken und Kasernenthore zu Caserta angeschlagen; doch gelang es nur mit Mühe, in drei oder vier Tagen eine nothdürftige Bedienung zusammenzubringen, und gleich darauf ward die Batterie nach San-Angelo vorgezogen.

Am 22. September machte ich auch mit dem Doctor Gemelli einen Besuch im Spital von Caserta. Obgleich ich weiß, daß die Spitalluft auf meinen Gesundheitszustand stets einen übeln Einfluß hat, hielt ich es doch für meine Pflicht, auch diese Dinge angemessen zu untersuchen, und soweit es in meinen Kräften stände, sie zu ordnen. Mein Besuch war denn auch in dieser Beziehung nicht

ohne gute Folgen. Der Commandant des Spitals, ein alter neapolitanischer Offizier, war voller Klagen. Es fehlte an Krankenwärterpersonal, und das vorhandene hatte keine Autorität. Wenn auch mancher brave Kerl im Spital elend daniederlag, sind doch dafür unter den Lazarethbrüdern immer gar viele, die nur ins Spital gehen, um dort ein müßiges Leben zu führen und sich mit guter Manier vor einem etwaigen Erscheinen im feindlichen Feuer zu schützen. Diese Bursche erhoben große Ansprüche an die Verpflegung, konnten nicht müde werden, dieses oder jenes Extragericht zu verlangen, lehnten sich gegen die Wärter auf und gingen sogar spazieren, wohin sie wollten, wahrscheinlich in die Kneipen von Caserta, wenn es ihnen einfiel. Die Wärter waren offenbar zu schlecht bezahlt, man konnte für das Geld, das sie erhielten, keine vernünftigen Leute bekommen. Allerdings trieben sich im Lazareth eine Menge Leute von dem Priesterbataillon umher; aber diese Kerle wollten keinen Krankenwärterdienst thun, und was sie sonst eigentlich hätten thun können, war mir unklar. Vielleicht wollten sie sich anbeten lassen.

Alle diese Dinge mußten geändert werden. Es ward eine tüchtige Polizeiwache fürs Lazareth gegeben, Offiziere dorthin commandirt, um die Disciplin aufrecht zu erhalten, und ein Reglement für das Lazareth aufgestellt, demgemäß die Krankenwärter von den Kranken als Vorgesetzte zu behandeln wären; die Priester, welche nicht als Krankenwärter Dienst thun, also nicht in wahrhaft evangelischem Sinne handeln wollten, sollten aus dem Spital entfernt werden.

Viele Damen meldeten sich in dieser Zeit zum Dienste im Spital; die bekanntesten von ihnen sind die Contessa und Miß White (Signora Mario); von beiden habe ich viel Gutes gehört; die letztere war indessen nicht gerade eine angenehme Erscheinung, sie machte sogleich den Eindruck eines Blaustrumpfs. Tausend Pfaster, welche sie, wenn ich nicht irre, durch Sammlungen in England für unsere Lazarethe zusammengebracht hatte, mußten ihr auf Garibaldi's

Befehl zurückgestellt werden, welcher meinte, daß Neapel reich genug sei, um diejenigen zu heilen und zu erhalten, welche für seine Befreiung bluteten. Diese Rückerstattung ging nicht ohne Schwierigkeiten vor sich, da die Dame anfangs nicht zu finden war. — Ich meinstheils hatte eigentlich nichts gegen die Betheiligung der Damen an der Krankenpflege einzuwenden, bin sogar überzeugt, daß dieselben viel Gutes schaffen können. Indessen hat jedes Ding seine zwei Seiten, und meine Aerzte, Ziliani und Gemelli, wollten von den Damen im Lazareth gar nichts wissen.

Ziliani, ein junger Mann von der höchsten Bravour und dem reinsten Streben, hatte eine ideale Welt vor Augen, er wollte alles vollkommen haben, und ich hatte am wenigsten recht, gegen diesen heute sogenannten — Fehler etwas einzuwenden. Gemelli, mehr Weltmann, gewandter im Umgang, stimmte doch in Bezug auf Frauenzimmer in den Lazarethen völlig mit ihm überein.

„Mit den Damen“, sagte Ziliani, „ist im Lazareth durchaus keine Ordnung zu erhalten. Ein Frauenzimmer bleibt immer ein Frauenzimmer. Der Ordnung fügt es sich nicht und stört jede vernünftige Behandlung nach seinen tollen Eingebungen des Augenblicks. Die Frauenzimmer suchen sich die hübschen Bursche heraus, nicht die Kranken, welche ihrer Sorge am meisten bedürften; bei den hübschen Burschen hocken sie nun immer, dort machen sie sich zu schaffen und sind nicht davon fortzubringen; vielleicht hängen sie sich schließlich an Einen und die Sache wird noch toller. Natürlich fehlt es auch nicht, daß die jungen hübschen Kerle unter den Händen der Damen sich aufregen, und so wird ihre Besserung aufgehalten; ja in kritischen Augenblicken, wie nach Amputationen u. s. w., kann die «liebvolle Behandlung» geradezu den Tod herbeiführen, während ohne die liebevolle Behandlung die Heilung sicher gewesen wäre.“ „Ich leugne ja gar nicht“, fügte er dann auf eine etwaige Einwendung von meiner Seite hinzu, „daß die höchst angenehm ist. Befehlen Sie mir was Sie wollen, daß ich ihr die Cour mache, daß ich, ich weiß nicht

was thue. Ich will ja alles thun. Aber nur nicht ins Spital mit ihr. Neulich hat sie einen Bevorzugten dadurch getödtet, daß sie ihm auf eigene Faust von ihren Mixturen eingegeben und ihn ein Duzend Eier zum Abend hat verspeisen lassen. Ich bitte um Gottes willen, was soll bei solchen Puschereien werden?“

Diese letztern Zusätze variierten bei den verschiedenen Gesprächen, die ich über den Gegenstand mit Biliari hatte, natürlich verschieden, je nach den Umständen und Personen.

Mit der Contessa war ich in dieser Zeit immer besser bekannt geworden. Der Umgang mit einer gebildeten und geistreichen Frau ist mir ein großes Bedürfnis; ich meine, man ergänzt sich durch die Unterhaltung mit einer solchen in vielen Stücken, und ich kann halbe Stunden lang eine solche Frau mit dem größten Interesse über Gegenstände sprechen hören, über welche unsere Meinungen ganz und gar auseinander gehen, während ich einem Mann gegenüber stets zu Einwürfen geneigt sein würde. Wir betrachteten einander als gute Kameraden, und die Contessa nannte mich scherzweise zuweilen den jüngsten ihren platonischen Anbeter. Bricoli war in der Zwischenzeit von Santa-Maria nach Caserta gebracht worden, und ich besorgte ihm hier ein Zimmer in meiner Nähe im Schloß. Obgleich ich mich soviel als möglich um ihn kümmerte, ward er doch bei dem vielen und mannichfaltigen Dienst, der gerade in jene Zeit fiel, sehr vernachlässigt. Die Angelegenheit unsers Tisches war damals noch nicht so wie später geordnet, die Kneipen in der Stadt selbst waren alle geschlossen, und so kam es vor, daß Bricoli, wie wir andern auch, bisweilen nichts zu essen bekam, und wenigstens nicht das, was ihm bei seinem Zustande am passendsten gewesen wäre. Unter solchen Umständen sprach er mir den Wunsch aus, nach Neapel gebracht zu werden, wo er eine Braut hatte und der besten Pflege versichert sein konnte. Die Contessa hatte einen vortrefflichen Leichten, zum Krankentransport ganz besonders geeigneten Wagen. Ich bat sie, diesen Bricoli zur Verfügung zu

stellen, was sie mit ihrer gewohnten Bereitwilligkeit that. Raum war dies geschehen, als einige bedenkliche Gemüther mir zu Herzen führten, daß vielleicht die Contessa selbst mit Bricoli nach Neapel fahren könne. Dies möchte von der Braut Bricoli's und deren Aeltern falsch verstanden werden u. s. w.

Ich beruhigte sie darüber und sagte, ich werde das der Contessa selbst sagen, was ich denn auch ausführte. Sie lachte und erwiderte, ich solle ohne Sorgen sein. In der That schickte sie am frühen Morgen des 26. September ihren Wagen unter der Escorte eines jungen, ihr befreundeten Engländers, und Bricoli fuhr nach Neapel, wo er die erwartete liebevolle Pflege fand. Ich vermuthete, daß er jetzt vollständig hergestellt und auch in anderer Beziehung glücklich ist.

Wie ich es vorausgesehen, hatte der Besuch im Spital für meine Gesundheit üble Folgen; schon am 23. befiel mich ein nichts weniger als angenehmer Durchfall, am 24. mußte ich mir alle Arbeit vom Halse schaffen und Ziliani rufen lassen, der mir denn auch sogleich etwas verschrieb. Ich nahm diese Mixtur nach meiner Gewohnheit pünktlich und war am 25. so ziemlich wiederhergestellt.

Am 25. September ward das Hauptquartier der Armee nach Caserta verlegt, sodaß ich nun aus meiner Stellung als Stabschef der sämmtlichen in erster Linie concentrirten Truppen zurücktrat, und — woran ich eigentlich früherhin nicht gedacht hatte — mir nominell nur die Generalstabsgeschäfte der 15. Division blieben. Factisch allerdings blieb mir noch manches auf dem Halse, was als allgemeine Arbeit gelten mußte; ich erwähne davon nur das Munitionsmagazin zu Caserta. Ich richtete sogleich einen Rapport an Sirtori über die bisherige Thätigkeit des Generalstabs der Avantgarde, über die Organisation, über die Anlage des Munitionsmagazins, über den Bureaudienst, über die Stellung der Truppen. Ich fügte einige Vorschläge hinzu, welche mir von großer Bedeutung erschienen, und zwar folgende: Das Generalcommando

möge die Divisionen in sich concentriren und einer jeden ihren bestimmten Wirkungskreis anweisen; es möge dann nur Befehle an die Divisionen, niemals an Brigaden oder gar einzelne Bataillone oder Regimenter geben, wie es leider Gottes bisher weniger aus Böswilligkeit als aus Unverstand oft vorgekommen war; es möge das Munitionsmagazin in Caserta unter die Leitung des Artilleriecommandanten der Armee stellen, da ich es allerdings auf eigene Faust gegründet habe und auch willens sei, es zu verwalten, bis ich es einem andern übergeben könne, aber allerdings mit Dienst so überhäuft sei, daß es mir lieb sein würde, wenn dieses Geschäft in andere, und zwar in diejenigen Hände überginge, welchen es eigentlich gehöre, zumal da ich jetzt als Generalstabschef einer einzelnen Division nicht erwarten könne, daß mir die Munitionsrapporte aller Truppen zgingen, welche ich bisher von denjenigen Truppen, die in die erste Linie rückten oder nur ihr nahe kamen, mit Noth und Mühe und unter übermäßiger Anstrengung meiner Offiziere, soweit es unumgänglich nothwendig war, hatte zusammenfuchen lassen. Endlich hat ich, mir die Schererei mit dem Platzdienst in Caserta, mit dem Hospitaldienst und endlich noch ein sonderbares Geschäft, von dem ich sogleich reden werde, abzunehmen, lauter Dinge, die ich alle erst organisirt hatte, und um die sich gewisse chevauchirende Herren freilich nicht bekümmerten, die blos herauskamen, wenn sie eine Gelegenheit witterten, auf Kosten anderer Leute sich ins Licht setzen zu können. Hol' sie der Teufel!

Das sonderbare Geschäft, welches ich eben erwähnte, war folgendes. Unter den obwaltenden Verhältnissen schien es unangemessen, den Besuch des Parks von Caserta aller Welt freizugeben. Garibaldi hatte daher befohlen, daß der Park nur von Leuten betreten werden dürfe, die mit Erlaubnißkarten versehen wären, und die Ausstellung der Erlaubnißkarten war Sache des Generalstabs der ersten Linie. Der Zubrang zum Park wurde nun von Tage zu Tage größer; mein Bureau war förmlich belagert, und zwei meiner Offiziere hatten den ganzen Tag eigentlich nichts weiter zu thun,

als Erlaubnißkarten zu schreiben. Auch dies wollte ich los sein. Alle die zuletzt erwähnten Geschäfte fielen in das Bereich des Waffencommandanten, welcher in der Person des alten neapolitanischen Obersten Somma neuerdings für Caserta ernannt worden war und ohne jene Geschäfte eigentlich nichts zu thun hatte.

Außer diesem Specialrapport an Sirtori sendete ich ihm meine Ansichten über die zu unternehmenden Operationen. Am 30. September hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß Sirtori, der seine ganzen Tage damit zubrachte, Rapporte zu schmökern, den meinigen, den wichtigsten von allen, noch nicht gelesen hatte. Es ist hier der Ort, über diesen eigenthümlichen Mann einige Worte einzuschalten.

Sirtori war in seiner Jugend Priester; 1848 griff er zu den Waffen und zeichnete sich namentlich bei der Vertheidigung Venedigs durch seine glaubensvolle Tapferkeit aus. Darauf lebte er in Frankreich im Exil und suchte sich insbesondere durch Studien militärisch fortzubilden. Diese Ausbildung war eine sehr einseitige. Sirtori liebte es besonders, Dufour zu citiren, dessen methodischer Lehrgang, wie dem Soldaten hinlänglich bekannt, den Anforderungen einer richtigen Kriegstheorie keineswegs genügt. Als Garibaldi 1860 seinen Zug nach Sicilien antrat, machte er Sirtori zum Chef seines Stabes. Dieser entwickelte einen ungemeinen Fleiß. Man rühmte ihm nach, daß er bei der Einnahme Palermos der einzige gewesen sei, welcher von vornherein daran arbeitete, Einheit in die Leitung zu bringen. Für Karten hatte er eine große Leidenschaft und ließ deren so viele zusammensuchen und zeichnen, daß es an der Hälfte mehr als genug gewesen wäre. Im Aeußern hatte er noch vieles vom Priester; er ging z. B. ganz so, als ob er die Kutte noch immer auf dem Leibe habe, auch seine eigenthümlich accentuirte Sprache kam mir wie ein Ueberbleibsel seiner geistlichen Erziehung vor. Man wollte behaupten, daß ihm auch innerlich vieles von dieser geblieben sei, wie seine Abneigung gegen die Frauenzimmer, eine gewisse Kleinigkeitskrämerei, bis auf einen gewissen Punkt die Fähigkeit, sich zu beherrschen, wenn es auch in

ihm loberte und brannte, große Neigung, andern etwas nachzutragen, kurz, eine Anzahl von Eigenschaften, die in den Klöstern ausgebrütet werden. Selbst diejenigen, welche ihm entschieden freundlich gesinnt waren, hielten dafür, daß er besser als commandirender Offizier an der Spitze einer Truppe als an der Spitze eines Armeestabes stehen würde. Mir fiel bei verschiedenen Gelegenheiten auf, daß ihm der Sinn für die kameradschaftliche Zuneigung zum Soldaten fehlte, welche den Offizier gewissermaßen instinctiv erkennen läßt, worauf dieser — vielleicht in Kleinigkeiten großes Gewicht legt. Es gibt manche Aeußerlichkeiten, deren Verletzung den Soldaten leicht beleidigt, deren Beachtung ihn ebenso leicht gewinnt. Davon wußte Sirtori nichts. Auch auf die Bequemlichkeit und die Sorge für den Soldaten nahm er so gut als keine Rücksicht. Und doch ist eine nicht nothwendige Anstrengung der Kräfte oft geradezu verderblich. Daß Sirtori einen ungemeinen Ehrgeiz habe, war eine allgemein verbreitete Annahme in der Armee. In der Bethätigung seiner vortrefflichen Eigenschaften ward er bisweilen durch den Umstand behindert, daß er ein schlechter Reiter war. Nach der Landung zu Marsala hatte er zum ersten mal in seinem Leben ein Pferd bestiegen, und auch am Volturmo liebte er das Reiten noch nicht. Eine Dame hatte ihm den Spitznamen „der Cardinal“ gegeben, und dieser Name war bald in weiten Kreisen bevorzugt.

Wie ich es vorausgesehen hatte, fingen bei der Bewahrung unserer Defensivbald die Gerüchte von Offensivabsichten der Königlich an eine große Rolle zu spielen, und bei dem geringen Vertrauen, welches man darein setzte, daß die Vortruppen ihren Dienst vollkommen, wie es sich gehört, versehen würden, wurden bei jedem kleinen Alarm sämtliche Truppen gewöhnlich schon in der ersten Morgenfrühe unter die Waffen gerufen, und dort mußten sie denn in der Regel bis um Mittag stehen, bis man sich überzeugt hatte, daß es diesmal wieder nichts sei. Dies Verfahren ermüdete nicht bloß die Truppen, es verhinderte auch sehr die voll-

ständige Organisation des innern Dienstes, obgleich jetzt alle Elemente vorhanden gewesen wären, diesen wenigstens in der 15. Division regelmäßig zu versehen. Es war für dieselbe nummehr ein permanentes Kriegsgericht eingesetzt, welches sein Bureau und Amtssitz im hintern Schloßflügel rechter Hand hatte. Ambulancen hatte die Division jetzt sogar zwei unter Leitung der Divisionsärzte Ziliani und Gemelli. Die Intendantur im rechten Seitenflügel des Schloßes ward von dem geschickten Intendanten Ghiglione verwaltet, einem Mann von Geschick in seinem Fache und feinen Manieren. Obgleich es, wie das zwischen den eigentlichen Militärbehörden und der Intendantur wol zu kommen pflegt, auch zwischen Ghiglione und mir bisweilen zu einem kleinen Span kam, ward doch die Sache immer schnell und leicht wieder ausgeglichen; wir gingen so gut Hand in Hand, als es wol selten wieder in einem Truppenkörper der Fall sein wird, und dieses glückliche Verhältniß kam unsern Truppen ganz besonders gut zu statten, als sie 14 Tage lang bei meist schlechtem Wetter im October vor Santa-Maria auf Vorposten gegen Capua standen. Wenn ich im Sanitätsdienst oder im Intendantendienst irgendetwas für wünschenswerth hielt, so beobachtete ich das Verfahren, zuerst immer das Gutachten des Divisionsarztes oder des Intendanten, wenn beide Fächer collidirten, auch wol beider einzuholen, ehe die Anordnung wirklich getroffen ward. Da ich nichts anderes wünschte, als was ich für zweckmäßig oder nothwendig erkannt hatte, so fielen die Gutachten fast immer meinen Wünschen vollständig entsprechend aus. Dabei ward die Feindseligkeit, welche durch gegenseitige unvermittelte Ansprüche zwischen verschiedenen Dienstzweigen sonst wol hervorgerufen wird, gänzlich vermieden, die Verwaltungsdienstzweige arbeiteten mit doppeltem Eifer für das, was sie selbst zuvor als gut anerkannt hatten, und ich gewann mir ein Vertrauen in meine Sachkenntniß, welches mir oft die Freude verschaffte, daß ich in Dingen um Rath gefragt wurde, bei denen ich selbst mir keinen Eingriff erlaubt haben würde, daß wenn es einmal Noth war, sofort anzuordnen, weil keine Zeit verloren wer-

den durfte, auch sofort das Verlangte geleistet ward, soweit nur irgendmöglich. Alles dies kam dann den Truppen wieder zugute. Ich hatte niemals Ursache, über Pflasterkasten oder Mehlmürmer zu schimpfen, wie es andere Führer wol mit Behagen thun, sondern vielmehr alle Veranlassung, dem sämmtlichen Personal der Verwaltungsdienstzweige die höchste Anerkennung zu zollen. Auch die Staatskasse fuhr dabei gut; denn obgleich die 15. Division die stärkste war, was den wirklichen activen Stand betrifft, tritt sie doch in den veröffentlichten Rechnungen über die Kosten des Krieges fast mit dem niedrigsten Ausgabebudget auf.

Ich glaube, daß ich mit Recht auch von diesen stillen Verdiensten, von welchen in Kriegsgeschichten nicht wohl geredet werden kann und nicht leicht geredet wird, hier sprechen soll, um so mehr, da sie mir wol keiner wird bestreiten wollen, der sonst große Lust hat, was ich gethan auf seine Rechnung zu setzen.

Mein Wunsch war es, sobald als möglich auch eine administrative Musterung der Division durch den Intendanten vornehmen zu lassen, um den wahren Stand der Stärke zu constatiren, und damit vollständige Ordnung in die Rechnungen zu bringen, da der größte Theil der 15. Division sich jetzt in Caserta befand, konnte mit den hier vorhandenen Brigaden begonnen werden und später bei günstiger Zeit die Fortsetzung folgen. Indessen verzögerte sich bei dem ewigen unnützen Stehen unter Waffen die Sache sehr, und als kaum angefangen war, kamen die Ereignisse des 30. September und 1. October dazwischen, und die Fortsetzung mußte abermals verschoben werden.

Am 25. September passirte eine eigene Geschichte. Ich habe früher davon erzählt, daß während der Expedition von Ariano der Oberst Gandini die Brigade Milano abgeben mußte. Nun erschien dieser plötzlich wieder in Caserta und wollte, ohne mir ein Wort zu sagen, dies Brigadecommando wieder antreten. Auf die Meldung von de Giorgis hierüber befahl ich diesem, Gandini einen Posten vor die Thür zu stellen. Denn so sehr ich glaubte, daß

man in Bezug auf Gandini etwas gar zu schnell verfahren war, konnte ich doch unmöglich dulden, daß geradezu Unordnung und Indisciplin aller Art sich einschliche. Ich hatte selbst den von Türr unterzeichneten Brief an Gandini schreiben müssen, in welchem demselben angezeigt ward, daß nach Entschließung des Dictators von seinen Diensten bei der Südmarmee kein Gebrauch gemacht werden könne. Darauf kam de Giorgis persönlich zu mir und bat mich, ich möge doch meinen Befehl zurücknehmen, ich würde begreifen, daß es ihm, der vorher unter Gandini gebient und nun dessen Brigade übernommen habe, schmerzlich sein müsse, den Befehl auszuführen. Ich sah dies freilich ein; zufällig erfuhr ich nun auch, daß Türr von Neapel her in Caserta sei. Ich beschloß also diesen aufzusuchen. Ich traf ihn im Park mit Garibaldi und Cosenz und erzählte ihm den Fall. Ich sagte dabei, daß meiner Meinung nach, möge Gandini unrecht geschehen sein oder nicht, sein Rücktritt an die Spitze der Brigade unmöglich sei, ohne total alle Disciplin zu untergraben und die größten Unzufömmlichkeiten zu bereiten. Natürlich setzte ich voraus, daß man nur nach vollständiger Kenntnißnahme von der Sachlage Gandini von der Armee entfernt habe, nicht auf bloßes Gerede hin; darin mußte mich noch bestärken, daß einige Tage zuvor der Major Bruzzesi vom Generalstabe Sirtori's bei mir gewesen war, um zu erfahren, was ich von der Sache denke, und daß ich diesem schriftlich meine Ansicht von der Sache mitgetheilt hatte, so wie sie in diesen Blättern erzählt ist. Erst darauf, obgleich ich durchaus nichts Gravirendes gegen Gandini vorgebracht hatte, war der Befehl Garibaldi's, Gandini fortzuschicken, erfolgt. Jetzt ward mir erzählt, daß Gandini einen Brief Bertani's mitgebracht habe, in dem er völlig von jeder Schuld freigesprochen ward. Bertani fungirte damals als Generalsecretär der Dictatorialregierung. Sein Zeugniß war selbstverständlich gegenüber einem Dictatorialbefehl ganz und gar irrelevant und konnte am wenigsten Gandini berechtigen, ohne weiteres das Commando wieder übernehmen zu wollen.

Ulrich sprach mit Garibaldi und Cosenz, und das Endresultat war eins der gewöhnlichen Compromisse. Gandini ward zur Disposition des Kriegsministers gestellt, also der frühere Befehl in Bezug auf ihn aufgehoben. Nachher beschäftigte sich, wie ich hörte, Gandini mit der Bildung einer neuen Brigade zu Nola, aus welcher nichts wurde, und späterhin sah ich ihn auf dem Marsche jenseit des Volturno noch einmal bei dem Stabe der Division Vixio.

Mir ist oft meine ruhige, vermittelnde Thätigkeit zum Vorwurf gemacht; es scheint mir indessen viel besser die Dinge von vornherein ohne Geschrei sacht ins Gleiche zu bringen, als mit vielem Geschrei bei der geringsten Gelegenheit zu beginnen, „energisch“ aufzutreten, wie dies Schreien oft genannt wird, und dann schließlich doch sich in etwas anderes zu fügen als dasjenige, was man so ungeheuer energisch gewollt hat, und dabei dann vielleicht nur noch andern die Sorge für die ruhige Ordnung der Angelegenheiten auf den Hals zu laden oder auf dem Halse zu lassen.

Der 26. war ein Tag, an welchem ich viele Besuche empfing. Unter anderm war auch der evangelische Pfarrer der Gemeinde zu Neapel bei mir. Es handelte sich um jenen Ulrich; von welchem ich im Eingange dieser Erinnerungen erzählt habe, der sich für einen preussischen Artillerieoffizier ausgab und absolut von mir speidirt sein wollte. Er war endlich glücklich nach Sicilien gekommen, auch von Garibaldi, wie gewöhnlich, ohne Umstände in die Artillerie eingestellt worden; auf dem Marsche durch Calabrien war er mit einem höhern Offizier in irgendeinen Disput gerathen, der natürlich sehr elementarer Natur sein mußte, da Ulrich kein Wort italienisch und der andere schwerlich ein Wort deutsch verstand. Ulrich hatte bei dieser Gelegenheit seinen Säbel gezogen, ward vor ein Kriegsgericht gestellt und, nachdem er sich vor diesem gar nicht vertheidigt hatte, was ihm der Mangel jeder Sprachkenntniß absolut unmöglich machte, zu zweijährigem Gefängniß verurtheilt. Aus dem Loch hatte sich Ulrich nun, wie mir der Pfarrer sagte, an den preussi-

schen Consul zu Neapel gewendet und dessen Einsprache angerufen. Der preussische Consul hatte aber erwidert: mit einem preussischen Unterthan, der sich in eine Flibustierarmee begeben, habe er nichts zu thun; derselbe müsse sich eben den Flibustiergesetzen fügen. Obwol diese Antwort des preussischen Consuls nicht für außerordentlich christlich gelten kann, schien sie mir doch auf seinem Standpunkt vollständig gerechtfertigt, insbesondere da er ein Gouvernement vertrat, in welchem der jetzt liberal geheißene aber ganz legitimistische Schleinitz Minister des Auswärtigen war, während der Unterthan Binde für den Führer der Kammeropposition galt und in den Geruch eines Radicals gerathen war. Der Pfarrer kam nun zu mir, um meinen Rath zu hören; diesen ertheilte ich und die Sache ward durch eine Vagnabigung seitens Garibaldi's in Anbetracht des gänzlichen Mangels an Sprachkenntniß des Ulrich erledigt. Wie ich später vernommen habe, hat sich der letztere der Güte Garibaldi's durchaus nicht würdig bewiesen. — Mit dem Pfarrer kam auch ein Arzt aus Neapel, geborener Preusse, der von mir wissen wollte, ob einige junge preussische Mediciner eine Beschäftigung bei der Südmarmee finden könnten. Ich glaube wol, daß dies möglich war, denn so vortrefflich unser Sanitätsdienst bestellt war, kann man doch nicht leicht tüchtige Aerzte genug finden; doch war es nicht meine Sache, solche anzustellen; ich mußte an die Divisionsärzte verweisen.

Dann kam der holländische Hauptmann von Rodenburgh, der sich einmal die Dinge bei der Garibaldi'schen Armee ansehen wollte. Er gerieth zum Generalstab der 15. Division und war nicht wenig erstaunt, mich dort zu finden. Aus meinen Schriften, die in Holland sehr gelesen sind, war ich ihm völlig bekannt. Wir verplauderten miteinander ein angenehmes Stündchen. Er hatte eben erst mit meinem „Italienischen Krieg von 1859“ in der Hand die Schlachtfelder Oberitaliens bereist und konnte nicht genug rühmen, wie leicht er sich nach dem Buche orientirt hatte.

Auch an einem Broden „Nationalitätenkram“ fehlte es an diesem

Tage nicht. Ein Böhme, Namens Kuffer, wendete sich an mich. Er wollte, daß Garibaldi eine Proclamation an die slawischen Soldaten in der Armee des Königs Franz erlasse, um sie zum Uebertritt zu bestimmen. Er erzählte mir, daß er mit irgendeinem böhmischen Vereine viele entlassene slawische Soldaten bestimmt habe, in die königliche Armee von Neapel einzutreten, als für dieselbe in Oesterreich geworben ward. Dies sei eben geschehen, um die neapolitanische Armee zu ruiniren. Bei Salerno seien er und seine Genossen es gewesen, welche die Meuterei anstifteten, desertirten und dann das Freiheitscorps der Besubjäger, von welchem ich vor dem Feind nichts gesehen habe, gründeten. In Capua seien nun noch viele Slawen, und sie würden ohne Zweifel auf den ersten Ruf Garibaldi's ihre Fahnen verlassen. Ich wußte mir nicht zu erklären, weshalb erst ein Ruf Garibaldi's nöthig sei, wenn die Leute überhaupt nur in der Absicht davonzulaufen in die neapolitanische Armee eingetreten waren, und witterte hinter der ganzen Sache wieder so einen Regionschwindel, bei dem sich einige Leute auf wohlfeile Art und auf Kosten anderer wichtig machen wollten; schickte ihn daher zu Garibaldi, um so mehr, da er, wie er sagte, einen Empfehlungsbrief Vixio's an Garibaldi in der Tasche habe. Garibaldi sah indessen die Sache, wie es scheint, gerade so an wie ich und wollte nichts davon hören.

Abends nach gethaner Arbeit und wenn das herkömmliche Alarmgerücht für diesen Tag wieder einmal verklungen war, befand ich mich jetzt oft mit meinen „Söhnen“ Vigo, Ronchetti, Catenacci bei der Contessa. Wenn diese besonders freundlich zu mir war, so wußte ich regelmäßig, daß ich ihr irgendeinen Schein zum Besuche des Spitals ausstellen sollte, und fühlte dann bereits meine beiden Aerzte auf dem Rücken. Aber einer Dame läßt sich so schwer etwas abschlagen.

Draußen bei San-Angelo gegen Capua hin waren gegenwärtig verschiedene Batteriearbeiten, Deckungsarbeiten, wie zum Beginn einer Belagerung —, im allgemeinen in Uebereinstimmung mit den

Ansichten, die ich über die Fortsetzung unserer Operationen ausgesprochen hatte, begonnen. Auch sollte daselbst ein Brückentrain angekommen sein.

Um mir diese Dinge einmal in der Nähe anzusehen, ritt ich am 28. abends mit Vigo, Catenacci und dem Doctor Gemelli hinaus nach San=Angelo; die Batterien, deren Bau man begonnen hatte, mehr gegen das rechte Volturnoufer oberhalb Capua als gegen die Festung gerichtet, konnten sich eben meines Beifalls nicht erfreuen, und der Brückentrain, aus schändlichem alten neapolitanischen Material zusammengelesen, erst recht nicht. Bei dem Hause San=Jorio sah ich zum letzten mal den braven Oberstlieutenant Brocchi, der in Sicilien ein sogenanntes Genieregiment gebildet hatte und erst vor wenigen Tagen mit diesem bei der Armee eingekückt war. Drei Tage nachher, in der Schlacht vom 1. October, fand er seinen Tod. Bei San=Jorio mußten wir die Pferde zurücklassen und kamen in einer Art Laufgraben bis dicht an das linke Ufer des hier nahe der Scafa di Triflisco tief eingeschnittenen Volturno; man hörte hier fast, was drüben in den neapolitanischen Batterien auf den Höhen von Jerusalem gesprochen ward. Es fiel während der ganzen Zeit unserer Anwesenheit auf den Vorposten kein Schuß.

Am Abend vorher waren die Arbeiter an diesem Laufgraben, vom Regiment Dunnue, auf einige Schüsse von der neapolitanischen Seite her in der größten Unordnung davongelaufen. Man erzählte mir, wie die Contessa ihren kleinen Säbel gezogen und sich bestrebt hatte, sie wieder vorwärts zu treiben. Garibaldi sei untröstlich gewesen, er habe die Offiziere degradirt und einmal über das andere gerufen: „Wo sind die Soldaten von Calatafimi?“

Es ist ganz sicher leichter, unter einem Corps von 1000 Mann lauter oder wenigstens in einem ansehnlichen Verhältnisse Helden zu haben als unter einer Armee von 20—25000 Mann. Jedoch bin ich überzeugt, daß sowol der Heldenmuth der ersten Zeit als die — nicht zu leugnende Verschlechterung des Stoffes in der

letzten Zeit mit der Zunahme der Armee übertrieben worden sind, und zwar geschah dies besonders von einigen höhern Führern, die, wie es mir vorkam, sich in der Führung größerer Abtheilungen nicht ganz sicher fühlten, und deshalb jeder ernstern Thätigkeit mit ewigen Klagen gegen die schlechte Beschaffenheit der jüngern Truppen entgegenarbeiteten. Besonders mußten die Sicilianer und Calabresen, meist collectiv Piciotti (Jungens) genannt, stark herhalten, sodaß sich endlich Garibaldi selbst bewogen fand, in einem Tagesbefehl das Lächerlichmachen dieser nationalen Soldaten, welches in der That von Tage zu Tage unberechtigter ward, zu verbieten.

Ich kann nicht anders sagen, als daß mit sehr wenigen Ausnahmen und in einzelnen Fällen sich alle die Soldaten, welche wirklich vor dem Feinde waren, brav geschlagen haben bis auf die letzte Stunde, auch den Sicilianern und Calabresen konnte man bald nichts mehr vorwerfen. Aber — was war wirklich vor dem Feinde? Ich glaube den activen Theil der Armee mit 20000 Mann schon ziemlich hoch anzuschlagen. In der Parade vor Garibaldi am 6. November zu Caserta waren 14—15000 Mann, und ich habe nun rechnen mögen soviel ich wollte, ich konnte nicht mehr als 4= bis höchstens 5000 Mann activer Truppen herausbringen, die bei dieser Parade nicht anwesend waren. Nun habe ich später zu meinem Erstaunen gehört, daß man in der Garibaldi'schen Armee bis zu 50000 Mann herausgerechnet habe. Ich muß dies vorläufig für eine piemontesische Erfindung halten, die gemacht ward, um die sechsmonatliche Soldabfertigung, die bei Entlassung der Armee verabsolgt ward, recht hoch erscheinen zu lassen. Aber daß allerdings ein Schwanz von nichtsnutzigen Tagelieben sich zur Armee rechnete und auf eine oder die andere Weise einschlich, das kann man nicht leugnen. Ein Freund taxirte das, was von diesem Schwanz sich am 6. November auf der Esplanade von Caserta als Zuschauer umhertrieb, auf etwa mindestens 3000 Menschen — Mann mag ich nicht sagen.

Vergesse man nicht, daß die italienische Südbarmee, um es deutlich zu sagen, eine Landsknechtsarmee war und nothwendig an deren Mängeln leiden mußte; vergesse man ferner nicht, daß uns bei der unangesehnten Thätigkeit zu einer durchgreifenden Controle keine Zeit blieb. Schließe man von den Fehlern, die kein verständiger Offizier der Südbarmee als bestehend ableugnen wird, nicht darauf, daß diese Fehler auch gedauert hätten, wenn wir einmal zusammenbleibend nur zwei Monate Ruhe gehabt hätten. O nein! sie wären gehoben worden; denn mehr als irgendein anderer, der post festum Vorwürfe erhebt, litt unter diesen Mängeln der tüchtige Offizier, der brave thätige Soldat der Armee selbst.

Unzweifelhaft hob die ganze Armee das Bewußtsein, für eine große Sache zu streiten; der junge italienische Soldat war begeistert für seine Nationalsache; der Führer, selbst wenn er nicht geborener Italiener, wenn er nur überhaupt ein gebildeter, aus geistigem Interesse nach Italien gegangener Mann war, sah sich hier im Kampfe für die Interessen der wahren Freiheit, unter einem General, der jede Sache, die er ergreift, durch seine edle Uneigennützigkeit adelt. Aber, wenn ich von der ganzen Armee rede, so verstehe ich darunter nur die ganze active Armee. Was den Schwanz betrifft, so verhält es sich freilich anders.

Ich habe von dem Unwesen der Depots, der neu zu formirenden Regimenten, von den Lazarethbrüdern, von den überflüssigen Stäben, die sich mancher Großhans bildete, dieser Dienerschaft vom Leibarzt und Zeitungshomer herab bis zum Kammerdiener und Küchenjungen herunter bereits öfter beiläufig geredet. Man bedenke, daß, als wir am Volturno kämpften, unser Schwanz durch das Principat, die Basilicata, Calabrien über Messina, Palermo und Girgenti bis nach Marsala reichte, und überall dort militärische Neubildungen!! begonnen wurden ohne jede Absicht, jemals vor dem Feinde zu erscheinen, ja vielsach mit der bestimmten Absicht, niemals vor dem Feinde zu erscheinen. Auch nicht alles, was aus Oberitalien

hinabkam, war pur! Gar mancher Clubredner, der dort oben ausgerufen hatte: „Ich und mein Sohn wir wollen für die Freiheit sterben!“ machte dabei den Vorbehalt des alten Hüllgärtner: „Soweit es in unsern Kräften steht.“ Und es stand dann wenig in den Kräften, der Heldenmuth hörte gewöhnlich dort auf, wo er bei braven Menschen anfängt; es ging vielen dieser Helden nicht besser und nicht schlechter als dem Heldenkönig von Gaeta, dessen Heldenmuth präcis aufhörte, als die Piemontesen anfangen, aus einer allenfalls vernünftigen Entfernung zu schießen. Bei dieser Gelegenheit die beiläufige Bemerkung, daß es mir nicht einfällt, das Unglück zu verspotten; ich habe wol oft genug gezeigt, daß mir das nicht in den Sinn kommt. Aber die legitimistischen und auch andere — Gott weiß in welchem Interesse arbeitenden Schriftsteller fordern durch ihre Lobeserhebungen für den „Heldenkönig und seine Fahnen-treuen“ dazu heraus, daß man die volle Wahrheit sage, ohne sich darum zu bekümmern, wie das böswillig ausgelegt werden mag. Wäre Franz II. ein Held gewesen, so wären wir bei der Ueberlegenheit seiner Kräfte nicht so schnell bis an den Volturno gekommen, und hätte er eine bedeutende Zahl tüchtiger Offiziere gehabt, so war es fast unmöglich, daß wir am 1. October den Stoß aufhielten. Je mehr man den Feind lobt, desto mehr erhebt man sein eigenes Verdienst, wenn man Sieger geblieben. Das ist wahr; aber es kommt mir gar nicht darauf an, das Verdienst der italienischen Südbarmee über die Wahrheit hinaus zu erheben, und auch mit der vollen Wahrheit bleibt ihr — oder vielmehr ihrem activen Kerne — Ruhm genug. Es widerstrebt meinem Gerechtigkeitsgefühl, Franz II. dies Prädicet eines „Heldenkönigs“ zu lassen. Man lese das „Journal du siège de Gaète“ des Legitimisten Charles Garnier, man streiche daraus die allgemeinen lobenden Phrasen, mit welchen derselbe die Wichtigkeit des ganzen Heldenmuths deckt, man halte sich einfach an die Thatfachen, und man wird von diesen wahrhaftig nicht sehr erbaut sein. Auch ein ehrlicher Legitimist wird sagen müssen, daß ein schmachlicher Untergang vollständig verdient war.

Ich habe gesagt, auch das, was aus Oberitalien hinabkam, war nicht alles pur; gar mancher, der mit irgendeinem militärischen Grad nach Unteritalien in einer der Expeditionen ging, dachte nur im Trilben zu fischen. Viele wußten sich in die rückwärtigen Depots einzuschmuggeln, andere in Civilstellen, und alles das machte späterhin seinen militärischen Grad geltend, als nichts mehr zu thun war, worunter natürlich die Tapfern, welche die ganze Last des Krieges getragen hatten, nur leiden konnten. Aus diesen Zuständen eben machte sich Fanti eine Waffe gegen die Südmarmee; wer unparteiisch war, der konnte nicht sagen, daß er absolut unrecht habe, aber wer den Geist in dem activen Theil der Südmarmee kannte, der mußte Fanti durchaus unrecht geben, daß er die allerdings nothwendige Purification nicht der Südmarmee selbst überließ, die das alles vollständig kannte und mehr Interesse daran hatte als die Piemontesen, dem Schwanze die gebührende Nullstelle zuzuweisen.

Auf dem Ritte nach San=Angelo sah ich auch zum ersten mal den alten ehrwürdigen General Avezzana, der soeben aus Amerika herbeigeeilt war, wo er so lange Jahre im Exil gelebt hatte. Garibaldi hatte ihm den Befehl über die erste Linie gegen Capua übertragen. Avezzana, noch in Civilkleidung, den breitrandigen Pflanzerstrohhut auf den grauen Locken, war gerade damit beschäftigt, sich auf dem Terrain zu orientiren.

Nach der Rückkehr von San=Angelo machte ich noch einen Besuch bei der Contessa, theils um ihr Nachrichten zu bringen, theils um solche von ihr zu erhalten, da sie das verschiedenste, auch von Privatangelegenheiten zu vernehmen pflegte. Sie probirte eben ein Paar neue Reitersiefeln an, welches ziemlich lange dauerte, da sich dieselben oben im Bein als zu eng erwiesen, sodaß wir während der Probe gar vieles miteinander reden konnten. Ich hatte in dieser Zeit nun bereits die Erfahrung in Bezug auf den Einfluß, welchen die „defensive Stellung“ auf unsere jungen Truppen üben mußte, für mich; die activen Kräfte schmolzen von Tage zu Tage

durch den Abgang in die Lazarethe, der zum Theil nur aus Unlustigen, nicht aus Kranken bestand. Die Contessa mußte meine Wahrnehmungen bestätigen.

Auch am 29. September waren alle unsere Truppen wieder consignirt und eine ganze Zeit lang unter den Waffen. Endlich am 30. September schien es Ernst werden zu sollen.

XVIII.

Aus der Schlacht am Volturno.

Am 30. September nachmittags ward alles unter die Waffen gerufen, was sich zu Caserta befand; zuverlässige Spionenberichte sprachen davon, daß die Neapolitaner von Capua und der Volturnolinie aus einen großen Schlag vorbereiteten, einen Entscheidungsschlag. In der That hatten sie an diesem Tage eine Bewegung von Capua her unternommen, und es war bei San-Angelo zu einem Kampfe zwischen ihnen und einem Theil der Division Medici gekommen. Unsere erste Linie, aus einer Brigade der 16. Division unter Milbiß und verschiedenen beigegebenen Truppen bei San-Tammaro und Santa-Maria, dann aus der Division Medici und der Brigade Spangaro der 15. Division bei San-Angelo bestehend, in der rechten Flanke gedeckt bei San-Leucio durch Sacchi, war vollkommen alarmirt; den Rücken deckte Dixio bei Maddaloni mit seiner schwachen Division und einer Brigade der Division Medici. (Eberhard, früher 1. Brigade der Division Terranova.) Die Reserve sollte in Caserta vereinigt bleiben und ward unter den Befehl Türr's gestellt, welcher eben von Neapel zurückgekehrt war. Ich übernahm die Stelle des Generalstabschefs für die Reserve, welche sich theils an der großen Straße von Caserta nach Santa-Maria, theils auf der Esplanade des Schlosses von Caserta entfaltete.

Da wir nicht wußten, welche Truppen eigentlich für das Reservecommando verfügbar wären, so sendete mich Türr zu Sirtori, um dies in Erfahrung zu bringen. Es ergab sich Folgendes:

Wir hatten die Brigade Eber von der 15. Division, etwa 1500 Mann.

Brigade de Georgis (Milano) von derselben Division, höchstens 800 Mann.

Brigade Affanti von der 16. Division, etwa 1100 Mann.

Bataillon Paterniti, 250 Mann.

Brigade Pace, 2100 Mann.

Dazu an Geschützen 13 Stücke von drei verschiedenen Batterien, von denen nur vier Feldgeschütze, der Rest Gebirgsgeschütze. Im ganzen verfügten wir also über etwa 5800 Mann am 30. September nachmittags. Von der Brigade Pace waren aber nur etwa 200 Mann mit guten Waffen versehen, was eben bei uns gute Waffen hießen; 500 Mann waren mittelmäßig bewaffnet, der Rest von 1400 Mann war für jetzt ganz unbenutzbar im Felddienst. Höchstens bestand also in Wahrheit die Reserve gegenwärtig aus 4400 dienstfähigen Combattanten.

Im Hauptquartier Sirtori's erhielt ich dann auch die Gewißheit, daß dieser meinen Rapport vom 25. September über die Organisation des Dienstes zu Caserta vor seiner Ankunft noch gar nicht gelesen hatte. Es kamen nämlich, als ich bei ihm war, mehrere Offiziere von verschiedenen Divisionen und klagten über Mangel an Munition. Als sie sich nun mit Sirtori darüber die Köpfe zerbrachen, sagte ich: „So schlimm steht die Sache doch auch nicht, wir haben immer noch unser Magazin hier zu Caserta.“ — „Und wie viel Patronen sind darin?“ fragte Sirtori. — „Ich weiß es nicht genau, wie viel noch darin sein werden“, erwiderte ich, „da heute Vormittag viel ausgegeben worden ist; doch ist das leicht zu ermitteln, übrigens schätze ich, daß mindestens noch 150000 Patronen vorhanden sind.“ — „150000 Patronen!!“ rief Sirtori, „und davon weiß man gar nichts!“

Die „150000 Patronen“ waren offenbar ein Freudenruf. In der That für uns war es eine ungeheuerere Zahl, eine ganz unbegreifliche, sie reichte ja nach den herkömmlichen Austheilungen allein für 10000 Mann aus. Dagegen war mir der Zusatz: „Und davon weiß man gar nichts!“ welcher durchaus wie ein Vorwurf für mich klang, denn doch ein wenig zu bunt. Noch Vorwürfe hören sollen, wo man durch Mühe und Arbeit den besten Dank redlich verdient hat, das geht am Ende nicht an. So sehr ich also die Sache im Auge hatte, sagte ich denn doch kurz: es sei nicht meine Schuld, wenn man davon nichts wisse; ich hätte über das Magazin in Caserta weitläufig berichtet, sogar gebeten, daß die Sorge für dasselbe mir abgenommen und einem Manne übergeben werde, in dessen Ressort die Munitionsbesorgung für die ganze Armee mehr gehöre als in den meinen. Uebrigens werde ich sogleich den Hauptmann Bedova mit dem Rapport über den gegenwärtigen Munitionsbestand hinübersenden.

Dies geschah denn auch, und es fand sich, daß ich noch zu niedrig geschätzt hatte, wir besaßen etwa noch 200000 Patronen in Reserve. Welcher überschwengliche Reichtum!

Als ich endlich von Sirtori loskam, fing es bereits an dämmerig zu werden. Ich suchte Türre, nachdem ich an Bedova meine Aufträge gegeben. Türre, dem die Geduld gerissen war, war unterdessen gegen Santa-Maria hin, an die Spitze der Colonne geritten. Da ich mich nicht vor einem entscheidenden Befehl von Caserta entfernen mochte, wo einer von uns, um Dummheiten zu verhüten, höchst nöthig war, so sendete ich einen Offizier voraus zu Türre, um diesem mitzutheilen, was ich über die Stärke der Reserve ermittelt hatte. Der Offizier kam zurück und brachte mir von Türre die Nachricht, daß wir in die Kasernen rücken könnten. Bald kam auch Türre selbst heim und bestätigte mir dies. Wir schwebten wieder in Ungewißheit und man konnte schon wieder glauben, daß überhaupt nichts Ernstes im Werke sei.

Die Truppen rückten ein. Während ich im Schloßhof von

Caserta und auf der Esplanade, theils zu Fuß, theils zu Pferde mich etwa vier Stunden umhergetrieben hatte, hatte ich mehrere Botschaften von der Contessa erhalten, welche mich bitten ließ, ihr doch sogleich Nachricht zu geben, wenn wirklich etwas Ernstes vorkäme. Ich hatte versprochen dies zu thun, und falls überhaupt bis zum Abend nichts Ernstes vorkäme, wollte ich am Abend selbst zu ihr kommen und ihr erzählen.

Als nun die Truppen wieder eingerückt waren, hinterließ ich, wo ich zu finden sein werde, gab noch die nothwendigsten Befehle für das Bereithalten der Pferde und den Bureaudienst und ging dann zur Contessa. Ich erzählte ihr, was vorgefallen war, und sprach meine Meinung aus, daß ich nicht recht mehr an Offensivunternehmungen der Neapolitaner glaube, desto dümmmer sei es, daß wir nichts unternähmen oder nicht längst etwas unternommen hätten. Diese von gewissen Leuten angestiftete verzweiflungsvolle Ruhe unsererseits sollte allerdings eigentlich den königlichen Muth machen. Ich sprach mich im ganzen ziemlich bitter aus, und ich glaube nicht mit Unrecht. Möchte andern das Umherstolziren um nichts und wieder nichts behagen, mir behagte es nicht, und ich war nicht dazu nach Italien gekommen. Glücklicherweise sollte es am 1. October wirklich einmal wieder etwas Ernstes zu thun geben.

Die Contessa wollte noch ins Spital und an mehrere andere Orte gehen, dachte aber bald wiederzukommen. Sie bat mich, sie zu erwarten, gab mir eine englische illustrierte Zeitung, in welcher ich mehrere englische „Helden“ verherrlicht fand, bereitete mir aber zu gleicher Zeit, wahrscheinlich in der richtigen Voraussicht, daß diese Helden nicht im Stande sein würden, mich zu begeistern, auf einem Divan ein Ruhelager.

Kaum war sie gegangen, als ich in der That mich auf diesem Divan ausstreckte und in den Schlaf des Gerechten versank. Ich versäumte darüber ein höchst interessantes Zwiegespräch zwischen der Contessa und Dr. Gemelli, die beide zufällig zusammen bei meinem

Generalstabe eingefallen waren, über medicinische Gegenstände. Erst lange nach Mitternacht kam die Contessa heim und weckte mich aus dem tiefsten Schlafe. Nach dem, was ich von ihr vernahm, hielt ich es für das Beste, mich ins Schloß zu begeben, um dort noch ein paar Stunden zu ruhen und die Ereignisse zu erwarten.

Der erste Befehl, der am Morgen eintraf, früh vor Tagesanbruch, hieß: Alles, was in Caserta sich befindet, ist in den Raffern consignirt! Dies war eine so gewöhnliche Sache, daß man schon kaum noch sich weiter um diesen Befehl bekümmerte, als daß der Befehl an die Brigaden weiter gegeben ward.

In den ersten Vormittagsstunden des 1. October erfuhren wir dann, daß schon mehrere Abtheilungen der Reserve, wie gewöhnlich ohne das Reservecommando davon auch nur im geringsten zu benachrichtigen, auf directen Befehl Sirtori's nach Santa-Maria in Bewegung gesetzt seien. Endlich etwa um 9 Uhr ward der Befehl gegeben, daß alles, was noch von der Reserve disponibel in Caserta sei, sich auf der Esplanade, jeden Augenblick zum Abmarsch bereit, aufstelle.

Diesmal war es Ernst. Die ganze Reserve, welche noch zu Türr's Verfügung war, bestand aus den Brigaden Eber und de Giorgis, höchstens 2300 Mann. Alles andere war schon vorwärts beordert; von der großartigen Artillerie von gestern war nicht mehr ein einziges Stück zu unserer Disposition; dagegen mochten in der erwähnten Mannschafszahl noch gegen 100 von unsern Husaren sein, von denen aber ein Theil wieder zur unmittelbaren Disposition Sirtori's gestellt werden mußte. Die Contessa schickte zu mir, und ich ließ ihr sagen, was vorging. Wir waren auf zwei Punkten, vorwärts Capua, dann auf der Linie von Ducenta von den Königlichcn aufs heftigste und mit sehr überlegenen Kräften angegriffen.

Am westlichen Rande der Esplanade lagerten die Truppen der kleinen Reserve so gut es sich thun ließ, unter den Bäumen dort

den Schatten suchend. Der Stab suchte sich mitten unter ihnen ein Plätzchen. Ein erster Befehl zum Vorrücken ward widerrufen, noch ehe angetreten war. Recognoscirungspatrouillen wurden in verschiedenen Richtungen ausgesendet; die eine gegen das Kloster Santa-Lucia und Maddaloni hin, um zu sehen, ob die dortige Gegend irgendwie bedroht sei; die andere mußte später über Macerata in der Richtung auf San-Tammaro südlich der Eisenbahn vorgehen, da es hieß, daß Colonnen der Königlichen über jenen letztern Ort bereits in der linken Flanke von Santa-Maria vorgeedrungen seien.

Von San-Angelo und Santa-Maria her tönte der Kanonendonner, wie es schien von Stunde zu Stunde näher zu uns herüber; von der Linie von Maddaloni hörte man nichts, doch mittels unserer Teleskope sahen wir die Höhen von Alt-Caserta mit Truppen bedeckt, und allem Anscheine nach waren es Königliche, die dort standen.

Fünf Miglien (fünftviertel Meilen) im Westen und kaum so weit im Osten der Esplanade von Caserta stand also am Vormittage schon der Feind; die einlaufenden Nachrichten wie die Wegziehung aller Reserven bis auf das kleine Häuflein, welches endlich nur noch unter Türr's Commando zu Caserta übrig blieb, zeugten von der entschiedenen Ueberlegenheit der Neapolitaner; das Näherkommen des Gefechts schien anzudeuten, daß wir wenigstens bei Santa-Maria im Nachtheil seien.

Bereit, jeden Augenblick zu marschiren, zum Theil selbst mittels der Eisenbahn befördert zu werden, denn ein Extratrain stand an der Station von Caserta bereit, aber darauf angewiesen, den Befehl zu erwarten, überließen wir uns meist heitern Gesprächen. Die Contessa schleppte ein Frühstück heran und auch Giovanni brachte ein Frühstück, welches wir im Schloß nicht hatten verzehren können, für mich und die Meinen auf die Esplanade. So hatten wir für viele Offiziere Speise und Trank, die sich um dieses Centrum gruppirten, auch für die Truppen war ausreichend gesorgt.

Von Zeit zu Zeit zog ich mich ein wenig aus dem geselligen Kreise zurück, um über unsere Lage nachzudenken. Wo war der Hauptangriff des Feindes? Bei Santa-Maria oder bei Maddaloni? Ich wußte nichts darüber, und an die verschiedenen Schätzungen der feindlichen Streitkräfte, welche umzulaufen pflegen, kann man selten glauben; da ist es immer am besten selbst zu sehen. Die wenigsten Leute haben das Talent den Feind richtig zu schätzen. Das Näherkommen des Gefechts bei Santa-Maria schien mir, da auch wir dort die meisten Truppen hatten, ein Beweis, daß die Hauptsache von den Neapolitanern bei Santa-Maria gesucht werde. Gefährlicher für uns war freilich die Richtung von Maddaloni. Ward die Reserve dorthin gerufen, so hatte Garibaldi Sorge um unsern Rückzug, und dann schienen mir die Dinge schlecht zu stehen; ward sie nach Santa-Maria beschieden, so hieß das so viel, als Garibaldi wollte dort um jeden Preis siegen, ganz unbekümmert um unsern Rückzug, um nachher, geschehe unterdessen bei Maddaloni was immer wolle, dahin zurückzukehren und auch den Rückzug durch die Niederlage des Feindes frei zu machen. Meinen ganzen militärischen Anschauungen entsprach das letztere Verfahren am meisten; aber man kann sich nach dem Gesagten doppelt klar denken, daß ich mit Spannung auf den Befehl für uns wartete. Da dieser noch immer nicht kam, ließ ich unsern Pferden noch zu fressen geben, Gott wußte, wann sie wieder dazu kommen, und ob sie es am Abend noch nöthig haben würden.

Endlich gegen 2 Uhr nachmittags kam der Befehl für die Reserve vorzurücken, und zwar nach Santa-Maria. Türr wies mich an mit den Offizieren des (thätigen) Stabes und 12 Husaren, die noch verfügbar waren, auf der Landstraße vorzugehen; die Brigade Eber sollte mir auf dem gleichen Wege folgen; Türr selbst mit seiner persönlichen Gefolgschaft und der Brigade Milano (de Georgis) wollte auf der Eisenbahn nach Santa-Maria gehen. Die Befehle wurden ausgegeben und ich stieg mit meinen Offizieren

zu Pferde. Seit einigen Tagen waren auch meine Pferde, die auf dem Landwege durch Calabrien gegangen waren, wie dem Leser bekannt ist, in Caserta angekommen, sodaß die ewige Pferdequal, wenigstens für mich ein Ende hatte.

Ich bestieg meinen Falben, einen schönen und kräftigen Nor männer, als Campagnepferd unergleichlich, prächtig im Feuer, aber auch vom vortrefflichsten Gang. Die andern Pferde ließ ich mir vom Guidenfergeanten Kastelli nachführen, welcher selbst den Schimmel Ariano bestieg.

Abwechselnd Trab und Galop reitend kamen wir in einer halben Stunde nach Santa-Maria, weit allen Truppen voraus, auch den mit der Eisenbahn spedirten. Ich wußte, daß ich noch viel Zeit hatte, ließ einen Offizier am Eingange von Caserta her, einen andern auf dem runden Platz in Santa-Maria zurück, an welchem die Straßen von der Eisenbahn, von Caserta, von Capua und von San-Angelo sich kreuzen, und begab mich ans Capuaner Thor, um mich soweit möglich zu orientiren. Auf dem Wege durch die Stadt hatte ich manches niedergeschlagene Soldatengesicht gesehen, welches ich durch die Versicherung erheiterte, daß ich die Reserve, 5000 oder 10000 Mann — mit der Zahl nahm ich es nicht so genau, bringe.

Am Capuaner Thor traf ich, es mochte 2 $\frac{3}{4}$ Uhr sein, gerade eine Pause des Kampfes; der General Milbiß, welcher hier commandirte, lag auf einem Strohbunde an der Mauer. Obgleich ich den Mann hier zum ersten mal sah, hatte ich doch schon von ihm reden hören. „Milbiß“, sagte man mir, „beißt sich überall fest, wohin er kommt. Erhält er den Befehl an einen andern Ort vorzurücken, so schickt er vor allen Dingen seine Küche mit Zubehör voran und dann kommt er, wenn diese eingerichtet ist, mit den Truppen auch nach.“ So biß er sich denn auch in Santa-Maria fest. Er war in den letzten Tagen des September dort eingerückt und verließ die Stadt nicht eher, als bis die letzten Corps der 16. Division in die Heimat entlassen oder nach Neapel geschickt

waren, d. h. gegen Ende November. Er war ein schon älterer Herr, dem Anschein nach ein Fünfziger, von kleiner lagerer Statur; ohne Zweifel war er von deutscher Abstammung, da sein ganzer Name Milbzig von Isenschmid war, doch nannte er sich einen Polen und wollte ein Pole sein; daß er jedenfalls polonisiert war, ergab sich aus seinem ganzen Benehmen. Als ich ihm sagte, daß die Reserve herankomme, und ihn fragte, ob er etwa Bestimmungen für sie habe, wo Garibaldi sei und ähnliches, antwortete er mir nur mit Stöhnen und Achzen. Bald danach erhob er sich und ließ sich von zweien seiner Offiziere ein wenig herumsführen. Ich erkannte sogleich, daß es mit seiner Verwundung nicht weit her sei und diese sich auf eine leichte Contusion reducire; doch war das Bild des „sterbenden Helden“ ganz gut dargestellt. Der Kriegername „l'Eroe moriente“ war denn auch bald in weiten Kreisen heimisch.

Da ich sah, daß hier wol schwerlich etwas herauszubringen sein würde, kehrte ich alsbald nach dem runden Plage von Santa-Maria zurück. Eben als ich dort vom Capuaner Thor her ankam, traf Garibaldi von der Seite von San-Angelo ein. Er war in Schweiß gebadet und hatte, da die Straße von San-Angelo noch immer von den Königlichcn besetzt war, auf Seitenpfaden durch die Berge seinen Weg nach Santa-Maria nehmen müssen. Ich meldete ihm — es mochte jetzt 3 Uhr nachmittags sein — die Annäherung der Reserve. Er fragte mich nach der Stärke, und auf meine Antwort erwiderte er mir: „Gut! der Sieg ist unser, ich will nur noch den letzten Schlag thun; sobald die Leute ankommen, lassen Sie dieselben ausruhen. Ich brauche frische Truppen!“

Mit diesem Bescheide kehrte ich in die Mitte des runden Platzes zurück, während Garibaldi langsam nach der Barrikade am Thore von San-Angelo ritt. Eben kam auch die Spitze der Brigade de Georgis von der Eisenbahn herauf, auf dem runden Plage an. Um die Brigade ruhen zu lassen, lenkte ich sie links ab unter die

Bäume. Aber die Brigade war noch nicht ganz in die neue Richtung abgelenkt, als auch schon der neue Befehl kam, sie sofort auf der Straße von San-Angelo vorrücken zu lassen; diesem Befehle ward Folge gegeben. Als die Brigade abgedreht war, ritt ich mit Catenacci an die Spitze.

Sirtori mit dem ganzen großen Generalstab hielt auf dem runden Platze, den dieser große Generalstab fast ausfüllte. Was aber der große Generalstab etwa that, blieb ein Räthsel. Kaum hatte ich den Rücken gewendet, als zwei Offiziere, die ich noch mit Aufträgen zurückgelassen hatte, Vigo und Ronchetti, für den Dienst Sirtori's und später Garibaldi's in Anspruch genommen wurden. Sie waren jetzt, während der große Generalstab sich ausruhte, beständig bis zum Abend auf der Feße. Ronchetti, der sehr schlecht beritten war, nahm zu diesem Behufe meinen Giorgio, ein feines englisches Pferd, achtete nicht darauf, daß es ein Eisen verlor, und verdarb ihm einen Huf. Als ich ihn nachher darüber anließ, sagte er: ich hätte selbst die Instruction ertheilt, daß ein Generalstabsoffizier, der einen Auftrag habe, sich gar nicht darum kümmern dürfe, ob er ein Pferd todt ritte oder nicht. Dies war nun allerdings richtig, indessen war es mir doch um so mehr unangenehm, daß gerade mein Pferd so behandelt worden war, als der Giorgio längere Zeit nach dem 1. October das einzige vollkommen brauchbare Dienstpferd blieb, über welches ich verfügte, so daß ich außer Stande war, ihn eine Zeit lang zu schonen.

Als ich über die Barricade am Thor von San-Angelo herauskam, sah ich Garibaldi in dem Baumschlag rechts von der Straße. Ich begab mich sofort zu ihm, die Brigade sollte auf der Straße folgen.

Kaum waren wir ein paar hundert Schritte vorgeritten, Garibaldi rechts, ich ihm links zur Seite, als uns bereits die Flintenkugeln der Neapolitaner um die Ohren piffen. Der linke Flügel der Division der Königl. welche am Morgen gegen Santa-Maria und San-Tammaro vorgerückt war, stand in dem Winkel

zwischen den beiden Straßen, die von Santa-Maria nach Capua einerseits, nach San-Angelo andererseits führen, ungefähr auf der Höhe der Ziegelei, höchstens 700 Schritte von der Barrikade des Thors von San-Angelo (in Santa-Maria) entfernt. Eine matte Flintenkugel, die zwischen Garibaldi und mir einschlug, traf erstern am linken Bein, jedoch ohne ihm zu schaden. Er wuschte sich nur sogleich den Staub von der Nase. Eine kleine Abtheilung Calabresen, die wir trafen, von der Brigade Pace, mußte links von der Straße von San-Angelo vorgehen, um dort das Terrain zu säubern.

Unterdessen waren die Bersaglieri von Mailand herangekommen, und Garibaldi befahl sie beiderseits der Straße zu entwickeln. „Der Sieg ist unser!“ sprach er sie an, „ihr werdet die Ehre haben, die Königl. heute vollends nach Capua hineinzuworfen.“ Ein paar Worte Garibaldi's belebten jedesmal die Truppen aufs höchste. Ich bat de Giorgis, den rückwärtigen Bataillonen die Ansprache Garibaldi's mitzutheilen.

Die Bersaglieri entwickelten sich. Neuer Kanonendonner zu unserer Linken zeigte, daß der Kampf an der großen Straße nach Capua vor dem Capuaner Thor von Santa-Maria sich neu belebte. Durch die Richtung im Baumschlag erkannte ich eine neapolitanische Batterie an jener Straße, ungefähr in der Gegend der Ziegelei, und mehrere geschlossene Bataillone; im Baumschlag zu unserer Linken wimmelte es von Tirailleurs der Königl., dagegen sah ich direct vor uns durchaus nichts vom Feinde und vernahm auch nichts. Es schien mir unter solchen Umständen wichtiger, die ganze Brigade Milano links der Straße von San-Angelo zu ziehen, und in der Richtung ungefähr gegen die Tavernen von Virilasci vorgehen zu lassen. Auf diese Weise mußten wir den bereits ermüdeten Vertheidigern von Santa-Maria Luft machen und zugleich winkte uns die Hoffnung, vielleicht die neapolitanische Batterie zu nehmen. Die Richtung gegen die linke Flanke der Königl., welche an der Straße von Capua kämpften,

mußte auch insofern entscheidend sein, als, wenn es uns gelang, hier Terrain zu gewinnen, wir entweder den Königlichen, die noch gegen San-Angelo standen, den Rückzug nach Capua abschnitten, oder sie wenigstens zu einem eiligen Rückzuge dorthin bestimmten. Da ich vermuthete, daß die Brigade Eber der Brigade Milano bald folgen werde, und zwar gerade auch an der Straße nach San-Angelo, so war das Manöver der Brigade Milano, welches ich vor Augen hatte, desto ungefährlicher; denn wenn sich selbst die Neapolitaner von San-Angelo in die rechte Flanke der Brigade Milano geworfen hätten, so wären sie von der vorrückenden Brigade Eber selbst wieder in die linke Flanke genommen worden.

Ich lenkte also die Kette der Bersaglieri von Mailand sofort links von der Straße ab. Und anfangs gingen die Bersaglieri rüstig vor, die neapolitanischen Schützen vor sich hertreibend. Um nicht zu nahe an Santa-Maria in die große Straße nach Capua einzufallen, wodurch der Zweck des Manövers nicht erreicht werden konnte, wies ich den kleinen braven Trompeter Stella von den Bersaglieri, der mich begleitete, an, immer abwechselnd einmal „Vorwärts!“ und einmal „Rechtsziehen“ zu blasen, und um die Bewegung möglichst zu beschleunigen, begab ich mich zu wiederholten malen vor die Tirailleurkette und ritt bis dicht an die Schützenlinie der Neapolitaner heran. Da es hier mehrere Richtungen gab, so konnte man von der Straße von San-Angelo her unsere Bewegung einigemal übersehen. Offiziere, die zu dieser Zeit, etwa um 3¼ Uhr, gerade von Santa-Maria aus auf die Straße von San-Angelo kamen, versicherten mich, es habe einen eigenthümlichen Anblick gewährt, den einen einzigen „rothen Teufel“ auf dem hohen Pferde zwischen den beiden Pflänkerketten die neapolitanische eigentlich allein vor sich hertreibend — was ich nicht einmal so wie jene beurtheilen konnte — zu sehen.

Die Batterie an der Capuaner Straße fuhr über Hals und Kopf ab mit Zurücklassung zweier sechszüßiger (Vierundzwanzigpfünder) langer Haubizen, deren sich eine Abtheilung unserer Husaren

bemächtigte, welche eben zu dieser Zeit einen Ausfall aus dem Capuaner Thor von Santa-Maria machte.

Gerade als die Bersaglieri wieder auf eine jener Stellen gelangten, wo der Baumschlag lichter stand, brachen mehrere Schwadronen neapolitanischer Cavalerie von der Capuaner Straße her vor. Die Bersaglieri hatten sich, wie gewöhnlich, trotz wiederholten Zurufs ein wenig weit auseinander gezogen; jetzt sammelten sie sich wenigstens sogleich in Gruppen. Die mittlere Gruppe stand an einige Bäume gelehnt in zwei Gliedern, je 40—50 Schritte links sammelten sich ähnliche. Keine von ihnen war, soweit ich mich erinnere, über 20 Mann stark. Die mittlere Gruppe, hinter welcher ich mit Catenacci hielt, hatte sich in zwei Glieder formirt. Ich wies die Leute an, nicht eher als auf meinen Ruf zu feuern. In entschlossener Spannung erwarteten meine jungen Schützen den Feind. Ich konnte mir unmöglich denken, daß wir jetzt ohne Handgemenge davonkommen würden, und zog den Degen, was sonst meine Gewohnheit nicht ist. Es dauerte nicht solange, als der Leser braucht, um diese Erzählung anzusehen, als uns die Schwadron, welche gerade auf die mittlere Gruppe losritt, bis auf 30, höchstens 40 Schritte nahe gekommen war. Nun commandirte ich Feuer! Die Bersaglieri feuerten. Einige Pferde der Carabinieri scheuten, auch kam es mir vor, als ob hier und da ein Mann wankte, kurz diese mittlere Schwadron kehrte mit verhängtem Zügel um. Auch die seitwärtigen Bersaglierigruppen hatten ihr Feuer abgegeben und auch die andern neapolitanischen Schwadronen machten kehrt.

Ich habe hier die Sache erzählt, wie sie mir vorkam. Catenacci, der nur die mittlere Schwadron im Auge gehabt hatte, während ich meine Augen nach allen Seiten schweifen ließ, meinte, diese mittlere Schwadron sei kurz vor unserer Fronte auf ein kurzes Stück Graben oder Hohlweg, wie sie in dieser Gegend nicht selten sind, gestoßen und lediglich umgekehrt, um dieses Hinderniß zu umgehen und uns von der Seite zu packen, er glaube nicht, daß

das Feuer unserer Bersaglieri auch nur einen Mann verwundet habe.

Ich führe dieses Beispiel hier nur an, um zu zeigen, wie die Auffassungen selbst von zwei nahen Augenzeugen verschieden sein können. Wir beide waren gleich nahe Augenzeugen. Wer richtiger gesehen hat, muß ich dahingestellt sein lassen. Es ist möglich, daß die mittlere Schwadron nur deshalb umkehrte, um uns nachher besser packen zu können, aber sicher ist es, daß nun sogleich auch die Schwadronen auf den Flanken kehrt machten, und nun ist es wieder möglich, daß sie der mittlern Schwadron das Beispiel gaben, aus der ursprünglichen Absicht der Umgehung einen totalen Rückzug zu machen. Es steht fest, daß die neapolitanische Cavalerie uns hier nicht mehr behelligte. Erwähnen muß ich ausdrücklich noch, daß gerade in dem Augenblick, als der Cavalerieangriff erfolgte, auf der Richtung zwischen den Häusern Moricelli und di Napoli die beiden Bataillone Infanterie — die drei ursprünglichen waren seit einiger Zeit wegen der stattgehabten Verluste in zwei zusammengeschmolzen — der Brigade Milano in Colonnen formirt von der Straße von San-Angelo vorbrachen, um als Unterstützung den etwa 500 Schritte vor ihnen befindlichen Bersaglieri zu folgen. Damit sind alle Daten für diesen Reiterangriff und seine Abwehr gegeben.

Der Hauptgrund, weshalb ich mich bei diesem an und für sich geringfügigen Ereigniß verhältnißmäßig lange aufgehalten habe, ist wie schon angedeutet der, daß hier zwei Augenzeugen, beide scharfe Beobachter, der eine mit bewaffneten, der andere mit unbewaffneten Augen aus nächster Nähe den Zusammenhang der Dinge ganz verschieden auffaßten, ohne daß der eine irgendeine Veranlassung gehabt hätte, etwas anderes sehen zu wollen als der andere. Ich könnte genug Beispiele der Art anführen, doch ziehe ich es vor, eins desto näher zu besprechen. Die Sache ist nicht ohne Wichtigkeit für die Kriegsgeschichte und deren Beurtheilung. Wie oft hören wir hier mit Ostentation Augenzeugen anrufen

und anführen? Und was beweisen diese? Die großen Züge einer kriegerischen Begehnheit kann man aus der Ferne so gut auffassen wie aus der Nähe; kein officieller Bericht, mit welcher Absicht er abgefaßt sein möge, kann sie einem geschulten, klaren und wahrheitsliebenden Geiste verdecken, im Gegentheil wird ein solcher die Wahrheit durch alle Abweichungen hindurch leicht auffinden. Was aber die Einzelheiten betrifft, so sind auch Augenzeugen keine durchaus stichhaltigen Zeugen, und wenn man sich im Garten der Einzelheiten ergehen will, so wird man oft für drei oder mehr verschiedene Darstellungen drei oder vier verschiedene Augenzeugen anrufen können. Viele Controversen ganz unnützer Art werden oft in die allgemeine Kriegsgeschichte durch die Misachtung der hier aufgestellten allgemeinen Wahrheiten hineingetragen, besonders bei solchen Gelegenheiten, wo subalterne Offiziere es für nothwendig halten, Heldensstücke, die sie verrichtet haben wollen oder auch wirklich verrichtet haben, geltend zu machen, während sie vielleicht von der allgemeinen Kriegsgeschichte nur deshalb nicht erwähnt worden sind, weil dies gegen Sinn und Geist einer vernünftig geschriebenen allgemeinen Kriegsgeschichte ist. Und die unvernünftigen Homere unvernünftiger Achille machen auch aus diesem Umstande allzu oft eine Waffe gegen die rechte wahre Kriegsgeschichte. Jeder aufrichtige und tüchtige Soldat wird Beispiele zu demjenigen vorbringen können, was wir hier besprochen haben, weil es uns der Beachtung in hohem Maße werth schien.

Was den Zweck des erzählten neapolitanischen Reiterangriffs betrifft, so muß ich voraussetzen, daß er stattfand, um das Vorrücken der Brigade Milano bis zum Abfahren der erwähnten neapolitanischen Batterie an der Straße nach Capua zu verhindern.

- Nachdem der Reiterangriff von uns abgeschlagen war, kamen sogleich die neapolitanischen Tirailleurs wieder zum Vorschein und unterhielten über die Dichtung hinweg, an deren einem Rande wir standen, ein lebhaftes Feuer. Es ist niemals leicht, eine Plänkler-

lette, die an einem Walde oder Buschsaume halt gemacht hat, wieder vorwärts zu bringen. Im vorliegenden Falle ward mir dies um so schwerer, da die Bersaglieri durch den drohenden, ihnen mindestens fünffach überlegenen Reiterangriff, wenn sie ihn auch abgeschlagen hatten, dennoch etwas eingeschüchtert waren, und als sie jetzt, um in der vor mir angestrebten Richtung vorwärts zu kommen, sich immermehr rechts halten und dabei ein vollkommen freies, durchaus nicht mit Bäumen besetztes Terrain auf wenigstens 250 Schritte zu überschreiten oder zu durchlaufen hatten. Während ich einen Augenblick darüber nachdachte, wie es am besten anzustellen sei, sie lebhaft vorzuführen, erhielt mein Falber einen Flintenschuß ins linke Vorderbein. Er war gelähmt, und das tapfere Thier weiter zu gebrauchen war eine reine Unmöglichkeit. Vergebens sah ich mich nach meinen andern Pferden um. Erst am Abend erfuhr ich, daß Ronchetti meinen Braunen, den Giorgio, genommen hatte, und daß der Schimmel, den Sergeant Kastelli ritt, sobald er ins ernste Feuer kam, seinen Reiter zu wiederholten malen auf die harte Chaussee gesetzt, mehrere Zügel zerrissen und den Reiter gezwungen hatte, aus dem Feuer umzulehren.

Den Falben, den ich zurückführen lassen mußte, hoffte ich zu heilen; Catenacci gab mir vorläufig seinen nichts weniger als guten, doch immerhin brauchbaren Gaul, und da es für ihn sehr schwierig war, ein anderes Pferd im Augenblick zu finden, folgte er mir von nun an zu Fuß, soweit es einem Fußgänger möglich war.

Während ich den Gaul Catenacci's bestieg, bemerkte ich, wie die Avantgarde der Brigade Eber, die ungarische Legion und die Fremdencompagnie (*Compagnia estera*), das Ganze vielleicht 250 Mann stark, eben links von der Straße nach San-Angelo abbog, um sich im Laufschrift auf den rechten Flügel der mailänder Bersaglieri zu setzen. Sie kamen im Augenblick etwa 400 Schritte südlich des meist tiefeingeschnittenen Weges zu stehen, welcher von der Straße nach San-Angelo bei dem Hause di Napoli nach dem

Wege von der Capuaner Straße zum Wege nach der Scafa di Formicola läuft, und in letztern nahe beim Hofe Ambrosio ausmündet. Dies war gerade die Richtung, in welcher ich die mailänder Bersaglieri hätte haben mögen, wie die Sachen gegenwärtig standen. Es war indessen gleichgültig, ob mailänder Bersaglieri, ob ungarische Legion. Ich rief daher den Milanesen nur zu: „Wer wird jetzt der erste sein? Mailänder oder Ungarn?“ und ritt zu den letztern, um sie mit ähnlichen Worten vorwärts zu treiben.

Mit der alsbald vorgeschickten Plänklerkette ritt ich selbst, die Reserve sollte geschlossen rasch folgen. Die Königlichen wurden von den bloßen Plänklern überall zurückgedrängt; diese letztern zogen sich auch trotz wiederholter Abmahnung sehr weit auseinander. Ich hatte mich so daran gewöhnt, die Soldaten italienisch anzureden, daß ich es auch bei der ungarischen Legion that. Catenacci machte mich später auf diesen Umstand aufmerksam. „Warum reden Sie“, sagte er zu mir, „mit den Ungarn nicht deutsch? Sie verstehen ja meist nicht italienisch.“ Nun weiß ich nicht, ob es Catenacci bekannt war, daß die ungarische Sprache von der deutschen verschieden ist; wenigstens habe ich manchen gebildeten Italiener gefunden, dem es nicht bekannt war, und wenn ich mich nicht sehr irre, war einst an der Generalstabstafel außer mir der Hauptmann Vedova, der 1849 in Ungarn gedient hatte, der einzige, welcher von dem Unterschiede wußte. Jetzt weiß ich nun freilich auch, daß die sogenannte ungarische Legion außer den Offizieren vielleicht kaum 10 Proc. Ungarn enthielt; der Rest war von allen Nationen, und zwar fand ich später zu meinem Erstaunen, daß eine ganze Menge Deutsche und vor allem auch — Preußen in der sogenannten ungarischen Legion dienten. Ein gleiches Verhältniß bestand in den ungarischen Husaren, welche alle die Krone des heiligen Stephan an der Mütze trugen. In diesem letztern Corps fanden sich neben den andern Nationen auch viele Italiener. Schwindel über Schwindel! Ich kannte ihn damals

noch nicht, obgleich ich freilich den Commandanten der ungarischen Legion mit einem ungarischen Namen, Megporoddy, seine Leute im schönsten Wienerisch hatte anreden hören. Ich bemerkte hierbei, was mir auch erst später mitgetheilt ward, daß unter den Offizieren der ungarischen Legion gar mancher Deutsche war, von denen aber die meisten ihre Namen ins Ungarische übersezt hatten. Catenacci hatte also noch weit mehr recht, als er selbst denken konnte.

Wir waren nach einigen kurzen Halten fast im Lauffschritt bis zu demselben Abschnitte vorgebrungen, an welchem am 19. September der ernste Kampf sich entsponnen hatte, jenem Abschnitte, welcher sich links an den Hof Saullo anlehnt. Der Leser erinnert sich wol leicht der Gegend. Rechts lehnt derselbe Abschnitt sich an den Hof Ambrosio. Die Plänklerkette der sogenannten Ungarn befand sich beiderseits des Hohlweges, längs welchem wir vorgerückt waren. Der Hof Ambrosio mag etwa 200 Schritte rechts von dem Hohlwege liegen, der rechte Flügel der Plänklerketten war noch etwa 100 Schritte von dem Hofe Ambrosio entfernt. Der letztere liegt 1400 Schritte von den nächsten Theilen des Hauptwalles von Capua. Vornwärts des Abschnitts, auf welchem wir uns jetzt befanden, war freies Terrain. Auf diesem sah ich plötzlich eine dichte Reitermasse vorbrechen; wie sich nachher ergab, war es die ganze Reservecavalerie der Königlischen, welche auf 1000—1200 Pferde angegeben ward. Auf dem rechten Flügel der Plänklerkette hatte ich vor mir Carabinieri zu Pferde. Ich sah rechts von mir den Hof Ambrosio, der mit einer niedern Mauer umgeben ist. Diese gewährte vortrefflichen Schutz gegen Cavalerie. Ich rief also den Leuten zu: nach dem Hause dort! Ich selbst ritt voran und war bald im Hofe. Die Leute der ungarischen Legion folgten mir auch sogleich und gaben den Ruf weiter. Catenacci, wie man sich erinnert, zu Fuß, den gezogenen Säbel in der Faust, erreichte mit den ersten 12 Mann einen großen Baum, etwa 50 Schritte von dem Hofe. Dort machte

er halt; er sah, daß er bis in den Hof selbst nicht mehr gelangen könne; die Leute gruppirtten sich um ihn und den Baum. Augenblicklich kam eine Reitereschwadron auf den kleinen Klumpen los. Ich hielt ihn für verloren; jedenfalls war zum Widerstand nichts Besseres zu thun, als was Catenacci gethan hatte; also nicht einmal mit einem guten Rathe hätte ich helfen können, viel weniger mit der That. Vergebens sah ich mich noch immer nach der Reserve um, die wahrhaft im Schneidenschritt vorgegangen sein mußte, da man immer noch nichts von ihr erblickte. Etwa 20 Mann, die ich beim Hofe, an dessen nördlicher Seite gefunden hatte — wahrscheinlich waren sie von der Division Medici, liefen trotz meines Zurufs, in den Hof zu kommen, davon, sobald sie die Cavalerie sahen.

Die Lage war also diese: ich allein im Hofe, 50 Schritte von mir Catenacci mit seiner Hand voll Leute, noch weiter gegen den Hohlweg zu eine andere kleine Gruppe; was sich jenseit des Hohlwegs befand, konnte ich wegen des Baumschlags nicht mehr sehen. Auf 20 Schritte waren die neapolitanischen Carabinieri bereits an die Gruppe Catenacci's herangekommen, und noch immer feuerte diese Gruppe nicht. Catenacci sagte mir nachher, er und die Leute hätten mit stummer Resignation das Herankommen der Feinde erwartet, um im Handgemenge mit Säbel und Bajonnet ihr Leben theuer zu verkaufen.

Da ereignete sich ein Wunder! ein Hagel schwerer Kartätschen kam von der Festung her und schlug nicht in die Gruppe Catenacci's, sondern in die königlichen Carabinieri ein. Diese machten augenblicklich kehrt und gingen zurück.

Catenacci benutzte den Moment, um sich jetzt in den Schutz des Hohlwegs und womöglich auf die geschlossene Reserve, welche erwartet wurde, zurückzuziehen. Südlich des Hohlwegs waren die Carabinieri wirklich zum Einhauen gekommen; wir hatten hier 26 durch Säbelhiebe Verwundete, darunter auch den braven Lieutenant Flügel, der im Spitale zu Santa-Maria wenige Tage darauf starb.

Meine Lage war durch diesen Vorfall um nichts gebessert. Noch immer wimmelte es rings um den Hof von neapolitanischen Carabiniers. Sobald ich den Hof verließ, mußte ich bei der Mangelhaftigkeit des Gauls, den ich ritt, nur einigermaßen kräftig verfolgt, fast mit Nothwendigkeit eingeholt werden. Ich hatte daher einen Augenblick den Gedanken, den Gaul ins Haus zu ziehen, mich selbst in das obere Geschloß des Hauses zu begeben, und falls ich entdeckt würde, mich womöglich zu vertheidigen, bis die Reserve herankäme. Mistlich war auch dieses, da ich meinen Revolver nicht bei mir hatte.

Uebrigens war ich schon entdeckt. Fünf Reiter hatten mich bemerkt und versperrten mir soeben die Ausgänge aus dem Hofe, welche ziemlich enge waren, drei an der nördlichen, zwei an der südlichen Thür. Mich zu ergeben, das fiel mir auch nicht einmal ein. Aber, daß mein Ende nahe sein könnte, schwebte mir ziemlich deutlich vor. Während ich den Degen zog, empfahl ich meine Lieben und meine eigene Seele dem Herrn der Heerscharen, gab meinem Gaul die Sporen, sprengte auf die beiden Reiter an der südlichen Thür los und brüllte sie an: „Plaz, Epizbuben!“ (Via birbanti!) — — — Und sie gehorchten dem Commando, der eine rechts, der andere links; ich mitten hindurch. Mein Gaul ging wunderbar, wie von einer überirdischen Macht geleitet. Einige Pistolenschüsse knallten hinter mir her und Geschreie tönte mir nach. Etwa 600 Schritte östlich vom Hause Ambrosio sah ich die ersten rothen Rappen der Reserve aus einem Hohlwege in der Höhe des Hauses Aballo auftauchen. Da konnte ich es nicht lassen, mich umzudrehen. Ich sah die fünf Neapolitaner einige hundert Schritte hinter mir halten; wahrscheinlich hatten sie mittels ihrer durch die Furcht geschärften Sinne die rothen Rappen früher als ich bemerkt. Ich sendete ihnen ein Hohngelächter zu und war im Nu bei der Reserve; dankte aber Gott von Herzen für die Rettung aus dieser Gefahr.

Nachdem ich wußte, daß die Reserve im Vorgehen zur Unter-

stützung der Mänklerkette war, wendete ich mich links gegen die große Capuaner Straße hin, um die Brigade Milano aufzusuchen. Ich fand ihre äußersten Versaglieriposten etwas hinter dem Hofe Saullo; das Gros hinter der Taberne Virilasci. Ich ließ es zur Unterstützung noch etwas vorgehen; wir trafen auf keinen Feind mehr, nur auf weggeworfene Tornister, Rüszen und namentlich viele „Abrechnungsbüchlein“. Bald erhielt ich den Befehl, den Kampf einzustellen. Es war eben dämmerig, als die Brigade Milano hinter der Taberne Virilasci ihr Bivouak nahm; nur ein einfältiger Schuß von Capua her unterbrach noch hin und wieder die feierliche Stille auf dem weiten Schlachtfelde.

Die Versaglieri und das Regiment Bassini der Brigade Eber standen bei dem Kapuzinerkloster. Auf der Straße nach San-Angelo war außer der ungarischen Legion und der Fremdencompagnie, von deren Verwendung ich eben gesprochen hatte, unter Eber's Befehl nur das Regiment Cossowich vorgegangen.

Die Versaglieri und das Regiment Bassini hatte Türr selbst gegen das Kapuzinerkloster geführt. Wie sich aus dem Rapport des Generals Milbiz ergibt, war dies um 4 Uhr, und Türr hatte nichts mehr vor sich als eine dünne, schon weichende Tirailleurlinie. Ich bemerkte dies ausdrücklich und zwar unter Anführung der Angabe eines dritten, welche mit meiner eigenen Wahrnehmung und mit allen andern Zeitverhältnissen durchaus übereinstimmt, weil Türr, dem es von Tage zu Tage schwerer ward, mir die verdiente Anerkennung zu lassen oder nur nicht zu beschneiden, mir auch bestreiten wollte, daß durch meinen Flankenangriff von der Straße von San-Angelo her die Räumung der Straße von Capua bewirkt worden sei, und behauptete, daß sein Vorgehen gegen das Kapuzinerkloster diesen Erfolg gehabt habe. Jeder Verständige sehe sich die hier einfach erzählten Thatfachen an, deren Wahrheit unbestreitbar ist; vergleiche die Zeiten, die Lage des Hofes Ambrosio und das Kapuzinerkloster, und urtheile dann.

Im Tagesbefehl Garibaldi's über die Schlacht am Volturno heißt es in Bezug auf die Thätigkeit der Reserve:

„Die von Caserta gerufenen Reserven kamen in diesem Augenblicke an. Ich ließ sie in Angriffscolonne auf der großen Straße nach San-Angelo formiren. Die Brigade Milano war an der Spitze, die Brigade Eber folgte, einen Theil der Brigade Affanti ordnete ich in Reserve. Ich befehligte auch die braven Calabresen von Pace zum Angriff, welche ich in dem Busche zu meiner Rechten fand und welche glänzend kämpften.

„Kaum war die Spitze der Colonne aus dem Baumschlag heraus, gegen 3 Uhr nachmittags, als der Feind sie bemerkte und mit Granaten zu feuern begann, was einige Unordnung bei der Entfaltung der jungen Bersaglieri von Mailand hervorbrachte, die voran waren. Doch stürzten diese braven Soldaten beim Sturmruf der Hörner sich alsbald auf den Feind, der nun gegen Capua zu weichen begann.

„Die Ketten der mailänder Bersaglieri wurden bald von einem Bataillon derselben Brigade unterstützt, welches unerschrocken den Feind angriff, ohne einen Schuß zu thun.

„Die große Straße, welche von Santa-Maria nach San-Angelo führt, bildet mit der Richtung derjenigen von Santa-Maria nach Capua einen Winkel von ungefähr 40 Grad, so daß beim Vorrücken der Colonne auf der Straße von San-Angelo sie abwechselnd zuerst nach links, dann erst nach vorwärts entfaltet werden mußte. Als demnach die Brigade Milano nebst den Calabresen ins Gefecht gebracht war, brachte ich rechts von jener erstern die Brigade Eber vor.

„Es war ein schöner Anblick, die ungarischen Veteranen ins Feuer gehen zu sehen, mit derselben Ruhe und Ordnung, wie auf dem Exercirplatz. Ihre unerschütterliche Unerschrockenheit trug nicht wenig zum Rückzuge des Feindes bei.“

Man sieht, daß der Thätigkeit der Reserve in dem Tagesbefehl ein schöner Platz eingeräumt ist. Ich muß gestehen, daß ich mich

sehr gefreut haben würde, meinen Namen in diesem Tagesbefehl, in dieser Aufzählung der Wirkungen der Reserve zu finden; keiner hatte dies an dem Tage mehr verdient als ich. Man erlaube mir daher wenigstens einige Bemerkungen zu dem Tagesbefehl, der im ganzen die Thätigkeit der Reserve richtig schildert.

Von der erwähnten Unordnung bei den mailänder Bersaglieri habe ich gar nichts bemerkt, obgleich ich doch gerade im Anfange des Gefechts immer bei ihnen war. Es fällt mir hierbei ein, daß Türr es liebte, überall dort, wo ich commandirte, „Unordnung“ zu sehen; er las dieselbe allmählich sogar aus meinen Rapporten heraus. Aus einem aufrichtigen Rapport, dessen Verfasser ihn nicht geschrieen hat, um sich selbst zu verherrlichen, sondern um den Truppen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wird dies immer leicht sein. Daß ein Commandant einer größern Schar einmal, namentlich in einem Terrain wie jenes, auf welchem wir kämpften, ein Bataillon eine Zeit lang aus den Augen verliert, daß er überhaupt nicht jeden einzelnen Soldaten am Bindfaden hält, weiß jeder Mann; tabelnswerth ist er deswegen nur, wenn er keine geschlossenen oder versammelten Reserven hat, was wol andern, mir niemals passirt ist. Richelieu verlangte ja nur drei beschreibende Worte, um einen Menschen an den Galgen zu bringen. Es erscheint mir immer nothwendiger, auf diese anscheinenden Kleinigkeiten ein wachsamcs Auge zu haben, da ich in allen Revuen die Namen Türr und Eber, Eber und Türr umherschwirren sehe, wo ich nicht genannt bin und doch der erste sein sollte, der genannt würde.

Die mailänder Bersaglieri wurden nicht von einem, sondern von zwei geschlossenen Bataillonen der Brigade Milano unterstützt.

Von der Brigade Eber ging nur die ungarische Legion, die Fremdencompagnie und das Regiment Cassowich auf der San-Ange-lostrafse vor, und nur die beiden erstern Truppentheile setzten sich auf den rechten Flügel der Brigade Milano und nahmen am wirklichen Gefecht theil.

Die Tapferkeit der ungarischen Legion wird mit Recht gelobt, aber freilich bestand diese Legion weder aus Ungarn noch aus Veteranen, und nur die Jägerkette der Legion, welche ich vorwärts führte und weil ich sie vorwärts führte, verdient das Lob mit Recht; die geschlossene Reserve könnte wegen ihres langsamen Nachrückens mit viel größerem Recht getabelt werden.

Weshalb die „Ungarn“ besonders belobt werden mußten, wird keinem Klarsehenden ein Räthsel sein.

Fast als eine Merkwürdigkeit muß ich es noch erwähnen, daß in Garibaldi's Tagesbefehl des Vorrückens Litt's gegen das Kapuzinerkloster mit der einen Hälfte der Brigade Ober gar keine Erwähnung geschieht!

XIX.

Vierzehn Tage in Santa-Maria.

Als ich am Abende des 1. October nothdürftig und soviel es sich thun ließ für eine Herzstärkung unserer Truppen gesorgt hatte, welche mindestens für diese Nacht und Gott wußte wie lange draußen auf Vorposten bleiben mußten, begab ich mich nach Santa-Maria zurück. Bismlich ermattet ließ ich mich am Capuaner Thor, in dessen Nähe meine Pferde in einem Hofe untergebracht wurden, auf dem Banquet der dortigen Erdverschanzung nieder, um vorerst noch einige Offiziere zu erwarten, die mit verschiedenen Aufträgen entsendet worden waren. Hier gesellte sich ein Calabrese, allem Anschein nach ein Offizier, zu mir, mit dem ich mich über die Ereignisse dieses denkwürdigen Tages unterhielt. Da ich über den Zusammenhang der Dinge und über die entscheidenden Augenblicke die beste Auskunft geben konnte, so sammelte sich bald ein Kreis von Offizieren und Soldaten der Truppen, die in der Stadt am Thore bivouakirten, um mich, und über dem lebhaften Fragen, welches das beste Zeugniß von dem Interesse meiner Zuhörer ablegte, vergaß ich fast alle Müdigkeit.

Plötzlich vermißte ich mein Taschentuch, welches mir doch, da ich stark schnupfte, höchst nöthig war. Ein zweites hatte ich nicht, denn außer einer wollenen Campirdecke hatte ich durchaus kein Gepäck von Caserta mit mir genommen, als wir am Mittage ausrückten. Da erbot sich einer der Soldaten, mir zwei Taschentücher verlaufen zu wollen. Er schleppte denn auch auf meine Zustimmung

mung richtig zwei sonderbare Lappen herbei, für welche ich dankbar 35 Bajocchi baar erlegte, und welche ich der Merkwürdigkeit halber, obgleich so manches andere verloren gegangen ist, richtig mit nach Büttrich gebracht habe.

Als die von mir erwarteten Meldungen eingelaufen waren und ich sah, daß draußen anhaltende Ruhe herrschte, gedachte ich auch für mich einige Ruhe zu suchen und schlenderte nach meinem alten Quartier im Hause della Curte. Da fand ich denn richtig schon einige meiner Offiziere und die andern fanden sich später auch ein, sodaß die ganze Familie glücklich zusammenkam.

Unsere Aufnahme war heute —, aus welchen Gründen wollen wir unentschieden lassen — eben nicht die freundlichste. Kanonikus und Nationalgardehauptmann klagten über die drückende Einquartierungslast, Lebensmittel sollten gar nicht vorhanden sein.

Was nun die Einquartierungslast betraf, so erfuhr ich auf mein Befragen, daß Oberst Fardella mit seinem Stab im Hause seine Wohnung habe. Da dieser für die Nacht sicher auf Vorposten war, war Platz genug für uns. Dieser Punkt also war erledigt; große Lust, länger als ein paar Stunden im Hause della Curte zu bleiben, verspürte ich nach den Gesichtern, welche uns hier geschnitten wurden, durchaus nicht.

Der Punkt der Lebensmittel war ein sehr wichtiger, denn wir alle hatten den ganzen Tag gearbeitet und seit dem Vormittag nichts genossen. Auch dieses mußte also erledigt werden; und nach einer Rücksprache mit der alten Haushälterin und Zahlung der erforderlichen Gelder fanden sich denn wirklich Lebensmittel und Getränke in völlig genügender Menge.

Nach einigen Stunden Schlaf war ich am 2. October morgens ganz früh auf den Beinen. Es galt gar manches zu regeln, welches am 1. October in der Nacht nicht mehr zu ordnen gewesen war. Unsere Vorpostenstellung war für die Truppen, über welche wir disponirten, ein wenig zu weitläufig und mußte zusammengezogen werden; außerdem waren die Todten zu begraben, die etwa

noch vergessenen Verwundeten zusammenzusuchen. Mit dem Todtengräbergeschäft ward Catenacci, der freilich am wenigsten dazupasste, an der Spitze von Arbeitern, die aus Santa-Maria und der Umgegend requirirt wurden, beauftragt. Ich selbst besorgte die neue Aufstellung der Vorposten und ließ San-Tammaro, welches die Neapolitaner noch am Abend des 1. geräumt hatten, wieder besetzen. Darüber kam der Mittag heran.

Genossen hatte ich nichts, und für den Nachmittag schien es denn doch nothwendig, an etwas Speise und Trank zu denken. Ich verabredete mit meinen Offizieren, daß sie uns ein Diner bei der Marktenderin Puppi's bestellen sollten. Diese junge Dame hatte nach dem Tode Puppi's Anspruch auf dessen Nachlaß erhoben, und da sie sich über ihre Rechte auswies, so war ich ihr dazu behülflich, daß sie schnell in dieselben eintrat, soweit wir überhaupt die Möglichkeit hatten, über den besagten Nachlaß zu verfügen. Sie gründete nun sofort ein Speisehaus am runden Markt von Santa-Maria —, in der „günstigsten Lage“ der Stadt, und auf meine Bestellung versprach sie uns denn auch ein glänzendes Diner, da sie mir einigen Dank schuldig zu sein glaubte, obgleich ich nur meine Pflicht gethan und ihr höchstens etwas schneller als sonst gebräuchlich zu dem Ihrigen verholfen hatte.

Indessen sollte unser Opferfest schmählich unterbrochen werden. Am Nachmittag lebte fast der ganze Stab auf der Straße; der runde Markt war das allgemeine Rendezvous. Ich hatte noch die Brigade Basilicata, welche unter Oberst Corte von Aversa herbeigerufen war, auf die Vorposten spedirt, und dieselbe war seit einiger Zeit abmarschirt, als plötzlich ein Alarm entstand. Eine bunte Menschenmasse, Civilisten und Soldaten, wälzte sich vom Capuaner Thor zum runden Markt und über diesen fort dem entgegengesetzten Ende der Stadt, dem Thor von Caserta zu. Aus dieser Menschenmasse hörte man verworrene Rufe, aus denen ich nur unterschied: „Die neapolitanische Cavalerie kommt!“

Wie auf Commando zogen die sämmtlichen Offiziere, welche

eben am runden Markte sich befanden, die Säbel und hieben auf die Flüchtigen ein. Aber es half nichts. Sich duckend und mit unglaublicher Geschmeidigkeit nach allen Seiten ausbiegend wälzte sich der Schwarm der sicilianischen Soldaten dem Thor von Caserta zu.

Man mußte die Bursche vorerst laufen lassen.

Türr, der ein gesatteltes Pferd bereit hatte, saß auf, ließ ein Fusarenpiquet aufsitzen und jagte zum Capuaner Thor hinaus, theils um zu sehen, woher der Alarm entstanden, theils um dem ausgerissenen Volke Muth zu machen, indem er Reiterei der angeblühten Reiterei des Feindes entgegenwürfe.

Ich gab Commendù den Auftrag, unsere Pferde aufzäumen zu lassen, und schlenderte langsam, ohne mich weiter um die Flüchtlinge zu bekümmern, dem Capuaner Thor zu. Daß der Alarm ein falscher war, lag außer allem Zweifel, denn von unsern Vorposten war keine Meldung gekommen, auch hörte man nicht die geringste Spur von Feuer.

Allmählich hatte sich der Schwarm der Flüchtigen beruhigt und strömte nun nach einigem Besinnen wieder vom Thor von Caserta nach dem von Capua zurück. In der Mitte des Schwarms lief ein langer Schlingel mit einem completeu Regergesicht und brüllte fortwährend mit einer kläglichcn Heulstimme: *Avanti i superiori! avanti i superiori!* (Vorwärts die Offiziere!)

Als er bei mir vorbeikam, heulte er auch mich mit diesem Klageruf an und schwenkte die große tricolore Fahne, welche er in den schwarzen Fäusten hielt. Daß dieser ausgerissene Lump solches wagte, ärgerte mich einen Augenblick so, daß ich ihm mit einem nicht sehr anständigen Zuruf ein paar Jagdhiebe mit meiner Reitpeitsche über die Ohren riß, die sich gewaschen hatten. Jetzt stieß der Kerl ein abscheuliches Klagegeheul aus, setzte sich aber sogleich in einen entschiedenen Trab, und der ganze Schwarm fiel augenblicklich in die gleiche Gangart, um sich den Jagdhieben, die auch ihn treffen konnten, zu entziehen. So ärgerlich mich dies infame Ausreißen gestimmt hatte, bei dem Anblick dieser heulend vorwärts

trabenden Hammelheerde hätte sich niemand des Lachens erwehren können.

Am Thore angekommen brachte ich die Proviantwagen, welche eben im Marsch zu den Vorposten gewesen und nun beim Alarm gleichfalls umgekehrt waren und sich am Thore gestopft hatten, wieder in Ordnung und vorwärts, und bald kam auch Türr mit den Husaren und mit der Nachricht zurück, daß weit und breit kein neapolitanischer Reiter zu sehen sei.

Früherhin hatte ich mich oft darüber verwundert, weshalb sich die Militärschriftsteller der alten Griechen und Römer so eingehend mit den „panischen Schrecken“ beschäftigen und nicht müde werden in der Mittheilung von Recepten zu ihrer Verhütung oder ihrer Bewältigung. Heute ward mir die Sache klar. Bei nordischen Heeren wird so etwas kaum passiren können. Wenn man bedenkt, daß die Infanterie hinter den Verschanzungen am Capuaner Thor gegen jeden Reiterangriff vollständig sicher war, so wird man ein solch schimpfliches Ausreißen kaum begreifen, gerade im Moment, wo es darauf angekommen wäre, auf dem Posten zu bleiben, falls wirklich neapolitanische Reiterei sich zeigte.

Trotz aller Mühe, die wir uns gaben, war es uns unmöglich, den Urheber oder die eigentliche Ursache des panischen Schreckens zu ermitteln. Ich glaube aber, daß irgendein Spion der Königlich- oder sonst ein Reactionär aus Caserta den ersten Alarmruf ausgestoßen hatte.

Alle Läden waren geschlossen, ein großer Theil der Verkäufer war entflohen, unter ihnen auch die Marketenberin Puppi's, sodas wir um unser bestelltes Diner, auf welches wir uns so stark gefreut hatten, schmähslich betrogen wurden.

Am Abend kamen noch die Nachrichten von dem glücklichen Schlage Dixio's und Sacchi's, die auf den Höhen von Alt-Caserta und San-Leucio über 3000 Königlich- von der gegen Neu-Caserta bestimmten und zu spät gekommenen Colonne gefangen gemacht hatten.

Bis spät abends blieb ich mit meinen Offizieren auf der

Straße; da es aber den Anschein gewann, als würden wir mindestens noch acht Tage in Santa-Maria bleiben, so war es angemessen, daß ich mich für mich und meinen Stab um ein passendes Quartier bemühte. Ich sendete daher Commendù zum Syndikus, der denn auch bald eine Quartieranweisung schickte; bei näherer Befichtigung ergab sich aber, daß das angewiesene Quartier bereits anderweitig vergeben war. Da dieselbe Geschichte sich ein zweites mal wiederholte, so ward ich sehr müd und verlangte das persönliche Erscheinen des Syndikus oder der Quartiercommission. Einige Herren der letztern erschienen denn auch nach mehrerem Sträuben, aus dem Schlafe aufgerüttelt, und es erwies sich, daß in dem mir angewiesenen Hause sich allerdings noch ein großes Quartier befand, dessen Besitzer nach Neapel ausgerissen waren und das Logis sorgsam verschlossen hatten. Nicht ohne Mühe ward endlich der Schlüssel aufgetrieben, und um Mitternacht nahmen wir Besitz.

Da wir nun etwa 14 Tage in diesen Räumen gewirthschaftet haben, so will ich von ihnen ein wenig reden, sowie von den Zuständen, die dort theils vorgefunden wurden, theils sich allmählich herstellten.

Das Haus, dicht am runden Markte gelegen, gehörte der Familie de Carolis. Es war gebaut, wie gewöhnlich in diesen Gegenden die herrschaftlichen Häuser. Die vier Flügel umschlossen einen geräumigen Hof, in welchen man von der Straße her durch ein weites Einfahrtsthor gelangte. Von der gewölbten Einfahrt gingen auch die Treppen nach den obern Etagen aus. Hinter dem Hause befand sich ein nicht großer, aber hübscher Garten.

In der Parterreetage befanden sich rings um den Hof Stallungen, Wirthschaftsräume und Wohnungen, die theils für die Hausdienerschaft bestimmt, theils an arme Leute vermietet waren.

In einer dieser Wohnungen wohnte eine Art Major domus, der zugleich Nationalgardist war, mit seiner Gattin, einem ganz hübschen Weibe von etwa 30 Jahren, welches die Wäsche und ähnliches besorgte und allgemein die Maria hieß. Der Major domus wurde nur die Nationalgarde (*La guardia nazional'*)

genannt und verstand sich auf mancherlei Dinge, unter anderm auch auf die Beschaffung gefälliger Frauenzimmer. Bei dieser Gelegenheit entstand die Frage, welche späterhin beim Betreten einer neuen Ortschaft häufig gethan ward: „Ist die Nationalgarde gut organisiert?“ was soviel heißen wollte als: „Gibt es hier junge Damen, die gute garibaldinische Gesinnung haben?“

In einer andern der Parterrewohnungen hauste ein Schuster mit seiner Frau und seinem ältesten Sohne. Die Frau des Schusters, etwa 40 Jahre alt, hatte kein ausgezeichnet angenehmes Gesicht, eher konnte man das Gegentheil behaupten. Dagegen hatte sie ein paar Augen im Kopf, die Löcher in vierundzwanzigfüßige Manern zu brennen vermochten, und in den preussischen Kammern wäre sie mit ihren schlechten rothen Gesinnungen für eine ausgezeichnete Communistin erklärt worden, obgleich sie selbst von dem Dasein eines solchen Wortes gar nichts wußte. Hätten die preussischen Junker und Männer der neuen Ära dieses Weibsbild sprechen gehört, sämmtliche Unterthanen hätten unzweifelhaft geheult: Sie will theilen! Haltet die Taschen fest!

Trotz meiner geringen Ansprüche habe ich immer das Glück gehabt, ein Liebling des schönen Geschlechts zu sein, ein Glück, welches mir selbst dort passirte, wo es mir ein wenig unbequem ward. Und mit dem ganzen weiblichen Hauspersonal liebte mich dann auch, nachdem sie in der ersten Nacht sämmtlich Angst vor mir gehabt hatten, die Schustersfrau mit treuer Schwesterliebe, erzählte mir mit unnachahmlichen Gesten von ihrem ersten Seligen, und machte mir auf meine wiederholten Fragen, ob sie jetzt zwei Männer habe, mit Worten und denselben unnachahmlichen Gesten deutlich, daß sie sich immer nur noch eines Gatten erfreue, obgleich deren zwei ihr durchaus nicht zu viel sein würden. Der Sohn des Schusters war ein junger vielversprechender Künstler von 20 Jahren, welcher nicht bloß Stiefel machte, sondern auch in unserer Küche mehr zu seinem als unserm Vorthail mit aushalf. Ich ließ mir unter anderm von ihm bei dringendem Bedürfniß ein

Paar Stiefel anfertigen, welche ich nicht tragen konnte, weil er sie nach palermitanischer Mode mit feingezahten Lederspitzen vorn über den Zehen verziert hatte. Der Seltenheit halber führte ich dieses Brüderpaar gewissenhaft mit mir nach Zürich. Jetzt ist es verschwunden; wahrscheinlich hat es einen armen Reisenden glücklich gemacht.

Nach und nach tauchten noch mehrere andere Gestalten aus den untern Räumen des Hauses de Carolis auf. Die erste Etage bezog ich mit den Meinen. Die Einrichtung war dort folgende:

Von der Treppe, die aus der Einfahrt aufstieg, gelangte man in einen Vorplatz; aus diesem direct in mein Bureau, das ehemalige Bureau des Advocaten de Carolis; aus diesem in den Salon, in welchem neben einigen Kanapees sich auch ein Pianoforte befand, welches bei Gelegenheit geselliger Unterhaltung von der Contessa, Catenacci und Commendù oder auch von seltenern Gästen stark gemischandelt zu werden pflegte. In dem Salon, auf einem der Kanapees hatte Ronchetti sein Nachtlager aufgeschlagen, weil er, wie er behauptete, in den vorhandenen Betten zu sehr von den Wanzen geplagt wurde. Aus dem Salon gelangte man in das Schlafzimmer Vigo's, aus diesem durch ein kleines Nebencabinet in den gewaltigen Speisesaal. Neben dem Speisesaal befand sich einerseits die Küche, andererseits eine Art kühler Gartensaal, den ich als Arrestlokal für meine Offiziere und Guiden benutzte, in welchem aber auch freiwillig der Großstallmeister Commendù sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Auf einer dritten Seite trat man aus dem Speisesaal in einen Vorflur, von dem man auf einer verborgenen Treppe sowol in den Garten als auf den Hof des Hauses gelangte. Jenseit des Vorflurs befanden sich ein paar Zimmer, in denen der Hauptmann Vedova, Catenacci und noch einige andere Offiziere und Guiden des Stabes schliefen. Hinter diesen Zimmern folgten zwei solche für mich. Es waren zufällig die beiden Schlafzimmer der beiden Hausfrauen der Familie, welchen das Haus gehörte. Die eine dieser Frauen war eine junge Witwe, die schöne und liebenswür-

dige Giulietta, welche ich später zu Caserta kennen lernte. Für jetzt war die ganze Familie nach Neapel geflüchtet.

Aus einem meiner Zimmer gelangte ich auf eine kleine Terrasse, von der ich die Aussicht in den Garten hatte; eine andere größere Terrasse lief längs der Nordseite des Hauses hin und trennte es von dem Nachbarhause.

In jedem meiner beiden Zimmer stand ein mächtiges Doppelbett, bequem genug im Nothfall für vier Personen.

Balcons lagen in der ersten Etage sowol nach der Straße heraus als nach dem Hofe; die letztern gingen ziemlich ringsum und bildeten eine bequeme Verbindung zwischen den Zimmern, die sich nach ihnen hin öffneten.

Ein sonderbarer kleiner Kerl bot sich uns alsbald als Koch an. Er war Sicilianer, hatte unter Ferdinand und noch unter Franz II. gedient, und duldete es mit achtungswerther Anhänglichkeit nicht, daß über seine Könige in seiner Gegenwart geschändet wurde. Meine Offiziere waren alle viel zu gebildet und zu gutartig, als daß sie einem Subalternen gegenüber in solchen Dingen ihr Vorrecht gemisbraucht hätten. Nur einmal gerieth einer von ihnen ein wenig in Hitze und machte Miene, den kleinen Koch — denn als solcher war er wirklich bestens empfohlen worden — zu einem Pöreat auf Franz II. zwingen zu wollen. Aber das Kerlchen hielt zu allgemeiner Genugthuung tüchtig stand und ließ sich durchaus nicht einschüchtern.

Ich weiß nicht mehr, wer den Koch zum Kaplan getauft hatte; doch ward er bald im ganzen Hause so genannt.

Seine Kochkunst erregte keineswegs die allgemeine Zufriedenheit, und endlich schien sich auch herauszustellen, daß der gute Mann uns, wahrscheinlich um seine Könige an uns zu rächen, auch noch bei den Einkäufen auf dem Markte beschiff. Er wurde um so mehr seiner Aemter enthoben, als sich unterdessen ein Ersatz für ihn gefunden hatte, und beschäftigte sich dann vorzugeweise mit der Unterstützung des Schusters in dessen Verufe. Daß er in den paar

Tagen, in welchen er in unserm Dienste gestanden, etwas erworben hatte, zeigte sich in seiner Kleidung, und besonders in einer äußerst bunten Mütze, welche er sich zulegte und welche er für ein entchiedenes Prachtstück zu halten schien.

Der Ersatz für den Kaplan war Maria Luigia oder Maria Luibsch, wie sie gerufen wurde. Maria Luibsch war die Kammerjungfer der Frau de Carolis, und wurde am zweiten Tage auf die jämmerlichen Berichte, welche die Nationalgardienfrau Maria und die Magd Concetta über den Einbruch der Väschkiren in die friedliche Behausung nach Neapel auf irgendeinem Wege gesendet hatten, ausdrücklich von dort nach Santa-Maria geschickt, um für unsern Leib soweit möglich auf unsere Kosten Sorge zu tragen. Als Maria Luibsch erschien, erhielten wir sogleich frisch überzogene Betten, und auch die Küche übernahm sie, wie schon bemerkt, nach wenigen Tagen. Sie selbst, wenn ich nicht sehr irre, hatte die Entdeckung gemacht, daß der Kaplan uns beschiß.

Maria Luibsch, eine Syrakusanerin, war klein, aber wunderbar schön gewachsen; sie mochte etwa 26 Jahre alt sein, ihr Gesicht war von Pockennarben entstellt, hatte dabei aber einen eigenthümlich anziehenden Ausdruck, besonders hatte Maria Luibsch höchst feurige Augen. Die Contessa nannte sie nicht anders als die Löwin, und wirklich mit einer Löwin hatte Maria Luibsch eine auffallende Aehnlichkeit. Leute, die sie nicht leiden mochte, wußte sie sich mit bester Manier, und wenn es nicht anders sein konnte, mit kräftiger Faust vom Leibe zu halten. Mich hatte sie sehr gern, und so oft ich späterhin durch Santa-Maria ritt, konnte ich sicher sein, daß sie mir, auch wenn ich an der Spitze der Division war, nachlief, um mich und mit mir die Truppen aufzuhalten, Neuigkeiten zu erzählen und die mutatio rerum zu beklagen, die im Hause de Carolis eingetreten war, seit ich mit den Meinen es verlassen hatte.

Den ersten Bericht nach Neapel über unser anfangs etwas ungestümes und unter den obwaltenden Umständen nicht sehr freundliches Eindringen in die Wohnung hatte aller Wahrscheinlichkeit

nach ein Subject verfaßt, bei welchem nach langem Suchen der Schlüssel aufgefunden war, welches sich in den ersten Tagen mit einer gewissen Inspectionsmiene in unsern Zimmern umhertrieb und sich selbst den Titel *Giovane da scrivere* oder *Giovane di studio* beilegte, welcher auf deutsch etwa mit Schreiberjunge oder Schreibebursche wiederzugeben wäre. Nach diesem Titel wird der günstige Leser, wenn ich nach dem urtheilen soll, was mir oft selbst bei dem eigenthümlichen Gebrauch des italienischen *Giovane* passirte, sich wahrscheinlich denken, daß besagtes Subject ein Bürschlein von etwa 20 Jahren gewesen sei. Indessen verhielt es sich keineswegs so; der *Giovane* war ein Jüngling, der wenigstens nahezu seine funfzig auf dem Rücken haben mochte.

Türr's Krankheit stellte sich wieder einmal mit äußerster Stärke ein, und er reiste krank am 5. October morgens nach Neapel, wo er trotz seiner Krankheit zum Commandanten ernannt wurde: eine Sache, die mir nicht recht einleuchten wollte, da die Commandanturgeschäfte in der Hauptstadt sicherlich einen kräftigen Geist und einen rüstigen Körper erforderten. Indessen, wie überall, so passirte auch bei der italienischen Südbarmee manches Wunderbare, dem einfachen Menschenverstand nicht recht zugängliche.

Ich mußte nun wieder das Commando der 15. Division übernehmen. Zu ihr gehörten damals die Brigaden Spangaro, Eber, de Giorgis (Milano), La Masa und auf einige Tage auch Basilicata (Corte). La Masa arbeitete eben damals stark an seiner Emancipation und der Gründung einer sicilianischen Division, wovon schon früher die Rede gewesen ist. Da solche Emancipationsgelüste stets sehr störend auf den Dienstgang einwirkten, so mußte der Sache ein Ende gemacht werden, entweder mußte La Masa sich unterordnen oder er mußte aus der 15. Division ausscheiden. Im Einverständniß mit Türr schrieb ich in diesem Sinne an den Kriegsminister, und da eine eigentliche Antwort auf mein Schreiben nicht erfolgte, so bekümmerte ich mich um die emancipationslustige Brigade oder Division oder was sie sonst war, nicht mehr. Später kehrte

die Brigade als Brigade wieder zur 15. Division zurück, erst nach dem Abgange La Maza's und unter dem nominellen Commando des Obersten Corrao, der am 1. October verwundet worden war, unter dem factischen des braven Oberstlieutenants La Porta. Darauf werden wir an passender Stelle zurückkommen.

Die Brigade Spangaro stand bei San-Angelo; die Brigaden Eber und de Giorgis vor Santa-Maria; die Brigade La Maza in Santa-Maria.

* Anfang October begann entschieden schlechtes Wetter einzutreten. Unsere Soldaten bauten sich allerdings Laubhütten, waren jetzt auch gut mit Kleidern versehen; doch schien es mir immerhin nothwendig, bei dem anstrengenden Vorpostendienst, in welchem fast täglich ein großer Alarm entstand und eine Schlacht von Waghäufel oder Raubstadt geliefert ward, etwas für den innern Menschen, sowol materiell als geistig zu thun.

Ich sorgte daher dafür, daß die Soldaten der Division doppelte Weinportionen und ihren Kaffee erhielten. Diese Sache war — dank der Unterstützung des Intendanten Ghiglione — sehr bald geregelt.

Obgleich nun die italienischen Soldaten viel weniger sanglustig sind als die Deutschen, war es mir doch nicht zweifelhaft, daß auch jene durch Gesang ein wenig angeregt und in den mancherlei Leiden, welche ihnen das schlechte Wetter bereitete, aufrecht erhalten werden würden. Ich ließ daher zur Vertheilung an die Truppen die Garibaldi-Hymne in vielen hundert Exemplaren drucken. Alles dieses verfehlte auch seine gute Wirkung keineswegs, und vielleicht war keine einzige Division in dieser ziemlich trüben Zeit so auf dem Damm und so munter als die 15., namentlich die Brigaden Eber und de Giorgis.

Die Garibaldi-Hymne ist in mehrfachen Beziehungen ein historisches Lied, und da sie, wie ich gesehen habe, doch in Deutschland sehr wenig bekannt ist, gebe ich hier eine sehr gelungene Uebersetzung derselben von Georg Herwegh nebst der Musik, die ich einer Freundin verdanke, und füge endlich auch den italienischen Text hinzu.

Garibaldi-Hymne.

Gesungen von den Alpenjägern in den Felszügen von 1859 und 1860.



Die Grä - ber sind of - fen, die Tod - ten er - stan - den, die



Mär - ty - rer al - le auß un - se - ren Lan - den, das Schwert in der



Rech - ten, den Kranz in den Lo - sen, und flammend im Her - zen I -



ta - li - en dich. Nur vorwärts, nur vorwärts, ihr blühenden



Schaa - ren! Laßt flat - tern im Win - de die Ban - ner, die

wah - ren. Auf all' mit dem Ei - sen, auf all' mit dem

Brau - de im Her - zen, dem Brau - de J - ta - llen für

dich! Hin - aus aus J - ta - llen! Hin - aus

nun zur Stun - de, hin - aus aus J - ta -

lien! O Frem - der hin - aus!

Die Erde der Blumen, der Töne, der Lieder,
 Zur Erde der Waffen jetzt werde sie wieder!
 Mit hundert von Ketten die Hand war gebunden,
 Doch nicht ihr entwunden, Regnano, dein Schwert.
 Der Stoch kann, der deutsche, Italien nicht zähmen,
 Ins Joch kann kein Sohn sich der Römer bequemen;
 Italien will nicht mehr die Fremden, die Dränger,
 Will Knecht sein nicht länger am eigenen Herd!
 Hinaus aus Italien u. s. w.

Die Häuser Italiens für uns sind erbauet,
 Und dort an der Donau das Heine man schauet.
 Du stiehst uns das Brot und das Land uns das schöne,
 Doch unsere Söhne, die wollen jetzt wir!
 Zwei Meer' und die Alpen zur Grenze! Uns tragen
 Von Küste zu Küste die feurigen Wagen.
 Hinweg jedes Zeichen der Trennung, der alten!
 Für Italien entfalten wir unser Panier.
 Hinaus aus Italien u. s. w.

Jetzt nicht mehr gesprochen, die Arme bewehret!
 Entgegen dem Feinde die Stirne gekehret!
 Bald sondern uns beide der Alphöhen Schranken,
 Wenn nur Ein Gedanke Italien wird sein.
 Nicht Sieg und nicht Beute kann helfen. Nur schnelle
 Verschlössen dem Räuber Italiens Schwelle!
 Italiens Völker in Eines verschmolzen,
 Die Städte, die stolzen, die hundert in Eins!
 Hinaus aus Italien! hinaus nun zur Stunde!
 Hinaus aus Italien! O Fremder hinaus!

Inno di Garibaldi.

Cantato dei Cacciatori delle Alpi nelle Campagne del 1859 e del 1860.

Si 'schiodon le tombe, si levano i morti;
 I martiri nostri son tutti risorti!
 I brandi nel pugno, gli allori alle chiome,

La fiamma ed il nome d'Italia nel cor!
 Corriamo! corriamo! su giovani schiere!
 Su al vento, su tutte le nostre bandiere!
 Su tutti col ferro, su tutti col fuoco!
 Su tutti col fuoco d'Italia nel cor!

Va fuori d'Italia, va fuori ch'è l'ora,
 Va fuori d'Italia, va fuori o stranier!

La terra de' fiori, de' suoni, de' carmi
 Ritorni qual era, la terra dell' armi.
 Di cento catene le avvinser la mano,
 Ma ancor di Legnano sa i ferri brandir.
 Bastone tedesco l'Italia non doma;
 Non crescon al giogo le stirpi di Roma.
 Più Italia non vuole stranieri e tiranni,
 Già troppo son gli anni, che dura il servir.
 Va fuori d'Italia etc.

Le case d'Italia son fatte per noi,
 E là sul Danubio la casa de' tuoi.
 Tu i campi ci guasti, tu il pane c'involi;
 I nostri figliuoli per noi li vogliam.
 Son l'Alpi e i due mari d'Italia i confini,
 Con carro di fuoco rompiam gli Appennini!
 Distrutto ogni segno di antica barriera!
 La nostra bandiera per tutto innalziam.
 Va fuori d'Italia etc.

Sien mute le lingue, sien pronte le braccia!
 Soltanto al nemico volgiamo la faccia!
 E tosto oltre i monti ne andrà lo straniero.
 Se tutto un pensiero l'Italia sarà!
 Non basta il trionfo di barbare spoglie;
 Af ladri sian chiuse d'Italia le soglie!
 Le genti d'Italia sien tutte una sola!
 Sien tutte una sola le cento città!
 Va fuori d'Italia, va fuori ch'è l'ora.
 Va fuori d'Italia! va fuori o stranier!

Giovanni hatte ich in Caserta gelassen, wo auch mehrere meiner Offiziere als an dem Centralplatze der Armee zurückblieben; ich berief auch Giovanni nicht nach Santa-Maria, da sich hier schon in den ersten Tagen der häusliche Dienst zur Zufriedenheit organisierte und es gut war, daß ein ganz zuverlässiger Mann die Wohnung in Caserta, welche sonst Gefahr lief von andern in Beschlag genommen zu werden, für den Fall einer baldigen Rückkehr dorthin hütete. Aber schon an einem der ersten Tage meines Aufenthalts zu Santa-Maria kam der treue Giovanni dorthin, um mich zu beglückwünschen, daß ich am 1. October wieder einmal durch so manche Gefahr ohne Schaden hindurchgekommen, mir versorglich ein reines Hemd, reine Strümpfe und meine Hausschuhe zu bringen, und mir zugleich von seinen Erlebnissen am 2. October zu erzählen.

An diesem Tage waren, wie man weiß, die Königlichen bis in die Straßen von Caserta vorgeedrungen. Giovanni, sobald er sich überzeugt hatte, daß so etwas zu befürchten sei, hatte alles Eigenthum, welches seiner Obhut anvertraut war, in die Kutsche gepackt, die ich im alten Hauptquartier der Division am 1. October zurückgelassen, war auch den Offizieren und Sergeanten des Stabs behilflich gewesen, das Archiv der Division in der Kutsche zu versorgen, und nun war er an die Eisenbahnstation gefahren, an welcher ein Extrazug für Neapel bereit stand, mit der Absicht, wenn dem Vordringen der Königlichen nicht Einhalt gethan würde, unser ganzes Vermögen auf den Zug zu packen und mit demselben nach Neapel zu fahren. Er wartete kaltblütig; die Königlichen wurden schließlich zurückgejagt, und nun kehrte Giovanni nach dem Palast zurück und packte wieder aus. Ich muß hierbei bemerken, daß unter den Dingen, welche in Giovanni's Obhut standen, sich auch eine nicht unbedeutende Summe baaren Geldes befand. Ende September hatte die Bezahlung unserer Gehalte auf piemontesischem Fuße, sowie der Equipagegelder und anderer Competenzen begonnen. Jeder Offizier bekam dadurch auf einmal oder in kurz aufeinander

folgenden Terminen eine nicht unansehnliche Summe Geldes in die Hände. Dies Geld wurde in Silberpiastern von den Kassen ausgezahlt. Nun ließen wir allerdings alles dasjenige, was voraussichtlich nicht für den Hausverbrauch in nächster Zeit nöthig war, baldmöglichst zu Neapel in Gold umzuwechseln; indessen das Wechselgeschäft konnte nicht alle Tage betrieben werden, und so blieben stets Summen in Silber zurück, welche nicht bloß von mir, sondern auch von andern Offizieren des Stabes Giovanni anvertraut wurden. Ich glaube sehr stark, daß wenn ich Giovanni alle meine Ausgaben überlassen hätte, während ich ihm nur die laufenden überließ, ich dabei ein sehr gutes Geschäft gemacht haben würde.

Giovanni mußte für diesmal nach Caserta zurückkehren. Erst als unser Aufenthalt zu Santa-Maria sich immermehr in die Länge zog, ließ ich ihn auch nachkommen; er übernahm dann die Geschäfte des Major domus auch hier, und wie es mir schien, entdeckte er alsbald verschiedene Unordnungen in der Küche, in welcher Maria Luidsch mit der Nationalgarde, der Nationalgardemaria und dem Schustersohne jetzt ihr Wesen trieben. Eines schönen Morgens vermißte ich dieses ganze Personal. Nach meiner Gewohnheit, um dergleichen Wirthschaftsangelegenheiten und häusliche Zwiste mich nicht zu kümmern, fragte ich auch diesmal nicht nach dem Grunde dieser Abwesenheit und einer gewissen Unruhe, die im ganzen Hause herrschte, wurde auch — da man wußte, daß ich die Topfguckerei nicht liebe, nicht mit Aufklärungen über den Gegenstand behelligt. Doch vermochte ich aus einzelnen beiläufigen Aeußerungen den Schluß zu ziehen, daß Giovanni Unterschleife verschiedener Art aufgefunden, davon einige meiner Offiziere in Kenntniß gesetzt hatte, daß diese darüber wüthend geworden waren, daß das gesammte Hauspersonal bis auf den Schuster dessen Frau und den Kaplan, der mit Grimassen voller Satisfaction zu den Hofbalconen hinauffchaute, von Furcht ergriffen, ausgewandert war. Bald fand es sich wieder ein und unterwarf sich dem von Giovanni dictirten Markt- und Küchenrecht, welches von diesem

nun mit eiserner Faust zu allgemeiner Zufriedenheit auch zu Santa-Maria aufrecht erhalten ward.

Da ich des 2. October und des Gefechts von Caserta hier gedacht habe, muß ich doch auch noch einer Angelegenheit Erwähnung thun, deren Verlauf ich allerdings nur zum Theil aus eigenem Wissen, im übrigen von Hörensagen kenne.

Herr G. Rasch, der sich als Correspondent einiger deutschen Blätter in Neapel aufhielt, schrieb eines Tages zwischen dem 19. September und dem 1. October an mich, sprach mir den Wunsch aus, meine persönliche Bekanntschaft zu machen, und fragte mich nach meiner Wohnung und der Zeit, wo er mich sprechen könne. Ich antwortete ihm, indem ich ihm meine Wohnung im Palast von Caserta bezeichnete; über die Zeit, wo er mich sprechen könne, konnte ich ihm selbstverständlich keine Mittheilungen machen, da diese durchaus von den Begebenheiten abhängig war. Ich weiß nicht, wie Herr Rasch dazu kam, gerade am 2. October nach Caserta zu fahren, um mich aufzusuchen, da er doch zu Neapel an diesem Tage bereits Nachricht von der Schlacht am Volturno haben mußte und wol denken konnte, daß ich alle Hände voll zu thun haben, auch voraussetzen konnte, daß ich nicht gerade im Schloß zu Caserta zu finden sein würde. Kurz, er fuhr nach Caserta und gerieth hier noch während des Verlaufs des Kampfes zwischen unsere Soldaten. Hier ward er, so erzählte man mir bald darauf, für einen „Spion“ gehalten — aus welchen Gründen ist mir natürlich unbekannt —, kam in Gefahr süßlirt zu werden, und ward nur durch mein Antwortschreiben gerettet, welches er bei sich führte und zur rechten Zeit hervorzog.

Das Privatleben im Hause de Carolis war ein ziemlich bewegtes. Wir hatten viele Besuche; die Contessa kam sehr oft und musicirte mit Catenacci und Commendù; auch Offiziere von der Division ließen sich sehen, wenn es ihr Dienst erlaubte. Am 10. abends hatte ich auch das Vergnügen, Herrn Rega, meinen freundlichen Wirth von Mugnano, bei mir zu sehen, der als Offizier der

mobilisirten Nationalgarde aus dem jenseitigen Principat jetzt in Caserta stand und mit mehreren Kameraden nach Santa-Maria kam, um mich und die in jenen Gegenden unvergessene, nunmehr auf Vorposten befindliche Brigade Milano zu besuchen, für welche ich ihm einen Paß mitgab.

Eines schönen Tages kam dann auch der Eigenthümer unserer jetzigen Wohnung, der Advocat de Carolis an, um sich sein von den Baschkiren in Besitz genommenes Haus und die Baschkiren selbst anzusehen, die in demselben wirthschafteten. Er erschien in Nationalgardenumform, wahrscheinlich um seine gute Gesinnung zu bekunden. Denn der nächste Grund seines Besuchs war offenbar der folgende. Ronchetti hatte neben mehreren ähnlichen auch einen Brief in unserer Wohnung entdeckt, welcher von einem jetzt in Capua befindlichen königlichen Offizier herrührte und an eine Verwandte des Hauses, eine „cara Antonetta“, adressirt war. Dieser Brief war vom 12. September datirt, und es war darin unter anderm bemerkt, daß die Garibaldiner beabsichtigten, Caserta und Santa-Maria zu invadiren. Der Brieffsteller zweifelte an der Wahrheit dieser Behauptung, betitelte uns, die Garibaldiner, aber in seinem Briefe nicht aufs allerfeinste. „Canaille“ war die Durchschnitsbenennung. Ronchetti fragte mich um meine Meinung, was mit dieser Art Briefe aufzustellen sei. Ich sagte ihm, er möge den eben näher bezeichneten einen für alle mit einem höflichen Schreiben an den Herrn de Carolis nach Neapel senden, da er an eine Dame gerichtet sei, und dabei zugleich in meinem Namen eine Einladung an den genannten Herrn richten, uns nächster Tage zu besuchen, damit er die „Canaille“ näher kennen lerne. Hierauf erschien der Herr, frühstückte mit uns und schied von uns, wie ich glauben muß, mit der besten Meinung. Wenigstens muß ich dies aus den Besuchen angerer Familienglieder schließen, die nun nach und nach auch ankamen und mich nicht blos in Santa-Maria, sondern auch später noch, als ich schon nach Caserta zurückgekehrt war, aufsuchten.

Zur ihnen gehörte auch der junge Abbé Panico, ein vollständiger Unitarier und seit den Octobertagen wenigstens auch vollständiger Mazzinist, der von mir die Vergünstigung erbat, als mein Ehrenkaplan dienen zu dürfen, eine Vergünstigung, die ich ihm, da sie der Staatskasse nichts kostete, gern gewährte. Wir werden später auf diesen jungen Mann, der eine große Anhänglichkeit an mich hatte, mich durch selbige in manchen Momenten allerdings langweilte, andererseits aber dafür auch wieder weidlich belustigte, noch zurückkommen.

Daß es an Gefechten von Waghäusel und Wiesenthal nicht fehlte, kann man sich bei der geringen Entfernung, auf welcher die Vorposten einander gegenüberstanden, leicht denken. Bald wurden auf dieser, bald auf jener Seite zuerst Gespenster gesehen: ein beliebiger Baum — und deren waren auf unserm Terrain sehr viele vorhanden — erschien bald dem neapolitanischen Vorposten als ein Garibaldiner, bald dem garibaldinischen als ein Neapolitaner, der hinterlistig die ganze Armee vernichten wollte; Häuser wurden zu Colonnen, und je unbeweglicher sie in Wirklichkeit standen, desto schneller marschirten sie in der Phantasie. Nun schoß irgendein Dichter auf dieser oder auf jener Seite seine Flinte ab, wie streng die Sache auch verpönt, welche guten Lehren auch gegeben sein mochten; dann ward natürlich von der andern Seite herübergeknallt, und bald lief die Knallerei über die ganze Vorpostenlinie. Die Brigaden, welche die Unterstützungen der Vorposten bildeten, mußten nothwendig auf unserer Seite bei der Nähe an Capua jedesmal unter Gewehr treten, wie sehr die Commandanten immerhin überzeugt sein mochten, daß die Sache unter zehnmal neunmal bloßer Unsinn sei; denn zufällig konnte diesmal das zehnte mal sein; die Neapolitaner hatten dies nicht nöthig, weil sie sich auf die Festung Capua stützten und in dieser gegen einen Ueberfall immer sicher waren.

Die vernünftigen Offiziere schämten sich des Unsinns; die unvernünftigen aber machten aus jeder solchen unsinnigen Knallerei

eine Schlacht und eine Heldenthat, und diese Schlachten und Heldenthaten spukten in den europäischen Zeitungen herum, und eine Menge Helden kamen dabei zum Vorschein, über deren Heldenthum nur Europa, die Südmarmee dagegen gar nichts wußte, und die man vielmehr als Vogelscheuchen in einem Heldenader ganz gut hätte gebrauchen können.

Man kann nicht genug darauf dringen, daß bei einer phantastischen Armee —, und jede junge Armee ist das —, der Vorpostendienst mit möglichst wenig Posten und soweit als irgendmöglich mit Patrouillen betrieben werden sollte. Von meiner Seite geschah in dieser Beziehung alles nur Mögliche; indessen ein einziger bringt in diesen Beziehungen nur allmählich durch, und wenn auch in den von mir commandirten Truppen alle nach meinen Anweisungen gehandelt und sie richtig verstanden hätten, so würde es ihnen noch wenig genutzt haben, da nicht alle Truppen vor Santa-Maria unter meinem Commando standen, und der Unstern auf einem ganz beliebigen Punkt der Linie seinen Anfang nehmen konnte.

Ich für meine Person blieb während dieser Gefechte von Waghäufel und Wiesenthal in der Regel ruhig im Bette; nur zweimal erinnere ich mich herausgesprengt worden zu sein. Gewöhnlich, wenn mir gemeldet wurde, daß die Knallerei wieder losginge, befahl ich lediglich unsere Pferde zu satteln und sandte einen Offizier mit einem Guiden aus Capuaner Thor, um sofort sichere Nachrichten erhalten zu können. Meine Toilette nahm nie mehr als fünf Minuten in Anspruch, sodaß ich sicher war, im Ernstfalle rechtzeitig auf den Platz kommen zu können.

Das erste mal, als ich hinausging, hatte ich eben von Sirtori die Anzeige erhalten, daß Cosenz über die sämtlichen Truppen zu Santa-Maria jetzt den Befehl übernommen habe. Nun fing an demselben Abend die Knallerei stärker als gewöhnlich an. Da glaubte ich, daß Cosenz selbst irgendeinen Offensivplan habe, und saß auf. Ich traf mit meinem vollzähligen Stabe Cosenz beim

alten Amphitheater, erfuhr von ihm, daß er durchaus nichts beachtliche, und wußte nun, daß es wiederum nur die alte Knallerei sei. Vom Capuaner Thor, wo sie schon aufhörte, ritt ich noch mit Cosenz ans Thor von San-Angelo. Auch dort stellte sich Ruhe ein, als wir kaum dort erschienen waren, und bald rückte alles in seine Stellungen, ich rückte ruhig auf mein Lager wieder ein.

Das zweite mal war ich eigentlich selbst daran schuld, daß ich —, diesmal übrigens nur beinahe — aus dem Bett gesprengt wurde. Einer meiner Offiziere, von dessen Tapferkeit ich keine große Meinung hatte, beklagte sich darüber, daß ich ihn nie zu Sendungen auf die Vorposten — die wenigstens theilweise über halbfeindliches Terrain gingen — verwende. Da ich nun für meine Meinung durchaus keinen bestimmten Grund hatte, dieselbe vielmehr nur auf meinem Instinct beruhte, da ich durchaus nicht die Absicht hatte, den Mann zu beleidigen, und er hier vielleicht geprüft werden konnte, so sendete ich ihn eines Abends, als es schon dunkel zu werden begann, mit einem Auftrage nach San-Angelo zu Spangaro.

Der Offizier mochte kaum eine halbe Stunde fort sein, und ich hatte mich bereits — allerdings sehr früh, aber nur infolge außerordentlicher Anstrengungen den ganzen Tag über — ins Bett gelegt, als die gewöhnliche Knallerei stärker als jemals ihren Anfang nahm. Einer meiner Offiziere nach dem andern kam herein, um mir zu sagen, daß die Neapolitaner einen großen Ausfall gemacht hätten, daß sich das Gefecht auf der ganzen Linie entsponnen habe. Als der erste kam, befahl ich, wie gewohnt, die Pferde zu satteln; als der zweite kam, sagte ich, man solle ordentlich aufpassen, und wenn das Gefecht wirklich am Thor von Capua oder von San-Angelo sich entspinne, mir Nachricht geben. Bald darauf trabten unsere Pferde in den Hof. Es regnete. Als der dritte Offizier kam —, ohne daß indessen das Gefecht seitdem sich genähert hatte, wie ich von meinem Bett aus deutlich unterschied —, ließ ich Catenacci rufen und trug ihm auf, aufzustehen und sich am Orte

des Gefechts selbst zu überzeugen, ob etwas Ernstes los sei. Catenacci mochte eine Viertelstunde fort sein, als ein vierter Offizier hereinstürzte und mir meldete, die Neapolitaner seien nach Aussage der zurückgegangenen Posten ganz dicht beim Thore von San-Angelo. Für alle Fälle war es nun doch gut, daß ich mich anzog, und in der That begann ich langsam mir die Strümpfe anzulegen. Der zweite Strumpf war aber noch nicht vollständig an seiner Stelle, als Catenacci mit der einfachen Meldung erschien: „Es ist nichts los. Sie kommen auch schon zur Vernunft.“

Mit einem Fluch für alle Helden von Wiesenthal und Waghäusel warf ich meine Strümpfe weit weg und mich wieder aufs Bett.

Später ermittelte ich über den dummen Vorfall etwa Folgendes:

Der Offizier, von welchem mir mein Instinct gesagt hatte, daß er für meine Art Generalkabsdienst im Felde nicht gerade besonders tauge, war aus dem Thore von San-Angelo hinausgeritten, um sich zu Spangaro zu begeben. Wenige hundert Schritte vorwärts der Barrilade des Thores bemerkte er in dem Baumschlag etwas Weißes. Dieses Weiße waren nichts anderes als die weißen Lagerbeden, welche verschiedene Bataillone unserer Truppen führten und an bandouilliers über die Schulter trugen; die angewiesenen Männer waren von unserer Seite auf Vorposten, und es hätte meinen Boten nur noch hundert Schritt vorwärts gekostet, um sich davon zu überzeugen. Indessen seine lebhafteste Phantasie versicherte ihn so stark, daß dort zwischen den Bäumen Franciscaner ständen, daß er es nicht für nöthig und nützlich hielt, jene hundert Schritt vorwärts zu machen, sondern es vorzog, spornstreichs umzukehren.

Bei dieser Umkehr begegnete er dem alten Milbiz und hatte nichts Eiligeres zu thun, als diesem seine Entdeckung nicht als Vermuthung mitzutheilen, und Milbiz ließ auf der ganzen Vorpostenlinie ansagen, daß man auf einen feindlichen Angriff gefaßt sein

möge. Nun war es natürlich kein Wunder, daß auf jedem größern Posten wenigstens eine Schilbwache den Feind vor sich sah und zu feuern anfieng; so lief das Feuer bald über die ganze Linie und auch die Königlichen, die ebenso wenig etwas vom Feinde sahen als die Garibaldiner, waren nicht faul, eine gehörige Knallerei loszulassen.

Ein Glück war es bei alledem, daß wir uns nicht unsere eigenen Leute todt schossen, was sich bei solchen Gelegenheiten, wenn hinterstehende Posten in den eigenen vorgeschobenen den Feind erkennen wollen, nur zu leicht ereignen kann.

Den Offizier, der die ganze Geschichte angerichtet hatte, bekam ich 48 Stunden nachher nicht zu sehen. Als die Gespenster des weißen Lederzeugs der Neapolitaner sich in die weißen Lagerdecken der Garibaldiner aufgelöst hatten, machte er seinen Ritt zu Spangaro, und am folgenden Tage ließ er sich in aller Frühe von Vigo einen Auftrag geben, der ihn für eine längere Zeit entführte.

So wenig ich im ernstesten Gefecht es vermeide mich auszusetzen, glaube ich doch, daß der Soldat die Gefahr nicht aus bloßer Bravade auffuchen soll, um etwa für nichts und wieder nichts einer dummen Kugel die Gelegenheit zu geben, ihm das Lebenslicht auszublasen. Ich ging daher auch nicht ohne die dringendste Veranlassung auf die äußersten Vorposten.

Eines Morgens fuhr ich mit Catenacci nach San-Angelo zu Spangaro hinaus, mit welchem ich über eine ihn betreffende Angelegenheit persönlich zu reden hatte. Der Regen wollte in jener Zeit gar kein Ende nehmen; wenigstens jede Nacht hatten wir einen Guß, der ein paar Stunden anhielt.

Daß unter solchen Umständen trotz aller meiner Fürsorge und des guten Geistes unserer Soldaten diese sehr litten, und daß es viele Kranke gab, kann man sich denken. Bei den Brigaden Eber und de Giorgis (Milano) war die Sache mäßig; soviel ich mich erinnere, stieg hier der Krankenstand kaum jemals über 10 Procent;

anders verhielt es sich bei der Brigade Spangaro, der frühern Brigade Nicotera. Spangaro sagte mir an jenem Tage, daß er kaum 500 dienstfähige Leute habe, und bei der großen Strecke, die er besetzen mußte, kamen die Dienstfähigen kaum vom Posten herunter, sodaß man fürchten mußte, die ganze Brigade würde allmählich ins Lazareth wandern. Der Brigadearzt schrieb in einem Gutachten, zu dessen Abgabe er aufgefordert wurde, den schlechten Gesundheitsstand dieser Truppe außer auf die Strapazen auch auf die geringe Sorgfalt, welche bei der Auswahl der Leute beobachtet war. Das sitzende Handwerk war in dieser Brigade, die aus demokratischen Arbeitervereinen wesentlich hervorgegangen war, sehr stark vertreten, und es fanden sich viele skrofulöse Leute in ihr.

Eine Ablösung der ganzen Division, insbesondere aber der Brigade Spangaro von den Vorposten, wenn dieses nicht, wenigstens eine Beschränkung der Vorpostenlinie, welche von der Division zu besetzen war, dergestalt, daß ich je auf einige Tage eine Brigade gänzlich in Reserve zurückstellen konnte, schien mir unter den obwaltenden Umständen dringend geboten, wenn die Truppe nicht absichtlich ruiniert und unbrauchbar für noch zu erwartende Gefechte werden sollte. In solchem Sinne hatte ich mich bereits an Cosenz gewendet, und jetzt, da ich mich persönlich von dem leidenden Zustand der Brigade Spangaro überzeugt hatte, forderte ich von Spangaro noch einen genauen ärztlichen Rapport, um ihn zur Bekräftigung meiner frühern Aussprüche Cosenz übergeben zu können.

Eine Ablösung war freilich bei der Schwäche der Armee und bei der Länge der Linie, welche wir besetzt hielten, schwierig, da sich eben fast alles auf Vorposten befand. Dies konnte mich nicht abhalten, im Interesse meiner Leute die Ablösung zu verlangen. War sie unmöglich, so erfolgte sie ja doch nicht. Ich nahm hierbei wieder Gelegenheit, auf die Unzukömmlichkeiten hinzuweisen, welche daraus entstehen, wenn man eine junge Freiwilligenarmee wie unsere Südbarmee zu dem geduldigen Ausbarren in einer Vertheidigungsstellung, die Nase dicht am Feinde, verdammt. Offenbar hätten

wir in ein paar tüchtigen Gefechten am rechten Ufer des Volturno, die uns zugleich vorwärts brachten, nicht so viele Leute eingebüßt, als uns jetzt die Krankheiten raubten.

Verschanzungen wurden allerdings auf den Vorposten erbaut; die Brigade Milano erwies sich dabei besonders rüstig, sie hob sich, nur zum Theil mit Hülfe requirirter Bauern, auf der Strecke zwischen der Capuaner Straße und der Straße nach San-Angelo ein vollständiges Retranchement aus. Den Leuten machte diese Arbeit vielen Spaß; der Major Sessa von der Infanterie und die Offiziere von der mailänder Geniecompagnie leiteten die Arbeit, und bei gelegentlichen Spazierritten gab ich selbst die beste Führung der einzelnen Schläge an. Eine andere Schanze, in der Kehl palissadirt und zur Armirung mit Geschütz bestimmt, ließ Garibaldi vorwärts des Retranchement der Brigade Milano links der Straße nach San-Angelo in jener Gegend erbauen, in welcher am 1. October die Colonnen der Neapolitaner über die Straße von San-Angelo hinaus bis auf die Höhen südlich von diesem Dorfe vorgebrungen waren. Diese Schanze hatte den Zweck, für ähnliche Fälle wie am 1. October die wichtige Verbindung zwischen den Linien von San-Angelo und Santa-Maria zu sichern. Ähnliche Verschanzungen wurden bei San-Angelo selbst erbaut. Indessen man weiß, daß alle solche Verschanzungen den Zweck, Truppen für den Vorpostendienst zu ersparen, nur sehr unvollkommen erfüllen.

Im Quartier Spangaro's sah ich auch Proben der Geschosse der neapolitanischen gezogenen Kanonen. Sie schienen mir im ganzen große Ähnlichkeit mit den französischen Spitzgeschossen zu haben. Hier wurden sie als Kerzenstöße verwendet. In jedem war ein Wachslicht aufgepflanzt.

Als wir über unsere Geschäfte gesprochen hatten, begab ich mich mit Spangaro und einigen Offizieren auf die Höhe von San-Nicola über San-Angelo, wo Spangaro sich ein Observatorium ausgesucht hatte. Ich sah hier wieder einmal, was man so oft sehen

kann, wie unvernünftig im Kriege Munition verschwendet wird. Am rechten Volturnoufer auf der Straße, welche von Capua nach der Scafa di Trifisco führt, waren zwei neapolitanische Sechspfünder aufgefahen, welche ein beständiges Feuer auf unsere Vorposten vor San-Angelo am linken Volturnoufer unterhielten. Die Entfernung dieser Sechspfünder von ihren nächsten Zielen betrug schlecht gerechnet 2500 Schritte, und alles, was die neapolitanischen Artilleristen von uns sehen konnten, waren einzelne Posten. Dies klümmerte aber die Deutschen gar nicht, sie feuerten unverdrossen ihre Paßkugeln zu uns herüber; die meisten werden wol in den Volturno gefallen sein, der Rest hat höchstens einige unschuldige Bäume am linken Volturnoufer getödtet.

Auf dem Rückwege von San-Angelo nach Santa-Maria unterhielt mich Catenacci höchst angenehm. Ich hatte ihm schon einige Zeit angemerkt, daß er etwas auf dem Herzen habe.

Er fürchtete nämlich, daß ich ernstlich verliebt sei oder mich ernstlich verlieben könne in eine junge Dame, von welcher er wenig hielt und eruste Gefahren für meinen Geldbeutel sowol als für meine Gesundheit besorgte. Aber eben, weil er glaubte, daß die Bewußte mir beträchtlich ans Herz gewachsen sei, getraute er sich nicht geradezu mit seinen Warnungen und seiner Wissenschaft herauszurücken. Seit zum ersten mal that er dies in unverblümter Weise. Glücklicherweise befand er sich über meine Gefühle in einem vollständigen Irrthum, obgleich ich die Dame allerdings in der Gesellschaft sehr gern hatte. Ich antwortete also noch unverblümt auf seine Andeutungen und ermunterte ihn, nur vollständig seine Wissenschaft zu entfalten, wenn mir auch einiges von seinen Mittheilungen bereits bekannt sein sollte. Das that denn mein Benjamin auch und wußte in höchst anziehender Weise an das Specielle das Allgemeine, eine Art Grundrisses der Philosophie der Liebe, wie er sie sich zurecht gemacht, anzuknüpfen, wobei er vorzugsweise eine ausgedehnte Kunde der verschiedenen Arten verrieth, alle Freuden der Liebe zu genießen, ohne sich den bei minderer Vor-

sicht damit verknüpfsten möglichen Nachtheilen und Gefahren auszusetzen. Dieses Kapitel machte ihn warm und er sprach über dasselbe mit aristophanischer Ungebundenheit und Zierlichkeit, sodaß es ein wahrer Genuß war, ihm zuzuhören, und ich ihm von Herzen für seine Vorlesung ein größeres Auditorium, sowie diesem Auditorium diese Vorlesung gegönnt hätte. Wenn die Welt nicht so demoralisirt und folglich so prüde wäre, so würde ich mich mit Vergnügen zum Dolmetscher von Catenacci's Gefühlen machen. Doch was ist aus der Moralität Deutschlands geworden! Zu Cäsar's Zeit badeten noch die jungen Damen und jungen Herren friedlich miteinander in den Bächen, ohne daß dies den geringsten Anstoß erregte, und jetzt hat man besondere Damencoupsés, in welche nicht einmal der begleitende Bruder oder Gatte, viel weniger der Cousin zugelassen wird, auf den deutschen Eisenbahnen!

Am 12. October hatte ich eine große Freude. Seit Genua kamen die ersten Briefe aus der Heimat von meinem Weibe, von Herwegh und andern in meine Hände. Seit Milazzo bis zur Niederlassung in Caserta hatte ich natürlich nicht heim schreiben können. Aber kaum in Caserta angekommen, hatte ich am 17. September einen Brief abgesendet und am 21. September nach dem glücklich bestandenen Gefecht von Capua einen zweiten folgen lassen. Ein Brief von Caserta nach Zürich oder umgekehrt ging damals zehn Tage, sodaß zwischen jedem Briefe und der Antwort darauf für mich drei Wochen lagen. Meine Nachrichten hatten natürlich in Zürich große Freude erregt und ich erfuhr nun, daß es nach den Umständen gut daheim stehe. Das Marieli hängte jetzt, wie mir Anna schrieb, an sein gewöhnliches Abendgebet noch den Satz an: „Lieber Gott, beschütze meinen lieben Papa in Italien!“

Wie konnte es mir da an Gottes Schutz fehlen? Und nun hatte ich ja wirklich schon wieder einen heißen Tag glücklich hinter mir!

In den ersten Tagen meines Aufenthalts zu Santa-Maria begruben wir daselbst zwei brave Offiziere, die im Spital an den

am 1. October erhaltenen Wunden gestorben waren, den Lieutenant Romualdo vom Bataillon Benuti und den Lieutenant Flügel von der ungarischen Legion. Den erstern kannte ich schon von Genua her. Er war ein junger Mann von 19 Jahren, hoch aufgeschossen, aus den Abruzzern gebürtig und auf einer Militärschule gebildet, wo er sich sehr schöne allgemeine und militärische Kenntnisse erworben hatte. Auf meine Frage: ob er nicht in den Generalstab eintreten wolle, antwortete er ablehnend mit dem Beifügen: er wolle sich schlagen. Der junge Mann hatte auch die sonderbare, aber allerdings sehr weit verbreitete Ansicht, daß der Generalstab nicht zum Schlagen komme, keiner Gefahr ausgesetzt sei. Bisweilen mag die Ansicht zutreffen, aber ich glaube doch nur bei einem schlechten Generalstabe, der das eben nicht ist, was er sein sollte. Romualdo ward auf sein Begehren in die Infanterie eingetheilt und benahm sich bei jeder Gelegenheit mit der äußersten Bravour, wie er sich denn auch stets als einen dienstfertigen Offizier zeigte und trotz seiner schwachen, mindestens zarten Körperconstitution alle Strapazen der Märsche und Lager bestand, ohne jemals ein Zeichen der Ermüdung zu geben. Am 1. October hatte er bei dem Vorbringen der Brigade auf Virilasci eine tödliche Wunde erhalten.

Ich meine es war am 3. October morgens, als ich nach dem Spital von Santa-Maria gehen wollte, um unsere Verwundeten im allgemeinen, vorzugsweise aber Romualdo zu besuchen. Unterwegs begegnete mir die Contessa und erzählte mir, daß ihr durch einen Befehl des Chefarztes der Südarmee der Eintritt in das Spital versagt sei. Es befinde sich da ein Anschlag etwa des Inhalts: „Ein Frauenzimmer, welches sich Gräfin della Torre nennt und vorgibt, bei der Krankenpflege hülfreich zu sein, darf auf keinen Fall in die Spitäler zugelassen werden, welche Befehle sie immer und von wem sie dieselben vorweisen möge u. s. w.“

Nun bat mich die Contessa, ich möge sie mitnehmen. Dies konnte ich nicht wohl abschlagen, aber allerdings konnte ich ihr auch nicht versprechen, sie gegen einen Befehl des Chefarztes Ri-

pari, der offenbar die Verantwortlichkeit für den Gesundheitsdienst in allen Hauptspitälern hatte, einführen zu wollen. Ich wußte, daß die Contessa im Besitz eines Documents von Garibaldi selbst war, in dem die Befehlshaber und Chefs der Dienstzweige angewiesen wurden, der Dame bei ihrem wohlthätigen Werke möglichst behülflich zu sein, und vielleicht respectirten die Aerzte im Lazareth diese Anweisung Garibaldi's als einen höhern Befehl wie denjenigen Ripari's.

Wir gingen also zusammen. Unfern des Spitals trafen wir auf Maffei, der, seitdem die Division Terranova als selbständiger Truppentörper nicht mehr existirte, von mir der Brigade Milano als Kaplan zugewiesen war. Maffei theilte mir mit, daß Romualdo in der vergangenen Nacht in seinen Armen verschieden sei. Da ich fast mit Sicherheit auf die Herstellung des blühenden hoffnungsvollen Jünglings gerechnet hatte, ergriff mich dies sehr. Ich bat den Kaplan, der mit der Familie bekannt war, am Nachmittage zu mir zu kommen, damit ich ihm die nothwendigen Anweisungen betreffs der Uebnahme des Nachlasses und der noch ausstehenden Competenzen des Verstorbenen übergeben könne. Dies geschah denn auch; bei dieser Gelegenheit richtete ich auch ein Trostschreiben an den damals zu Neapel befindlichen Vater Romualdo's.

Sür jetzt setzten wir unsern Weg nach dem Spital fort. An dessen Thor trat uns sogleich ein Cerberus in Gestalt eines Arztes entgegen und verweigerte der Contessa den Eintritt. Ich machte den Herrn auf jene oben erwähnte Anweisung Garibaldi's aufmerksam; doch er berief sich dem gegenüber auf seine bestimmte Consigne, und dagegen ließ sich nun allerdings nicht das Mindeste einwenden. Ich betrat demnach das Spital allein. Es befanden sich nur Schwerverwundete darin; es herrschte insofern einige Confusion, als die Verwundeten nicht nach Divisionen geordnet waren und sich auch keine Namen und weitere Angaben auf den Tafeln über den Betten befanden. Von vielen Unglücklichen angerufen, die

schwerlich noch mehrere Tage leben würden, notirte ich mir gern ihre Namen und ihre Verhältnisse, und nahm es auf mich, sei es den Corps, zu denen sie gehörten, sei es Verwandten und Freunden Nachricht zu geben, damit ihre Interessen wahrgenommen würden. Fülgel fand ich noch lebend, er starb aber wenige Tage darauf und wurde am 7. October begraben.

Eine eigenthümliche Beschäftigung gab mir in der Zeit des Aufenthaltes zu Santa-Maria auch unsere Artillerie. Orsini war erst am 1. October in Caserta angekommen; die Direction der Feldartillerie der Armee hatte bis dahin der Oberst Longo geführt, der am 1. October tödtlich verwundet ward. Orsini wollte nun nach seiner Ankunft bei der Armee die Artillerie „organisiren“, sie auf regelmäßigen Fuß bringen; indessen, da er hierzu absolut keine Mittel, auch nicht einmal Leute mitbrachte, so schien es mir, daß er mehr desorganisiren als organisiren werde. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß es in der Zeit von Anfang Juni bis Ende September, also in fast vier Monaten wol möglich gewesen wäre, ein Artillerie- oder ein Artilleristencorps von hinlänglicher Stärke zu formiren und auszubilden, sodaß nunmehr alle unsere Batterien mit ausreichender Train- und Bedienungsmannschaft versehen werden konnten. Dies war aber nicht geschehen, und man hatte daher von der jetzigen Organisation Orsini's mehr zu fürchten als zu hoffen.

Türr, als er am 5. October morgens Santa-Maria verließ, hatte mir mitgetheilt, daß Garibaldi ihm die beiden Batterien der 15. Division, die gezogene und die Sechspfünderbatterie als persönliches Eigenthum zum Geschenk gemacht habe. Mir gefielen dergleichen Geschichten stets wenig. Ich wußte indessen, daß schon damals viel von einem großen Feldzug vom Jahre 1861 an die Küsten Dalmatiens, um die erwartete allgemeine Insurrection Ungarns zu unterstützen und ihr den nothwendigen militärischen Kern zu geben, sowie von der Bildung einer großen ungarischen Legion in Südbitalien die Rede war. Wenn ich nun auch über die un-

garische Insurrection, bei welcher die eigenthümlichen Verhältnisse der Slaven nie vergessen werden dürfen, meine eigenen Ansichten hatte und das Zustandekommen einer wirklich ansehnlichen ungarischen Legion in Italien 1860 für ebenso unwahrscheinlich hielt als 1859, so schien mir doch das Geschenk an Türr vorläufig entschiedene Vortheile insofern zu gewähren, als es mich in den Stand setzen konnte, unsere Batterien einer organisatorischen Thätigkeit zu entziehen, welche möglicherweise in eine desorganisatorische ausarten konnte.

Bald nach dem Abgange Türr's erschien dann bei mir der Major Anghera und theilte mir mit, daß er von Orsini beauftragt sei, die Organisation der Batterien der 15. Division zu vervollständigen. Ich erwiderte ihm darauf, daß es mir allerdings nur angenehm sein könne, wenn ein höherer Artillerieoffizier einmal diese Batterien revidire und man so zu einer bestimmten Wissenschaft gelange, was denselben eigentlich noch fehle. Nur müsse ich darauf aufmerksam machen, daß das Material dieser Batterien privates Eigenthum des Generals Türr sei, und ich könne daher mindestens nicht zugeben, daß von dem Material der Batterien irgendetwas entführt werde. Damit erklärte sich Anghera einverstanden; nur wünschte er, daß die beiden am 1. October genommenen großkaliberigen langen Haubizen, welche vorläufig der Sechspfünderbatterie zugetheilt worden waren, herausgenommen und durch andere kleinern Kalibers, die besser zu den Sechspfünderkanonen paßten, ersetzt würden. Dies war sehr vernünftig, und ich hatte nichts dagegen. Anghera begann darauf seine Arbeit; wie immer eine fremde Einnischung den Leuten nicht ganz genehm ist, so war es auch hier der Fall. Die Offiziere der beiden Batterien wurden ein wenig unzufrieden und ich hatte manche Klage zu vernehmen. In den meisten Dingen hatte Anghera recht und in solchem Falle beruhigte ich die Artillerieoffiziere um so leichter, da sie alle sehr an mir hingen; in andern mußte ich nothwendig ihre Partei ergreifen, da ihnen brauchbares Material, na-

mentlich Zugthiere entführt werden sollten, um durch minder brauchbare ersetzt zu werden. Im allgemeinen gingen die Dinge ohne ernststen Streit ab.

Endlich am 14. October morgens kam die Nachricht, daß die Division von den Vorposten abgelöst werde.

Bald darauf rückte die Division Bizio durch das Thor von Caserta ein; sie war bestimmt, die beiden Brigaden de Giorgis und Eber abzulösen. Ich sendete Ronchetti zu Bizio, damit er diesem unsere Stellungen zeige.

Der schwachen Division Bizio folgte ein piemontesisches Regiment von Neapel her, welches die Brigade Spangaro ablösen sollte. Meine Brigaden waren sämmtlich nach Caserta bestimmt, wo ich sofort die nöthigen Kasernen für sie ermitteln ließ. Dort glaubte ich für einige Zeit vollständige Ruhe zu haben und namentlich auch die administrative Musterung vollenden zu können, welche durch die Schlacht vom 1. October, nachdem sie kaum begonnen hatte, unterbrochen worden war.

Die Brigade de Giorgis marschirte zuerst nach Caserta ab, dann folgte die Brigade Eber, endlich die Brigade Spangaro, welche am letzten abgelöst worden war. Die beiden Batterien mußte ich in den Stellungen zurücklassen, in welchen sie sich befanden und in denen sie, wie man wol nicht ganz mit Unrecht behauptete, unerfesslich waren. Dies entzog die Batterien allerdings meinem directen Schutze und setzte sie manchen Tracasserien von seiten des Artilleriecommandos aus, gegen welche mit aller Mühe schwer vollständig aufzukommen war. Die Sechspfünderbatterie blieb vor Santa-Maria vor dem Capuaner Thor, wo eine Halbredoute errichtet war, und theilweise an der Eisenbahn, die gezogene Vierpfünderbatterie auf den Höhen von San-Angelo.

Auch meinen Falben mußte ich in Santa-Maria zurücklassen. Ich hatte die beste Hoffnung, daß er wieder vollständig hergestellt werden würde, ich hatte ihn in einem guten Stalle untergebracht und einen Gurt zum Aufhängen des Vorderkörpers mit allem Zu-

beßer angeschafft. Zwei Thierärzte behandelten das brave Roß, wie es den Anschein hatte, mit aller Sorgfalt. Jetzt ließ ich den Guidensergeanten Kastelli bei dem Pferde und ein Thierarzt sollte täglich von Caserta nach Santa-Maria gehen, um die Cur soweit möglich zu fördern.

Als die dienstlichen und privaten Geschäfte beendet waren, stieg ich selbst mit den Offizieren meines Stabes zu Pferde und ritt nach Caserta, wo ich meine frühere Wohnung im königlichen Palast wieder bezog. Giovanni war mit der Stabskutsche, unsern Effecten und unserer Kanzlei vorausgefahren.

XX.

Neuer Aufenthalt in Caserta.

Raum hatte ich mich in Caserta festgesetzt, als ich von Sirtori am 15. October auch schon den Befehl erhielt, eine Recognoscirung auf die Höhen von Alt-Caserta und in der Richtung gegen Limatola hin unternehmen zu lassen. Diesem Befehle folgte noch an dem gleichen Tage der andere, überhaupt die Vorposten zur Deckung der Wege nach Limatola einerseits, über Maddaloni nach Ducenta andererseits zu übernehmen.

Zu der Recognoscirung über Poccianello bestimmte ich das Bataillon Benuti von der Brigade Milano und eine kleine Abtheilung Husaren. Nach dem Frühstück ritt ich mit Catenacci und Cosentini selbst über Poccianello hinaus, um mir die Dinge mehr in der Nähe zu betrachten. Offenbar waren wieder allerlei Nachrichten über ein neues verzweifelteres Unternehmen der Neapolitaner ähnlich jenem vom 1. October eingelaufen, und unwahrscheinlich war ein solches gerade jetzt nicht; denn die Piemontesen waren am 9. October aus dem päpstlichen in das neapolitanische Gebiet eingerückt und zogen gegen Süden hinab. Franz II. konnte daher füglich noch einen Versuch machen wollen, uns das Genick zu brechen, ehe die Piemontesen von Norden herankämen. In der Annexionsfrage hatte Garibaldi nachgeben müssen; die sofortige Annexion Süditaliens an Piemont war jetzt endgültig beschlossen

und Garibaldi hatte selbst auf den 21. October die Abstimmung mit Ja oder Nein für Neapel und Sicilien angeordnet. Victor Emanuel hatte sich selbst an die Spitze seiner Armee gestellt, um Garibaldi wenigstens dies zu ersparen, daß er mit seinem Wsien-fremde Fanti etwas zu schaffen haben müßte.

Als ich mit meinen Begleitern über Poccianello hinaus war, sah ich schon das Bataillon Benuti auf den Höhen rechts des Weges nach Limatola bei einem alten Thurme und ein Detachement bewegte sich gegen Alt-Caserta. Ich sendete Cosentini den vielgewundenen Weg nach den Höhen hinauf und blieb dort, wo ich am besten übersehen konnte, was sich oben begab, mit Catenacci zurück. Um uns beide sammelten sich Landleute aus der Gegend. Der Gesinnung dieser Leute war man durchaus nicht sicher, auch am 1. und 2. October hatten sie die Colonnen der Königlischen auf Schleichwegen bis in die Nähe von Caserta gebracht. Catenacci begann ein Gespräch, wie es wol diesmal werden würde, wenn die Königlischen wiederum angriffen, wenn z. B. die Soldaten da oben, die Unfern vom Bataillon Benuti, statt dessen Neapolitaner wären. Ich erwiderte darauf, sodaß mich alle Umstehenden hören konnten: sollten die Neapolitaner wirklich Lust haben noch einmal wiederzukommen, so würde es ihnen diesmal jedenfalls noch schlechter ergehen als am 1. und 2. October, denn wir wären jetzt mit dem Terrain bekannt, und durch unsere bereiten Truppen seien wir gegenwärtig vollkommen im Stande, die Leute in der Mausefalle festzuhalten, in welche sie sich freiwillig begeben hätten. Dergleichen kleine Lügen sind niemals übel angebracht, wenn man nicht ganz gewiß ist, mit wem man es zu thun hat, oder wenn man nicht ganz sicher sein kann, ob der Feind nicht von jedem Worte, welches man spricht, unterrichtet wird.

Einst hatten wir in Santa-Maria verschiedene Civilisten von der Familie de Carolis zu Tische, und naiv, wie diese Leute sind, fragte mich denn auch einer ganz friedlich, wie stark eigentlich die Garibaldi'sche Armee sei. Da ich von den Verbindungen dieser

Herren mit den Königlichcn, ob mit Recht oder mit Unrecht, nicht die beste Idee hatte, jedenfalls ihrer nicht gewiß war; so erwiderte ich: wir haben wenig über 60000 Mann, sind also kaum so stark als die Königlichcn. Meine andern Offiziere hatten entweder nicht zugehört oder mich sogleich verstanden, kurz sie verzogen keine Miene; dagegen sah mich Ronchetti mit einem höchst verrätherisch fragenden Blicke an. Ich sah mich dadurch genöthigt, indem auch ich ihn ansah, zu fragen: „Oder meinen Sie, daß wir stärker seien? Rechnen wir einmal!“ und nun machte ich eine ausgezeichnete Rechnung, die zu wiederholen mir heute schwer werden würde. Ronchetti verstand jetzt und nahm davon Gelegenheit, als wir allein waren, mich zu einem Gespräche über „strategische Rügen“ zu veranlassen, welches für uns alle lehrreich ward.

Nach einer Stunde etwa kam Consentini von den Höhen zurück mit der Meldung, daß von einem Feinde nichts zu sehen sei, daß auch die entferntesten Patrouillen nichts von einem solchen entdeckt hätten. Ich ertheilte daher Benuti den Befehl, einen Posten von etwa 30 Mann oben auf der Höhe zu lassen, mit seinem Bataillon aber sich für die Nacht und auf weiteres in Poccianello einzuquartieren und zu verpflegen, mir übrigens, wenn sich irgend etwas ereignen sollte, sogleich Bericht zu erstatten; worauf ich nach Caserta zurückkehrte.

Als ich hier den Befehl erhielt, überhaupt die Vorposten in den bereits genannten Richtungen zu besetzen, bestimmte ich, daß die beiden Brigaden Milano und Spangaro abwechselnd je auf 24 Stunden mit einem Bataillon den Posten von Poccianello und auf den vorliegenden Höhen von Alt-Caserta besetzen sollten, die Brigade Eber aber Tag für Tag gleichfalls mit einem Bataillon den Posten am Kloster Santa-Lucia mit einem Detachement auf den weiter südwärts gelegenen Höhen von San-Michele vor Maddaloni. Beigegebene Fusarenabtheilungen hatten den Patrouillendienst weiter vorwärts auf den Straßen nach Vimatola und Ducenta.

Ich war eben von Poccianello zurückgekehrt, als ich auch von

Für die Mittheilung erhielt, daß Garibaldi am 16. October eine Revue über die 15. Division abnehmen wolle. Für wollte zu dieser Revue gleichfalls nach Caferta hinüberkommen. Die entsprechenden Befehle für die Paradeaufstellung wurden ohne Verzug von mir ausgegeben, auch traf ich bei der Besetzung der Vorposten solche Anstalten, daß wir zur Revue möglichst vollständig erscheinen konnten.

Am Abend des 15. October sah ich noch ein Corps über die Esplanade des Schlosses rücken, welches mir sogleich auffiel. Die Mannschaft war auffallend schön in rothe Waffenröde und Zubehör gekleidet, doch hatte das Ganze einen höchst philisterhaften Anstrich, sodaß man unwillkürlich an eine mecklenburgische Schützengilde erinnert ward. Vorauf dem Corps zog eine Bande von Querpfeifern und Tambours, welche eine vollständige Nachtwächtermusik machten. Die Tambours führten jene kleinen sogenannten Trommeln, welche die lederne Parodie der alten großen Trommel sind, auf denen man weder Napoleon den Großen oder Friedrich in einem entscheidenden Momente der Schlacht sitzend, noch zwei arme Sünder um ihr Leben würfeln vorstellen kann, und deren Nachtwächtertöne nichts von jenem berausenden, anregenden Klang der alten wahren Trommel haben.

Didelbi, didelbi, didelbi — bem bem, bem bem bem bem, didelbi, bem bem bem! dies war die schöne Musik der bewußten Schützengilde.

Dieselbe war aber nichts mehr und nichts minder als die eben übers Meer und von Neapel herangekommene englische Legion — jene berühmte Heldenschar, von welcher alle Zeitungen Wunderthaten erzählten, noch ehe sie aus dem Mutterleibe Alt-Englands ausgetroffen war, und welche so viele Schlachten nachher gewann, die nur den Fehler hatten, daß sie nie existirten, Schlachten, von denen nicht bloß die englischen, sondern in getreuer Nachäffung auch die liberalen deutschen Zeitungen erzählten, die sich in derselben Zeit ein Vergnügen daraus machten, die wirklichen Thaten

der Landleute mit Stillschweigen zu übergehen oder schimpflich zu entstellen. Ja, es war diese Heldenschar, welche nachher allerdings von England selbst desavouirt wurde, und welche der Leser dieser Blätter hier in ihrer wahren Gestalt, nämlich als das nichtsnutzigste, unbrauchbarste Corps der italienischen Südbarmee durch die einfache Erzählung der Thatfachen kennen lernen wird.

Am 16. October morgens stand die 15. Division nach dem von mir ausgegebenen Befehle in Parade auf der Esplanade vor dem königlichen Palast, Fronte gegen diesen. Auf dem rechten Flügel das unberittene Personal des Generalstabs und der Intendantur, dann folgte die Brigade Eber in zwei Treffen, dann die Brigade Milano, endlich auf dem linken Flügel die Brigade Spangaro gleichfalls in zwei Treffen. Die Ambulance stand im dritten Treffen.

Garibaldi und Türr waren in Caserta angekommen; nachdem ich den Fronterapport und die Zeichnung der Aufstellung übergeben hatte, ritt ich mit meinen Offizieren auf die Esplanade hinaus, um dort den Dictator zu erwarten. Da sah ich denn im dritten Treffen auf einer Linie mit unserer Ambulance und hinter der Brigade Spangaro die englische Legion und hatte die erste sanfte Ahnung, daß heute ein kleines Stück Nationalitätenschwindel aufgeführt werden sollte. Bald sollte diese Ahnung sich erfüllen.

Garibaldi erschien mit Türr, galopirte die Fronten der Treffen hinab, die Musik spielte, es wurde präsentirt, kurz es war eine Parade, wie man sie bei einer stehenden Armee auch sieht; nur war hier alles schöner: bis auf wenige Ausnahmen erprobte Soldaten, dazu das viele Roth, ferner die nach den Truppencorps ziemlich verschiedenen Uniformen. Kurz das Bild war lebendiger, als man es bei einer Friedensparade in Wien oder Berlin zu sehen gewohnt ist. Und noch eins muß ich bemerken: ich habe gesagt, „Garibaldi galopirte“; dieser Ausdruck ist nicht ganz richtig, er sprengte in wüthendster Carrière die Fronten hinab. Vigo sagte mir nachher: „Das ist ganz Garibaldi'sche Paradeart; wenn der

Dictator langsamer die Fronten hinabritte, so würde er ja sehen, wie so mancher fehlt; bei seinem Rasen die Linien hindurch entgeht er dem bisweilen niederschlagenden Eindruck des Detail.“

Diese Bemerkung enthielt volle Wahrheit; sicher würde aber Garibalbi nicht so groß sein als er ist, wenn er auf dem Standpunkt, den er in Süditalien einnahm, sich zu sehr um das Detail bekümmert hätte.

Nach dem Hinabreiten vor den Fronten wurden die Offiziere vor der Mitte des ersten Treffens zusammengerufen. Der Dictator saß ab, und folglich mußten alle andern berittenen Offiziere auch absteigen. Die sämtlichen Offiziere, auch diejenigen der englischen Legion, schlossen einen Kreis um Garibalbi, und dieser hielt eine Rede. Er sprach von der Solidarität der Freiheitsbestrebungen aller Völker: Ungarn und Engländer — (jetzt merkte ich vollends, woher der Wind pfiff) sind herbeigekommen, um Italien zu unterstützen. Die Italiener müßten jetzt auch wieder den Ungarn — (warum nicht den Joniern? fragte ich mich) — zur Freiheit verhelfen. „Und das werden wir thun; wir werden es thun!“ so schloß der Dictator.

Garibalbi spricht sonst sehr gut, sehr fließend. An diesem Tage war das durchaus nicht der Fall. Er stieß die Sätze einzeln und abgerissen hervor; ging zwischen je zwei Sätzen einige Schritte im Kreise umher, als müsse er erst suchen, was er weiter sagen solle. Auf jenes: „wir werden es thun!“ antworteten die italienischen Stimmen außerordentlich dürftig. Einige wirkliche und falsche Ungarn suchten diesem Mangel abzuhelpen. Die Engländer piffen ihr: Hip! hip! hip! und ließen darauf das obligate Schafesblöken folgen. Du mein Gott! mir war die Scene peinlich; daß ich kein „Faremo“ mitgeschrien habe, wird mir jeder aufs Wort glauben.

Warum sprach Garibalbi heute so unzusammenhängend — — — so schlecht? Garibalbi ist ein großer Mann und hat vor allen Dingen ein großes Herz. Dessen Attribut ist immer die Dank-

barkeit. Und wenn da ein Ungar zu ihm kam und ihm sagte: „Die Ungarn haben Italien geholfen, helfen Sie, Italiener, auch Ungarn zur Freiheit! Sagen Sie, der Held Italiens, sein angebeteter Held wenigstens den Italienern, daß sie uns helfen müssen!“ — dann konnte Garibaldi nicht Nein sagen. Aber doch regte sich ein Etwas in seinem reinen und klaren Verstande, welches ihm sagte, daß es ignobel sei, so mit der Wurst nach der Speckseite zu werfen; daß nicht der erste beste ein Recht habe, in solcher Weise die Kräfte Italiens für die „Befreiung“ Ungarns in Anspruch zu nehmen, daß „Freiheit“ in Ungarn und für die Ungarn etwas anderes sei als für die Italiener. Und darum sprach er nicht mit der Freiheit, nicht so von der Leber fort, als es ihm sonst eigen ist. Und er würde gar nicht in diesem Sinne gesprochen haben, wenn er gewußt hätte, daß Freiheit für die Masse der ungarischen Tonangebender Freiheit des Adels, Freiheit für den Adel ist, ihre „Unterthanen“, Juden, Deutsche, Slawen hauen zu können, wenn er gewußt hätte, daß die „ungarische“ Legion zum größten Theile aus Deutschen bestand, und andere dergleichen Dinge mehr, die er nur instinctmäßig ahnte, und die ihm so schon die Zunge lähmten.

Nach der Nationalitätenschwindelpause sagte Garibaldi den Beteiligten noch einige herzliche Worte der Anerkennung für das gute Benehmen der Brigade Milano am 1. October und diese ganz fließend.

Nun sollte die Truppe defiliren, und zwar ward bestimmt: vom linken Flügel ab. Ich konnte nicht ahnen, daß dies arrangirt sei, damit die englische Schützengilde nicht zuletzt darankomme.

Spangaro fing also an, und dann folgte die Brigade Milano; da aber zerriß sich Türr förmlich, daß nun wenigstens die englische Schützengilde eingeschaltet werde. Mir kam die Geschichte bis oben heran, und ich zog mich von dem Zerreißungsact so weit zurück, als mein Dienst mir dies erlaubte. Die englische Schützengilde defilirte dann auch richtig mit ihrem bem! bem! bem! bideldibi! vor der Brigade Ober und brachte insofern einen sehr

guten Effect hervor, als der Unterschied zwischen Soldaten wie die der Brigade Milano und Schützengilden wie die englische Legion für jedermann zur klarsten und unmittelbarsten Anschauung kam.

Von der Dufelsacklegion werden ganz merkwürdige Geschichten erzählt, da waren lauter Vordböhne — ich hätte die Handschuhmacherjungen nicht sehen mögen, — Geld hatte alles wie Feu — aber Italien mußte gehörig blechen. — Beard, der berühmte Oberst, der sie commandirte, die Legion, ward das englische Gegenstück Garibaldi's genannt. Sakrilegium! Ich vermute sehr stark, daß der Oberst Beard seine militärischen Studien mit den Brauersknechten gemacht hatte, die zu London einst Hagnau durchwalkten. Doch wir werden die Dufelsacklegion noch näher kennen lernen, da ich einige Tage das Pech hatte, sie mit andern Truppen unter meinem speciellen Commando zu haben.

Immerhin fällt mir bei dieser Gelegenheit der alte Oberst S. ein. Er führte einen deutschen Namen, sein Vater war ein Deutscher gewesen, seine Mutter eine Engländerin, er selbst war in England geboren und erzogen, und war stets in englischem Dienst, vorzugsweise in Indien gewesen. Er mochte ein Mann um die Sechzig sein. Seit längerer Zeit in Pension und doch noch rüstig, hatte er sich auch nach Italien begeben. Einige Zeit befand er sich in einem Depot auf Sicilien, doch behagte ihm der Dienst dort nicht, und er sprach den Wunsch aus, bei dem activen Theil der Armee verwendet zu werden. Diesem Wunsche ward entsprochen, und eines Tages zwischen dem 19. September und 1. October fand er sich in Caserta mit einem Befehle von Cosenz ein, demzufolge er dem Generalstab der 15. Division zugetheilt war. Er brachte sogar noch einen jungen englischen Offizier mit, den er empfahl. Einer meiner Offiziere behauptete, daß der alte Herr diesen jungen Engländer, welcher unendlich lang war, während der Ueberfahrt gemacht habe. Ich liebte die großen Stäbe nicht im geringsten. Fünf oder sechs Offiziere von Feuer und Verstand, die ich zu allem in meinem Sinne gebrauchen konnte, waren mir

lieber als vierundzwanzig andere. Der alte S., allerdings ein sehr lebhafter Herr, war mit dem Italienischen wenig vertraut, und höchstens hätte ich im Stabe noch jemand gebrauchen können, der gut italienisch schrieb. Der lange auf der Ueberfahrt erzeugte Sohn verstand kein Wort italienisch und vom Französischen so wenig als möglich. Aus Höflichkeit mehr als aus andern Gründen entsprach ich dem Wunsche des Obersten S., ihm Aufträge zu ertheilen. Ich verlangte eine Uebersicht der sämmtlichen Vorpostenstellungen unserer Armee gegen Capua, obgleich ich dieselben schon kannte. Ich erhielt diese Uebersicht auch alsbald, das Croquis dazu, von dem laugen Sohne angefertigt, war ohne Maßstab und enthielt Vermuthungen, wo ich Thatfachen verlangte. Ich setzte eine sachbezügliche Bemerkung auf französisch (oder schwang ich mich gar zum Englischen empor? ich weiß es nicht mehr) auf das Croquis, und insolge dieser Note verschwand der Sohn von der Bildfläche.

S. blieb natürlich und erhielt noch verschiedene Aufträge. Einmal, als ich gar nicht wußte, welchen ich ihm geben sollte, bat ich ihn, mir die Höhe der Mauern von Capua und die Tiefe der Gräben dieser Festung zu messen. Er bemerkte sogleich, daß dies nicht ohne Schwierigkeit sein werde, was ich zugab. Ich erhielt darauf einen Rapport, in welchem angegeben war, daß die Genieoffiziere, welche S. gesprochen hatte, vermutheten, die Mauern von Capua seien so und so hoch, die Gräben so und so tief. Vermuthungen waren nicht nöthig. Wer Capua aus solcher Nähe besehen hatte als ich am 19. September, wußte, daß es eine Bauban'sche Festung war, und kannte folglich die Höhe seiner Mauern und Tiefe seiner Gräben, namentlich wenn er, wie ich, sich schon seit dem vierzehnten Jahre mit den dummen Geheimnissen der edeln Fortification und allem mechanischen Blödsinn, der darum- und daranhängt, beschäftigt hatte.

S. war ein höchst liebenswürdiger Mann. Soviel ich weiß, war auch ihm das Commando der Dubelfacklegion angeboten

worden und möglicherweise hätte er, wenn die Südmarmee noch länger zusammenblieb, etwas aus ihr gemacht, da er ein sehr braver Offizier war. Doch sagte er mir einmal im Vertrauen: „Alles in der Welt! Nur dies nicht! Gott behüte mich vor meinen Landsleuten im Auslande!“

Er erinnerte mich daran später, als ich die edle Bande, deren Offiziere goldene Treffen auf allen Nähten und bis auf den Hintern herunter trugen, persönlich kennen gelernt hatte und mich mit Freimuth über dieses verzweifelte Päck aussprach. Lassen wir dasselbe jetzt laufen!

Es war in dieser Zeit meines abermaligen Aufenthalts zu Caserta, als ein neuer Mordversuch auf Garibaldi vorfiel, von dem wenig in der Welt bekannt geworden ist; die Sache war äußerst mysteriös und ward sehr geheim gehalten. Was ich darüber unmittelbar nach dem Vorfall und aus der besten möglichen Quelle erfuhr, will ich hier erzählen.

Garibaldi befand sich zu Caserta; er war allein in seinem Zimmer mit einem Offizier seines Stabes, den er aus Sicilien mitgenommen hatte. Plötzlich rief dieser: „Endlich hab' ich dich allein; drei Monate hab' ich auf diesen Augenblick gewartet. Stirb!“ Dabei zog er ein Pistol aus der Tasche und brannte es auf Garibaldi ab. Aber nur das Zündhütchen brannte ab; das Pistol ging nicht los. Der Chef der Guiden Garibaldi's, Oberstlieutenant Miffiori, befand sich im Nebenzimmer; er hörte den Ton des abbrennenden Zündhütchens und trat zum Dictator ein. Dieser, der sich von seinem Sessel nicht erhoben hatte, sagte ruhig zu Miffiori: „Verhaften Sie diesen Mann, den ich geliebt habe.“

Es war einige Zeit später, am Tage vor dem Marsch ans rechte Voltournoufer, von dem ich ausführlich erzählen werde, als Garibaldi, einen Befehl schreibend, bei San-Angelo auf den Höhen saß. Es trat ein Offizier heran und meldete: „Soeben ist X. von einer Felsklippe hinabgestürzt und hat sich den Hals gebrochen.“ Garibaldi richtete sich wie aus purer Höflichkeit auf, sagte: „So?

es ist gut!“ und schrieb weiter. Einige der Umstehenden sprachen darauf von der Herzlosigkeit, mit welcher Garibaldi den Tod eines Offiziers seines Stabes betrachte; die Eingeweihten wußten, woran sie waren. Am nächsten Tage ward nicht mehr davon gesprochen.

Am 18. October mußte ich meinen Falben abstecken lassen. Er war anscheinend auf der Besserung und machte entschiedene Fortschritte. Am 17. October, als die andern Pferde, welche mit ihm in dem gleichen Stalle standen, hinausgeführt wurden, ward er äußerst üppig, sprang aus dem Gurte, in welchem er hing, und brach sich das Bein an derselben Stelle, an welcher er am 1. October die Kugel empfangen hatte. Dieser Umstand zeigte, daß auf eine entschiedene Heilung doch nicht zu rechnen gewesen wäre. Ich ging am 19. October mit den drei Pferden, die mir noch geblieben waren, nach Santa-Maria, um dem Falben die letzte Ehre zu erweisen. Der Ersatz, welchen ein Offizier nach piemontesischen Sätzen für ein Pferd erhält, welches er auf ehrenhafte Weise im Gefechte verloren hat, beträgt 450 Fr. Jedermann weiß, daß in Südeuropa — jetzt vielleicht auch im größten Theile von Nord- und Osteuropa — dafür kein brauchbares Offizierspferd mehr zu haben ist. Diese knauserigen Sätze scheinen mir sehr schädlich. Einem Offizier, der aus Feigheit oder Unverstand im Felde ein Pferd verliert, sollte man allerdings meines Erachtens gar nichts dafür geben; einem Offizier aber, der ein Pferd in der entschiedensten Pflichterfüllung und darum, weil er seine Pflicht vollkommen thut, verloren hat, sollte man so viel dafür vergüten, daß er sich ein tüchtiges, wirklich brauchbares Pferd wieder dafür anschaffen kann. Was wird andernfalls die Folge sein? Die tüchtigen Offiziere, welche im Gefechte weder an ihr Leben noch an Geld und Gut denken, werden dafür bestraft; andere, die minder nobel denken, schaffen sich entweder schlechte Rasse an, mit welchen sie vor dem Feinde nichts Vernünftiges ausrichten können, oder sie halten sich im Gefechte zurück, mehr um ihre guten Pferde als

um sich selbst zu schonen, und thun auf solche Weise wiederum nichts Vernünftiges. Mir scheint diese Bemerkung sehr beherzigenswerth für die Regierungen und alle, die sich in dem Falle befinden, in diesen Verhältnissen einiges bessern zu können.

In Rücksicht auf den Dienst wurde ich in dieser Zeit mannichfach gequält, wozu es nicht wenig beitrug, daß Sirtori's Quartier gerade über dem meinigen gelegen war, sodaß, wenn er irgend etwas von Truppen brauchte, er es am leichtesten hatte, nur zu mir herunterzuschicken. Der Vorpostendienst bei Poccianello und dem Convent Santa-Lucia auf den Höhen von Alt-Caserta ging seinen gewöhnlichen Weg. Dann verlangte Sirtori von mir, daß ich einen Beobachtungsposten auf dem Dache des königlichen Palastes, insbesondere des Nachts hielte. Damit hatte es eine eigene Bewandniß.

In den lumpigen Bertheidigungsstellungen, wie wir nun eine solche bereits seit vier Wochen den Neapolitanern gegenüber und trotz des Sieges vom 1. und 2. October innehatten, spukt es fortwährend: die Besorgniß ist Meisterin und die Gespenster laufen auf allen Gassen umher. Daß eine reactionäre Partei in der Terra di Lavoro existirte, konnte niemand leugnen, man sah genug von ihr, obgleich dieses doch nur bewies, daß sie weder von besonderer Stärke noch von besonderm Muth sei. Nun war es ganz möglich, daß diese Partei mit den Königl. zu Capua und am rechten Ufer des Volturno correspondirte. Was diesen aber so Wichtiges hätte mitgetheilt werden können, und was dergleichen Mittheilungen uns schaden konnten, wenn unsere Vorposten ihre Pflicht thaten, war mir ein Räthsel.

Schon in Santa-Maria war ich vielfach mit Meldungen über diese Signalcorrespondenz bei Nachtzeit vermittelst Feuern geplagt worden. Einigemal hatte ich mich persönlich deutlich davon überzeugt, daß Sterne, welche eben über den Höhen des Monte-Isata aufgingen, für Leuchtsignale gehalten worden waren. Einmal, als mir zu Santa-Maria einer meiner Offiziere wieder eine Meldung

über eine solche funkelneue Signalentdeckung brachte, wurde ich ärgerlich und befahl ihm, aufzusitzen und das Signal an Ort und Stelle aufzusuchen. Er kam am andern Morgen todmatt zurück, war die ganze Nacht geritten und hatte das Signal auf Erden nicht gefunden, weil es am Himmel stand, wovon er sich denn endlich auf den nächsten Höhen des Monte-Lifata selbst überzeugt hatte. Jetzt mußte ich nun, wie gesagt, auf dem Palastbache einen Beobachtungsposten halten. Dieser kam nie in die unglückliche Lage Signale zu sehen, weil man wirklich vom Dache aus ziemlich genau unterscheiden konnte, was am Himmel und auf Erden vorging.

Damit der Dienst in der Nacht wie am Tage betrieben werden konnte, hatte ich angeordnet, daß in meinem Zimmer beständig zwei Lampen brennen mußten, zwei andere in meinem Vorzimmer, wo die Nacht hindurch stets ein dienstthuender Offizier in voller Ausrüstung sich aufzuhalten hatte. Zu schlafen war ihm nicht verboten. In gleicher Weise mußten die Gänge und das Bureau die ganze Nacht hindurch erhellt sein. Eines Abends hatte ich mich frühzeitig ins Bett gelegt. Als ich etwa um 11 Uhr aufwachte, fand ich, daß ich im Dunkeln war; ich erhob mich, zog mich nothdürftig an und ging ins Vorzimmer, auch dort war es dunkel, der dienstthuende Offizier schnarchte. Ebenso dunkel war es auf den Gängen und im Bureau. Man wird begreifen, daß mir diese Sache etwas verdächtig vorkommen mußte; es konnte möglicherweise wol ein Schurkenstreich beabsichtigt sein. Ich weckte die Offiziere und Unteroffiziere, welche auf dem Bureau schliefen, ließ mir den Schloßvogt herbeischleppen, schnauzte ihn an und sagte ihm, daß wenn binnen einer Viertelstunde nicht alles meinem Befehl gemäß erleuchtet wäre, ich ihn auf der Esplanade ohne weiteres würde süßliren lassen. Ein gutbewaffneter, kräftiger Sergeant ward dem Schloßvogt beigegeben, um ihn auf Schritt und Tritt bis zur Ausführung meines Befehls zu begleiten. In einer Viertelstunde war die gewohnte Ordnung hergestellt — und dies blieb das

einzig mal, wo ich, wie ich glaube, wirklichen Grund zu Verdacht hatte.

Bald nachdem ich den Posten aufs Dach gegeben hatte, wurde ich von Sirtori wieder gequält, Truppen für die Artillerie abzugeben.

Zunächst verlangte man von mir die mailänder Geniecompagnie: ich gab sie mit dem Bemerken, daß ich nichts dagegen habe, wenn dieselbe im Artilleriedienst geübt würde, aber daß die Leute durchaus sich nicht als Artilleristen engagirt hätten, und daß folglich keine Rede davon sein könne, sie in die Artillerie stecken zu wollen. Darauf wurden denn auch befriedigende Zusicherungen gegeben, und vorerst lernte die Compagnie nur das Exerciren am Geschütz.

Gegen Capua wurden große Zurüstungen getroffen; es wurden neue Batterien erbaut, wozu man alte unnütze Rathhaunen von Neapel herbeischleppte, die vor mehreren Jahrhunderten einmal brauchbare Geschütze gewesen sein mochten; es wurde nun, da die Neapolitaner ihre Batterien bei Jerusalemme räumten, auch der Bau einer Brücke an der Scafa di Formicola, dort, wo ich sie längst hätte haben mögen, begonnen, und sehr überflüssigerweise jetzt wurden auch zum Schutz dieser Brücke und des Uebergangs über sie Batterien auf den Höhen nordöstlich San-Angelo angelegt.

Zu diesen, gegenwärtig zum größten Theil unnützen Arbeiten brauchte Orsini Menschen und Zugthiere. Er wendete sich an Sirtori, und Sirtori schickte natürlich zu mir herunter. Namentlich am 22. October wurde von mir ein ganz unvernünftiges Contingent von Mannschaft verlangt. Immer der Ansicht, daß doch noch ein entschiedenes kriegerisches Auftreten der Division möglich werden könne, war ich von Anfang an darauf bedacht gewesen, mir einige Brigaden wenigstens völlig intact zu erhalten. Für alle die Nebenausgaben, welche vorkamen, hatte ich daher aus mehrfachen Gründen die Brigade Spangaro bestimmt. Selbstverständlich erhob sich dagegen mancher Widerspruch, und es wäre ungerecht behaupten zu

wollen, daß derselbe von jedem Standpunkt aus ein unberechtigter gewesen sei. Die Stimmen, welche da meinten, daß alle Brigaden ihre Contingente geben müßten, waren nicht unbedingt zu verachten. Als aber am 24. October der Befehl zum Marsche über den Volturno kam, waren alle ohne Ausnahme der Meinung, daß ich doch einmal wieder recht gehabt habe. Am 22. October mußte denn fast der ganze noch verfügbare Ueberrest der Brigade Spangaro nach San-Leucio abgehen, um von dort zu den Batteriebauten über den Gradillo nach der Scafa di Formicola abzumarschiren.

Die Brigade Milano mußte sonach den ganzen Vorpostendienst bei Poccianello allein übernehmen. Da mir dieser Posten überhaupt von geringer Bedeutung schien, richtete ich die Sache so ein, daß eine Ueberanstrengung nicht eintreten konnte.

Die Pferde und Maulthiere unserer beiden Feldbatterien, welche detachirt waren, wurden von Orsini zu ganz gemeinen Frontdiensten in Anspruch genommen. Die Batteriecommandanten beklagten sich darüber bei mir und ich beschwerte mich beim Kriegsminister Cosenz und beim Generalstabschef der Armee, Sirtori, indem ich darauf aufmerksam machte, wie thöricht es sei, die Batteriebespannungen zu ruiniren, während doch möglicherweise der Division immer noch eine Thätigkeit im freien Felde vorbehalten sein könnte, die Batterien zu desorganisiren, indem man der Verfügung ihrer Commandanten Leute und Pferde willkürlich, wenn auch nur zeitweise entzöge. Abhilfe wurde versprochen, aber wie gewöhnlich ließ sie lange auf sich warten. Wenn ich nicht gewußt hätte, daß alle die Arbeiten, die jetzt Orsini vornahm, und zu denen er die Zugthiere der 15. Division heranzog, im gegenwärtigen Augenblicke nicht den geringsten Nutzen haben konnten und gewissermaßen nur zu seinem Vergnügen post festum unternommen würden, würde ich mich über den Gebrauch unserer Artilleriepferde nicht beschwert haben.

Eines Tages besuchte mich einmal wieder mein Kaplan, der junge Panico; er brachte die Frau Ginlietta mit und die Witwe des bei der Vertheidigung Venedigs 1849 gefallenen Obersten Rosarol; außerdem kam das ganze Hausgesinde von Santa-Maria, Maria Luibsch an der Spitze, mit angewandert. Frau Rosarol wünschte eine Audienz beim Dictator, die ich vermittelte. Garibaldi setzte ihr sogleich eine Pension aus. Alles war zufrieden und dankte mir übermäßig für eine einfache Sache, welche ich für meine Pflicht hielt. Meinen Kaplan staffirte ich an diesem Tage kriegsmäßig aus. Ich besaß ein rothes Hemde, welches mir einer meiner Offiziere einmal von Neapel mitgebracht hatte, und welches mir wegen der langen Ärmel nicht recht paßte. Panico, der viel kleiner war als ich, mußte es unter seinem schwarzen Abberock anziehen, und da in Neapel die langen Ärmel Mode zu sein schienen, namentlich bei der Geistlichkeit, paßte es ihm vortrefflich. Dazu gab ich ihm meinen Calabreser, wie sie ursprünglich für den Stab der Division Terranova eingeführt gewesen waren. Ich hatte denselben, da er mir eine sehr unmilitärische Tracht schien, nur zweimal auf besondern Befehl getragen, nämlich das erste mal bei der Abfahrt von Genua am 13. August, und dann auf der Rhede von Cagliari, als Garibaldi an unsern Bord kam, am 15. August. Für den Kaplan war er ganz gut. Endlich gab ich ihm meine tricolore Schärpe. Auch diese waren für die Division Terranova ursprünglich vorgeschrieben; ich hatte deren zwei von Genua mitgenommen, die eine war ein Geschenk, und aus diesem Grunde benutzte sie mein eifersüchtiges Weib, als ich sie gewissenhaft nach Zürich heimbrachte, zu einem sehr profanen Zweck. Die andere schenkte ich meinem Kaplan; denn ich hatte, seit die Nachricht vom Einrücken der Piemontesen ins Neapolitanische zu mir gedrungen war, statt der Tricolore eine rothe Schärpe angelegt. Roth ist die Farbe, welche die Stiere nicht vertragen können. Mein Kaplan war ganz flott ausgerüstet; das rothe Hemde mit der tricoloren Schärpe unter dem schwarzen Rock, dazu schwarze kurze

Hosen nebst schwarzen seidenen Strümpfen und Schnabelschuhen, und endlich den Calabreser mit der goldenen Schnur auf dem Haupte! Ich machte es ihm zur Bedingung, daß er auch in Neapel, wo er sich gewöhnlich aufhielt, da ich seiner Dienste nicht sehr bedurfte, in diesem Costüm bewege. Und obgleich nicht ohne Widerstreben, da er ein wenig in seinen geistlichen Vorurtheilen befangen war, fügte er sich dieser Bedingung.

Seit Ende September, wie schon beiläufig erwähnt worden ist, hatten reguläre und etatsmäßige Zahlungen von Gehalt, Rationen, Portionen, Equipagegeldern u. s. w. an unsere Offiziere begonnen. Diese kamen dadurch auf einmal zu einem unerwarteten und, man muß es zu ihrer Ehre wol erwähnen, nicht verlangten, verhältnißmäßigen Reichthum. Wie die jungen Offiziere nun sind, brannte das Geld in der Tasche und mußte irgendwie ausgegeben werden. Wenige verspielten es; einige Boutiquen in Caserta erregten alsbald meine Aufmerksamkeit und diejenige anderer commandirender Offiziere. Wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, man verstopfte ein Loch und zwei andere thaten sich dafür auf. Indessen wurde in der Südmarmee so wenig gespielt, als kaum in irgendeiner andern. Dieser Weg, Geld auszugeben, war ein sehr wenig betretener. — Ein anderes Mittel, das Geld los zu werden, bieten sonst wol die Frauenzimmer. Auch von diesen wurde sehr wenig Gebrauch gemacht, — aus guten Gründen, weil wenig vernünftige Weiblichkeit zu haben war; außer in der Stadt Neapel, wohin von dem activen Theil der Offiziere doch immer nur eine kleine Zahl und höchstens auf einen oder zwei Tage gehen konnte. Auch mit Trinken wurde kein Geld durchgebracht, da die Italiener in diesem Punkte meist außerordentlich mäßig sind. Dagegen machte sich nun ein großartiger Kleiderluxus bemerkbar, dem obgleich allerdings eine Uniform bestand, doch nur wenige Grenzen gesteckt waren, weil es mit Nebendingen nicht so genau genommen wurde.

So sah man denn alsbald viele sehr schöne und theuere Reiterstiefel, rothseidene, goldbordirte Westen unter dem rothen Hemde

oder der Bluse, oft wunderbar verzierte Mäntel u. dgl. m. Ein weißer Mantel, der ringsum mit rosenrothen Streifen bordirt und vorn mit seidenen rosenrothen Schleifen und Bummeln versehen war, steht mir noch immer lebhaft vor Augen; ich vermute sehr stark, daß er ursprünglich eine Damenmantille und in einem Modemagazin in Neapel erstanden war. Ebenso wurden hübsche und gute Waffen beschafft, die in Neapel für gutes Geld ohne Mühe zu haben waren.

Auch ich konnte dem Kleiderluxus nicht ganz entgehen. Auf Andringen meiner jungen Offiziere kaufte ich mir ein neues rothes Hemde und ein Paar neue Tuchhosen. Auch mußte ich meinen Ballasch nach Neapel senden, dessen Gefäß seit dem 19. September bedeutend kränkelte und einen Bügel nach dem andern verlor, um mir ein neues Stahlgefäß machen zu lassen, welches zu meiner großen Zufriedenheit sehr kunstvoll und haltbar ausgeführt wurde.

Außerdem kosteten mir die Reitpeitschen viel Geld, da ich alle zwei Tage eine entweder zerhieb oder verlor oder vergaß. Giovanni, den diese Ausgabe verdroß, brachte mir einmal ein halbes Duzend Knabenpeitschen, das Stück zu einem Carlin, und meinte, zum Zerhauen oder Liegenlassen wären sie gut genug. Davon könne ich nun so viele durchbringen als ich wolle. Als ich heimkam, fand ich noch zwei von diesen Instrumenten in meinem Koffer, welche sich das Marieli zueignete.

Die Piemontesen waren am 9. October in das neapolitanische Gebiet eingerückt und marschirten nun gegen Süden, um zu ernten, was wir gesät hatten. Garibaldi hatte die Sache nicht hindern können, wenn er nicht etwa den Bürgerkrieg entzünden wollte, was ihm wol schwerlich einfallen konnte. Indessen, daß ihm die Sache nicht recht war, und daß er die Piemontesen nicht gerufen hat, kann man sich bei einiger Kenntniß der Verhältnisse wol denken. Er wußte recht gut, daß die Zeit sich nahte, wo er vom Schauplatz abtreten mußte, weil Cavour auftrat. „Der poetische Krieg

hat jetzt ein Ende“, rief er aus, „der prosaische Krieg der Fanti und Cavalli beginnt!“

So sehr die Sachen auf der Hand lagen, waren doch in der Südbarmee selbst wunderbare Ansichten über das Verhältniß Garibaldi's und der Südbarmee zu den Piemontesen im Umlauf. So hörte ich unter anderm erzählen, Garibaldi habe den König herbeigerufen, damit er ihn von den Mazzinisten, den Republikanern befreie, mit denen er allein nicht fertig werden könne. Aus welcher Quelle dergleichen Redensarten stammten, in welcher Küche sie bereitet waren, ist leicht genug zu sehen. Einige wenige in der Südbarmee, welche der Thätigkeit müde waren, freuten sich, daß jetzt die Piemontesen kämen, um uns die Arbeit abzunehmen. Viele Offiziere rechneten, daß Piemontesen und Südbarmee nun Ein Herz und Eine Seele sein würden, und daß die Offiziere der Südbarmee in die piemontesische Armee übertretend dort eine „gute Versorgung“ finden würden.

Was mich betraf, so wußte ich, obgleich mir damals so manche Einzelheit nicht bekannt war, die ich nachher erst erfahren habe, doch, daß Garibaldi schwerlich würde bleiben können, daß man ihm schwerlich die Zugeständnisse würde machen wollen, die er verlangen mußte, wenn er bleiben sollte.

Ob ich in der italienischen Armee bleiben wolle oder nicht, darüber hatte ich bis jetzt eigentlich gar nicht nachgedacht. Jetzt trat aber nun die Zeit nahe, wo ein Entschluß gefaßt werden mußte, und ich überlegte mir die Sache reiflich. Ich kam bald zu dem Resultat, daß ich mit Garibaldi auch gehen wolle, und in diesem Entschlusse wurde ich von Woche zu Woche mehr bekräftigt. Wenn Cavour das Heft in die Hand nahm, so ward nothwendig eine Politik getrieben, der ich nicht dienen konnte. Ward von Cavour die Südbarmee gehalten, so konnte ihr Schicksal leicht sein, als piemontesisches Polizeinstitut in dem Lande und gegen das Volk zu dienen, welches sie eben befreit hatte und von welchem

sie mit Jubel begrüßt worden war. Ja, ich lief in solchem Falle sehr scharf Gefahr, gezwungen zu sein, gegen eine meiner beiden Heimaten, Schweiz und Deutschland, oder alle beide zusammen zu dienen. Dem durfte ich mich selbstverständlich nicht aussetzen, und so erschien es mir als das Klügste und Anständigste, heimzugehen, sobald Garibaldi das Commando niederlegte. Manche secundäre Betrachtungen kamen hinzu. In meiner Jugend hatte ich viele Leute gekannt, die „begeistert“ in den Befreiungskriegen gekämpft hatten und nun als Stützen des preussischen Polizeiregiments, sei es in der Armee, sei es in der Bureaucratie gute Versorgung gefunden hatten. Mir waren diese Leute stets widerlich, und es war mir ein unerträglicher Gedanke, auch nur den Schein auf mich zu laden, als könne ich ernstlich eine solche Speculation an meine Theilnahme an dem Befreiungskampfe Italiens knüpfen. Das leugne ich nicht, daß ich gern in Süditalien noch geblieben wäre, wenn Garibaldi mit großer Freiheit des Handelns als Generalgouverneur die beiden Sicilien mit Civil- und Militärgewalt behalten hätte; dann wäre es mir vergönnt gewesen, sowol an der neuen Organisation und Fortentwicklung der Südmarmee als dieses intelligenten Volkes, die mir beide allmählich gleich lieb geworden waren, mitzuarbeiten. Immerhin wollte mir der Gedanke schwer in den Kopf, meine Kinder bleibend von dem Boden, auf welchem sie geboren und für den sie bestimmt waren, in ein ganz fremdes Land, unter Menschen einer andern Art zu verpflanzen.

Am 20. October fand die Abstimmung über die Annexion mit Ja oder Nein statt. Da die Frage einmal gestellt war, konnten auch diejenigen, welche nicht von der Zweckmäßigkeit der sofortigen Annexion überzeugt waren, schwerlich Nein sagen.

Auch die Südmarmee mußte abstimmen. Die 15. Division kam ungefähr um Mittag an die Reihe. Die Truppen rückten ohne Wehr und Waffen vor die Municipalität und Corps für Corps

trat ein, um die gedruckten Stimmzettel abzugeben. Als der Stab der Division abstimmte, drängten sich auch noch viele Civilisten dazwischen, die hier und da einem Offizier ihre Stimmzettel zu stecken, damit er dieselben mit abgebe. So kam es denn, daß der Stab der Division 167 Stimmzettel abgegeben hatte, obgleich sein ganzes Personal zu dieser Zeit nur aus 51 Mann, Offiziere und Truppe bestand, die überdies nicht einmal alle in Caserta anwesend waren.

An dem Tage, an welchem die Annexionsabstimmung stattfand, befiel mich gegen Abend eine starke Diarrhöe, die bald einen ruhrartigen Charakter annahm. Ziliani, den ich rufen ließ, schrieb die Sache auf den jungen Wein, der um diese Zeit in den Handel kam, verbot mir für einige Zeit alles Weintrinken, verschrieb mir einen südhafteu Trank und erlaubte mir als einziges Getränk daneben eine starke Limonade, deren Genuß wirklich vortrefflich für das Uebel ist, wenn es noch nicht zu sehr überhandgenommen hat.

Der Gebrauch dieser Mittel brachte mich denn so weit, daß ich mich am 23. October abends wieder vollständig dienstfähig glauben konnte. Dies war mir um so lieber, als am 24. October ein Befehl zum Vormarsch nach San-Angelo kam, der nichts anderes bedeuten konnte als einen Uebergang über den Volturno. Dabei war doch noch Hoffnung, daß es wieder einmal zu einer ordentlichen Thätigkeit komme, ein letztes mal. Das Garnisonsleben zu Caserta hatte mich erschrecklich gelangweilt.

An diesem 23. October kam auch die Brigade La Masa wieder zur 15. Division. Aus ihrer Umformung in eine selbständige Division war nichts geworden. La Masa, vielfacher Sünden angeklagt, wie ich glauben muß stark bei Garibaldi verleumdet, hatte seine Entlassung genommen. Er hat später seine Gegner aufgefordert, offen und klar ihre Anklagen gegen ihn hinzustellen, damit er sich verantworten könne. Soviel mir bekannt geworden

ist, hat keiner der Gegner dieser berechtigten und nothwendigen Aufforderung ein Genüge gethan.

Die Brigade ward jetzt vom Oberstlieutenant La Porta commandirt und war augenblicklich in keinem besonders guten Zustande. Sie kam nach Casanova und San-Prisco ins Quartier, wo sie sich gehörig reformiren sollte.

XXI.

Der Marsch über den Volturno.

Da wieder einmal Sünden gegen den regelmäßigen Dienstgang vorgekommen waren, indem Befehle an die Brigaden direct vom großen Generalstab ausgegeben wurden, ohne daß davon der Division auch nur Mittheilung gemacht wäre; da meine Vorstellungen gegen diese schädliche Fieberlichkeit bei Cosenz und bei Sirtori noch immer keine nachhaltige Wirkung gehabt hatten, so entschloß ich mich, wiewol ungern, diese wichtige Sache nun endlich einmal mit Garibaldi selbst zu besprechen. Er war bei San-Angelo, und ich ritt mit geringer Begleitung den beiden einzigen Brigaden der Division, Eber und de Giorgis, welche für den Marsch über den Volturno disponibel waren, da Spangaro's Brigade schanzte und La Porta's sich reformiren sollte, nach San-Angelo voraus. Ich fand den Dictator auf den Höhen gegen die Scafa di Formicola hin, wie gewöhnlich von Bittstellern aller Arten umringt und belästigt.

Nicht ohne einigermaßen grob zu werden, konnte der Dictator dahin gelangen, daß wir allein miteinander zu sprechen vermochten. Ich machte ihm zuerst meine Vorstellungen; er erwiderte mir, daß er deren Berechtigung wohl erkenne, doch möge ich einige Nachsicht haben mit der Dienstunkenntniß, welche allerdings an einzelnen Stellen herrsche, er werde sein Möglichstes thun, daß der Dienstgang nicht verlegt werde. Darauf fragte er mich, was ich von der 15. Division

heranbringe. Auf meine Antwort theilte er mir mit, daß er mit der Division Vizio, dem disponibeln Theil der 15. Division und der englischen Legion über den Volturno gehen wolle, um den von Isernia vorrückenden Piemontesen, die sich wahrscheinlich sogleich gegen den Garigliano richten würden, den Rücken frei zu machen. Am 25. frühmorgens würden wir aufbrechen können, da bis dahin die Brücke über den Volturno jedenfalls fertig werde. Dann fragte er mich, wo ich meine Brigaden die Nacht würde lagern lassen. Ich erwiderte, ich würde sie auf den rechten Flügel der Division Vizio setzen, obgleich mir bekannt sei, daß Vizio die Avantgarde nehmen solle, weil ich andernfalls zu nahe an Santa-Maria herankomme und fürchte, daß sich da die Nacht über einiges verkrümele und am Morgen nicht alles zusammen sein werde; außerdem sei dieses Lager für den Zusammenhang der ganzen Marschcolonne auch besser. Wenn Vizio seinen Marsch begünne, träte bei mir alles unter die Waffen, und mein rechter Flügel schloße sich dann unmittelbar dem linken von Vizio an, sobald dieser passirt sei.

Garibaldi war damit einverstanden, und wir trennten uns. Ich sendete Catenacci den über Santa-Maria vorrückenden Brigaden entgegen, damit er ihnen den schon ausgesuchten Lagerplatz unmittelbar südlich von San-Angelo in Formis anwiese. Bald darauf rückten die Brigaden ins Vivouak. Einige Genieoffiziere boten mir Quartier in der Wohnung des Chefs des Genie, der diese Nacht bei der Volturnobrücke beschäftigt war, an und ich nahm dieses an. Unsere Pferde wurden in einem ummauerten Obstgarten unter freiem Himmel und unter Aufsicht der Guiden eingestellt.

Die Offiziere meines Stabes, die Contessa und einige Genieoffiziere, unter denen sich — von der Brücke heimkehrend — auch Valentin Hausewein einfand, der mich sogleich wiedererkannte und mich herzlich begrüßte, waren wir unserer etwa ein Duzend in einem Zimmer von nicht übermäßig großen Dimensionen zusammen. Der Hauptmann Cerutti, auch ein alter, hier wieder aufgefundener Bekannter, ließ uns Kaffee machen, und spät am Abend kam dann

auch noch Giovanni mit meiner Kutsche und ein Diener der Contessa, gleichfalls zu Wagen, um uns Speise und Trank zu bringen. Das Essen mundete uns allen vortrefflich, darauf wurden über den Boden des ganzen Zimmers Matrazen gelegt, und wir streckten uns nieder und schliefen, mit unsern Mänteln zugedeckt, für einige kurze Stunden ein. Giovanni hatte ich nach Caserta mit dem Auftrage zurückgeschickt, mir und den Meinigen, wenn die Passage möglich sein würde, einiges Ess- und Trinkbare über den Volturno nachzuführen.

Am 25. morgens vor 3 Uhr war ich mit meinen Offizieren zu Pferde und ritt zu den Truppen. Doch konnte der Marsch noch lange nicht angetreten werden, da noch beständig an der Brücke gearbeitet wurde. Es war zwischen 4 und 5 Uhr, als Virio sich in Bewegung setzte. Sobald er vorbei war, folgte ich nach. Es war schon heller lichter Tag, als meine Division beginnen konnte über die Brücke an der Scafa di Formicola zu passiren. Mit Erstaunen sah ich die schlechte Beschaffenheit dieser Brücke, zu deren Herstellung es an Zeit nicht gefehlt hatte und auch sicherlich an allen nöthigen Mitteln nicht gefehlt haben konnte.

Jenseit der Brücke auf dem Wege nach den Mühlen von Trifisco hin begegnete ich Sirtori, der mich fragte, ob ich mit den hier vereinigten Brigaden gehen oder beim Rest der Division, der in Caserta und Umgegend zurückgelassen war, zurückbleiben werde. Ich erwiderte, daß ich mit den activen Brigaden ginge; für die Aufrechthaltung des gewöhnlichen Dienstganges in Betreff der andern, theilweis zersplitterten, theilweis in einer Reform begriffenen Brigaden sei durch Offiziere des Stabes, die ich in Caserta gelassen, hinreichend gesorgt.

Eine Brigade der Division Medici war bereits aus rechte Volturnoufer gegen Capua in die Gegend der Mühlen von Trifisco vorgeschoben und deckte unsern Marsch.

Alles, was Garibaldi mit sich nahm, bestand aus der wenig über 2000 Mann starken Division Virio —, Brigaden Dezza und

Spinazzi —, dem verfügbaren, etwa 2300 Mann starken Theil der 15. Division — Brigaden Eber und de Giorgis — endlich der englischen Legion, 600 Mann, im ganzen also aus etwa 5000 Mann.

Wir blieben nicht lange im Freien. Raum hatten wir die Westseite der Höhen von Jerusalem erreicht, als wir in ein System von Hohlwegen eingelenkt wurden, wie man sie in dieser Gegend überhaupt häufig findet; bisweilen an den Seiten von Höhlen begleitet. Die Hohlwege, durch welche wir jetzt marschirten waren 8—10 Fuß tief eingeschnitten, sodaß man zu Pferde selbst um so weniger hinaus ins Freie blicken konnte, als die Ränder auch noch mit Büschen und Feden eingefast waren. Von fern war von unserm Marsche nicht das Mindeste zu entdecken, aber einem Feinde, der von unserm Marsche unterrichtet gewesen wäre und einige Vorbereitungen getroffen gehabt hätte, wäre es leicht gewesen, unsere ganze Colonne mit einer Hand voll Leute zu vernichten. Geschütz hatten wir nicht bei uns. Die Division Virio hätte ihr kleines Gebirgsgeschütz allenfalls mitnehmen können, aber selbst für dieses schien die kunstvoll gearbeitete Volturnobrücke nicht ausreichend; das Geschütz der 15. Division war noch immer in Batterie vor Santa-Maria und San-Angelo. Von Cavalerie hatten wir etwa 100 Husaren der 15. Division bei uns.

Garibaldi, welcher voraus war, hatte den Weg selbst ausgesucht; an den Kreuzwegen, wo man irre gehen konnte, waren Guiden als Wegweiser aufgestellt, oder die Wege, welche nicht eingeschlagen werden sollten, waren mit vorgefundenen zerbrochenen Militärfuhrwerken der Königlichcn versperrt.

Viele Conjecturen wurden von meinen Offizieren über dies sonderbare Gewirre von Hohlwegen, in denen wir uns entlang wanden, angestellt. Ronchetti schloß unter anderm auf eine alte Bevölkerung von Höhlenbewohnern, namentlich weil sich an einzelnen Stellen Höhlen zur Seite zeigten, wie wir diese auch später an der großen Landstraße fanden. Ich selbst meinte, daß man es

hier mit den Steinbrüchen zu thun habe, aus welchen das Baumaterial zu dem alten Capua gewonnen sei, und die man als Wege geführt habe, um dieses Material desto bequemer transportiren zu können. Darauf hatten sich die Bewohner dieser Gegenden so an sie gewöhnt, daß sie dieselben überhaupt als Straße benutzten. Die theilweise mit Kreuzen bezeichneten Höhlen mochten in irgendeiner Zeit als Begräbnißstätten gedient haben. Ich muß ausdrücklich bemerken, daß auch die Gassen der Ortschaften, durch welche wir marschirten, vielfach eingeschnitten waren, sodaß sie tiefer lagen als die Dächer der Häuser. Uebrigens marschirte es sich bei dem heißen trockenen Wetter in dem Schatten dieser eingeschnittenen Wege vortrefflich.

Unser Zug ging über Bellona, Vitulaccio und Partignano, sowie wir wieder ins Freie hinauskamen, zunächst nach Galvi. Beim Beginn des Marsches an den Höhen von Gerusalemme kamen wir bei einem großen verlassenen Laubhüttenlager der Königl. vorbei. Das Elend, welches hier geherrscht haben mochte, konnte man sich noch nach dem pestartigen Gestank vorstellen, der sich ringsum durch die ganze Luft verbreitete. In unsern Lagern hatte ich niemals auch nur etwas entfernt Aehnliches wahrgenommen. Und doch konnte das Elend unumgänglich eine Folge des Mangels sein; große Viehheerden, welche am rechten Volturnoufer auf den Ebenen von Piana und der Königl. Fasanerien weideten, hatte man von den Höhen von San-Angelo beständig bemerken können.

Als ich mich Bellona näherte, fand ich dort Virio auf dem Boden ausgestreckt, umgeben von mehreren Offizieren und Ärzten. Er hatte, wie man sagte, weil er in einem Anfall von Wuth keine Rücksicht darauf genommen, daß wir auf einem glatten Steinpflaster marschirten, einen Sturz mit dem Pferde gethan, das Bein gebrochen und sich erheblich am Kopfe beschädigt. Er mußte zurückgebracht werden, während Oberst Dezza die Division weiter führte.

Beim Marsche durch Bellona selbst fanden wir ein neues Unglück. Zwei Offiziere der genuesischen Carabinieri, welche mit

der Division Dixio waren, waren durch Unvorsichtigkeit der eigenen Leute verwundet, sie lagen sterbend in einem Hofe. So schien es, daß in Ermangelung eines Angriffs der Neapolitaner wir uns heute selbst alles mögliche Leid anthun wollten.

Als wir uns Partignano näherten, holte uns die Contessa ein; sie marschirte ganz wohlgenuth zu Fuß und theilte mir mit, daß kein Wagen über die Brücke dürfe, weil dieselbe auf so etwas nicht eingerichtet sei, und trotz der Verbote für die Wagen doch alle Stunden einmal breche, worauf dann immer zwei Stunden nöthig wären, um sie wieder herzurichten. Die Contessa hatte jetzt schon ihre Winteruniform an, wie sie die Guiden Garibaldi's trugen, grau mit schwarzen Fusarenschnüren; nur hatte sie statt der Fusarenjacke einen Rock, der bis übers Knie hinabging. Auf den Rockärmeln hatte sie in Gold die Majorsabzeichen, welche mir späterhin zu Caserta noch so vielen Spaß machen sollten.

Um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr erreichten wir einen tiefeingeschnittenen Bach, den wir auf einer steinernen Brücke überschritten; wir waren nun schon auf der großen Straße nach Venafrö.

Der tiefe Einschnitt schien mir, da wir bei Calvi rasten sollten, passend, um dahinter einen Posten gegen Capua, von wo aus wir immerhin belästigt werden konnten, aufzustellen. Ich ließ daher hier ein Detachement der mailänder Bersaglieri zurück.

Bald darauf kamen wir bei dem alten Schlosse von Calvi, einem vierthürmigen Castell, dann bei der Kirche und den wenigen Häusern vorbei, welche den Ort Calvi vorstellen sollen. Die Division Dixio mußte zwischen Li Martini und Visciano, meine Division sammt der englischen Legion bei Zuni das Lager beziehen. Ich selbst nahm mein Quartier in der Laverne von Calvi, einem einzeln stehenden Hofe, bei welchem von der Straße nach Venafrö die Wege nach Zuni-Visciano sich rechts, nach Sparavise links abzweigen. In diese Laverne, in welcher wir neapolitanische Lazarethspuren mit allem möglichen Gestank und anderer obligaten Begleitung fanden, beorderte ich eine Compagnie der mir zugeordneten

englischen Legion als Wache, hauptsächlich, um einmal zu sehen, wie es sich mit diesem Volke eigentlich verhalte, von dem schon so viel Wesens gemacht war, ohne daß es auch im geringsten nur etwas gethan hätte.

Auch die Contessa quartierte sich in der Taberne ein. Neapolitanische Kranke fanden sich noch dort, auch die beliebten Laubhütten, Ueberreste eines neapolitanischen Lagers.

Nach mehrfachem Suchen ward auch ein Ueberbleibsel der Wirthschaft vorgefunden, eine dicke Frau, welche sich bereit erklärte, verschiedene Hühner einzufangen, abzuschlachten und für uns zu kochen. Dies geschah, und so schlicht das Mahl war, immer war es besser als gar nichts. Auch ein Tropfen Wein fand sich vor; es war indessen neuer, und leider weckte er alle meine Leiden wieder. Die Ruhranfälle erneuten sich in einem bisher noch nicht dagewesenen Maße.

Der Major Esudasy hatte mich unterdessen um die Erlaubniß gebeten, sich ein wenig in der Umgegend umsehen zu können. Ehe er ging, hatten wir noch einen Alarm. Es hieß, daß neapolitanische Truppen auf der großen Straße von Capua vorrückten. Ein Bataillon der Brigade Milano mußte unter Gewehr treten und gegen die Brücke hinabrücken, an welcher ich den Posten der Bersaglieri gelassen hatte. Die Neapolitaner verschwanden indessen wieder, ohne daß es zu einem Gefecht gekommen wäre. Vermuthlich waren es nur Fourrageurs von Capua.

Esudasy traf in Sparanise, der berühmten Waffenfabrik, mit einer gebildeten jungen Dame zusammen, der Tochter des Apothekers, welche an der Spitze der dortigen liberalen Partei zu stehen schien. Sie sprach außer ihrem Italienisch auch französisch und deutsch, vielleicht gar englisch. Sie erbot sich sogleich, für mich und meinen Stab ein Souper nach der Taberne von Calvi senden zu wollen, und Esudasy lehrte mit dieser frohen Botschaft heim.

Noch ehe es dunkel ward, kam ein Befehl von Garibaldi, wieder aufzubrechen und auf der Straße nach Venafrò weiter zu mar-

schiren. Die Brigaden mußten das Lager aufheben und sich in Bewegung setzen, und ich war auch schon beschäftigt, obgleich das verheißene Souper von Sparanise noch nicht eingetroffen war, die letzten Posten von der Brücke beim Castell und den von der Taberne einzuziehen, als einer unserer Fusaren eine abgefangene Kutsche einbrachte. Es war die königliche Postkutsche von Sora nach Capua, welche ohne eine Ahnung davon, daß hier auch schon Flibustier hausten, ruhig ihres Weges zog. An Passagieren befand sich nichts in ihr als der Conducteur, ein altersgrauer Mann, und der Postillon. Die Kutsche ward in den Hof der Taberne gezogen, eine Wache dabeigestellt, der Conducteur ward in ein sogenanntes Zimmer geführt. Auf Befragen, ob er Gelder oder Depeschen bei sich habe, verneinte er das. Er mußte natürlich durchsucht werden; es fand sich nichts, auch die eigene Baarschaft, welche der arme Mann bei sich hatte und um die er besorgt sein mochte, war äußerst gering, bestand nur aus jenem elenden Kupfergeld, welches die einzige Münze jetzt in diesen Gegenden zu sein schien. Bei dem Durchsuchen, welches selbstverständlich mit aller möglichen Schonung vor sich ging, zitterte der Conducteur am ganzen Leibe und bat dann, daß es ihm vergönnt werden möchte, hinauszugehen, um einem unaufschiebbaren Bedürfniß, welches ihm die Angst nahe getrieben, zu genügen. Dies ward ihm denn unter Bedeckung von zwei Engländern bewilligt. Unterdessen war der Wagen auch durchsucht worden, in welchem man aber außer mehreren hundert Briefen nichts Begehrtenwerthes fand als einen großen Sack mit Kaffee, der uns, wo wir Feuer hatten, noch gute Dienste leistete.

Es war nicht gut mehr möglich, die Briefe sogleich durchzusehen. Sobald es thunlich war, geschah es. Es fand sich dann freilich nichts dabei, was irgendeine praktische Wichtigkeit gehabt hätte, dagegen allerdings manches allgemein Interessante. Viele Briefe waren an des Königs Alter Ego, den General Scotti zu San-Germano adressirt. Auf der Adresse aller dieser war be-

merkt, daß er sich nicht mehr zu San-Germano befinde. Bekanntlich war er schon am 20. bei Isernia von Cialdini's Avantgarde aufs Haupt geschlagen. Andere Briefe kamen von den Ministern aus Gaeta; darunter waren diejenigen des Kriegsministers Casella besonders stark vertreten, man fand dabei eine ganze Zahl, die Beförderungen in der Armee anzeigten. Die Schreiben von den Provinzialbehörden an Scotti und an die Minister von Gaeta waren, obwohl meistens noch in einem äußerst hündischen Tone geschrieben, doch voller Klagen über den Mangel an Geld, über die allgemeine Unordnung, welche in den wenigen, Franz II. noch gebliebenen Provinzen herrschte, und welche theilweis von den treuen Anhängern des legitimen Herrschers, wie z. B. von der berühmten tomschen Person, dem Obersten Ritsche de la Grange selbst angerichtet wurde. Am interessantesten waren die Privatbriefe von Soldaten und Offizieren und deren Anverwandten. Sie gaben nicht bloß Aufschluß über manche Begebenheiten, die nun schon hinter uns lagen, sie zeigten auch, mit welchen Dummheiten dieses arme Volk mit einer fast unerhörten Frechheit gespeist worden war. Aus einigen Briefen ergab sich z. B., daß in ganzen Bezirken der Abruzzern der Glaube allgemein herrschte, daß Franz II. längst wieder in Neapel, daß die ganze Garibaldi'sche Armee zertrümmert sei; dann erfuhr man näheres über die Art und Weise, in der die Freiwilligenbataillone mit Versprechungen zusammengebracht waren; nicht bloß hohes Handgeld, hoher Sold, die Zusicherung, daß für die Freiwilligen jeder Monat Dienstzeit für ein Jahr gerechnet werden sollte —, auch für die Familien der Freiwilligen wie der Soldaten überhaupt sollte gesorgt werden. Und da schrieben nun die Freiwilligen an ihre Verwandten, daß es mit dem Halten der Versprechungen durch und durch Effig sei, und die Frauen und Verwandten der Soldaten schrieben, wie sie auf die ihnen gemachten Versprechungen hin auf den Gemeindebureaux der Städte und Ortschaften gewesen waren, um die ihnen verheißenen Summen in Empfang zu nehmen, und wie die Gemeindebehörden sie dorthin

und dahin geschickt hatten, ohne daß irgendjemand sich fand, der sich autorisirt glaubte, ihnen irgendetwas zu zahlen, wie da allgemeines und schreckliches Elend herrsche. Alles dieses war um so rührender zu lesen, als es meist so kurz und gewerbsmäßig, offenbar von bezahlten öffentlichen Schreibern hingeworfen war.

Wir schickten uns zum Aufbruch an; die Postkutsche sollte mit vorwärts gehen; Vigo, dessen Uebel sich im Lauf der Zeit entschieden verschlimmert hatte, der aber nicht hatte zu Hause in Caserta bleiben wollen, weil wir alle hofften, auf diesem Marsche noch einmal Kugeln pfeifen zu hören, sollte mit der Contessa das Coupé einnehmen, der alte Conducteur mit einem Soldaten der Brigade Milano das Intérieur und der Postillon wieder mit einem Soldaten den Kutscherstz.

Meine Pferde und diejenigen meiner Offiziere waren bereits auf die Straße geführt, als plötzlich im Hof der Taverne zwei Schüsse fielen. Es ergab sich, daß durch reine Fiederlichkeit zwei englische Soldaten sich tödlich verwundet hatten. Es war bereits dunkel. Die Contessa zerriß sich nun fast vor lauter Eifer; ich weiß nicht, was sie alles von mir verlangte. Ich hatte von diesen Engländern in den wenigen Nachmittagsstunden bereits so viel gesehen, daß ich ihr antwortete: „Es ist gut, wenn die Kerls sich untereinander todt schießen, da brauchen wir es nicht zu thun.“ Darüber kam ein niederträchtiger englischer Feldscherer, der von der Contessa mit Jubel begrüßt ward. Er ging in den Hof und wahrscheinlich machte er seinen edeln Landsleuten vollständig den Garaus. Unmittelbar darauf kam Ziliani mit unserer Ambulance an. Ich bat ihn doch hineinzusehen, da vielleicht von ihm immer noch ein Menschenleben, wenn auch nur ein nichtsmuthiges, zu retten war. Wie immer seiner Pflichten als Arzt sich wohl bewußt, säumte Ziliani keinen Augenblick, meiner Bitte zu entsprechen. Er wurde indessen dort drinnen mit Grobheiten empfangen; der Feldscherer, zu dessen Verbündeten sich die Contessa machte, wollte ihn nicht zulassen. Natürlich war nun Ziliani auch nicht fein, namentlich gegen die Con-

teffa, mit welcher er sich verständigen konnte. Diese verlangte Genugthuung von mir, da ich aber einsah, daß Ziliani hier unbedingt recht hatte, wies ich es rund ab, mich in diese einfältige Geschichte zu mischen.

Der Versaglieriposten von der Schloßbrücke war bereits eingezogen, und ich ließ nun, da ich schon zu Pferde saß, auch dem Hauptmann der englischen Compagnie sagen, er möge abmarschiren. Zu meinem großen Erstaunen mußte ich nun hören, daß dieser Mensch erwiderte, der große Bearb habe ihm den Befehl gegeben, die Taberne von Calvi bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Obgleich ich am Ende noch einige englische Reminiscenzen hatte, fühlte ich doch keine große Lust in mir, wo man ohnedies so viele Sprachen reden mußte, auch noch englisch zu radbrechen, und ließ ihm daher durch die Contessa, welche in Folge ihres langen Aufenthalts in Albion ganz gut englisch sprach, zurückfagen: Ich selbst habe Bearb den Befehl ertheilt, die Compagnie hierher zu senden; von Blutstropfen sei dabei freilich nicht die Rede gewesen. Aber meinethwegen könne er hier bleiben, bis er schwarz werde. Verloren sei durchaus nichts an ihm.

So ritt ich denn mit den Meinen in die Nacht hinein. Ich fühlte unendliche Schmerzen; jeder kurze Trab bereitete mir bei meinem Ruhrleiden Höllequalen, und Limonen waren in diesen Gegenden nicht zu haben. Bald holte uns die Postkutsche ein und Vigo theilte mir mit, daß das Souper von Sparanise nebst einer großen Blechflasche guten Weins noch richtig angekommen sei und sich in der Kutsche befinde.

Nach wenigen Stunden, die mir bei meinen Körperzuständen unendlich lang wurden, erreichten wir das Vivoual der Truppen bei der Taberne von Cajanello, zwischen zwei jetzt leider sehr wasserarmen Bächen. Rechts und links der Straße brannten die Wachtfeuer und gewährten einen prächtigen Anblick; an Reifig, welches rasch hell aufloderte, fehlte es nicht; es lag in große Schieber aufgeschichtet am Wege, und unsere Soldaten machten sich das zu Nuge.

Garibaldi, den ich noch zu sprechen wünschte, schlief bereits auf seinem Sattel bei einem großen Strohschober. Ich ließ ihn schlafen. Meine Offiziere machten das Innere der Postkutsche für mich frei, und in diesem ließ ich mich häuslich nieder, sobald wir uns noch ein wenig mit den Herrlichkeiten von Sparanise erquickt hatten.

Einige Stunden schlief ich ganz ruhig, begünstigt von dem bequemen Lager, welches ich mir mit Hülfe meiner Lagerdecke und meines Mantels bereitet hatte, obgleich dasselbe durch die geringe Breite der Kutsche in der Länge ein wenig allzu sehr beschränkt war. Dann aber weckte mich ein neuer Ruhranfall, und ich mußte hinaus. Raum war ich endlich wieder ein wenig eingeschlafen, als die Reveille ertönte.

Während unsere Pferde gezäumt wurden, suchte ich Garibaldi auf, um seine Befehle einzuholen. Es war noch ganz dunkel. Garibaldi sagte mir, daß wir vorläufig auf der Straße nach Benafro weiter marschiren würden, Dezza voran, wie gestern. Er fragte mich, ob ich Cavalerie hätte, und auf meine Antwort, daß etwa 100 Husaren vorhanden seien, trug er mir auf, eine starke Patrouille mit einem tüchtigen Generalstabsoffizier nach Teano zu senden, um zu sehen, ob dort links von unserm Wege noch etwas vom Feinde zu finden wäre. Ich hatte schon am vorigen Tage bis in diese Gegend streifen lassen, ohne daß etwas anderes als unglückliche, ausgehungerte neapolitanische Soldaten, die allerdings zu Hunderten zusammengetrieben wurden und sämmtlich ohne Widerstand das Gewehr streckten, zu finden gewesen wären. Ich gab nun Ronchetti den Auftrag, mit 30 Husaren nach Teano zu gehen. In meinem Gespräche mit Garibaldi hatte ich auch der Wegnahme der Postkutsche erwähnt und bei dieser Gelegenheit sich etwas, welches ich nicht zu erkennen vermochte, in der Nähe im Stroh bewegen sehen.

Als ich an den Postwagen zurückkehrte, trat Miß White oder Signora Mario zu mir — sie war das Etwas gewesen, welches

sich dort in der Nähe Garibaldi's geführt hatte — und fragte mich, ob ich ihr nicht einen Platz in der Kutsche, welche ihre Aufmerksamkeit gefesselt hatte, einräumen wolle. Natürlich, warum dieses nicht? doch machte ich sie sogleich auf den bösen Umstand aufmerksam, daß sie das Intérieur mit dem alten Postconducteur und einem Mann Wache theilen müssen.

Nur wenige Schritte hatte ich mich entfernt, um einige Befehle zu ertheilen, und zurückkommend fand ich bereits Signora Mario nebst einem Herrn in einem runden Hute im Intérieur der Kutsche insallirt. Ich bat diesen letztern höflich den Platz zu räumen, da ich für ihn keinen, nur für eine Dame ihn allenfalls übrig habe.

Jetzt wurde ich auch aus dem Coupé dringlich angerufen —, von der Contessa. Ich wußte wohl, daß diese und die Signora Mario sich keineswegs innig liebten, und deshalb eben hatte ich die letztere Dame in das Intérieur befördert. Daß der Mangel an Liebe bis zu gänzlicher Beseitigung der gewöhnlichsten Menschenliebe gehe, hatte ich nicht geahnt. Nichts Geringeres verlangte aber die Contessa von mir, als daß ich die Signora Mario, der ich selbst ihren Platz eingeräumt hatte, ausweisen solle.

Daß dies nicht geschah, versteht sich von selbst. Um aber möglichst wenig von fernern ungestümen Drängen in solcher Beziehung belästigt zu werden, machte ich jetzt regelmäßig einen großen Bogen, wenn mich meine Geschäfte bei der verhängnißvollen Postkutsche vorbeiführten. In derselben ward unterdessen ein lebhaftes Gesecht mit Stichelreden geführt, welche mir wesentlich einseitig vom Coupé auszugehen schienen.

Vigo, der sich ausgeruht hatte, fühlte sich so wohl, daß er es vorzog, heute zu Pferde zu steigen. Ich setzte dafür Catenacci ins Coupé zugleich mit dem Auftrage, die erbeuteten Briefe jetzt, da es Tag werden wollte, durchzugehen und zu sortiren. Da der Postillon unter Benützung des nächtlichen Dunkels sich davon gemacht hatte, übernahm es Commendù zu kutschiren.

Bei dem Umherlaufen zum Ordnen der verschiedenen Truppen-

theile bekam ich denn auch den alten Köhler beim Schein eines Wachtfuers wieder zu Gesicht, den ich seit Genua nicht erblickt hatte. Er war Offizier in der Hellebarbiergarde Garibaldi's, die erst vor wenigen Tagen nach Caserta gekommen war. Ich hatte das Glück, ihm seine Feldflasche von unserm Wein aus der großen Blechflasche von Sparanise auffüllen zu können, bei welcher Gelegenheit ich dann auch selbst einen Schluck nahm und mir einen der Reste des gestrigen Souper in Gestalt eines zarten Hühnerschenkels zu Gemüthe führte.

Die Truppen standen nun endlich unterm Gewehr, auch die englische Legion, bei welcher es, wie ich hier aus den Commandos erfuhr, auch leichte Compagnien gab, was ihnen freilich kein vernünftiger Mensch angesehen hätte —, wenigstens waren diese leichten Compagnien immer noch zehnmal schwerer als unsere schwersten italienischen. Eine Bemerkung, die ich darüber machte, zwang Bigo, der neben mir hielt, zu einem ungeheuern Gelächter. Ronchetti setzte sich mit seinen Husaren in der Richtung auf Venafro in Galop, um späterhin wieder südwärts nach Teano einzulenken.

Garibaldi hatte an einer Quelle einen Trunk frischen Wassers gefunden, und unsere Colonne trat, als er sich an diesem erlabt hatte, auch an. Die Sonne war unterdessen aufgegangen. Die große Straße nach Venafro hebt und senkt sich abwechselnd. So über sah ich von der vor uns herziehenden Division Dixio und den Engländern auf einzelnen Punkten alles, und wenn ich mich umdrehte, über sah ich auch meine Division. Eine rothe Schlange wälzte sich das Ganze daher, und es ward einem wehe, wenn man daran dachte, daß diese rothe Flibustierbande ihrem Ende nahe war, heute vielleicht ihre letzte Bewegung machte. Was hätte sie nicht noch alles thun können, wenn nicht leider Garibaldi's Begünstigte auch Mannen Cavour's gewesen wären! Ein paar nichtsnutzige Kerle, die nichts konnten und nichts mehr wollten, die glaubten genug gethan zu haben, weil sie bei Calatafimi ein paar Kugeln hatten pfeifen hören und sich dann auf alle Weise wichtig

gemacht und zugleich gedrückt hatten, ein paar solche Revle hinausgeworfen vor vier Wochen! und wahrscheinlich der Voltarno wäre längst überschritten gewesen. Wir hätten nicht bis heute gewartet, bloß um den Piemontesen in Parade entgegenzuziehen. Dort vor mir war Dezza, der am 1. October am Monte-Caro das Seinige gethan und noch lange nicht glaubte genug gethan zu haben, dicht bei ihm Spinazzi, den ich von Milazzo her achten und lieben gelernt hatte; dicht neben mir meine frischen Jungen, die danach brannten, weiteres zu thun; und in der Brigade Ober der alte Bassani, il Pazzo, wie sie ihn irgendwo genannt haben sollen, und dann die Brigade Milano, klein, aber ein rühmlicher Rest so vieler Mürse und herrlicher Kämpfe, lauter „junge Veteranen“, Soldaten vom Scheitel bis zur Zehe! Armer Garibaldi, wenn man nicht so viele Freunde hätte, die nur an ihre liebe Person und nie an die Sache denken, von welcher sie schwärzen! wenn es keine Cavour'schen und Plouplon'schen Pensionen gegeben hätte, die bis in diese Lager drangen!

Hin und wieder streifte mich die wider Befehl vorprellende Postkutsche, und ich hörte dann jedesmal geistreiche und spitzige Bemerkungen der Contessa, die mich aus meinem Nachsinnen aufweckten.

Wir hatten den Rivo de Ponati überschritten und bogen jetzt rechts in einen engen Weg ein, der nach Sairano und Marzanello hinaufführt. Ich hatte denselben kaum mit meinem Stabe beschritten, als von Norden her auf der Straße von Venafro Miffori mit einigen Begleitern herangetrabt kam. „Der König ist kaum 3000 Schritt von uns“, sagte er mir.

Garibaldi war vorwärts; ich ließ Platz machen, damit Miffori zu ihm gelangen könne.

Bald kam Garibaldi zurück; er sagte mir, daß er jetzt dem Könige entgegengehe, und übergab mir, da er nicht wußte, inwiefern er im Stande sein würde, sich um militärische Angelegenheiten die nächsten Tage zu kümmern, das Commando über die sämmtlichen

am rechten Voltarnoufer vereinigten Truppen, er fügte hinzu, daß ich jetzt auf der Höhe, wo sich ein guter Platz finde, ein Bidoual nehmen und dort stehen bleiben möge, bis ich weitere Nachricht von ihm erhalte. Damit ging er dem Könige entgegen.

Unser Bidoual war bald eingerichtet. Beim Hofe Le Fratte lagerten die Engländer; dahinter auf einer geräumigen Wiese am Saum eines Waldes die Brigaden Dezza und Spinazzi, links davon auf einer weitläufig mit Bäumen bestandenen Koppel die Brigaden Eber und Milano, und vor deren Fronte die Pasaren. Die Fronte hatte alles gegen die große Straße von Benafro, die etwa auf 2000 Schritt unter uns vorbeilief, und die wir aus dem Bidoual auf eine weite Strecke übersahen.

Es wäre alles prächtig gewesen, wenn unsere Leute etwas zu essen gehabt hätten. Die ganze Gegend am rechten Ufer des Voltarno war aber von den königlichen erschrecklich mitgenommen und Nachschub von Lebensmitteln war bei dem schauerlichen Zustand unserer Voltarnobrücke nicht möglich; die armen Soldaten waren daher so ziemlich auf das Stüdchen Brod angewiesen, welches sie noch mitgebracht hatten. Einige kleine Säue wurden in Marzanello und Bairano aufgetrieben und sofort an den Spieß gebracht. Wir gab einer meiner Guiden ein Stüd Brod, und außerdem suchten sie etwas Weiteres aufzutreiben. Sie waren auch endlich wirklich so glücklich, ein Diner für den ganzen Stab in einem benachbarten Hofe bestellen zu können, aber erst etwa in drei Stunden sollte es fertig sein. Es galt also lange zu harren.

Unter solchen bösen Umständen kommt einem die ungeheure Mäßigkeit der italienischen Soldaten unendlich zu statten. Mit einem kleinen Stüd Brod und einem ebenso kleinen Stüd Käse, dazu einem Schluck Wein oder auch nur Wasser, wenn jener nicht zu haben ist, bestreiten sie, wenn es nur warm ist, ihren Lebensunterhalt für den ganzen Tag, und sind munter und zufrieden dabei. Auch mußte man an unsern Soldaten ihre große Achtung vor fremdem Privateigenthum rühmen. Sie vergriffen sich daran

nicht, selbst wenn es ihnen schlecht ging, und am allerwenigsten ließen sie sich Acte eines gemeinen und unsinnigen Vandalismus zu Schulden kommen.

Leider konnte man ein Gleiches nicht von den Engländern sagen; freßbegierig — ein solcher Kerl brauchte mehr als zehn Italiener —, Säufer, trieben sie sich, ohne von ihren Offizieren im geringsten im Zaume gehalten zu werden, in der ganzen Gegend umher, stahlen Schweine und Brod und verbrannten, wie aus nachher einlaufenden Klagen über diese Bande nichtsnutziger Maraudenrs hervorging, auf unsinnige Weise, was sie nicht fressen und saufen konnten, Stroh, Tische und Stühle.

Während wir in unserm Biboual ausruhten, kamen die piemontesischen Colonnen die Straße von Venafro hinauf, um in jene nach Teano einzulenkten. Bald erkannten wir auch Garibaldi, welcher an der Seite des Königs ritt. Die Begrüßung hatte schon stattgefunden. Was dabei eigentlich gesprochen ist, weiß ich nicht genau, da ich nicht dabei zugegen war. Nach dem, was ich erzählen hörte, hätte Garibaldi, als er sich dem Könige näherte, etwa so etwas gesagt wie: „Ich grüße den König von Italien!“ und der König hätte darauf erwidert: „Ich danke!“ Ferner hörte ich denn, wie zwei Offiziere, die hinter dem König und Garibaldi ritten, im Gespräche untereinander meinten: Garibaldi werde jetzt nach Caprera gehen. Der König drehte sich darauf halb zu ihnen, halb zu Garibaldi um und sagte: „Warum nicht gar?“ Garibaldi sagte gar nichts, sondern lächelte.

Gegen Mittag kam auch Ronchetti mit den 30 Husaren zurück. Er hatte ein ganz nettes kleines Reitergefecht bestanden. Als er sich Teano näherte, räumte ein neapolitanischer Posten, der sich dort befand, die Stadt sogleich. Ronchetti ließ sich darauf mit seinen Husaren in Teano häuslich nieder, um Kaffee zu trinken. Aber nicht lange dauerte es, so entstand Alarm, die neapolitanischen Reiter kamen mit Verstärkung in die Stadt zurück, in den Straßen selbst kam es nun zum Gefechte. Unsere Husaren warfen bald den

Feind hinaus und machten bei dieser Gelegenheit mehrere Gefangene.

Als sie zurückkehrten, hätten sie beinahe noch einen Angriff auf die Cavalerie der piemontesischen Avantgarde gemacht, die sie für Neapolitaner hielten, da ihnen die Nähe der Armee des Königs nicht bekannt war. Ronchetti aber erkannte glücklicherweise die piemontesischen Uniformen und verhinderte den Unfinn.

Bald nach Mittag kam ein Befehl Garibaldi's zum Rückmarsch. Derselbe war nicht von Garibaldi selbst geschrieben, und der Schreiber hatte den Dictator offenbar mißverstanden. Es waren nämlich zwei Marschrichtungen angegeben, zwischen denen ich wählen sollte, nach Teano oder nach Calvi. Meine Wahl war von meinem Verpflegungsstande bei Vairano abhängig gemacht, welcher, wie aus dem Ebengefügten deutlich genug hervorgeht, ein außerordentlich elender war. Da ganz Teano voller Piemontesen sein mußte, so hielt ich es nicht für sehr gerathen, dorthin zu marschiren, da sich jedenfalls dort unsere Verpflegung am wenigsten bessern konnte, ich wählte also Calvi und Umgegend, und später erwies sich denn auch, daß der Dictator nie an Teano gedacht hatte.

Da wir in unserm Bivoual durchaus nichts mehr zu erwarten hatten, ließ ich sofort unters Gewehr treten und in der Ordnung Husaren, Brigade Eber, Brigade Milano, Brigade Dezza, Brigade Spinazzi, englische Legion, abmarschiren.

Gerade jetzt kam auch noch das für den Stab bereitete Diner an und ward in die Postkutsche gepackt, welche wir am Fuße der Höhen hatten zurücklassen müssen, um nach Calvi zu fahren.

Unterwegs begegneten wir mehreren Landleuten, welche auf Eseln gelochte Kastianen führten. Ich kaufte für einige Bajocchi meinen einen Pistolenholster voll und glaube nicht, daß die Esel mit noch irgendeiner Ladung das Ende der Colonne erreicht haben, später trafen wir auf Wagen mit Brot, welches der Armeecintendant herbeigeschafft hatte, und welches uns nun entgegenkam, damit dem dringendsten Mangel abgeholfen werden könne. Dann sollte ich

auch meinen alten Postconducteur noch einmal antreffen, in einer sehr mislichen Lage. Ich hatte ihn am Vormittag entlassen, in der Fälsche war aber nicht daran gedacht worden, ihm einen Geleitschein durch unsere Truppen mitzugeben. Statt nun stolz auf der großen Straße einherzugehen, schleppte sich der Alte auf Seitenwegen entlang und duckte sich hinter jede Hecke, verkroch sich hinter jeden Baum, den er fand. Hierdurch erregte er die Aufmerksamkeit einer Husarenpatrouille, ward alsbald wieder aus Collet gefaßt und in eine nahe Laverne gebracht, wo sich bereits mehrere Gefangene befanden. Zufällig machte ich bei dieser Laverne halt, um einen Schluck Wassers zu suchen. Da meldete mir ein Arzt, welcher der Division mit einer Ambulanceabtheilung und sechs Mann Escorte gefolgt war, daß er 60 Gefangene unter seiner Hut habe; die Hälfte davon hatte er eben in der Laverne selbst gemacht und die andere Hälfte war ihm nach und nach durch Patrouillen zugebracht worden. Er ließ nun seine Beute antreten, um sie mir voller Selbstgefühl zu zeigen. Die große Mehrzahl der Gefangenen waren von den Fremdenregimentern, sogenannte Sabaretti, darunter schon alte Kerle. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich nun aber auch meinen Postconducteur und erfuhr von ihm das Vorgefallene. Diesmal ward er mit einem Geleitschein in Freiheit gesetzt, die übrigen Gefangenen wurden der Brigade Dezza zum Weitertransport übergeben.

Bald danach fand ich Garibaldi, der mir noch besonders empfahl, die Colonne in hübscher Ordnung marschiren zu lassen, damit sie einen guten Eindruck auf die Piemontesen mache, denen wir etwa auf der Straße begegnen würden. Die Colonne war in vortrefflicher Ordnung, und es war höchstens nothwendig, ein wenig Musik machen zu lassen, um sie in solcher desto besser zu erhalten. Garibaldi fügte noch hinzu, daß wir in der Umgegend von Calvi das Lager beziehen würden. Wir wollten die Truppen ein wenig vertheilen, einerseits der bequemern Verpflegung halber, andererseits auch um sie unter Dach und Fach bringen zu können, wenn es

regnen sollte. Garibaldi, der nach Calvi vorausging, wollte dort noch Nachricht über die Vermögllichkeit der Ortschaften eingiehen und mir dann über die Vertheilung das Nöthige entgegenzusagen lassen.

Als ich mich Li Martini näherte, kam mir auch ein Generalstabsoffizier Garibaldi's entgegen; Garibaldi war in deren Wahl nicht inanner glücklich, und die Anweisung, welche ich jetzt erhielt, ziemlich confus. Factisch wurde die Truppenvertheilung von mir folgendermaßen geordnet:

Das Gros der Brigaden Dezza und Spinnuzzi nach Calvi, wo bei der Kirche auch Garibaldi sein Hauptquartier aufschlug; eben da die Engländer; ein Bataillon der Brigade Dezza nach Partignano.

Das Gros der Brigaden Ober und de Giorgis bei Visciano und Zuni mit einem Bataillon in Sparanise, einem Bataillon in der Taberna di Calvi, wo auch ich mein Hauptquartier aufschlug, einem Bataillon bei Li Martini und einem Posten von 100 Mann an der Laverne delle Torricelle, wo sich der Weg nach dem königlichen Hauptquartier Teano von der großen Straße nach Benevento abzweigt. Zwischen diesem Punkt und Teano hatten die Piemontesen bereits im Laufe des Nachmittags eine Feldtelegraphenverbindung hergestellt.

Unser erster Gedanke nach dem Einrücken ins Quartier war etwas zu genießen. Wir richteten uns zwei sogenannte Stuben in der obern Etage der Taberne ein. Ein alter wackelbeiniger Tisch ward so gerade aufgestellt, als es seine Verhältnisse erlaubten, als Stühle dienten große Papierballen, die sich hier vorfanden; das Haus schien die Ablage einer Papierfabrik zu sein. Eine schenklische alte Dellampe ward nothdürftig hergerichtet. Es herrschte eine schenklische Stuererei in dem Boche. Unsere Pferde waren Gott sei Dank viel besser einquartiert als wir und litten auch sonst keine Noth. Nachdem wir Menschen in unserer Wohnung ein wenig Ordnung geschafft hatten, wurde die von Le Fratte mitgeschleppte

hölzerne Schüssel sammt dem Reis und den gedachten Hühnern auf den Tisch gestellt, und etwa zehn Menschen versuchten es jetzt, mit Hülfe ihrer Taschenmesser und dreier hölzerner Löffel sich redlich zu nähren, was denn auch gelang. Der von Le Fratte mitgebrachte Wein war nicht ganz schlecht.

Spät am Abend sendete ich noch Catenacci zum Dictator, um die Befehle für morgen einzuholen. Catenacci kam mit dem Bescheide zurück, daß wir am 27. October in unsern gegenwärtigen Quartieren stehen bleiben würden. Nur möge ich noch ein Bataillon nach Vitollaccio und Bellona vorschicken. Da das Bataillon zu Pignataro von dem Regiment Menotti's, des Sohns Garibaldi's, war, bestimmte ich zur Besetzung von Vitollaccio und Bellona das andere Bataillon desselben Regiments.

Meine Guiden hatten uns von dem Hen, an welchem es auf den Böden nicht fehlte, gute Lager in unsern Salons bereitet. In dem einen kleinern der Salons schliefen die Contessa, Vigo und ich, in dem andern größern die übrigen. Da es mit meiner Gesundheit immer noch nicht vollkommen gut ging, war mein Schlaf eben keiner von den besten. Trotzdem fühlte ich mich am nächsten Morgen gestärkt und konnte hoffen, daß nun bald das ganze Uebel beseitigt sein werde.

Das Wetter war am 27. morgens nicht angenehm. Es regnete und war ziemlich kühl. Um 7 Uhr kam Garibaldi vor mein Quartier und sagte mir, daß er nach Sparanise und auf die Römerstraße reite, die nach Sessa führt; zugleich bat er mich, ins königliche Hauptquartier unsern Dislocationsrapport zu senden und die Parole der piemontesischen Armee zu fordern.

Darauf brachte mein Kaplan einen guten Kaffee angeschleppt, den er vom Pfarrer von Visciano aufgetrieben hatte; mit ihm kam ein armes Weib, welches sich beklagte, daß ihm eine Ziege von unsern Soldaten gestohlen worden sei. Da der Thatbestand festgestellt ward, an Ermittlung der Thäter aber unter den obwaltenden Umständen nicht zu denken war, so gab ich ihr, wie ich es

in solchen Fällen zu thun pflegte, eine Anweisung an die Intendanz auf die sehr bescheidene Summe, welche die Frau verlangte. Als sie diese Summe, an deren baaren Empfang sie nicht geglaubt zu haben schien, in Händen hatte, fiel sie mir mit ihrer Dankbarkeit sehr lästig.

Als ich beschäftigt war, den Dislocationsrapport u. s. w. für Fanti ausfertigen zu lassen, was bei dem sehr entschiedenen Mangel an Schreibmaterialien seine Schwierigkeiten hatte, erhob sich draußen ein fürchterliches Geschrei. Es rührte von dem in der Taberne von Calvi einquartierten Bataillon her, welches wesentlich aus Sicilianern bestand und eben ins Gewehr trat, um dem König Victor Emanuel die Honneurs zu erzeugen, der Calvi passirte, um einen Besuch am Volturno zu machen. Mir fiel unwillkürlich ein, daß Garibaldi nach Sparanise geritten sei, um der Begegnung mit dem König auszuweichen. Die besondere Aufmerksamkeit des Königs erregte mein Kaplan. In seinem wohlbekannten Aufzuge tanzte er vor dem Bataillon herum, wie David vor der Bundeslade, und warf seine langen Arme wie ein alter Telegraph in der Luft umher. Der König fragte, wer dieser merkwürdige Mann sei. Und mein Abbé antwortete mit Selbstgefühl: „Il Cappellano del Colonello Rustow!“

Sehr vergnügt über diese Aufklärung ritt der König weiter.

Raum eine halbe Stunde war vorüber, als sich genau wieder ein solches Geschrei unten im Hofe erhob als bei der Passage des Königs. Da ich mit meiner Arbeit zu Ende und Ronchetti bereits mit der Depesche an Fanti nach Teano abgegangen war, da ich glaubte, daß der König nur bis zum Hauptquartier Garibaldi's gegangen, und da er diesen nicht angetroffen, wieder umgekehrt sei, wollte ich eben mich zu Pferd setzen, um ihm eine Strecke das Geleit zu geben, als es sich zeigte, das diesmal der Jubel der Insulaner, ihr nicht enden wollendes Eubivageschrei nicht dem König Victor Emanuel, sondern einem ganz kleinen schwarzen Schwein gegolten habe, welches irgendwo aufgetrieben worden war und nun dem ganzen Bataillon zum Mittagmahle dienen sollte.

Gegen Mittag kam ein Adjutant Garibaldi's, um mir zu sagen, daß der Dictator auf der Capuaner Straße zurückkehren werde und ich ihn dort treffen möge. Ich ritt bald darauf mit Casaracci und meinem Leibgarden Farina nach Calvi hinab. Unterwegs kam eine Klage von Dezza über das elende Benehmen der Engländer. Sie ließen in kleinen Abtheilungen rings in der Gegend umher, ihre Gewehre mit sich schleppend, raubten das Land aus und machten, wie es tapferen Männern ansieht, Jagd auf zahme Schweine und anderes zahmes Vieh.

Da ich noch einige Zeit hatte, so begab ich mich sofort ins Lager der Engländer, ließ mir Meister Beard rufen, den ich nicht ohne Schwierigkeiten herbeilootete, befahl ihm die Büchsen seiner Mannschaft abnehmen zu lassen und ein Kriegsrecht anzuordnen, damit die Kerle, welche nun schon zwei Tage lang Unfug trieben, endlich zur Rechenenschaft gezogen und ihnen das Handwerk gelegt würde. Beard entgegnete manches von englischen Gesezen, von der Unmöglichkeit, die Disciplin aufrecht zu erhalten, von der Furcht vor Venterrei und was dergleichen saubere Dinge mehr waren, auf die ich begreiflicherweise keine Rücksicht nehmen konnte. Er ließ dann endlich Anstalten treffen, meine Befehle auszuführen, und ich begab mich auf die Capuaner Straße.

Bald begegnete ich Garibaldi und seinem Stabe. Ich sagte ihm natürlich von den englischen Schweinereien nichts, da ich nicht einfah, weshalb ich ihn mit diesen Geschichten auch noch plagen sollte, da er doch jedenfalls den Kopf voll genug hatte. Ich sagte ihm auch nichts von einer weiteren Säuerrei, die ich unterwegs noch erfahren hatte. Eine vagabundirende Abtheilung der englischen Bande nämlich, die eben auf der Jagd nach zahmen Säuen war, hatte zur Abwechslung auch auf den König Victor Emanuel geschossen, als dieser nach Partignano ritt. Dieses Volk, welches sich wie blind und toll in Italien umhtrieb, kein Wort von der Landessprache verstand, von seinen Offizieren nicht im geringsten zusammengehalten wurde, wußte natürlich auch gar nichts davon,

daß der König von Piemont mit einem Theil seiner Armer ins Neapolitanische eingerückt war. Alle Tagesbefehle, welche die Südmarmee von solchen Vorfällen unterrichteten, glitten an diesem Pade vollständig vorbei, da sie italienisch ausgegeben wurden.

Als nun die Sanjäger zwischen Calvi und Partignans die piemontesischen Uniformen an der Straße sahen, begannen sie ein lebhaftes Tirailleursfeuer. Glücklicherweise traf keine Kugel, die das Lumpengefindel vergebete. Aber man denke sich den Standal, wenn Victor Emanuel, der eben am vorigen Tage von Garibaldi als König von Italien begrüßt worden war, von Soldaten, die unglücklicherweise zur Südmarmee gerechnet wurden, verwundet oder gar erschossen worden wäre. Daß Garibaldi über den Vorfall wüthend sein mußte, wenn er ihn erfuhr, läßt sich leicht begreifen. und ebendeshalb, und weil ich mir fest vorgenommen hatte, an der Bande ein Exempel zu statuiren, sagte ich dem Dictator nichts von der Sache.

Unter ziemlich lustigen Gesprächen kamen wir nach Calvi, zum Hauptquartier Garibaldi's. Ganz munter flogen wir ab. Da traten einige böse Zufälle ein, welche meine guten Absichten ganz ruinierten. Das erste, was uns begegnete, war ein Bauer, dem die Engländer —, man konnte nach seiner Beschreibung über das Corps, dem die Schuldigen angehörten, nicht im Zweifel sein — ein Pferd gestohlen hatten. Das Pferd wurde beigebracht. Da brachte ein vorlauter Dursche auch das Schießen auf Victor Emanuel zur Sprache. Nun mußte ich natürlich mit dem Bericht über das was ich wußte und was ich angeordnet hatte, vorrücken. Garibaldi war wüthend, er schäumte vor Wuth. Unglücklicherweise kamen gerade in diesem Augenblick vier englische Spitzbuben vorbei, welche Leinwand, Kessel u. s. w. gestohlen hatten. Garibaldi ließ nun selbst Meister Peard rufen, und dieser hatte fünf böse Minuten. Das Kriegsgericht, welches bereits von mir angeordnet war, ward wiederholt eingeschärft. Peard sagte, daß es bereits berufen sei, doch fürchte er Meuterei und bäte um Schutz. Ich ließ sofort

einige Bataillone der Brigade „a ins Gewehr treten, und ich muß sagen, ich hätte gewünscht, daß die „englische Legion“ sich gemüßigt hätte. Ich hätte sie ohne alles Weitere massakriren lassen. Unsere Soldaten waren in der besten Stimmung dazu gegen Albions Söhne.

Doch ging alles ruhig hin. Zwei Schurken wurden zum Füsiliiren verurtheilt, und da war es gerade wieder Garibaldi, der diese Hunde begnadigte, die im Interesse des guten Namens der Südbarmee zehnmal mindestens verdient hatten, todt geschossen zu werden. Ich kann das Spiel mit gerichtlichen Urtheilen einmal nicht leiden; es war mir auch immer zuwider, wenn von diesem oder jenem Commandanten, nachdem ein Kerl vom Kriegsgericht zum Füsiliiren verurtheilt war, bestimmt wurde, daß dieser Kerl hinknie, und dann dem zur Execution bestimmten Peloton anbefohlen ward, blind zu laden. Entweder — Oder! Entweder ist der Kerl schuldig —, und dann kein Blendwerk; oder er ist unschuldig oder entschuldbar, und dann kein ungerechtes Urtheil. Zehntausendmal besser ist es, daß ein Offizier, welcher etwas findet, das da stinkt vor Israel, die nothwendige Execution ohne weitere Gerichtschnurren sogleich selbst vollzieht.

Garibaldi wußte, daß Italien England vielen Dank schuldig sei; er verwechselte England mit diesen nichtsnutzigen Schuften und strategischen Brauersknechten, welche uns unter dem Namen einer englischen Legion zugekommen waren, und war gegen diese von ihrem Lande selbst schließlich verlengneten Schufte großmüthig. Die sogenannte ungarische Legion, welche vornehmlich aus Deutschen bestand und nur einigen ungarischen Felden zur äußerst nothwendigen Folie diente, gab niemals zu Klagen solcher Art, wie die englische Legion, Veranlassung — —, eben weil sie aus Deutschen und nicht aus Ungarn bestand. Ihr wurde viel Ehre vom Dictator angethan; nicht ganz unverdient. Aber ich glaube, daß an diesem Ehreanthun mehr einzelne Leute, die sich ins Licht stellen wollten, die Schuld trugen als die wirklichen Leistungen der „ungarischen“ Legion.

Calvi 27 October 1860

Sig^r Brigadier

Domattina alle 5 - impre-
-nderemo la marcia su S.
Angelo - ritornando per la
stessa strada che percorremmo
venendo - Dia ordine a tutti
i corpi nostri che si trovino a
quell'ora sulla strada, per
marciare simultaneamente
L'ordine di marcia sarà eseguito
in ragione del posto che occuper-
anno sulla stessa strada - e
sul quale arriveranno quei corpi
che si trovano laterali -

G. Garibaldi

Sig^r Brigadier
Rustow -

Am Abend des 27. October ward es sehr lebhaft. Es kam ziemlich spät ein Befehl von Garibaldi zum Marsche nach San-Angelo. Da dieser Befehl der einzige schriftliche ist, den ich vom Dictator erhalten habe und ich voraussetzen kann, daß die Handschrift Garibaldi's für manchen meiner Leser einiges Interesse hat, so lasse ich am Schlusse dieser „Erinnerungen“ ein treues Facsimile desselben folgen und gebe dazu hier die wortgetreue Uebersetzung:

„Calvi, 27. October 1860.

Herr Brigadier!

Morgen früh um 5 Uhr werden wir den Marsch nach San-Angelo antreten, indem wir auf derselben Straße zurückkehren, auf welcher wir gekommen sind. Geben Sie allen unsern Corps Befehl, daß sie zu dieser Stunde auf der großen Straße seien, um zu derselben Zeit abmarschiren zu können. Die Marschordnung wird nach den Stellungen bestimmt, in denen die Corps an der großen Straße sich befinden, in welche diejenigen Corps einfallen, welche seitwärts entsendet wurden.

G. Garibaldi.

Herrn Brigadier Küstow.“

Die betreffenden Befehle an die Brigaden wurden sofort ausgegeben. Da wir noch einige Lebensmittel zu Calvi hatten und es zweifelhaft war, ob wir am 28. October sofort über unsere schöne Voltornobrücke in Gegenden würden zurückkehren können, in denen an Speise und Trank kein Mangel war, so ward bestimmt, daß am Morgen des 28. October die Brigaden vor dem Abmarsch noch alles das fassen sollten, was sich zu Calvi vorfand.

Nachdem die Dinge in Ordnung gebracht waren, traf der Hauptmann Bedoba in meinem Hauptquartier ein und überbrachte mir mehrere kriegsministerielle Verordnungen, welche in meiner Abwesenheit zu Caserta angekommen waren. Eine dieser Verordnungen hatte eine bedeutende Wichtigkeit, und ich muß daher etwas weitläufiger von ihr reden.

Ebenso bestimmte nämlich, daß in jeder Division eine Commission zusammentreten sollte, zusammengesetzt aus dem derzeitigen Divisionscommandanten, zwei Stabsoffizieren und zwei Hauptleuten, um eine Classification der sämtlichen Offiziere vorzunehmen und am 31. October einen Rapport darüber einzureichen. Die Offiziere sollten in drei Klassen eingetheilt werden: erstens solche, die vollständig die Fähigkeiten besaßen, um ihren Grad auszufüllen, zweitens solche, denen die eine oder die andere der nothwendigen Eigenschaften fehlte, und drittens solche, die gar nicht in ein vernünftiges Offiziercorps gehörten.

Diese Angelegenheit schien mir sehr wichtig. Daß in der Südarmerie, in deren Offiziercorps ein wenig aufgeräumt werden mußte, unterlag keinem Zweifel; es lag vor allen Dingen im Interesse der Mehrzahl der Offiziere, der tüchtigen, daß die Spreu, welche durch Leichtsinns aller Art hineingekommen war und offenbar dem Ruf der Armee, daher auch der tüchtigen Männer in ihr schadete, ausgesondert werde. Obgleich ich in dieser Zeit nicht gerade mehr an ein Zusammenbleiben der Südarmerie glaubte und für meine Person entschlossen war, sobald Garibaldi ginge und ich meinen heiligsten Pflichten genügt hatte, auch zu gehen, meinte ich doch, daß mich dieses nicht abhalten dürfe, zu einer wohlthätigen Säuberung nach besten Kräften mitzuwirken.

Die Zeit war ein wenig kurz bemessen. Damit trotzdem das Geschäft rechtzeitig beendet werde und die nothwendige Gewissenhaftigkeit nicht verloren ginge, schlug ich folgenden Weg ein: Jeder Brigadecommandant oder Chef eines Dienstzweiges sollte mir eine Liste seiner sämtlichen Offiziere mit beigefügter Nummer eingeben, die Commission sollte dann die Sache prüfen und offenbare Ungerechtigkeiten berichtigen, während möglichst an der Grundlage festzuhalten wäre, soweit nicht bei Entwerfung der Listen eine falsche Auffassung erkannt wäre. Für die Bestellung der Commission fertigte ich sofort einen Befehl aus, in welchem der Grad des Offiziers angegeben war, den jede Brigade zu stellen hatte. Schrift-

Ich ward dieser Befehl mit Beifügung meiner Ansichten den beiden Brigaden Spangaro und Corras übermittelt; zu Eber und de Giorgis ritt ich noch am Abend selbst hinaus, um mit ihnen die Angelegenheit zu besprechen. Der Zusammenritt der Commission ward auf den 30. October mittags im Palast von Caserta in meiner Wohnung festgesetzt.

Bei der Rückkehr aus den Divouals von Juni nach Vicriano kaufte mein Onkel Farina in letztem Orte noch zwei Kerzen ein, da die Beleuchtung von gestern allzu übel ausgefallen war, und da doch in der Nacht noch etwas vorkommen konnte, was die Möglichkeit zu sehen höchst wünschenswerth machen mochte. Zu meinem Schrecken und zu meinem Aerger, um es aufrichtig zu gestehen, mußte ich alsbald bemerken, daß die Contessa eine dieser schwer errungenen Kerzen entführt hatte, und zwar um einem jener englischen Schlingel zu leuchten, die sich am 25. October abends „durch Zufall“ gegenseitig geschossen hatten, jener dieser Wespen, welche leider noch nicht todt war, sondern obenein Hoffnung hatte, wieder auf die Beine zu kommen.

Am Abende nahm auch Vigo von mir Abschied. Seit langer Zeit leidend und der nicht unrichtigen Ansicht, daß er sich bei den verschiedenen Beziehungen und Verhältnissen, in denen er stand, nicht leicht der Hoffnung hingeben könne, auf dem Kriegsschauplatze selbst seine Gesundheit wiederzuerlangen, hatte er mich schon bald nach der Rückkehr von Santa-Maria zu Caserta um einen dreiwöchentlichen Urlaub nach Mailand, zu seinem alten Vater gebeten. Ich hatte ihm denselben nicht blos bewilligt, sondern ihn auch noch in seinem Vorsatze bestärkt, was mir von seiten derjenigen, die ihn in Fesseln geschlagen hatte, noch manchen sehr ungerechten Vorwurf zuzog. Zunächst war nun der Marsch über den Volturno dazwischengekommen, den Vigo ebenso wenig als wir andern alle versäumen mochte, weil er mit uns glaubte, daß es bei dieser Gelegenheit noch etwas Ernstliches und Nützliches zu thun geben werde. Wir hatten den Marsch hinter uns, ohne



daß es uns erlaubt gewesen wäre, besondere Vorberu dabei zu sammeln, und Vigo bat mich nun, noch diesen Abend nach Caserta vorausgehen zu dürfen, damit er sich von dort sogleich nach Neapel begeben und daselbst nach einer Ueberfahrtsgelegenheit umsehen könne. Dem stand nichts im Wege. Vigo ging nach einem schweren Abschied. Verschiedene Seufzer, die direct in das kleine Nebenzimmer eingeschlossen wurden, begleiteten ihn.

Ein Diner brachte an diesem Abend noch der Bruder der Apothekerstochter von Sparanise. Wir aßen heute sehr gut; das Essen war nicht bloß warm hinübergeschafft; wir hatten auch anständiges Geschirr, was immer eine große Wohlthat ist; und nach dem Essen streckten wir uns zufrieden — wenigstens ich war zufrieden und sicher war es auch die Mehrzahl meiner Begleiter — auf unser Strohlager und schliefen sanft ein.

Früh am Morgen des 28. October war ich mit den Meinen zu Pferde; und nachdem noch die Lebensmittel gefaßt waren, traten wir auf dem Wege, welchen wir gekommen, den Mädmarsch an. Die Contessa, welche sehr müde und angegriffen war, äußerte den Wunsch, ein Roß zu besteigen, und in der That wurde ihr denn mit Hülfe einiger Lagerbeden und eines Pistolenholsters ein Damensattel, wie ihn die Verhältnisse gestatteten, zurecht gemacht.

Um Mittag erreichten wir die Westseite der Höhen von Gerusalemme unfern der Scafa di Trifisco und bezogen dort ein Lager, da einmal wieder die vortreffliche Volturobrücke gebrochen war, und es immerhin einige Stunden dauern konnte, bis sie wieder hergerichtet sein würde. In diesem Bidoual suchte mich der Commandant des Bataillons auf, welches ich am 26. October abends nach Sparanise gesendet hatte. Er war ganz beseligt von seinem dortigen Aufenthalt. Die liberale Partei, in dieser Stadt numerisch nicht sehr stark, aber desto kräftiger hervortretend, da sie unter unserm Schutze Oberwasser hatte, hatte unsere Leute mit Jubel empfangen. Die Apothekerstochter hatte ein Gedicht auf den Bataillonscommandanten gemacht, in welchem sie ihn

als „Befreier von Sparanise“ begrüßte, und was der Herrlichkeiten mehr waren. Auch mehrere ausgezeichnete Waffenstücke aus den dortigen Fabriken hatte der Major zum Geschenk erhalten und mitgebracht und legte mir diese jetzt vor, damit ich mir außer dem vergänglichen Diner von gestern auch noch ein Andenken für längere Dauer auswähle. Ich wählte ein ausgezeichnetes altes Jagdmesser, wie man sie in unsern Tagen schwerlich noch findet, von einfacher, aber eleganter Arbeit. Das habe ich denn auch glücklich mit heimgebracht und hoffe, es soll mir auch späterhin noch einmal dienen.

Ich muß hier noch erwähnen, daß ich am 27. October eine Petition der liberalen Einwohner von Sparanise erhalten hatte, in welcher sie eine permanente Besatzung von Garibaldinern verlangten. Die Sache war ein wenig verspätet, wir waren nicht mehr volle Herren im Lande. Sonst hätte die Bitte der guten Leute vielleicht in einer Weise erfüllt werden können, die ihnen am Ende selbst lästig geworden wäre.

Nach mehrstündigem Harren in unserm Bivoual kam die Nachricht, daß die Brücke hergestellt sei, und zugleich der Befehl für mich, mit dem ganzen Corps, das seit dem 26. October unter meinem Befehle stand, nach Caserta abzumarschiren und es dort unterzubringen.

Der Marsch ward ohne Aufschub angetreten. Jenseit der Brücke, nachdem ich einige tausend Schritte vorgeritten war und während ich nun wartete, um der ganzen vereinigten Division die Zeit zum Aufschließen zu geben, traf ich den Intendanten Ghiglione, der noch in dem Glauben stand, daß die 15. Division ihr Quartier bei San-Angelo erhalten werde. Auf meine Aufklärungen eilte er nach Caserta voraus und mehrere Stabsoffiziere mußten ihm folgen, um in Caserta die Kasernen auszuwählen, in denen die Brigaden untergebracht werden sollten. Auch Ronchetti schickte ich voraus, dessen erste Sorge es war, zu Giovanni zu eilen und bei diesem unser Diner zu bestellen.

Unter lustiger Musik durchzogen wir Santa-Maria, wo Maria Ludisch nicht verstand, auf der Straße ihre Aufmerksamkeit zu machen und mir mitzuthellen, daß jetzt ein Piemontes' — es war della Rocca — in jenen Räumen weile, die ich einst mit meiner Gegenwart beehrt hatte, und dann ging es nach Caserta, wo wir gegen Dunkelwerden eintrafen. Die Brigaden fanden ihre Kasernen schon bereit und ich fand mit den Meinen — dank der vereinten Sorge Ronchetti's, Giovanni's und unsers Kochs — ein anderlesenes Diner. Wenn man einige Zeit dieser Vortheile entbehrt hat, so weiß man, wie wenig man immer an dergleichen Kennerlichkeiten hängen mag, gute Speisen und Getränke, in eleganten Geschirren und eleganten Zimmern servirt, doppelt zu schätzen.

XXII.

Ein Ausflug nach Neapel.

Am 9. September mittags war ich aus Neapel abmarschirt. So mancher brave Junge, der mit mir frisch und fröhlich hinausgezogen, ruhte jetzt in kühler Gruft an den Ufern des Volturno, ohne Neapel wiedergesehen zu haben. Vedi Napoli e dopo mori! Ich selbst hatte in den sieben vorigen Wochen so oft das Bedürfniß gehabt, nach der Hauptstadt, wenn auch nur auf einige Stunden hindüberzugehen und war nie dazu gekommen. Immer hielten mich Dienstgeschäfte oder auch die Sorge zurück, daß ich irgendeine ernste Thätigkeit versäumen möchte. Andere hatten freilich stets Zeit in Neapel zu liegen und warben dort sogar Lärden, um sich besingen zu lassen, und ihr lausiger Ruhm schallte in alle Welt hinaus, eben weil sie wenig Lust hatten, sich solchen zu erringen. Die Menschen sind eben verschiedener Art. Nun aber eben heimgekehrt von dem Marsche über den Volturno, mehr als je überzeugt, daß die Rolle der Sübarmee ausgespielt sei, daß mich höchstens noch die Pflicht, für meine Waffengeführten nach bester Kraft zu sorgen, einige Wochen festhalten könne, wollte ich es doch nicht unterlassen, die Hauptstadt zu besuchen, und um keine Zeit zu verlieren, forderte ich mir noch am 28. October abends Urlaub von Sirtori — da Garibaldi nicht in Caserta war. Am 30. October mittags wollte ich wieder in Caserta sein, weil ich für diese Zeit

die Commission zur Classificirung der Offiziere zusammenberufen hatte.

Am 29. October vormittags bestieg ich mit Catenacci einen Eisenbahnzug und froch nach Neapel. Wir brauchten drei Stunden. Um Mittag kamen wir an, und mein erster Gang oder meine erste Fahrt war zu dem Waffenschmied, der meinen Degen in die Cur genommen hatte und ihn mir nun auch richtig überlieferte. Von da ging es zum Photographen Crillet, denn meine Frau plagte mich beständig um ein Bild, da ihr dasjenige, welches sie von mir in der „Illustrirten Zeitung“ gefunden, doch allzu unähnlich vorgekommen war, und da sie ein großes Recht hatte, Gelüste zu haben, konnte ich ihr sicher das Bild nicht wohl verweigern. Nachdem ich „gestanden“ hatte, dachte ich mir ein Quartier für diese Nacht zu suchen, und in meiner Unschuld, da ich auf meine Kosten zu leben dachte, fuhr ich bei einem halben Duzend Gasthöfe vor. Aber alles war besetzt. Dies kam mir ein wenig merkwürdig vor. Bei näherer Nachforschung erfuhr ich denn, daß alle die Lumpen, die unter dem Schutze irgendeiner Anstellung in der Garibaldi'schen Armee Neapel bevölkerten, und nur besuchsweise einmal zur Armee kamen. — Notabene, wenn keine Gefahr dabei war — Quartiere in Neapel auf Kosten der Municipalität hatten. Daher der Mangel an Raum in den Gasthöfen.

Da war es denn doch nicht mehr als billig, daß Offiziere, die sich beständig vor dem Feinde, im Gefechte und auf Vorposten umhergetrieben hatten, wenigstens in der Hauptstadt ein Fleckchen fänden, wohin sie ihr Haupt legen könnten. Ich sendete daher Catenacci mit einem Billet aufs Quartieramt, um mir auch eine Wohnung zu bestellen. In einem Kaffeehause erwartete ich ihn und er kam denn auch bald mit dem Bescheide zurück, daß in wenigen Stunden ein Quartierbillet für mich bereit sein würde, welches Catenacci abholen sollte.

Da der Magen seine Ansprüche erhob, so suchten wir ein Mittagessen. In der Corona di Ferro fanden wir nicht blos

dieses, sondern auch Vigo und den Hauptmann Tessler von der mailänder Geniecompagnie, welcher seit längerer Zeit krank war. Unter heitern Gesprächen verbrachten wir einige Stunden. Der Wirth wollte keine Bezahlung von mir annehmen; ich weiß nicht aus welchen Gründen. Jedenfalls hätte er sich eine etwas starke Contribution auferlegt, wenn er gegen alle Garibaldi'schen Offiziere, die sich in Neapel umhertrieben und bei ihm Stärkung suchten, dieselbe Gastfreiheit geübt hätte wie gegen uns. Catenacci kam nach kurzer Zeit mit dem Billet, welches auf unbestimmte Zeit mir ein Quartier in der Via Toledo, 292, zur Verfügung stellte, und da er sagte, daß dieses Quartier ziemlich groß sei, so bot ich auch Vigo und Tessler ein Unterkommen für die Nacht an.

So fuhren wir denn alle zusammen nach dem neuen Logis, welches aus einem Salon und drei Schlafzimmern mit vier Betten bestand, sodaß in der That die ganze Gesellschaft bequem Platz fand. Nachdem wir uns installiert hatten, machte ich mit Catenacci eine Spazierfahrt durch die Toledostraße.

Neapel schmückte sich eben, um den König von Italien würdig zu empfangen. Ueberall sah man Ehrenpforten und Triumphbogen, Statuen Victor Emanuel's und Garibaldi's und andere Statuen. Aber alles war noch unfertig, und nach der Gemüthlichkeit, mit welcher daran gearbeitet wurde, hatte es auch ganz und gar den Anschein, als ob es bis zum Einzug des Königs nimmer fertig werden würde. Dieser Schein trog keineswegs; es kam ganz und gar so. Meine Aufmerksamkeit erregte besonders eine Reihe von Statuen, welche längs der ganzen Toledostraße aufgestellt waren. Alle 20 Schritte stand da ein kolossales Weibsbild auf einem Piedestal und hatte den rechten Arm mit ausgestrecktem Zeigefinger vor sich aufgehoben. Eins dieser Frauenzimmer sah so aus wie das andere. „Was soll das bedeuten?“ fragte ich Catenacci. Da dieser mir darauf nicht antworten konnte, so begann ich Conjecturen zu machen. „Wahrscheinlich“, sagte ich, „kennen die Neapolitaner die Vorliebe des Königs Victor Emanuel für das schöne Geschlecht

und seine Potenzen diesem gegenüber; namentlich auch seine Neigung für den robusteren Theil seiner Mitglieber. Erzählte mir doch neulich noch eine junge Dame aus Lombardien, daß der König, als er einst mit ihr schäkerte, zu ihr sagte: »Rein, liebes Kind, es ist unmöglich, daß ich mit Ihnen ernstlich anbinde, entweder würde ich Sie spalten oder Ihnen das Rückgrat brechen. Das wäre doch schade.« Da haben nun die Neapolitaner alle ihre robustesten Battanen in effigie in die Via Toledo gestellt, damit sie den König zu sich heranzwinkeln. Eine ganz geistreiche, zeit- und sachgemäße Idee!« Catenacci wollte meine Conjecturen nicht gelten lassen; wenn die Sache auch ganz gut passe, meinte er, so seien doch die modernen Zeiten viel zu moralisch, als daß sie gestatteten, einen König auf diese allerdings angenehme Weise zu begrüßen. Später erkundigte er sich dann und brachte mir die Auflösung des Räthsels, die ich allerdings nach meinem langen und freundlichen Umgang mit den Neapolitanern selbst hätte finden sollen.

Wie oft hatte nicht die Schustersfrau im Hause de Carolis in Santa-Maria, wenn sie mir aneinandersezte, daß sie leider jetzt nur einen Mann habe, den Zeigefinger energisch erhoben: „Un', un', un solo!“ Und wie oft hatte ich nicht dieselbe Bewegung in Sicilien, in Calabrien, im Principat, in Campanien gesehen, wenn die Menge begeistert rief: Italia una! Nun, da waren die weiblichen Statuen in der Via Toledo die hundert Städte Italiens — *la cento Città* — und alle riefen sie: Italia una e Vittorio Emanuele!

Der Abend und ein großer Theil der Nacht wurden mit Allostrien, namentlich lustigen Damenbesuchen zugebracht. Bei dieser Gelegenheit lernte ich einen Theil Neapels von seiner lebenswürdigsten Seite und nebenbei auch die Garibaldicorsets kennen, welche ich den jungen, gut gewachsenen Damen aller Länder als eine höchst praktische Erfindung mit gutem Gewissen anempfehlen kann. Die Garibaldicorsets sind nämlich enge, elastische, gestricke, rothe Hemden, in welche die jungen Damen sich hineinzwängen,

und welche sich den reizendsten Formen zärtlich anschmiegen, diese in höchst vortheilhafter Weise hervorheben.

Am nächsten Morgen mußte ich nothwendig nach Caserta zurück, da ich auf den 30. October mittags die Versammlung der Commission anberaumt hatte, welche die Classification der Offiziere vornehmen sollte. Catenacci hatte den Wunsch in Neapel zu bleiben; es bot sich hier für ihn Gelegenheit, seine juristischen Examina in bequemer Weise zu machen. Ich mochte ihm die Sache nicht verderben. Außerdem war es für mich angenehm, einen treuen Freund dort zu haben, der mir einzelne Privatangelegenheiten besorgte, da ich jetzt meine baldige Heimkehr beständig vor Augen hatte. Catenacci konnte zugleich mein Quartier in der Via Toledo behaupten, welches nicht bloß für mich, sondern auch für andere Offiziere meines Stabes, die ich Veranlassung hatte, in Dienstangelegenheiten nach Neapel zu senden, von einigem Interesse war. Ich bat Catenacci die photographischen Porträts von Grillet in Empfang zu nehmen, eine Kleinigkeit in Korallen für mich auszusuchen und diese sammt einem der Porträts an Vigo zu übergeben, der sich erboten hatte, diese Sachen mit nach Mailand zu nehmen, und sie von dort über die Berge nach Zürich zu senden.

Am 30. October, ungefähr um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens, verließ ich Neapel, diesmal aber nicht auf der sonderbaren Eisenbahn, sondern auf einem Wagen, den ich gemiethet hatte. In zwei und einer halben Stunde war ich in Caserta, was mich denn bestimmte, niemals mehr die Eisenbahn zu besteigen, auf welcher man drei Stunden braucht, um nur halb ans Ziel, nämlich auf den Bahnhof, keineswegs in die Mitte der Stadt zu gelangen.

Um Mittag versammelte sich die Commission bei mir, welche die Classification der Offiziere vornehmen sollte. Sie bestand aus dem Oberlieutenant La Porta und Bassini, dem Major de Carolis und dem Hauptmann Matencci. Die Rapporte der Brigaden und der Chefs der verschiedenen Dienstzweige wurden zu

Grunde gelegt, und wir gingen wacker ans Werk. Manche Frage tauchte da auf. Indessen vereinigten wir uns stets bald und mit Ueberzeugung über zweifelhafte Punkte. Unter uns fünf war wenigstens immer einer, welcher die in Frage kommenden Offiziere genau kannte und einfach erzählte, was er wußte. Meine Meinung über die Cardinalpunkte wurde stets einstimmig adoptirt. Wir waren alle fünf ehrliche Männer und verstanden uns daher leicht. — Um die Verhältnisse zu kennzeichnen, muß ich ausdrücklich bemerken, daß auch — und zwar keineswegs überflüssigerweise — die Frage aufgeworfen ward, ob auch die politische Farbe eines Offiziers in Betracht zu ziehen sei, ob wegen seiner politischen Farbe ein sonst minder Brauchbarer zu bevorzugen oder ein militärisch Brauchbarer hintanzusetzen sei. Ich erklärte, daß wir nach meiner Ansicht uns rein an das zu halten hätten, was uns vom Kriegsminister vorgeschrieben sei zu beurtheilen, die militärische Brauchbarkeit: Tapferkeit, Fähigkeiten, Bildung. Es verstehe sich von selbst, daß die bürgerliche Ehrenhaftigkeit des Mannes berücksichtigt werden mußte; falsche Spieler, Betrüger und noch Schlimmeres dürften sich nicht mit den Ehrennamen Garibaldi'scher, namentlich von ihren Kameraden anerkannter Garibaldi'scher Offiziere schmücken. Aber ich sei auch der Meinung, daß kein tapferer und militärisch fähiger Mann in eine jener Lumpenkategorien gehören könne. Die politische Richtung dürfe uns niemals und unter keinen Umständen bestimmen, jemand zu bevorzugen oder hintanzusetzen, um so weniger aber in einer Zeit, wo die politischen Richtungen in Italien äußerlich mindestens ziemlich weit auseinandergingen, während doch Eintracht, vorzugsweise in den eigentlichen Volkselementen, Italien vor allem noth thue.

Die Grundsätze, welche ich hier ausgesprochen hatte, wurden von allen Mitgliedern der Commission angenommen und bei dem Urtheile befolgt. Wir arbeiteten rüftig fort und beendeten am 31. October morgens die Arbeit. Mateucci als der jüngste fun-

girt zugleich als Secretär und legte die vollständige Liste an, welche denn schon am 31. October abends dem Kriegsminister übergeben werden konnte. Da noch viele tapfere Offiziere keine Brevets hatten, ließ ich dies in der Liste ausdrücklich bemerken. Die Matrikel der Division war schon seit Mitte October in Angriff genommen, und auch diese Arbeit mit Ordnung und Schnelligkeit fortgeführt worden. Auf wiederholte Vorstellungen beim Kriegsministerium über die Nachlässigkeit bei der Ausstellung der Brevets ward mir erwidert, daß auf dem Kriegsministerium so gar vielerlei zu thun sei, daß möglicherweise einzelne Offiziere trotz ihrer Verdienste ohne Brevets bleiben würden. Indessen schade dies nichts, da die Aufführung eines Offiziers in der Matrikel für ihn ganz den Werth eines Brevets habe. Späterhin mußte ich allerdings zu meinem Schmerze erfahren, daß braven Offizieren elende piemontesische Schwierigkeiten gemacht und ihnen die Anerkennung als Offiziere der Südbarmee verweigert wurde, obgleich sie in der Matrikel aufgeführt waren, blos weil ihnen der elende Wisch von Brevet fehlte.

Die Classificationsliste der Offiziere zog mir später einen Brief Tittr's zu, in welchem er sich darüber beschwerte, daß ich ihn gar nicht zu Rathe gezogen habe, obwol er doch noch immer Commandant der Division sei. Ich erwiderte darauf: ich habe allerdings nicht wissen können, daß er noch Commandant der Division sei, da es zwar in monarchischen Staaten wol vorkomme, daß z. B. auf irgendeinen Prinzen die Geschäfte eines großen Platzcommandos und des Commandos einer Division gehäuft würden, daß es mir aber ganz ungehörig erschiene, auch in unserer Armee dergleichen böse Sitten nachzuahmen und aus dem und jenem einen „Prinzen“ zu machen. Wenn er aber, trotzdem er die Stadt Neapel commandire, auch noch Ehrencommandant der 15. Division sei, wie der Papst etwa Ehrenpräsident der italienischen Conföderation, so ändere dies in der Sache nichts, da nach

dem Decret des Kriegsministers der Divisionscommandant oder älteste Brigadier der Classificationscommission präsidiren sollte. Mein Antwortschreiben gelangte nicht in Lütt's Hände, doch vermute ich, daß ihm vom Inhalt Mittheilung gemacht ist, da der Offizier, welcher das Schreiben hätte überbringen sollen, sich später Lütt innig angeschlossen.

XXIII.

Abschied von Garibaldi.

Wenn es noch nöthig gewesen wäre, so bestärkte mich die Betrachtung der Zustände, die sich seit der Ankunft der Piemontesen und seit meiner Rückkehr vom rechten Ufer des Volturno entwickelten, meine immer wachsende Einsicht in die Lage, in welche man Garibaldi bringen wollte, und aus welcher sich zu ziehen ihm sein Patriotismus nicht gestatten konnte, immermehr in dem Entschlusse baldiger Heimkehr zu den Meinen.

Ich für meine Person kann mich über das gesellschaftliche Verhalten der piemontesischen Offiziere, mit welchen ich zusammentraf, nicht beklagen; im Gegentheil. Dafür hörte ich aber beständig von Reibungen, die zu Neapel zwischen Offizieren der piemontesischen und der Südbarmee vorkamen, und es war nicht schwer voranzusehen, daß diese vollständig und in einer traurigen Weise ausarten würden, wenn Garibaldi nicht mehr anwesend war. Dochten sich die Dinge in höflichen officiellen Formen verstanden, mir war es nicht verborgen, daß in der piemontesischen Armee ein Geist der Feindseligkeit gegen die Südbarmee giftigstlich gehegt worden sei und noch immer mehr gehegt werden sollte. Unter unsern Offizieren aller Grade traf ich immermehr solche, welche jetzt sehr auf piemontesische Formen hielten und sich in jeder Weise bei den Piemontesen beliebt zu machen strebten, alle Gelegenheiten

dazu häufig vom Zaune brachen, und dies bisweilen auf Kosten ihrer Kameraden. So sehr ich es für passend und nützlich hielt, daß die beiden Armeen auf gutem Fuße miteinander lebten, so sehr für die Pflicht eines jeden, in seiner Weise dazu beizutragen, konnte es mir doch nicht der rechte Weg dazu scheinen, wenn Offiziere der Südmarmee bei solchen Bestrebungen die Würde ihrer eigenen Armee hintansetzten. Nach meinen eigenen Gesinnungen hätte ein solches Verfahren, wenn ich piemontesischer Offizier gewesen wäre, in meinen Augen die Offiziere der Südmarmee auch nicht hoch gestellt. Noch unwürdiger erschien mir aber die Sache, wenn ich mir nicht verhehlen konnte, daß so mancher sich jetzt von Garibaldi abwendete, „der ihm bald nichts mehr würde nützen können“, um sich dafür dem neuaufgehenden Gestirn der Piemontesen zuzuwenden. Ich mußte jetzt schon hier und da vernehmen, wie Garibaldi plötzlich geradezu im Gespräche herabgesetzt ward.

„Jeder piemontesische Lieutenant“ — so sprachen verschiedene — „zuckt die Achseln über Garibaldi, über seine militärischen Kenntnisse und Fähigkeiten. Garibaldi ist ein bloßes Werkzeug der Mazzinisten u. s. w.“

Ich schwieg natürlich zu dergleichen Redensarten nicht. „Ich“, erwiderte ich, „habe keinen piemontesischen Offizier so von Garibaldi reden hören. Wenn eine Anzahl von ihnen wirklich so spricht, so beweisen diese guten Leute eben, daß sie nichts von der Sache verstehen, und daß sie in Turin und in Piemont überhaupt von der Schule, in welche sie Cavour geschickt hat, das Ihrige profitirt haben. Ich würde nicht dulden, daß in meiner Gegenwart so über Garibaldi gesprochen würde, und ich bin der Meinung, daß kein Offizier der Südmarmee, der Ehre im Leibe hat, es dulden sollte, daß in seiner Gesellschaft in solcher Weise über unsern General gesprochen werde, den wir besser kennen müssen als die Piemontesen, der jedem von uns Zeichen seiner Zuneigung gegeben hat, und an dessen Seite wir gekämpft haben, von dem wir alle wissen sollten, auf welcher Höhe er als Mann und als

Feldherr steht. Mir scheint es eine Schande, daß Offiziere der Südmarmee ein Urtheil des ersten besten Lieutenants über unsern General anführen, als ob ein solches Urtheil nur im entferntesten ein berechtigtes sein könnte. Wenn ihr einmal wieder so über Garibaldi sprechen hört, so fragt doch die Leute, welche so reden, was sie denn eigentlich von euch halten.“

Solche und ähnliche Auseinandersetzungen hatte ich einigemal, bis die Leute endlich inne wurden, daß es nicht gerathen wäre, mit mir oder in meiner Anwesenheit ein solches Gespräch anzuknüpfen. Allmählich hatte ich nun immer tiefere Blicke in die cavouristische Thätigkeit gegen Garibaldi gethan, und wie diese nichtsnutzige Thätigkeit sich über ganz Europa erstreckte; auch war mir schon hin und wieder ein Licht darüber aufgegangen, daß Cavour in der Südmarmee selbst und in der nächsten Umgebung Garibaldi's seine ergebenen Satelliten haben mußte, die, um sich Cavour zum Freunde zu gewinnen, besonders dahin arbeiteten, den Dictator an jedem vernünftigen und großen Unternehmen zu hindern.

Während meiner unausgesetzten militärischen Thätigkeit in den Monaten September und October hatte ich es schon sehr schmerzlich empfunden, daß ich so wenig von der Politik in Europa zu dieser Zeit unterrichtet war, deren Kenntniß doch auch für das rechte militärische Wirken so außerordentlich ersprießlich, ja nothwendig ist. Ich bekam wol hin und wieder eine Zeitung in die Hände, aber auch nur eben hin und wieder, und hatte dann selten die Zeit, mir das, worauf es gerade ankam, aus all dem Wust herauszufuchen, wann sich etwas von dieser Art auch in dem mir eben zugeflogenen Blatte befand. Deshalb hatte ich schon zu Ende September an Herwegh geschrieben und ihn gebeten, mir aus verschiedenen Zeitungen die Dinge auszuschneiden, auf die es mir gerade ankommen mußte. Herwegh hatte denn dieses auch gethan und einen bedeutenden Packen numerirt und zurecht gemacht, welchen er der Sicherheit halber Freunden mitgab, die eben nach Italien

gingen. Gewöhnlich aber ging es mir, während alles, was von Zürich direct unter meiner Adresse an mich gerichtet war, auch richtig ankam, mit den Sendungen, bei denen besondere Sicherheitsmaßregeln beobachtet waren, ganz anders: ich erhielt sie entweder gar nicht oder einige Monate zu spät. Das große Herwegh'sche Zeitungspaket ist noch bis heute nicht in meine Hände gelangt, und alle Forschungen nach ihm sind vergebens gewesen. Dagegen erhielt ich einige kleinere Sendungen, Einlagen in Briefe, und sie genügten mir so ziemlich, um die volle Wahrheit zu erkennen. Den ganzen Umfang, in welchem die europäische Zeitungspressen von Cavour und seinen Männern gegen Garibaldi gebraucht worden war, konnte ich freilich erst würdigen, als ich nach meiner Heimkehr die Muße fand, an die Bearbeitung des italienischen Krieges von 1860 zu gehen, zu welchem Behufe ich selbstverständlich auch alles, was die Presse erzählt hatte und wie sie es erzählt hatte, durcharbeiten mußte.

Am 3. November erfolgte die Uebergabe von Capua. Seitens der Südbarmee wurden zur Uebernahme der Kriegsgefangenen etwa 2500 Mann aufgestellt. Ich mußte von der 15. Division 500 Mann stellen, welche von der Brigade Spangaro unter dessen Befehl abgegeben wurden. Spangaro hatte in der letzten Zeit wieder auf Vorposten gegen Capua rücken müssen, und der beschwerliche Dienst hatte somit wieder für ihn angefangen. Als einst ein Rapport nicht zur rechten Zeit da war und ich ihn mahnen ließ, ließ er mir zurückfagen: er wüßte nicht, wie er es mit dem Rapport machen solle, er stände den ganzen Tag im Feuer und sie hätten nicht einmal einen Bleistift. Da der Verlust den ganzen Tag über nur 18 Verwundete betrug, sendete ich ihm ein Stück Papier und einen Bleistift, und der Rapport kam denn auch an. Nach der Uebergabe Capuas erzählte mir Spangaro, wie noch über 10000 Königl. ausmarschirt seien. So verhielt es sich in der That; wir hatten nie geglaubt, daß die Garnison noch so stark sei; wir hatten immer nur auf 2- bis höchstens 3000 Mann gezählt.

Als das Ausmarschiren der Neapolitaner aus der Festung mit voller Wehr und Waffen und mehr Munition, als die Garibaldiner hatten, kein Ende nehmen wollte, meinte Spangaro, sei es ihm unwillkürlich eingefallen, was wol daraus werden sollte, wenn die Königl. plötzlich zum Angriff geschritten wären. Nach der Uebergabe entstand nun ein wahres Wallfahrten nach der Festung, und man kann sich wol denken, daß diejenigen, welche in der Zeit des Ernstes immer am entferntesten von ihren Manern geblieben, jetzt die ersten waren, welche wünschten, sich dieselbe ganz nahe zu besehen. Ich hatte eben keine große Lust mich in das Nest zu begeben. Am 4. November morgens machte ich noch einen Spazierritt mit Commendù bis zur Eisenbahnstation von Capua, um mir das Schlachtfeld vom 19. September noch einmal in aller Nähe zu besehen, betrat aber die Stadt nicht. Nur am 8. November fuhr ich einmal mit der Contessa dorthin, und dieser zu Gefallen auch in das düstere Nest hinein.

Die Contessa war seit unserer Abreise von Calvi her krank und lag beständig im Bette, sie war außerdem in einer ziemlich traurigen Stimmung. Ich besuchte sie öfter, und es gelang mir fast immer, sie aufzuheitern. Abends war ich bisweilen mit einigen meiner Offiziere und andern Bekannten zum Essen bei ihr. Der Tisch wurde dann ans Bett geschoben, sie nahm die eine Seite in Beschlag und wir vertheilten uns auf die drei andern und unterhielten uns ganz vortreflich. Ein besonderes Gaudium gewährte es uns, wenn sie ihren sicilianischen Koch hereinkommen ließ und ihn aufforderte, die Küche für den nächsten Tag zu bestimmen. Er that dies mit unendlichem Eifer, discutirte die Gänge mit dem feierlichsten Ernst und versannlichte die Vereitung der Speisen durch höchst komische Gesten. Mich heiterte diese Polichinellfigur um so mehr auf, als der Koch — auch in den Bewegungen — die ausgesprochenste Ähnlichkeit mit de Sanctis, dem nunmehrigen Unterrichtsminister des Königreichs Italien und früherem Professor am eidgenössischen Polytechnikum hatte. Am 4. November verließ die

Contessa zum ersten mal wieder das Bett, und ich machte eine Spazierfahrt mit ihr nach San-Leucio, welches ich bei dieser Gelegenheit zum vorletzten mal sah, und durch den Park von Caserta zurück. Das Wetter war seit einiger Zeit wieder außerordentlich schön geworden, und einzelne Regen trugen nur dazu bei, das Grün der Wälder und der Wiesen zu erfrischen.

Am 6. November morgens begab ich mich zu Garibaldi, der sich eben zu Caserta aufhielt, um von ihm Abschied zu nehmen; denn wie gesagt, ich wollte jedenfalls gehen, sobald Garibaldi ginge, und daß er nicht bleiben würde, dessen war ich schon sicher. Garibaldi wollte von einem Abschiede noch nichts wissen. Er hoffe, sagte er, daß wir noch alle zusammenbleiben würden; man spreche wieder davon, daß die Oesterreicher den Po und Mincio überschreiten wollten oder auch schon überschritten hätten; in diesem Falle würde man uns noch brauchen, und wenn alles bei ihm bleibe, würde doch auch ich ihn nicht verlassen. — Indem ich versuchte, alles, was ihn verletzen konnte, zu vermeiden, theilte ich ihm doch meine Anschauung von den Dingen mit. Während wir noch über diese Angelegenheit sprachen, rückten einzelne Truppen auf die Esplanade des Schlosses, und Turr, der so wie Medici auch im Zimmer anwesend war, fragte mich, ob ich den Befehl für die Revue schon habe. Ich hatte schon seit mehreren Stunden meine Wohnung verlassen und so konnte es sein, daß ein derartiger Befehl während meiner Abwesenheit angekommen war; ich für meine Person hatte ihn nicht erhalten. Garibaldi sagte mir nun, daß er sich alsbald nach Santa-Maria begeben werde, um dort den König Victor Emanuel zu empfangen, der dann um Mittag eine Revue über die sämmtlichen in Caserta und dessen Nähe befindlichen Truppen abnehmen werde.

Um mich zu überzeugen, wie weit die Maßregeln bei der 15. Division zu dieser Revue bereits getroffen wären, verließ ich Garibaldi. Der Befehl von Sirtori war wirklich während meiner Abwesenheit eingetroffen, meine Offiziere hatten auch die Befehle

an alle Brigaden ausgegeben; nur an die Brigade Corrao nicht, welche in San-Prisco lag. Ich sendete einen Offizier dahin und ließ La Porta bitten, die Brigade wenigstens an der großen Straße von Santa-Maria nach Caserta aufzustellen, wo der König vorbeipassiren mußte.

Gegen Mittag scharten sich die verfügbaren Truppen mit dem rechten Flügel an das Schloß gelehnt, die Linie ging längs der Esplanade über die Eisenbahn hinweg und längs der Ostseite der Straße nach Neapel. Um aber die Länge nicht gar zu groß werden zu lassen, da alles zwei Mann hoch in Linie stand, mußten die letzten Truppen, namentlich die Calabresen, längs der Westseite der Straße wieder zurückbiegen, so daß die ganze Aufstellung an der Straße eine Art Spalier bildete.

Bald nach Mittag erschien Garibaldi; aber er kam allein; der König war nicht bei ihm; während der Aufstellung hatte es ein wenig zu tröpfeln angefangen. Garibaldi ritt die Fronte herunter und dann defilirten wir vor ihm. Er hatte seine Aufstellung am großen Portal des Palastes von Caserta genommen.

Ich zog zum letzten mal den Degen, um die Brigaden Eber, de Giorgis und Spangaro dem Dictator vorbeizuführen. Ihr Vorbeimarsch ging vortrefflich, ohne die mindeste Störung und Stodung, besser als ob sie den Parademarsch monatelang expresse eingeübt hatten — und doch hatten sie ihn außer am 16. October nicht ein einziges mal gemacht. Bei den andern Divisionen stockte es hier und da ein wenig. Aber im allgemeinen war dieser Vorbeimarsch ein prachtvoller Anblick. Es defilirten ungefähr 14—15000 Mann, mehr als drei Viertel des Garibaldi'schen Heeres mit etwa 300 Mann Cavalerie und 32 Geschützen; bis auf die neuformirte calabresische Division lauter erprobte Truppen, die ganz anders ausfahen als das, was man auf den europäischen Paradeplätzen meistens zu sehen bekommt; „junge Veteranen“, wie Garibaldi sie nannte. Nach dem Vorbeimarsche sagte Garibaldi den commandirenden Offizieren, die sich um ihn versammelten,

daß nun morgen früh, am 7. November, der König kommen würde, um die Revue abzunehmen; um 6 Uhr morgens — es war um diese Zeit kaum hell, — sollte alles ebenso aufgestellt sein wie heute; die weiter entfernt cantonnirenden Truppen hätten auf diese Weise schon um 5 Uhr unter das Gewehr treten müssen.

Ich gab ohne Säumen die Befehle für die 15. Division aus, wies auch La Porta an, mit seiner Brigade am 7. November zur Parade einzurücken, sodaß dann die ganze Division zusammen gewesen wäre. Ebenso war der Rapport für den König ausgefertigt, der freilich nicht zur Anwendung kam, den ich indeffen hier folgen lasse.

ESERCITO MERIDIONALE

15^a. DIVISIONE

STATO MAGGIORE.

NUM°.

OGGETTO.

Rapporto sulla forza numerica, stato

al 7

Brigata.	Corps.	Comandante del Corpo.	Presenti		
			Ufficiali.	Truppa.	Totale.
Col. Spangaro	St. Maggiore della Div.	Col. Brig. Rüstow	21	30	51
	Intendenza Divisionale	" Ghiglione	12	8	20
	Ambulanze "	Maggiore Ziliani	12	45	57
	Stato Maggiore	" "	30	61	91
	Battagl. Bersaglieri	Maggiore Farinelli	11	270	281
	1 ^o . " Cacciatori	" Morici	11	270	281
	2 ^o . " "	" Castellazzi	14	279	293
	3 ^o . " "	" Baganti	12	221	233
	4 ^o . " "	Capitano Gherardi	6	147	153
	Stato Maggiore	Maggiore Alessandri	11	22	33
Col. Brig. Eber	Commissariato		4	1	5
	1 ^o . Reggimento	Ten. Col. Bassini	40	431	471
	2 ^o . " "	" " Cossovich	45	429	474
	Batt. Bersaglieri	Maggiore Camara	15	493	508
	Legione Ungherese	Ten. Col. Meggorody	15	144	159
	Useri Ungherese	" " Figgelnesi	17	174	191
	Cacciatori esteri	Maggiore Wolf	5	115	120
Ten. Col. De Giorgis	Compag. del Genio	Capitano Arnold	3	83	86
	Stato Maggiore	Maggiore De Carolis	17	21	38
	Bersaglieri milanesi	" Montesi	10	143	153
	1 ^o . Batt. Cacciatori	" Sessa	14	288	302
	2 ^o . " "	" Venuti	13	198	211
Col. Corrao	Comp. del Genio	Capitano Tessera	4	46	50
	Stato Maggiore	Maggiore Gentili	31	12	43
	1 ^o . Reggimento	Col. Corrao	32	623	655
	2 ^o . " "	Ten. Col. La Porta	49	595	644
Artiglieria	Comp. Calabro-Sicula	Francesco Zocco	—	70	70
	Batt. Garibaldi (rigata)	Capitano Baillet	3	37	40
	" Türr (6pfd.)	" Ferrari	3	79	82
Totali			460	5335	5795

sanitario e dislocazione della Divisione

Novembre 1860.

Totale della Brigata.	Ammalati.	Generi di malattie.	Dislocazione.	Osservazioni.
51	—	Febbri,	Caserta	
20	—	malattie veneree,	"	
57	1	ferite, ed altre	"	
	—	malatti diverse	Caserta	
	44	causate	"	
1332	51	dai	"	
	39	disagi	"	
	27	"	"	
	8	"	"	
	—	"	Caserta	
	—	"	"	
	161	"	"	
2047	155	"	"	
	9	"	"	
	28	"	"	
	9	"	"	
	17	"	"	
	17	"	"	
	2	"	Caserta	
	22	"	"	
754	94	"	"	
	72	"	"	
	11	"	"	
	—	"	San-Prisco	
	42	"	"	
1412	248	"	"	
	4	"	"	
	5	"	Caserta	
122	9	"	"	
5795	1075			

Caserta, 7 Novembre 1860.

Il Colonnello Brigadiere

Capo della Stato Maggiore

Comandante inter. della Divisione

W. Rüstow.

Gegen Abend brach ein fürchterliches Gewitter aus, wie man es nur im Süden erfährt, und der Regen strömte förmlich vom Himmel. Ich dachte eben, was es für eine Sauerei geben würde, wenn unsere Leute bei solchem Wetter etwa zwei Stunden stehen müßten, um auf den König zu warten, als eine Nachricht von Sirtori kam, daß die Revue vor dem Könige nicht statthaben würde, da der König sich am 7. November von Santa-Maria direct nach Neapel begeben würde, um dort seinen Einzug zu halten. Man bemerkte wohl, daß der König die Parade nicht abbestellte des Regens wegen, denn dieser hatte viel später angefangen, als Victor Emanuel seinen Entschluß faßte. Nein: der König wollte einfach die Sübarmee nicht sehen und sich nicht zu den Verpflichtungen bekennen, die er gegen sie hatte. Fanti hatte über Garibaldi gesiegt.

Das Wetter tobte fürchterlich, Blitz auf Blitz erhellte den Saal, in welchem ich schlief, daß es heute nicht nothwendig gewesen wäre, Licht anzuzünden, um bequem lesen zu können; Donner auf Donner grollte, daß die Wände des Palastes von Caserta erzitterten. Ich sprengte mitten in der Nacht und mitten in diesem Aufruhr der Elemente meine Offiziere und Guiden hinaus, um schnell noch den Befehl, der die Revue abbestellte, an die Brigaden zu befördern, damit unsere armen Leute nicht morgen früh unnütz sich auf die Haut durchnässen lassen müßten. Bald gingen meine Boten in sämtliche Kasernen Casertas und der Umgegend und nach San-Prisco ab. Ich konnte nicht schlafen. Das Wetter tobte die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag, der Regen hielt an und goß in Strömen vom Himmel.

Am nächsten Morgen schrieb ich mein Entlassungsgesuch, welches ich, beiläufig bemerkt, noch einmal nach piemontesischem Muster umschreiben mußte, weil, bevor es genehmigt war, alles schon piemontesisch geworden. Ich wollte keine Zweifel über meine An- und Absichten lassen, bemerkte aber zugleich, daß ich bereit sei, bis zum Ende des Monats im Dienst zu bleiben, um bei der Auf-

lösung der Südmarmee, welche unausbleiblich war, bei der Entlassung der 15. Division, deren innere und äußere Verhältnisse ich am besten kannte, behülflich zu sein.

Während ich mein Entlassungsgeßuch schrieb, zogen Victor Emanuel und Garibaldi Seite an Seite im strömenden Regen, durch unbollendete Ehrenpforten und Triumphbogen, zwischen Massen von Regenschirmen in das sonst so herrliche Neapel ein. An Eobivas fehlte es nicht; aber am 9. November um 3½ Uhr morgens verließ Garibaldi Neapel, und steuerte nach kurzer Unterhaltung mit dem englischen Admiral Mundy, dem er auf seinem Admiralschiffe noch einen viertelstündigen Besuch abstattete, nach Caprera. Garibaldi mußte gehen, wenn er nicht von Victor Emanuel zum Generalgouverneur Neapels und Siciliens mit der Militär- und Civilgewalt — auch nur für wenige Jahre, selbst nur für ein Jahr — ernannt wurde. Aber was konnte es ihm nützen, daß er sich zum Generalarmeecommandanten (Generale d'armata) ernennen und mit den Fanti u. s. w. gleichstellen ließ, insbesondere, wenn er wußte, daß längst Freund Farini zum Generalstatthalter Victor Emanuel's für Neapel, Montezemolo für die Insel Sicilien ernannt war? Garibaldi ging; er hinterließ das Commando der Südmarmee dem General Sirtori; er hinterließ der Südmarmee einen schönen Tagesbefehl, in welchem er seine Soldaten ermahnte, beisamenzubleiben. Er mußte wissen, daß seine Soldaten ohne ihn und unter dem piemontesischen Gouvernement, welches sich ihnen trotz alles Scheins feindlich gegenüberstellte, nicht zusammenbleiben konnten. Ich werde im folgenden Abschnitte im Zusammenhang erzählen, wie die Verhältnisse der Südmarmee sich gestalteten und mit dem Abgange Garibaldi's sich gestalten mußten.

Ich hatte Garibaldi am 6. November morgens zum letzten mal gesprochen, am 6. November abends zum letzten mal gesehen. Ein Freund, welcher der Revue vom 6. November mittags als Zuschauer beigewohnt hatte, sagte, es sei ihm aufgefallen, daß die Führer der Südmarmee alle bei dieser Gelegenheit von einer strahlenden

Freudigkeit gewesen wären, er habe nur zwei Gesichter gesehen, in denen eine Spur von Traurigkeit sich entschieden gezeigt habe, dasjenige Garibaldi's und das meine. Wir beide, also scheint es, waren die einzigen, welche ein Bewußtsein der Lage, Liebe zu den Soldaten hatten, mit denen wir so manches zusammen erduldet, von denen wir uns ungern trennten. Wir beide wußten, daß dieser Tag der letzte Tag der Südmarmee, ihre Leichenparade war; und wir beide begriffen vielleicht allein, was aus dieser Armee zum Heile Italiens, ja Europas gemacht werden konnte und hätte gemacht werden sollen.

Vielleicht machen die Neapolitaner späterer Jahrhunderte Halb-götter aus den Garibaldinern, die in ihrem activen, wirklich soldatischen Theile ihnen nur angenehme Erinnerungen zurückrufen können, wie viel zu dem Zwecke intriguit sein mag, die Garibaldiner in den Augen der Bevölkerung zu verderben. Was die Piemontesen betrifft, so ist es schwer zu glauben, daß sie jemals festen Fuß in Südbitalien fassen. Die steifen piemontesischen Gensdarmen waren eine der ersten anmuthigen Erscheinungen aus dem Norden, welche die Bühne des Südens genossen. Bald riefen die Lazzaroni auf den Straßen: der piemontesische König hat uns das piemontesische Wetter gebracht! — denn es regnete jetzt unaufhörlich. Und als Victor Emanuel unter Escorte einer Schwadron Reiter ausfuhr, da hörte man nicht flüstern, sondern schreien: Das hat nicht einmal der Bourbone gethan!

Wer irgendeinen Sinn für dergleichen Worte des Volks hat, der wird leicht begreifen, daß von der Einheit Italiens trotz aller Erklärungen und aller Anerkennungen des Königreichs Italien nicht die Rede sein kann, ehe Rom nicht Italiens Hauptstadt ist, solange der König Italiens noch in dem kleinen piemontesischen Paris, in Turin residirt. Wer keinen Sinn für diese Worte hat, für den ist überhaupt die Weltgeschichte verloren.

XXIV.

Die letzten Wochen in Caserta.

Ich habe die Umstände möglichst zusammengefaßt, unter denen Garibaldi von Caserta schied und unter denen ich von ihm schied. Indem ich jetzt noch ein Bild der letzten Wochen entrolle, welche ich in Caserta zubrachte, werde ich zugleich einige Schlaglichter auf die Stellung werfen, welche die piemontesische Regierung zur Südararmee nahm, welche verschiedene Leute in dieser Armee selbst in ihr nahmen und auf einzelne Erscheinungen, die mit alledem in mehr oder minderem Zusammenhange stehen.

In dieser letzten Zeit erhielt ich viele Briefe, nicht blos von den Meinen aus Zürich. Unter diesen Briefen war eine Klasse ziemlich zahlreich vertreten. Es waren Schreiben von Offizieren aus allen Ecken Deutschlands und der Schweiz. Die Absender verlangten sämmtlich von mir meine Vermittelung für ihren Eintritt in die Südararmee. Welchen Eindruck das auf mich in dieser Zeit machte, kann man sich nach allem, was ich erzählt habe, leicht vorstellen. Im wesentlichen lieferten alle diese Briefe mir einen neuen Beweis dafür, daß die Kenntniß der italienischen Zustände in Europa eine außerordentlich mangelhafte sein mußte. Direct habe ich auf keinen dieser Briefe geantwortet; wo es sich gerade gelegentlich machte, gab ich die entsprechende Antwort. Diejenigen aber, welche gar keine Antwort von mir erhalten haben, werden

aus diesem Buche entnehmen können, aus welchen Gründen sie ausblieb, und daß es nicht etwa Unhöflichkeit, böser Wille oder eine sonstige Untugend war, welche mich von der Antwort abhielt. Ich hätte nur allen dasselbe sagen können, und daß mir dieses langweilig sein mußte, wird jeder leicht begreifen.

Dann kam ein Brief von Walestrode aus Hamburg. Walestrode erinnerte mich daran, daß ich ihn zuerst kennen gelernt hatte, da er in Graubenz auf der Festung saß, und rief es mir auf eine angenehme Weise ins Gedächtniß zurück, daß ich mir in meinen Gefinnungen immer treu geblieben bin. Eine solche Erinnerung kann keinem Menschen schaden, und in kritischen Augenblicken des Lebens, wo ein Schwanken und Verirren, wenn auch nur für kurze Zeit, immerhin möglich ist, kommt sie mir wie ein Wink einer höhern Macht vor, eine Ermunterung, auch in diesem Augenblicke, wo es möglich wäre, die Grundlage des ganzen moralischen Daseins, den Grundton des Lebens nicht zu opfern. So berührte mich dieser Brief Walestrode's; ich erhielt den Brief am 1. November; Walestrode hatte ich seit dem Jahre 1848, also seit zwölf Jahren nicht gesehen. Und wenn man nach solchen Wechselfällen, wie sie mir diese zwölf Jahre gebracht hatten, sagen kann, daß man nichts bereut, was man gethan, daß man immer wieder ebenso handeln würde, wie man gehandelt, daß man vielleicht ebendeshalb die schützende Hand Gottes immer, auch in den schwierigsten Lagen, wo außer der Ehre alles verloren schien, über sich gespürt hat, so wirkt das erhebend, kräftigend, und ermuntert, auf derselben Bahn fortzugehen. Der positive Inhalt des Briefes von Walestrode war ohne große Bedeutung. Walestrode sagte mir, daß er im Verein mit Freunden einen zweiten Band seiner „Demokratischen Studien“ herauszugeben gedente, und daß es ihn sehr erfreuen würde, wenn auch ich zu diesem Bande einen kleinen Artikel über italienische Verhältnisse oder über eine Episode meiner Erlebnisse in Italien beisteuern wollte. Zu gleicher Zeit erhielt ich ein Schreiben von Ludwig Simon aus Paris, der dieselbe Anforderung an mich stellte.

Walesrode war sehr dringend: der Druck des zweiten Bandes der „Demokratischen Studien“ sollte schon mit dem 1. December beginnen, und ich ward daher ermahnt, meinen Beitrag baldmöglichst einzusenden. Ich hatte nur einen Gegenstand vollständig gegenwärtig. Das war die Geschichte der kleinen Brigade Milano, die Geschichte meiner Kampfgenossen im engern Sinne, derer, die mich seit Milazzo keinen Augenblick verlassen hatten, die ich keinen Augenblick verlassen hatte. Und diese Geschichte schrieb ich binnen wenigen Tagen nieder und sendete sie ab. Aber soviel ich weiß, ist trotz alles Dranges das deutsche Original noch heute (am 1. Juli 1861) nicht erschienen, dagegen ist eine italienische Uebersetzung, nach einer Abschrift einer Dame in Hamburg, des Fräuleins de Castro, in Mailand herausgegeben, seit lange in Umlauf. Eine Abschrift hat ich mir von Walesrode erst aus, als mir denn doch die Sache ein wenig zu langsam zu gehen schien, und nachdem ich von mehreren italienischen Freunden angegangen war, wenigstens etwas zu schreiben, was auf unsere Erlebnisse einigen Bezug hatte, und den niederträchtigen Lügen der Cavourianer und ihres — nur im Lügen — geschäftigen mehr als geschickten Anhangs die Spitze zu bieten. Diese kleine Broschüre schon hat manchen Sturm erregt. Und doch ist sie eine lumpige Flintenkugel.

Jetzt werden diese „Erinnerungen“, es wird die „Geschichte des italienischen Krieges von 1860“ kommen, von der auch eine italienische Uebersetzung erscheint, und sie werden Italien und ganz Europa über die Größe des wirklichen Garibaldi'schen Heeres und über die Kleinheit der piemontesischen Schliche Cavour's vollständig aufklären. Wie viele Anstrengungen von wirklichen und zur Feindschaft berechtigten Feinden und von falschen Freunden gemacht werden mögen, meine einfachen Erzählungen in Nichts zurückzudrängen, alle ihre Anstrengungen werden nothwendig an der Macht der einfachen Wahrheit zerschellen, die Größe Garibaldi's wird trotz aller Schimpfereien von wiener und andern Literaturphilistern siegreich aus dem Wort- wie

aus dem Schwertkampfe hervorgehen, und ebenso sicher, trotz aller Erfolge, die scheinbar von ihr errungen werden mögen, die Kleinheit der Piemontesenpolitik.

Eine Reihe von Briefen erhielt ich von einer Dame aus Deutschland. Diese interessirte sich sehr für einen Offizier der Garibaldi'schen Armee, welchen sie in Mailand kennen gelernt hatte. Sie hatte gehört, daß er in meinem Stabe sei, aber von ihm selbst seit lange gar keine Nachrichten erhalten. Sie beschwor mich nun, den Betreffenden, wenn er noch lebe, zum Schreiben anzuhalten, wenn er todt oder schwer verwundet sei, ihr selbst Nachricht zu geben.

Als dieser Brief ankam, saßen wir eben zu Tische; auch der gesuchte Ungetreue war munter und gesund, mancher Gefahr entgangen, bei uns. Nachdem ich mehrere Dienstschreiben durchgegangen, öffnete ich endlich auch den Steckbrief der Liebe, und einigermaßen verwundert nannte ich unwillkürlich die Stadt am Rhein, von welcher er kam. Der Ungetreue ward feuerroth und rief: „Oberst, Sie haben einen Brief an mich geöffnet!“ Statt aller Antwort reichte ich ihm den Brief hinüber, und es ereignete sich, daß derselbe deutsch geschrieben war und der Ungetreue ihn folglich nicht lesen konnte. Der Brief kam daher an seine Adresse zurück. Ich las ihn nun, theilte dem Verfolgten den Inhalt mit und bat ihn, da ich seine Schreibfaulheit hinreichend kannte, dringend, diesmal eine Ausnahme zu machen, recht bald zu schreiben und die ferne Liebe aus ihrer Angst zu reißen. Zerknirscht versprach er. In dessen verging ein Tag um den andern.

Nun muß ich zum Verständniß des Folgenden bemerken, daß ein Brief von Zürich an mich gewöhnlich zehn Tage unterwegs war und allermindestens ebenso lange oder noch einen Tag länger mußten die Briefe von jener Stadt am Rhein an mich gehen, und wieder solange die Briefe von Caserta nach der Stadt am Rhein. Es waren aber, seitdem ich den ersten Brief von daher empfangen, kaum zehn Tage verlaufen, als schon ein zweites Schreiben

eintraf, in welchem die Dame mir heftige Vorwürfe machte, daß ich ihre Bitte nicht erfüllt habe und mich bei allen Heiligen beschwor, jetzt wenigstens keine Stunde zu säumen.

Da stellte ich mich denn zu dem Ungetreuen und wich nicht eher von ihm als bis er einen Brief geschrieben hatte; diesem fügte ich einige Zeilen hinzu, und er wurde spedirt. Am letzten Tage, da ich in Neapel weilte, hatte ich dann noch das Vergnügen und die Befriedigung, einen dritten Brief von der jungen Dame zu erhalten, in welchem sie mir auf eine herzliche und übertrieben anerkennende Weise dafür dankte, daß ich ihren Ungetreuen zum Schreiben angehalten und sie auf die angenehmste Weise aus Angst und Ungewißheit gerissen.

Der alte Köhler wendete sich, da Garibalbi jetzt vielfach von Caserta abwesend war und in die Hellebardiergarde einige Auflösung einriß, mit der Frage an mich, ob ich nicht eine passende Beschäftigung für ihn habe. Diese fand sich allerdings; ich muß nämlich bemerken, daß Köhler ein vortrefflicher Kartenzeichner und Aufnehmer ist, und ich hatte sehr den Wunsch mir eine große Karte vom Schlachtfeld von San-Angelo, Santa-Maria und Capua mit heinzunehmen. Wir hatten eine ziemlich schlechte große Flurkarte, in welcher vieles fehlte, namentlich auch der Baumschlag auf den Feldern, welcher doch für die Beurtheilung mancher Gefechtsmomente von Wichtigkeit ist. Köhler konnte diese zu Grund legen und von dem Fehlenden das Wichtigste, soweit die Zeit noch reichte, eintragen. Es ward also arrangirt, daß er provisorisch von der Hellebardiergarde zum Stab der 15. Division abcommandirt ward, und er ging dann auf unserm Bureau zunächst ans Zeichnen. Dabei veranlaßte es anmuthige Scenen, daß der wißbegierige Ronchetti, welcher bis dahin noch keine Ahnung vom Terrainzeichnen gehabt hatte, sich über diese Kunst unterrichten wollte. Ronchetti versuchte es erst vergebens auf italienisch und dann ebenso vergebens auf französisch. Deutsch verstand Ronchetti nicht, aber vielleicht hätte es ihm auch nichts geholfen, wenn er es

verstanden hätte, da der alte Krieger ein wenig schwer hörte, insbesondere wenn er an das Organ des Sprechenden nicht gewöhnt war; endlich griffen Lehrer und Schüler zur Zeichensprache, und wie es mir scheint, verständigten sie sich durch diese wenigstens am sichersten. Daß aber dieser Unterricht im Terrainzeichnen, welcher mittels Gesten erteilt und genossen ward, die unparteiischen Zuschauer mit einiger Heiterkeit erfüllte, wird der günstige Leser sich lebhaft vorstellen können. Durch einen Umstand, von dem wir sogleich reden werden, wurde Köhler anfangs in seinem Zeichnen und Aufnehmen vorzüglich ungebührlisch gestört. Als er an das Aufnehmen kam, begegnete ihm gleich zum Beginne ein unangenehmer Vorfall. Er war nämlich nach Santa-Maria gefahren, um von dort aus seine Operationen anzufangen. Um in aller Bequemlichkeit verschiedene Entfernungen abschreiten zu können, legte er dort die Flurkarte, welche ihm als Grundlage diente, auf einen Absatz des Capuaner Thors, an welchem stets zwei Schildwachen standen. Zurückgekehrt fand er die Sache nicht mehr vor; er hatte nicht die richtigen Begriffe von der Harmlosigkeit italienischer Schildwachen, wenn ihnen nicht persönlich etwas auf die Seele gebunden worden ist. Kurz, die Karte war verschwunden, Köhler vermochte nicht auszudrücken, was ihm fehlte, suchte vergebens in Santa-Maria umher und kam abends mit der trostlosen Ueberzeugung und Nachricht zurück, daß die Basis seiner Studien nicht mehr existire. Glücklicherweise war dem Schaden abzuhelfen und Köhler selbst ging nach Neapel, um dort ein zweites Exemplar der Karte im topographischen Bureau aufzutreiben. Als dies gelungen war, setzte er seine Arbeiten fort, und die Karte, welche er zu Stande brachte, und welche auf den wichtigsten Terraintheilen des Schlachtfeldes eine ganz getreue Uebersicht bietet, wird meine „Geschichte des italienischen Krieges von 1860“ schmücken.

Der Vorfall, welcher Köhler anfangs in seinen Arbeiten störte, war das Erscheinen von Johann Philipp Weder zu Caserta. Derselbe kam dort an einem der ersten Novembertage an; ich war

schon durch ein etwas mysteriöses Billet aus ihm feindlicher Quelle auf sein Erscheinen vorbereitet. Wenn ich nun auf dieses Billet allerdings keinen außerordentlich hohen Werth legte, so kann man sich doch leicht vorstellen, daß mir der Grund des Erscheinens Johann Philipp Veder's ein wenig sonderbar vorkam. Man kennt den betreffenden Grund bereits aus einer frühern Stelle dieser „Erinnerungen“. Veder sollte eine Legion errichten.

Wozu jetzt noch eine neue Legion, da bei uns alles vorbei war? Wir hatten wahrhaftig unser Stück ausgespielt.

Und was für eine Legion? Veder hatte einen Menschen bei sich, der, wie es mir wenigstens vorkam, sich für ziemlich unklare slawische Zwecke interessirte.

Wenn man Sinn und Verstand in die Sache bringen wollte, so konnte man sich Veder und seinen Begleiter höchstens als Leute denken, welche dieselbe Rolle in Neapel und Caserta spielen wollten, welche seinerzeit gewisse brasilianische Agenten in Hamburg gespielt hatten. Diese brasilianischen Agenten benutzten nämlich die Zeit der Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee, um eine deutsche Legion für Brasilien zu werben.

Das hatte einen vollständigen Sinn. Brasilien brauchte damals eine Legion; Brasilien war ein Staat, der am Ende die nothwendigen Mittel bot; daß die brasilianischen Agenten große Spitzbuben waren, ist sicher; indessen, das war ihre Sache, sie konnten wenigstens etwas —, auch mit genügenden Sicherheiten — bieten.

Was sollte nun jetzt eine aus den nicht italienischen Trümmern der italienischen Südmarmee errichtete Legion bedeuten?

Mit welchen Mitteln sollte sie errichtet werden?

Wer stand hinter den Agenten?

Für einen gewissenhaften Mann sind in meiner Lage diese Fragen immer die ersten. Die Antworten waren aber alle dunkelblau oder nebelgrau, wie der weite Himmel je nach den Wirkungen der Sonne und der Dünste. Ich hatte keinen Grund, Johann Philipp Veder für gewissenlos und für einen bloßen Speculanten zu halten, im

Gegentheil mußte ich glauben, daß er für seine Person es ehrlich meine. Aber von wem wurde er gemißbraucht? Bloss von seiner vollständigen Unkenntniß der Verhältnisse? von der Unklarheit seiner Begriffe? oder von noch einem andern? Wie man leicht begreifen wird, ich konnte aber auch nicht die mindeste Lust fühlen, auf Dinge einzutreten, die ich nicht völlig kannte, und die, soweit ich sie kannte, mir verdächtig scheinen mußten. Ich empfing Becker freundlich und höflich wie jedermann, lehnte aber jede Beschäftigung mit seinen Angelegenheiten ab, indem ich ihm sagte, daß ich für meine Person bis zum 1. December heimgehen werde.

Die Offiziere der Südbarmee, welche nichts Besseres verlangten als den Uebertritt in den piemontesischen Dienst, legten sich alle Erscheinungen von piemontesischer Seite her in einem für die Südbarmee günstigen Sinne aus, was ihnen dann jedesmal in um so höhern Maße gelang, je weniger sie mit den wahren Verhältnissen bekannt waren. Ich erinnere mich, wie große Freude bei diesen Offizieren ein Schreiben des Generals della Rocca an Garibaldi vom 3. November erregte, in welchem della Rocca ankündigte, daß er vom König Victor Emanuel den Befehl erhalten habe, der Südbarmee die hohe Befriedigung, welche ihre Haltung dem König gewährt habe, auszudrücken. Schließlich sprach della Rocca die Hoffnung aus, daß die Bande, welche die piemontesische Armee mit der Südbarmee verknüpften, immer innigere werden würden.

Und doch, als dieser Brief bekannt wurde, zeigte Victor Emanuel durch sein Nichterscheinen bei der Revue vom 6. November und durch die Abbestellung derjenigen vom 7. November, daß er durchaus keine Lust habe, sich mit der Südbarmee zu befassen.

Als bald wurde, wie um diesen Eindruck abzuschwächen, das Gerücht verbreitet, es werde alsbald ein der Südbarmee äußerst günstiges Decret erscheinen. Es kamen denn auch Decrete genug, aber daß sie in der Südbarmee auch in denjenigen Offizieren, welche gern bleiben wollten, große Zufriedenheit erregt hätten, könnte ich eben nicht behaupten.

Ein königliches Decret vom 11. November, gegengezeichnet von Cavour und Fanti, verordnete im wesentlichen Folgendes:

Die gegenwärtig unter den Waffen befindlichen Volontäre sollten ein besonderes Corps des regulären Heeres mit einer Capitulation von zwei Jahren für Unteroffiziere und Soldaten bilden, die Offiziere dieses Corps sollten ihre Anciennetät für sich und ebenso das Avancement im Corps haben. Eine gemischte Commission sollte die Grade und die Anciennetät der Offiziere des Volontärcorps mit Rücksicht auf die von ihnen geleisteten Dienste und ihre Präcedentien bestimmen. Die Regierung wollte sich vorbehalten, Offiziere des Volontärcorps in das reguläre Heer dergestalt einzureihen, daß die Rechte der Offiziere des regulären Heeres nicht verletzt würden.

Am 12. November folgte dann ein Tagesbefehl des Königs, in welchem noch bestimmt ward, daß auf die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der Südararmee, welche durch Verwundung dienstunbrauchbar geworden, die piemontesischen Pensionsgesetze ihre Anwendung fänden. Die Unteroffiziere und Soldaten, welche ihren Abschied verlangten, sollten freie Reise in die Heimat zur See und auf den Eisenbahnen und außerdem eine Gratification von drei Monaten Gehalt haben; die Offiziere, welche ihren Abschied verlangten, ohne freie Reise eine Gratification von sechs Monaten. Den Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten der mobilen Nationalgarden (aus dem Neapolitanischen), welche augenblicklich zur Südararmee gehörten, sollte eine Gratification von einem Monat verabsfolgt werden.

Die Gratification für die Mannschaft der eigentlichen Volontär-corps ward späterhin auf verschiedene Klagen von drei Monaten auf sechs Monate erhöht.

Sehen wir nun zu, in welcher Weise die Offiziere der Südararmee sich über diese Decrete aussprachen.

Große Unzufriedenheit erregte vor allen Dingen die Commission, welche die Titel der Offiziere prüfen sollte. Absolut gegen eine Commission sprachen sich nur sehr wenige aus, diejenigen nämlich,

welche bezüglich ihrer Verdienste sehr unsicher waren; dagegen wollte von der gemischten, d. h. aus piemontesischen Generalen und Generalen der Südbarmee zusammengesetzten Commission eigentlich niemand etwas wissen. „Wie?“ riefen die absolut Unzufriedenen, „die Nationalgarden, welche 1859 in der Emilia und der Romagna mobilisirt wurden, welche während des Krieges nichts als zwei Monate Garnisondienst gethan hatten, wurden ohne weiteres dem regulären Heere einverleibt, und obwol ihre Offiziere überallher zusammengelesen waren, und Gott weiß wie, dachte doch niemand daran, sie erst noch einer Prüfung zu unterwerfen, nachdem sie einmal ihren Dienst gethan hatten. Und wir haben monatelang in Dreck und Trübsal und im Feuer zugebracht und den Piemontesen Sicilien und Neapel erobert, und jetzt kommen sie und wollen noch lange Untersuchungen über uns anstellen, ob wir unsere Stellungen verdienen. Und diese Untersuchung soll nicht aus unserer eigenen Mitte heraus, sondern noch obenein von einer gemischten Commission vorgenommen werden, in welcher offenbar die Piemontesen die erste Flöte spielen werden, die es gewiß nicht daran fehlen lassen, jedes sicherste Verdienst zu bemängeln, wenn namentlich einer nicht auf ihren Militärschulen das Knöpfeputzen und Salutiren wissenschaftlich erlernt hat. Und diese Geschichte fängt derselbe Fanti, bloß aus niedriger Feindschaft gegen Garibaldi an, Fanti, der Schneider und Handschuhmacher in Centralitalien zu Majoren und Hauptleuten gemacht hat! Wer wird denn die Commission ernennen? Wer steht uns dafür, daß nicht auch von der Südbarmee Leute genommen werden, die, um sich bei den Piemontesen beliebt zu machen, mit ihnen ganz in dasselbe Horn blasen und sich von ihnen bei jeder Gelegenheit dominiren lassen?“

Anderer Mäßigere machten dagegen darauf aufmerksam, daß die Prüfung und Regulirung allerdings nothwendig sei, und wenn man sie in Centralitalien unterlassen habe, so sei das kein Grund, eine entschieden nützliche Maßregel auch hier zu unterlassen. In letzter Zeit namentlich hätten noch manche Commandanten ganz unzulässiger-

weise Beförderungen eigenmächtig vorgenommen, die gar nicht verdient wären und höchstens Garibaldi's Müdigkeit oder Gutmüthigkeit benützt, um schließlich sich dessen Billigung in Pausch und Bogen einzuholen. Aber allerdings solle die Commission aus der Südmarmee, aus erprobten Männern entnommen werden, deren Rechtlichkeit und Kenntniß der Verhältnisse außer allem Zweifel stehe. Bei dieser Gelegenheit ward auch darauf hingewiesen, wie noch ganz zuletzt, als Garibaldi mit einem Fuße schon auf dem Schiffe stand, eine Anzahl Generale sich hatten den Titel Generalleutenant geben lassen, darunter Männer, die, wenn es darauf ankam, wirkliche Verdienste anzuerkennen, immer so gethan hätten, als verführten sie mit der größten Gewissenhaftigkeit, ohne daß sie bei ihren Lieblingen etwa die Goldwage anlegten und ohne daß man die Verdienste entdecken könnte, welche sie selbst noch einer großen Beförderung zum Abschiede würdig gemacht hätten.

Eine andere Partei, welcher es weniger darauf ankam, in welcher Weise, ob in einer würdigen oder unwürdigen die Prüfung und Ausscheidung vorgenommen würde, wenn sie nur ihre Wünsche erfüllt sah, setzte den milden und „gerechten“ Modus der Prüfung auseinander. Die gemischte Commission, sagten diese, sei ja eine bloße Form. Diese Commission würde zusammentreten und auf Grund der von den Divisionen durch die von Cosenz anbefohlenen Commissionen bearbeiteten und eingereichten Classificationslisten ihr Urtheil abgeben, so daß dieses doch im Wesen von der Südmarmee selbst ausgehe. Alle die Offiziere, welche mit der Nummer 1 versehen wären, würden ohne weiteres im Dienst behalten. Diejenigen, welche die Nummer 2 erhalten hätten, würden zur Disposition mit dem Wartegeld ihres Grades gestellt; nur die mit der Nummer 3 würden entlassen, auch ohne es zu verlangen.

Wir bemerken, daß auch die gemischte Commission niemals zusammengetreten ist, und daß die Hinschleppereien und Zerrereien der Piemontesen gegen die Offiziere der Südmarmee, welche sich für das Bleiben im Dienste erklärten, endlich noch den Löwen von

Caprera auf einige Tage ins turiner Parlament trieben, damit er seinen Feinden, welche an ihm selbst ihr Mütthchen nicht kühlen konnten, einmal die ganze Wahrheit sage.

Am 9. November nach Garibaldi's Abgang kam Sacchi von San-Leucio zu mir, mit einem Befehl Sirtori's, nach welchem er die 15. Division übernehmen sollte, mit welcher nun auch seine Brigade definitiv vereinigt wurde. Ich verabredete mit ihm, daß ich bei dem ganzen Entlassungsgeschäft behülflich sein würde, und da es folglich mit meiner Abreise keine so große Eile hatte, so kehrte er noch auf etwa acht Tage nach San-Leucio zurück.

Sirtori ordnete an, daß infolge des Tagesbefehls des Königs vom 12. November in jeder Division Listen derjenigen Mannschaften, welche ihren Abschied haben wollten, angefertigt werden sollten, mit Angabe der Seehäfen, in welche die Leute spedirt zu werden wünschten. Ich hatte diese Arbeit sogleich beginnen lassen, noch ehe ich den Befehl Sirtori's hatte, weil es für mich keinem Zweifel unterlag, daß der größte Theil der Mannschaft heimgehe, ja daß wenig davon übrig bleiben würde. Man hat oft diejenigen, welche die Auflösung der Südmarmee bedauerten, gefragt, wie es denn wol möglich gewesen sein würde, dieselbe überhaupt zusammenzuhalten. Darauf ist zu erwidern: es war allerdings für das piemontesische Gouvernement geradezu unmöglich, wenn es absolut auf seinem beschränkten Standpunkt der Durchführung des piemontesischen Schemas stehen bleiben wollte.

Vor allen Dingen hätte man es Garibaldi möglich machen sollen, in Südtalien zu bleiben.

Dann mußte man sich entschließen, in Südtalien eine Milizorganisation einzuführen, als deren Kern die bisherige Südmarmee dienen konnte.

Endlich wäre es auch nothwendig gewesen, der Südmarmee ihre eigenthümliche Uniformirung zu lassen, an welcher die meisten Soldaten außerordentlich hingen, während sie die piemontesische Uniform nicht sehr liebten. Vielleicht konnte späterhin eine Verschmelzung

insofern eintreten, als die Piemontesen das Zweckmäßige der Ausrüstung der Südmarmee annahmen, während die Südmarmee in manchem Stücke ihre Ausrüstung nach dem piemontesischen Modell verbesserte. Daß hier etwas ganz Zulässiges lag, wird jeder begreifen, der nicht meint, daß die Einheit Italiens nur durch Verpiemontesung des ganzen Italien zu erreichen sei. Und es gibt viele Leute, welche die Verhältnisse kennen und der Ansicht sind, daß gerade der Versuch der absoluten Verpiemontesung der wahrhaften Einigung entschieden schädlich sei.

Unter jenen Voraussetzungen nun konnte man in allen Provinzen sofort eine Aushebung der jungen Mannschaft zum Einexerciren und vorerst in einem geringen Verhältnisse anordnen, sodaß vorerst auf dem ganzen Festland Neapels nur etwa 15—20000 junge Bursche unter die Waffen gerufen wurden. Mit dem bestehenden Theil der Südmarmee hätte dies ein Heer von 35—40000 Mann, zur Hälfte Rekruten, gegeben. Die Brigaden der Südmarmee wurden auf die Provinzen vertheilt, nahmen dort die Rekruten der betreffenden Provinzen in sich auf und begannen dieselben zu exerciren; nach einigen Monaten konnten die einexercirten Rekruten in die Heimat entlassen und andere dafür eingezogen werden; alle Rekruten aber, die bei einem Corps ausgeexercirt waren, wurden in dessen Listen fortgeführt und blieben ihm für Uebungsdienst und für Kriegesfälle verpflichtet.

Zu dieser Ausbildung der Rekruten war bei weitem nicht die ganze Zahl der alten Offiziere und alten Soldaten der Südmarmee nothwendig; die Hälfte der Zahl genügte vielmehr durchaus, vielleicht auch ein Drittel. Dieser Umstand würde es nun gestattet haben, daß man erstens zahlreiche Beurlaubungen auf längere Zeit eintreten ließ. Fast alle unsere Mannschaft hatte das Bedürfniß, sich einmal wieder in der Heimat umzusehen, und da die Mehrzahl unserer Soldaten und Offiziere Oberitaliener waren, mußten sie dazu, damit es sich verlohnte, einen Urlaub von mindestens zwei Monaten haben. Ob sie aber auf diesen noch zwei oder drei

Monate warteten, das war ihnen gleichgültig, auf das sofortige Heimgehen in Urlaub legte nur eine geringe Zahl einen Werth.

Zweitens, da man von den Offizieren sicherlich nicht alle diejenigen, welche auf den Urlaub verzichteten, zum Rekrutenexerciren gebrauchte, gewann man nun die Gelegenheit, diejenigen Offiziere, welche durch allgemeine Bildung militärischen Geist und große Bravour ihre Grade vollkommen verdient hatten, denen es aber doch an der nothwendigen militärwissenschaftlichen Bildung fehlte, um diesen Grad den völlig zu genügen, in Kriegsschulen zu versammeln und hier das, was einzig und allein ihnen fehlte, zu ergänzen. Bei der großen Lernbegier, dem guten Willen, der allgemeinen Bildung der Mehrzahl unserer activen Offiziere würde dies in sehr kurzer Zeit die besten Früchte getragen haben. Ich kann versichern, daß gerade eine große Anzahl der im übrigen tüchtigsten Offiziere den bezeichneten Mangel vollständig fühlte, und ich hatte auf deren Andringen bei der 15. Division schon vor dem Marsche über den Volturno alle Anstalten zur Begründung einer Kriegsschule getroffen, die zunächst nur von freiwillig sich meldenden Offizieren besucht, ins Leben treten sollte, sobald wir einige andauernde Ruhe erhalten würden. Ich selbst wollte an dieser Schule zunächst eine Art encyclopädischen Unterrichts ertheilen, darauf berechnet, das Interesse unserer jungen Offiziere für die Militärwissenschaften recht rege zu machen, während einige andere tüchtige Offiziere einzelne, zunächst die nothwendigsten Specialfächer, in der Stube wie im Freien lehren sollten. Nach der Rückkehr zeigte sich indessen der verderbliche Einfluß der Ankunft der Piemontesen bereits so stark, und mein Entschluß, baldmöglichst heimzukehren, war so sicher geworden, daß aus der Sache nichts mehr wurde.

Neben den nothwendigsten Dienstgeschäften mußte ich nun allmählich auch an die Regelung verschiedener Privatangelegenheiten denken, welche jeder Ortswechsel von Bedeutung mit sich bringt. Hauptsächlich aus diesem Grunde fuhr ich am 12. November morgens nach Neapel. Ich traf hier meinen lieben Catenacci wieder,

der mir zu Caserta ebenso wie Vigo um so mehr fehlte, als Ronchetti in dieser Zeit krankhaft aufgereggt, wenig für meine Erheiterung that, während ich mit meinen übrigen Offizieren niemals in ein so inniges Verhältniß getreten war als mit diesen tapfern Männern. Catenacci hatte ein Exemplar meiner Photographie sowie ein kleines Geschenk für meine Frau, welches er in meinem Auftrage ausgesucht und wobei er seinen guten Geschmack trefflich bewährt hatte, richtig an Vigo überliefert. Dieser, der mich am 31. October noch einmal in Caserta besucht hatte, um von mir Abschied zu nehmen, war noch am gleichen Tage nach Genua abgesegelt; er konnte also am 2., spätestens 3. November in Mailand angekommen sein, und die kleine Sendung konnte sich, von dort aus sogleich weiter spedirt, bereits seit dem 5. November in den Händen meiner Anna befinden.

Da eine ganze Anzahl meiner Offiziere mein Porträt zum Andenken wünschte, mußte ich mich noch einmal zu Herrn Crillet begeben, der mich diesmal in Visitenkartenformat in ganzer Figur aufnahm. Catenacci hatte sich gleichfalls photographiren lassen. Er wollte absolut in Farben dargestellt sein, wobei es, wie man vermuthen muß, doch auf das rothe Hemd vorzugsweise ankam. Da nun Crillet, wie ich vermuthete mit Recht, behauptete, daß die Photographie sich noch nicht für die Darstellung in Farben eigne, daß dabei nie Bilder herauskämen, die dem Künstler Ehre machten, so hatte sich Catenacci an einen andern Photographen gewendet, der die colorirten Bilder zu Hunderten und Tausenden anfertigte. Hier hatte nun aber keines der Bilder im rothen Hemd recht gelingen wollen, und Catenacci hatte endlich seinen dunkeln Mantel umgenommen. In diesem war er auch dargestellt —, wie es mir aber scheint, war der Zweck versäumt —, obgleich für mich das Bild eine liebe Erinnerung ist.

Einer meiner ersten Besuche galt diesmal dem schweizerischen Generalconsul in Neapel, Herrn Mörikofer, dessen Freundschaft in Anspruch zu nehmen ich vielleicht in den Fall kommen konnte.

Herr Morikoser nahm mich mit der größten Zuvorkommenheit auf und erbot sich zu jeder Gefälligkeit, die er mir würde erweisen können. Ich habe davon, freilich in bescheidenem Maße, auch wirklich Gebrauch gemacht.

Dann mußte ich nothwendig den alten Herrn Cosentini, den Vater eines der Offiziere meines Stabes, auffuchen, der mir bei einem Besuch in Caserta seinen Sohn besonders auf die Seele gebunden hatte. Er empfing mich sogleich mit der Ankündigung, daß er immer ein Zimmer für mich bereit habe, und ich mußte dieses, was vollkommen gerüstet war, sogleich in Augenschein nehmen. Da ich mein Quartier in der Via Toledo noch hatte, so war es nicht nöthig, daß ich von dem freundlichen Anerbieten Gebrauch machte. Dagegen leistete mir Herr Cosentini durch seine Vorkenntniß und seine Gefälligkeit bei verschiedenen Einkäufen und andern Geschäften die besten Dienste, die ich dankbar annahm. Ueberhaupt muß ich hier der Freundlichkeit Erwähnung thun, welche mir in Süditalien entgegenkam, und der Zuneigung, die mir die Italiener fast ohne Ausnahme auf Schritt und Tritt bewiesen. Bei aller Bescheidenheit kann ich angesichts der Klagen, die ich von andern Leuten hörte, doch nicht umhin, mir an dieser Zuneigung einen Theil des Verdienstes zuzuschreiben. Außer über Bertani — der sehr zum Nachtheil der Sache mir eine Zeit lang entgegenarbeitete — wußte ich eigentlich keinen Italiener, über den ich mich zu beklagen hätte. Diejenigen, über welche ich in Italien mich mit Recht beklagen durfte, waren sämmtlich Nichtitaliener.

Manches sah ich in diesen Tagen in Neapel von der Wirksamkeit der Muratisten. Es schien, als ob diese sich mit ziemlicher Ungenügsamkeit an einflußreiche Nichtitaliener wendeten, um sie zur Arbeit für ihre Zwecke auszubeuten. Sie schienen jeden Nichtitaliener in der Südbarmee für einen Schwindler zu halten, der für alles zu haben sei und nur auf die Muratisten wartete, um neue Arbeit zu erhalten. Wie viel oder wie wenig Recht zu solchen Voraussetzungen die guten Leute hatten, die aus männlichen und weiblichen Ange-

stellten bestanden, will ich nicht entscheiden. Da die Gesellschaft nicht unangenehm war, genoß ich ihre Annehmlichkeiten und stellte mich, was deren Hauptzwecke betraf, auf beiden Ohren taub; verstand Theater statt Proclamationen, Umarmungen statt Insurrectionen u. s. w., je nach Verhältniß.

Einen Brief an meine Frau, welchen ich schon in Caserta geschrieben hatte, und in dem ich ihr definitiv anzeigte, daß ich bis Mitte December jedenfalls nach Zürich zurückkehren würde, gab ich sogleich nach meiner Ankunft in Neapel auf die Post. Einen guten Theil der Zeit verbrachte ich vergnügt mit Catenacci. Unter anderem machten wir auch einen Besuch bei einer jungen Dame, einer Französin, die sich unter dem Schutze eines begüterten alten Herrn einige Zeit in Neapel aufhielt, und verbrachten dort einen der lustigsten Vormittage, welche denkbar sind. Es ward etwas viel getrunken, und ein alter Mann mit einer Drehorgel, der sich vor dem Hause einfand, ward durch das Hinabwerfen sämmtlichen Kupfergeldes, welches wir in unserm Vermögen hatten, bei dem Ueberfluß an neapolitanischem Kupfergeld nicht wenig, so begeistert, daß er immer von neuem die Garibaldi-Hymne spielte, und Hunderte von Menschen, die sich um ihn sammelten, ließen immer wieder Garibaldi und die Garibaldiner leben, sodaß die Sache etwas stark wurde und eine wirkliche Emeute nur durch noch eine Spende vermieden werden konnte, die dem Alten unter der Bedingung zukam, daß er das Schlachtfeld räume und weiter ziehe.

Unsere Wirthin, sehr von Catenacci eingenommen, was ihr niemand verdenken konnte, was vielmehr entschieden für ihren guten Geschmack sprach, zeigte sich endlich in aller denkbaren Naivetät. Sie machte Catenacci einen Heirathsantrag, zugleich auch den Antrag der Gründung eines großen gesellschaftlichen Instituts, sei es in Neapel, sei es in Paris. „Wollen Sie etwa“, so sprach sie, „eine kleine unschuldige Bestie heirathen, die Ihnen alle Jahre zwei Kinder bringt? Heirathen Sie nicht, ich schmeichle mir, nicht übel zu sein, habe ein unfehlbares Mittel, nie Kinder zu bekom-

men. Mit mir haben Sie jedes Vergnügen, welches Sie wünschen können, soviel Geld als Sie wollen und absolut keine Sorge!"

Aber Joseph unterlag nicht; doch muß ich bemerken, daß er auch seinen Mantel nicht zurückließ, er hatte nämlich gar keinen Mantel bei sich.

Am Nachmittag trafen wir mit unserer Wirthin zufällig noch bei Herrn Crillet zusammen und wurden von ihr mit einem jubelnden Triumphgeschrei empfangen, welches uns in den Augen des tugendhaften Herrn Crillet durch seine Intensität im höchsten Maße compromittirte. Wir suchten mit bestmöglicher Manier zu entrin-
nen, was denn auch gelang.

De Boni, welcher jetzt der eigentliche Redacteur des „Popolo d'Italia“ war, suchte ich vergebens in seiner Druckerei; man wollte oder konnte mir auch nicht sagen, wo er wohne. Ich ließ meine Adresse zurück, sah ihn aber diesmal leider nicht mehr in Neapel.

Am 13. abends lehrte ich nach Caserta zurück und sendete am 14. die drei Reitpferde, welche mir noch geblieben waren, unter Commendù's Leitung nach Neapel, wo, wie ich hoffte, sie gut verkauft werden könnten. Indessen waren die Pferdepreise bei dem plötzlich immer wachsenden Angebot auch in Neapel so gesunken, daß ohne besondere Lokalkenntnisse wenig auszurichten war. Zu noch größerer Herabdrückung der Preise wirkte ein Kunstgriff der Piemontesen mit, durch welchen sie, wie es scheint, die wohl erworbenen Pferde der Offiziere der Südmarmee auf wohlfeile Weise an sich bringen wollten. Schon bald nach dem Falle von Capua nämlich richtete bella Rocca an Sirtori ein Schreiben, in welchem er ziemlich unverblümt behauptete, daß die Pferde, welche der Capitulation gemäß von der Besatzung von Capua hatten sollen übergeben werden, von Soldaten der Südmarmee veruntreut wären. Wie das nun möglich gewesen sein sollte, da die Piemontesen die ganze Uebergabssangelegenheit leiteten, war allerdings nicht wohl einzusehen; daß noch an einzelne Soldaten, die vor der Uebergabe Capua betraten, von den Burschen der neapolitanischen Offiziere Pferde um

Schleuderpreise verkauft sein mochten, war sehr denkbar, aber weiter auch nichts. Die Zusage war so gehalten, als solle dadurch in Cavour'scher Manier ein neuer Vorwurf auf die Südmarmee geladen, und diese vor der Welt als eine Art Räuberbande dargestellt werden. Sirtori hatte daher alle Veranlassung gehabt, darauf verb zu antworten. Indessen Sirtori war in dieser Zeit voll piemontesischer Sympathie und theilte die eigenthümliche Zusage den Divisionen unter der Aufforderung zu Nachforschungen mit. Ich antwortete darauf, nachdem ich die Antworten der Brigadecommandos eingezogen hatte, in gebührender Weise. Bald darauf verbreitete sich nun das Gerücht, daß die Piemontesen auf alle Pferde, die neapolitanische Marken hatten, fahndeten und sie als Fanti'sches Staatsgut in Anspruch nahmen. Ich weiß nicht, ob es die Wahrheit war; denn zu mir ist kein Piemontese in solcher Absicht gekommen. Aber schon das Gerücht hatte die Wirkung, daß kein Neapolitaner auf die Pferde mit neapolitanischer Marke zu bieten wagte, und dadurch erlitt gar mancher Offizier der Südmarmee erheblichen Schaden; denn allerdings waren viele Pferde mit Marken gegenwärtig Privateigenthum Garibaldi'scher Offiziere, theils von neapolitanischen Offizieren bei den Capitulationen gekauft, theils als Beutepferde in aller Regel erworben. Unter meinen eigenen noch übrigen drei Pferden befanden sich gerade zwei solche. Der Verkauf meiner Pferde in Neapel wollte aus diesem und andern Gründen nicht vorwärts gehen, im Gegentheil wurden nach den Nachrichten Commendù's die Angebote von Tage zu Tage schwächer. Die Pferde, welche zusammen unter Brüdern 3000 Fr. werth waren, mit heimzunehmen, schien mir bei dem theuern Transport, da ferner die Pässe über die Alpen schon eingeschneit sein mußten, zu riskirt, und da ich die Sache vom Hals zu haben wünschte, verkaufte ich endlich am 20. November die drei Pferde mit Sattel und Zeug für 1200 Fr. an einen meiner Offiziere, der auf jeden Fall bleiben wollte, also Zeit hatte, bessere Preise abzuwarten.

Bei dieser Gelegenheit muß ich doch noch erwähnen, daß außer

andern Veranlassungen gar manche Garibaldi'sche Offiziere durch süße Bande, welche sie in Neapel geknüpft hatten, bei der Südarmee zurückgehalten wurden. Wenn man durch die Straßen von Neapel fuhr, ritt oder ging und durch einen glücklichen Zufall binnen kurzer Zeit einigemal bei demselben Balcon vorbeipassirte, auf welchem dieselbe noch unversorgte Schöne sich befand, so war es nicht selten, daß ein Gesandter aus dem Hause zu einem herantrat und vom Herrn Vater, der Frau Mutter oder beiden Herren Aeltern der Dame eine Einladung ins Haus überbrachte. Mir selbst begegnete dies, und obwohl ich schon versehen bin, auch die Bigamie mit dem nothwendigen criminellen Abscheu betrachte, würde ich doch der freundlichen Einladung in das Haus gern gefolgt sein, wenn mich nicht zahlreiche Geschäfte abgehalten hätten.

So nun und in den Quartieren, welche sie fanden, machten viele unserer Offiziere angenehme Bekanntschaften, und nicht wenige von ihnen blieben in den Fesseln schöner Neapolitanerinnen hängen.

Trotz aller Decrete über die Entlassung der Truppen u. s. w. blieb doch manches unklar. Ich will z. B. nur auf eins hinweisen. Wer seine Entlassung nahm, der sollte sechs Monate Sold erhalten. Wie war dies aber zu verstehen? Bei den Offizieren konnte man darunter den bloßen Friedenssold verstehen, der in Piemont äußerst gering ist, oder den vollen Sold mit sämmtlichen Kriegscompenzen, welcher dann auf das Doppelte und selbst darüber hinaussteigen konnte, namentlich für die höhern Grade. Diese Frage ward sogleich dahin entschieden, daß die Offiziere nur den einfachen Friedenssold erhielten. Was die Soldaten betraf, so konnte ihnen nur die baare Competenz nach Abzug der Naturalverpflegung berechnet werden oder auch eine Vergütung für die Naturalverpflegung; wenn aber diese, so mußte festgesetzt werden, wie hoch diese Vergütung sein sollte, weil anders die größten Unordnungen und Abweichungen nach eines jeden Belieben vorkommen mußten. Ueber diese Angelegenheit verbreitete sich nun unter den Soldaten, kaum waren die Decrete bekannt, eine große Unruhe. Die einen, welche

glaubten, es würde ihnen die Naturalverpflegung nicht gerechnet werden, waren sehr unzufrieden, da sie auf solche Weise kaum 50 Fr. erhalten haben würden, die andern, welche zufrieden waren, bildeten sich alles Mögliche über die Höhe der Vergütung ein. Ich wollte Sirtori zu einer sofortigen allgemeinen Bestimmung darüber vermögen.

Um mich hierüber sowie über manche andere Dinge mit Sacchi zu besprechen, fuhr ich um die Mitte des Monats nach San-Leucio heraus. Unter den andern Dingen waren auch die Vorschläge für Orden und Ehrenerwähnungen. Als sie von uns verlangt wurden, hatte ich ihre Anfertigung für die 15. Division sogleich bewerkstelligen lassen, und zwar auf den bescheidensten Grundlagen. Trotzdem hat bis heute noch kein Offizier oder Soldat der Südmarmee einen Orden erhalten. In der piemontesischen Armee wären nach gleichen Thaten mindestens viermal soviel Orden ausgetheilt worden, als in der Südmarmee, insbesondere in der 15. Division überhaupt verlangt wurden.

Als ich von San-Leucio zurückkehrte, traf ich in Caserta außer Türr, der noch auf einen Augenblick hinausgekommen war, um sich dann über Genua nach Mailand zu begeben, auch Klapka an, den ich seit 1856 nicht gesehen hatte. Obgleich er etwas corpulent geworden war, erkannte ich ihn doch sogleich wieder, und wir begrüßten uns in alter Freundschaft. Ueber seine Reisezwecke konnte ich nicht mit ihm sprechen, da es an Zeit fehlte; ich vernahm später, daß er nach den Donaufürstenthümern gegangen sei, um dort das Terrain zu sondiren; man dachte daran, die Donaufürstenthümer zur Basis einer ungarischen Insurrection zu machen, die auf 1861 bestimmt erwartet wurde. Noch später vernahm ich, daß Klapka sehr enttäuscht zurückgekommen war. Die Fäden aller dieser Anbändeleien der Politik, soweit die Emigration der verschiedenen Länder ins Spiel kommt, kann man sämmtlich bis Paris verfolgen. Mir ist es nur unerklärlich, wie Männer von Geist sich noch immer wieder auf diese Geschichten einlassen können, zumal wenn sie schon mehreremal von dorthier dupirt worden sind.

Die Zustände der Südmarmee wurden in der letzten Zeit keineswegs angenehmer, und dies verstärkte sehr wesentlich den Wunsch zur baldigsten Heimkehr, sobald nur die Pflicht vollständig erfüllt wäre.

Die Leute kamen außer Rand und Band. Diejenigen, welche bereits die Waffen abgegeben hatten und nur noch auf die Einschiffung warteten, betrachteten sich nicht mehr recht als Soldaten. Sie nahmen sich eigenmächtig Urlaub und machten mit der Eisenbahn Vergnügungsfahrten nach Neapel. Obgleich an der Eisenbahnstation in Caserta eine starke Wache aufgestellt wurde, half das doch wenig. Die Offiziere hatten keine rechte Lust mehr durchzugreifen, da doch, wie sie meinten, alles vorbei sei.

Eines Tags, ich meine am 8. November, kam eine telegraphische Depesche von Sirtori an mich, es seien mehrere Bataillone der Division Avezzana mit Waffen und Gepäck von Avellino in der Richtung auf Neapel oder Salerno desertirt; ich möge doch Maßregeln gegen sie ergreifen. Ich ließ sogleich 30 Husaren und 100 Mann Scharfschützen über Maddaloni auf Gallo aufbrechen. Der Commandant des Detachements kam nach einigen Tagen mit der Meldung zurück, daß er allerdings Scharen der angeblichen Deserteurs aufgefunden, aber alle diese Leute hätten ihren vollständig geregelten Abschied in der Tasche gehabt, sodaß er (worin er vollständig recht hatte) sich nicht für ermächtigt gehalten, sie am weitem Marsch in ihre Heimat aufzuhalten. Doch hatte er dem Nationalgardencommando zu Salerno Nachricht gegeben, welches weiterhin aufpassen konnte. Die angeblichen Deserteurs waren einfach mobilisirte Nationalgarden aus dem Principat und Calabrien, deren Entlassung mit einmonatlicher Abfertigung damals bereits begonnen hatte.

Die Corps, welche noch Waffen hatten, namentlich die wilden Corps, wie Engländer u. s. w., gaben zu beständiger Unruhe, beständigem Skandal und beständigen strengen Maßregeln besonders dadurch Veranlassung, daß sie ein förmliches Pelotonfeuer zu ihrem

Bergnügen aus den Fenstern der Kasernen unterhielten, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, wohin sie schossen. Ramen die Patrouillen in die betreffenden Kasernen, so waren gewiß die Stuben, aus denen geseuert worden, leer, und es blieb weiter nichts übrig, als einige Offiziere des Corps beizustechen, was aber auch nicht viel half.

Besonders erschwerend für die Aufrechterhaltung der Disciplin war der Umstand, daß die Soldzahlung, seit die Piemontesen zu Neapel sich der Regierung bemächtigt, beständig stockte. Hat es bisweilen auch vorher mit den Zahlungen ein wenig gehapert, so war doch alsbald stets Abhülfe erfolgt; aber jetzt war wirkliche oder angebliche Leere der Kassen geradezu die Regel. Die Offiziere vereinigten sich willig dahin, ihren Sold in Rechnung zu lassen, damit nur wenigstens die Soldaten bezahlt werden könnten, aber auch dieser Verzicht genügte nicht vollständig. Es war gerade als ob es die Piemontesen darauf abgesehen hätten, Unordnungen aller Art in der Südmarmee herbeizuführen, damit sie dann ein Recht erhielten, über dieselbe zu schimpfen, sie noch zu guter Letzt zu verleumden, wie sie es nun seit mehreren Monaten aus der Ferne her trieben. Die Erzählungen von Zwist und Streit zwischen piemontesischen und garibaldinischen Offizieren, von Verordnungen gegen die Garibaldiner in Neapel nahmen immermehr überhand und wurden immer ekelhafter. Das Volk zu Neapel nahm für die Garibaldiner Partei, und es kam in der letzten Zeit des November wirklich zu mehreren Zusammenrottungen, bei denen die Garibaldiner mit dem Volk von Neapel insbesondere gegen die bald gründlich verhaßten piemontesischen Gensdarmen mit ihren dummen und brutalen Gesichtern gemeinschaftliche Sache machten.

Zu den Chicanen der Piemontesen gehörte es auch, daß sie die Post in Caserta aufhoben. Man wird die Zümmlichkeit dieser Maßregel begreifen, wenn man bedenkt, daß zuletzt in Caserta etwa 10000 Mann der Südmarmee standen. Für die 15. Division organisirte ich sofort eine tägliche Zwischenpost nach Santa-Maria.

Aber auch dieses Aushülfsmittel schien abgeschnitten werden zu sollen, da die Piemontesen bis zum 22. November die Ablieferung sämmtlicher Dienst- und Requisitionspferde und -Maulthiere verlangten.

Man wird aus allen diesen Gaunereien zu schließen vermögen, daß sich die „Bande zwischen der piemontesischen und der Südararmee nicht immer inniger knüpfen“ konnten, daß vielmehr in der Südararmee sich eine ganz entschiedene Erbitterung gegen das piemontesische Wesen herausbildete.

Unter anderm machte sich diese auch in dem Theater zu Caserta Luft. Die Gesellschaft, welche hier spielte, war weniger als unbedeutend. Desto mehr und desto besser spielte das Publikum, meist aus Soldaten der Südararmee bestehend. Jeden Augenblick ward das Stück durch die Rufe *Evviva Garibaldi! Evviva l'esercito meridionale!* oder auch dadurch unterbrochen, daß einer die Garibaldi-Hymne anstimmte, in welche dann sogleich das ganze Publikum einfiel. Und wehe der Musik, wenn sie nicht sofort bereit war, die Begleitung zu übernehmen. Bisweilen fiel es wol einem Subject ein, auch *Evviva Cavour!* dazwischenzurufen. Dann augenblicklich allgemeines Geschrei *fuori! fuori!* und dem Ruf wurde schnell von den Nachbarn des Unglücklichen Folge gegeben: im Nu war derselbe hinausgeschleudert und an die Luft gesetzt!

Sehr böß war es dabei, daß eine große Zahl der höhern Offiziere sich nicht mehr um die Truppe bekümmerte, Divisions- und Brigadecommandanten lebten in Neapel oder gingen auch heim nach Oberitalien, jezt, wo es doppelt nothwendig gewesen wäre, daß sie blieben und hülfreiche Hand boten. Wenigen blieb alles aufgeladen. Das gegenwärtige Commando der Südararmee nahm deren Recht nicht mit der erforderlichen Kraft und dem erforderlichen Takt gegen die Piemontesen wahr. Und dazwischen erhoben sich Speculanten auf die Unordnung, welche zu ihrem Nutzen dieselbe steigerten. Schon hatte ich unter der Hand gehört, daß einzelne Offiziere der Südararmee förmlich als Werber auftraten, und

ehe noch die alten Corps, in welchen sie selbst dienten, aufgelöst waren, zum Eintritt in neue von ihnen zu errichtende Corps nach piemontesischem Muster und mit zweijähriger Capitulation aufforderten. Ich traute meinen Augen kaum, als ich solche Aufforderungen selbst in neapolitanischen Blättern las. Dies konnte zu nichts anderm führen als zu unglücklichen Erfahrungen armer Teufel, die sich von den gewagtesten Versprechungen fangen ließen, auf diese hin in Neapel sitzen blieben, und so auch noch um die freie Ueberfahrt und um die sechsmonatliche Abfertigung gekommen wären, sodaß ihnen am Ende nichts übrig blieb, als sich einem Brigadenhaufen anzuschließen und mit diesem zur Unsichermachung des neapolitanischen Festlandes beizutragen. Immerhin mag dergleichen noch geschehen sein. Ich habe wenigstens die Beruhigung, daß ich dem Unwesen mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln, insbesondere auch durch Belehrung und Ermahnung der Soldaten entgegenarbeitete.

Die ersten Abschiede, welche Sirtori für die Mannschaft schickte, hatte er sich von den Piemontesen geben lassen. Es waren Abschiede, wie sie von den piemontesischen Invalidendepots erteilt werden. Dies bot man der Südbarmee, und deren Obercommandant nahm diese Schweinerei hin. Ich schickte den Paden sofort mit Protest zurück, gestützt noch auf die Meinung der sämtlichen Brigadecommandanten, die ich zuvor eingeholt hatte. Richtig kamen denn auch bald anständigere Abschiedsformulare für die 15. Division, und ich bin überzeugt, daß manches Ungemach von den Soldaten der Südbarmee abzuwenden gewesen wäre, wenn die Leute, die da ober dort die Pflicht hatten, etwas zu thun, auch immer das nothwendige Verständniß der Denkweise des Soldaten und gegenüber der piemontesischen Regierung die nothwendige Festigkeit gehabt hätten.

Meine Beschäftigung war in der letzten Zeit immer eintöniger geworden; Körperliche Bewegung konnte ich mir nicht viel machen, theils weil ich meine Pferde nicht mehr zur Verfügung hatte, theils

wegen des keineswegs angenehmen Wetters. Von meinen liebsten Offizieren hatte ich keinen mehr bei mir; auch die Contessa war nach Neapel ausgewandert. Sie hatte in Caserta es noch erlebt, daß, als sie einmal zu mir gehen wollte, ein Offizier des großen Generalstabs auf sie zutrat und ihr im Auftrage Sirtori's insinuirte, sie solle die Majorsabzeichen von ihren Rockärmeln abtrennen. Als sie zu mir kam, war sie sehr aufgebracht; sie behauptete, Sirtori wisse, daß sie ihm den Namen Cardinal gegeben, und wolle sich jetzt nach Priestermanier dafür an ihr rächen. Die Sache war zu komisch; ich rieth der Contessa, sich nicht darüber zu ärgern, und wenn ihr wieder ein ernstler Mann mit solcher Botschaft entgegenetrete, ihn gebührend auszulachen, was sicher nicht ohne Wirkung bleiben werde.

Sehr freundlich benahm sich in dieser Zeit gegen mich der alte Oberst S., der mich täglich besuchte und mir auch heitere Lectüre verschaffte, die mir in meinen Rußestunden sehr wohlthat. Außerdem kam der Oberst Alexander Teleky öfters zu mir, mit dem ich seit einiger Zeit befreundet war. Er hatte, ein reicher Mann, wie er war, nie daran gedacht, seinen Gehalt oder sonstige Competenzen zu beziehen, solange Garibalbi an der Spitze stand. Jetzt aber, da die Piemontesen die ganze Sache an sich gezogen hatten, meinte er, er sehe nicht ein, weshalb er diesen das ihm zukommende Geld schenken solle. Ich bestärkte ihn in dieser Ansicht, indem ich hinzufügte, wenn er selbst von dem Gelde keinen Gebrauch machen wollte, würde er bei Entlassung der Südmarmee immer noch Gelegenheit finden, es nützlich zum Vortheile von Waffengeführten zu verwenden, die auf eine oder die andere Art in eine böse Lage gekommen wären.

Am 22. November war die ganze Vorarbeit für die Entlassung der Mannschaften der 15. Division so weit gediehen, daß deren Einschiffung beginnen konnte. Die Division zählte damals einschließlich der Brigade Sacchi zwischen 7000 und 8000 Mann. Von der Mannschaft, den Unteroffizieren und Soldaten, hatten sich

außer der ungarischen Region, mit welcher jetzt ein neuer Schwindel begonnen wurde, der auf eine ziemlich klügliche und durchaus nicht anständige Weise endete, nur etwa 80 Mann zum Bleiben unter der Fahne entschlossen, meistens Leute, die nicht wußten, was sie heimkehrend beginnen sollten, und namentlich solche — dies war wieder die Mehrzahl der Bleibenden —, welche überhaupt nicht heimkehren konnten, ohne sich Verfolgungen und Peinigung aller Art auszusetzen. Zu diesen gehörten auch die Emigranten aus Venetien und dem Patrimonium Petri. Von den Offizieren blieben dagegen vorläufig die meisten; sie wollten abwarten und zum größten Theil nur um ihr Recht durchzusetzen, wie sie es nannten. Meinen nähern Bekannten sagte ich, daß ich allerdings mir nicht anmaße, über das, was ein jeder in seinem Gewissen mit sich abgemacht habe, zu urtheilen; um so weniger, da ich als Nichtitaliener noch ganz andere Gründe zur sofortigen Heimkehr habe, wie andere Offiziere der Südmarmee, die Italiener seien. Nur müsse ich sie darauf aufmerksam machen, daß nach allem, was man sähe, die piemontesische Regierung darauf ausgehe, nicht direct, doch indirect sich die Südmarmee vom Halse zu schaffen. Die Offiziere der Südmarmee würden immerhin eine günstige Stellung haben oder ihr Recht wahren können, wenn sie noch über Soldaten verfügten. Doch wie nunmehr ein jeder sehe, habe es die piemontesische Regierung durch ihre Decrete, deren Wirkung der Eingeweihte leicht voraussehen konnte, und wie ich vorausgesagt hatte, glücklich dahin gebracht, daß so gut als nichts von unsern Soldaten übrig bliebe. Anstalten zur Rekrutirung des Südheeres aus Südbitalien seien nicht getroffen und sollten allem Anschein nach auch nicht getroffen werden. Welche Rolle würden 300 Offiziere mit 86 Soldaten spielen, sodaß auch nicht einmal ein Bedienter für jeden Offizier übrig bliebe? Würden sie nicht wie Bankrottirer aussehen und dem Uebelwollen der lieblichen Piemontesen, vielleicht der berühmten Schneider und Handschuhmacher aus Centralitalien, die jedenfalls sich in ihrer Rolle als piemontesische Neodamoten am eifrigsten

bemeinen würden, völlig freies Spiel geben. Ich könne daher nur dazu rathen, daß alle Offiziere der Südmarmee ihren Abschied forberten. Zur Ehre der Sache, zur Ehre des großen Generals, der uns geführt habe. Jedes Pactiren mit den Piemontesen scheine mir unter den obwaltenden Umständen, nachdem Garibaldi selbst den Schauplatz ohne Kampf verlassen, nicht blos unwürdig, sondern auch unzweckmäßig. Die Nachahmung des Beispiels Garibaldi's im großen würde den höchsten möglichen Eindruck machen und eine desto kräftigere Auferstehung in Zukunft verbürgen.

Wie es gewöhnlich mit Rathschlägen geht, selbst wenn sie verlangt sind, auch die meinigen wurden nicht sonderlich beachtet. Die einen hatten einmal ihren Entschluß gefaßt; die andern meinten, da sie nicht wußten, was sie zunächst mit ihrer Zeit anfangen sollten, könnten sie ebenso gut bleiben und abwarten, was da kommen würde; ihre Entlassung zu nehmen, dazu wäre es immer noch Zeit.

So blieben sie denn; bald wurden diese Depots der Südmarmee, welche fast nur aus Offizieren bestanden, nach Piemont geschickt und hier in kleine Städte verlegt; die Offiziere der 15. Division kamen nach Mondovì. In diesen Depots erfuhren sie nun alle möglichen Unbilden, die man sich nur denken kann, sie erfuhren hier auch im ganzen Umfang das Unrecht, welches die Cavour'sche Presse der Südmarmee gethan hatte, wie diese Armee durch ganz Italien und durch ganz Europa aufs niederträchtigste verleumdet worden war. Alles stärkte in vielen dieser Offiziere gerade das Bewußtsein ihres Werthes und ihrer Rechte, und um diese durchzusetzen blieben sie nun gerade mehr aus Troß und Erbitterung als aus irgendeinem andern Grunde.

Wie gesagt, am 22. November war alle Arbeit, bei der meine Hülfe noch etwas nützen konnte, gethan; auch die Privatangelegenheit, welche mich am meisten aufzuhalten drohte, der Verkauf meiner Pferde war abgemacht. Nur eins fehlte noch, meine Entlassung. Ich schrieb daher an Catenacci, bat ihn selbst zu Cirtori zu gehen

und meine Entlassung zu fordern; sobald er sie habe möchte er mir schreiben.

In der Nacht vom 24. auf den 25. November erlebte ich zu Caserta noch eins oder vielmehr eine Anzahl dieser fürchterlichen Gewitter, wie sie in der letzten Zeit so häufig gewesen waren. Am 25. kam von Catenacci die Nachricht, daß er meine Entlassung in Händen habe. An demselben Tage zog ich noch alle rückständigen Gehaltscompetenzen ein, und die Nacht vom 25. auf den 26. war die letzte, welche ich in Caserta schlief. Sacchi hatte ich versprochen müssen, ehe ich Neapel verließ, noch einmal etwa zum Essen nach Caserta hinauszukommen. Am 26. morgens packte Giovanni meinen Koffer und ich fuhr mit ihm und dem Hauptmann Pegorini, dem Zahlmeister des Divisionsstabs, der mir noch bei einigen Geldgeschäften behülflich sein wollte, nach Neapel; mittags waren wir in der Via Toledo.

XXV.

Von Neapel über Genua nach Mailand.

Catenacci brachte am 26. November für mich mehrere Briefe von der Post mit, darunter einige von Hause. Den einen dieser Briefe hatte meine Anna gerade am 19. September, während ich vor Capua im Feuer stand, geschrieben. Sie hatte zu dieser Zeit erst meinen Brief von Milazzo, vom 19. August erhalten; in Zürich hatte, wie in dem nördlichen Europa überhaupt, kein Mensch eine Ahnung davon, wo ich oder wo überhaupt die einzelnen Corps der Garibaldi'schen Armee wol stecken mochten. Es ward aber vorausgesetzt, daß es in Genua bekannt sein müßte, und so war denn der Brief nach Genua an einen jungen Verwandten abgegangen, welcher ihn adressiren sollte. Dieser hatte ihn richtig so gut adressirt, daß er sich zwei Monate umhertrieb, ehe er an meine Adresse gelangte.

Ein anderer Brief meiner Frau, dem mehrere von Freunden beilagen, war vom 13. November. Ich sah daraus, daß die Niederkunft der Anna noch nicht erfolgt war, daß sie aber auch merkwürdigerweise die Sendung noch nicht erhalten haben konnte, welche Vico für sie mitgenommen hatte, und welche nach meiner Rechnung etwa am 5. November in ihre Hände gekommen sein mußte. Dies vermochte ich mir nicht zu erklären.

Ein anderer Brief kam aus Amerika, er war von einem

früheren preussischen Ingenieuroffizier, Wernich, einem alten Bekannten, der 1848 ein Opfer der wahnwitzigen Contrerevolution geworden war, mehrere Jahre in Weichselmünde gewesen und dann eine neue Heimat jenseit des Weltmeers gesucht hatte. Jetzt fragte er mich, ob es nicht in Italien etwas für ihn zu thun geben könne. Sicherlich hat er nunmehr in Amerika selbst Arbeit genug gefunden; Gott gebe nur, daß dabei etwas Vernünftiges, will sagen, die völlige Vernichtung der Sklaverei herauskommt.

Eine meiner ersten Arbeiten in Neapel war, daß ich nach langer Zeit wieder ein Bad nahm. Seit dem Abgange von Genua war ich nicht dazu gekommen. Jetzt gab ich dem Boden Neapels gründlich zurück, was ich von ihm und jenem Siciliens empfangen, und es war nicht wenig. Ich war nicht bloß von der Sonne schwarz gebrannt. Nie in meinem Leben hat mich aber auch ein Bad so gestärkt, ist mir so behaglich gewesen als dieses.

Diesmal hatte ich denn auch das Glück, de Boni ordentlich zu sprechen, der am 26. November und später dann noch einmal zu mir kam. Von ihm erhielt ich über gar manche Zustände noch erwünschte Aufklärung. Daß er mir bei meiner Abreise von Neapel noch viele Grüße mitgab, kann man sich denken. Ich hinterließ ihm noch einen Abschiedsbrief für Garibaldi, den er versprach nach Caprera zu besorgen. Vergnügen aller Art wurde in Neapel in möglichst großem Maße noch mitgenommen.

Am 27. November nachmittags fuhr ich noch einmal nach Caserta zu Sacchi. Von meinen in Caserta zurückgebliebenen Offizieren des Stabes nahm ich Abschied und ließ ihnen noch eine Anzahl Visitenkartenporträts zurück. Sacchi klagte auch; nicht einmal die Tafel könnte man jetzt mehr bestellen, meinte er, und ich mußte mich an seinem Tische davon überzeugen. Nachdem wir herzlich Abschied voneinander genommen, suchte ich um 7½ Uhr abends meinen Wagen wieder auf, welchen Giovanni schon bereit hielt. Giovanni hatte sich unterdessen seinen Abschied ausfertigen

und seine Ansprüche auf die sechsmonatliche Gelddabfertigung, die er in Genua in Empfang nehmen sollte, bescheinigen lassen, noch einige zurückgelassene Kleinigkeiten zusammengesucht und übergab nun dem Castellan den Schlüssel zu meinen Zimmern, den er seit länger als zwei Monaten in treuer Obhut gehabt hatte.

Wir bestiegen den Wagen und rollten nach Neapel. Leider hatte ich die Offiziere der Brigade Milano nicht mehr sehen können, deren Musik mir noch am 25. November abends ein Abschiedsständchen vor meinen Fenstern in Caserta gebracht hatte.

Bald lag uns links zur Seite der kleine Krater der Nordseite des Vesuv und leuchtete düster in die Mondnacht hinein. Ein Ständchen später waren wir in den Straßen von Neapel und dann in der Via Toledo. Die Contessa hatte nach mir gefragt und bestellte, ich möge doch, wenn es sich thun ließe, noch zu ihr kommen. Ich war aber viel zu müde dazu.

Ich meine, es war an demselben letzten Abend, da ich in Caserta gewesen, als dort ein großer Tumult ausbrach, der in einen vollständigen Kampf zwischen der englischen Legion und den italienischen Soldaten ausartete. Die Engländer hatten ihre Waffen, die italienischen Soldaten waren schon entwaffnet; indessen sie griffen Steine auf und trieben mit diesen die Engländer in den Schlosshof. Hier verbarricadirten sich die Engländer, und die Italiener bereiteten sich schon zum Angriff, als es dem Einschreiten und den Anstrengungen Sacchi's noch gelang, die Streitenden zu beruhigen.

Ueberhaupt ging es bunt her in dieser Zeit. Am 26. November abends z. B. war die ganze piemontesische Besatzung von Neapel auf den Beinen. Es war eine Revolution der Garibaldiner im Verein mit dem neapolitanischen Volke angekündigt. Gott weiß von wem; ich denke mir aber von den Piemontesen selbst: diese mochten einen Aufstand wünschen, darauf mochten alle ihre Redereien, ihr ganzes Verfahren gegen die Südmarmee berechnet sein. Sie mochten hoffen, daß nun endlich den Garibaldinern der Ge-

bulldozen reißen werde. Dann gab es um so mehr eine bequeme Gelegenheit, einige tausend Mann der Südmarmee auf den Plätzen von Neapel zusammenzuschießen, als diese keine Waffen mehr hatten, mit denen sie ihren Freunden Mores lehren konnten. Der General, welcher auf diese Weise die Anarchie unterbrückte und zu gleicher Zeit auf eine angemessene Weise eine Ersparung für piemontesischen Haushalt vermittelte, wäre gewiß von Cavour ausgezeichnet belohnt worden. Sirtori erließ am 26. November einen Tagesbefehl an die Südmarmee, der nicht eben vom höchsten Takt, nicht von soldatischem Mitgefühl für seine Waffengeführten zeugte. An diesem Tagesbefehl arbeitete er im Allerheiligsten des Tempels, als ich am 26. November bei ihm war, um ihm Lebenswohl zu sagen. Er war so sehr beschäftigt, daß ich ihn nicht sehen konnte, wenn ich nicht etwa Lust hatte, eine Stunde zu antichambrieren. Diese Lust verspürte ich aber jetzt so wenig als in andern Augenblicken meines Lebens. Nachdem ich den Tagesbefehl vom 26. November gelesen hatte, fiel es mir nicht mehr ein, den gegenwärtigen Obercommandanten der Südmarmee noch einmal aufzusuchen. — Starke Posten waren schon am 26. November morgens auf allen Straßen von den Cantonirungen der Südmarmee nach Neapel hin aufgestellt, damit die geflüchteten oder erwarteten Scharen der Rebellen nicht in die Hauptstadt ziehen könnten oder vielmehr das piemontesische Commando rechtzeitig von ihrer Annäherung benachrichtigt würde, um die mit Kartätschen geladenen Kanonen bereit halten zu können. Ich dachte an Garibaldi, dem ja frecherweise zum Vorwurf gemacht war, er habe den Bürgerkrieg in Italien heraufbeschworen und Italien dadurch in unabsehbares Unglück, in die höchste Schwäche stürzen wollen. Ich pries ihn glücklich, daß er jetzt nicht die frechen Aufreizungen der Piemontesen zum Bürgerkriege mitanzusehen brauchte! Natürlich waren alle Herausforderungen umsonst. Bis auf wenige ziemlich unschuldige Zusammenrottungen in der Hauptstadt blieb alles ruhig.

Am 28. November nahm ich noch ein Bad; dann bezog ich auf der Intendanz noch die sechsmonatliche Abfertigung von 3600 Fr. Friedensgehalt, wodurch ich mein Soll und Haben so weit ausglich, daß mir wenigstens kein materieller Verlust aus der in Italien verbrachten Zeit erwuchs, und beschäftigte mich mit Einkäufen von Korallen- und Lavaarbeiten für meine Frau und das Marieli; auch verschaffte ich mir noch eine Portion der vortrefflichen von Grillet gefertigten Photographien Garibaldi's, welche eigentlich die einzigen vernünftigen sind.

Bei diesen und andern Fahrten durch die Stadt begegnete ich auch noch einmal der Contessa und sagte ihr Adieu.

Den 29. November hatte ich zur Abfahrt von Neapel bestimmt; um 5 Uhr spätestens am Nachmittage sollte ich auf dem „Zouave von Palestro“ sein, auf welchem mir Pegorini einen Platz genommen hatte. Das Haus konnte ich nicht mehr verlassen, da ich noch Verabredungen mit dem und jenem hatte, der mich noch treffen wollte. Verschiedene Bekannte ließen den Tag über ab und zu. Auch kam noch an diesem Tage ein Mann aus Amerika zu mir, Herr Otto Reventlow, der mir einen Empfehlungsbrief von Tschirner brachte. Reventlow dachte in Italien noch irgendeine Kriegsbeschäftigung zu finden. Wenn ich ihm dazu verhelfen sollte, so kam er jedenfalls zu spät, da ich schon mit einem Fuße auf dem Schiffe stand, das mich heimwärts tragen sollte. Jedenfalls hätte ich noch Herrn Mörksofer sehen mögen; da ich aber nicht wußte, wie die Sache anstellen, so sandte ich ihm ein Zettelchen zu, in welchem ich schriftlich von ihm Abschied nehmen wollte. Herr Mörksofer kam darauf noch zu mir und blieb bei mir, bis ich den Wagen bestieg, der mich an den Strand trug. Er versprach mir die Nummern des „Indipendente“ von Dumas, auf welchen ich noch abonniert war, zuzusenden, was er denn auch richtig gethan hat.

Um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags bestieg ich mit Pegorini, Catenacci und Giovanni den Wagen, und wir fuhren nach dem Hafen hinab

und begaben uns auf den Zouaven. Hier blieben wir noch bis 5½ Uhr zusammen. Pegorini und Catenacci lehrten darauf nach herzlichem Abschied nach Neapel zurück, und bald lichtete der Zouave die Anker und steuerte nach Norden.

Mich ergriff bald eine töbliche Langeweile, und dazu kam in der Nacht auch noch ein Anfall von Seekrankheit. Das Meer war ziemlich unruhig und der Zouave eine wahre Rußschale.

So hatte ich von der Fahrt am 30. November kein besonderes Vergnügen und war froh, als wir abends um 8 Uhr glücklich im Hafen von Livorno ankamen. Die Nacht über sollte der Zouave hier liegen bleiben und erst am 1. December weiter nach Genua gehen. Unter so bewandten Umständen ging ich mit Vergnügen ans Land, und auch meinem Giovanni war es ganz recht, die Nacht über in einem ordentlichen Bette zubringen zu können. Wir ruderten also in einem Rahne hinüber, und nachdem wir auf der Douane unsere Namen abgegeben, ließen wir uns von einem Lohndiener nach dem Hotel de la Grande-Bretagne führen, wo ich ganz vortrefflich schlief.

Am 1. December morgens um 8 Uhr steuerten wir wieder nach dem Zouaven, der um 9 Uhr die Anker lichtete. Anfangs war das Wetter schön, bald aber bewölkte sich der Himmel von neuem und es sprang ein förmlicher Sturm auf, der uns die Wellen dermaßen entgientrieb, daß wir nur langsam und mit Mühe vorwärts kamen und fast alle Passagiere von der Seekrankheit befallen wurden. Am Nachmittage hellte sich das Wetter wieder auf, und bald nach 4 Uhr sahen wir die ligurische Küste auftauchen. Um 5½ Uhr liefen wir in den Hafen von Genua ein, mußten aber noch über eine Stunde warten, ehe wir ans Land gehen konnten, bei welcher Gelegenheit sich ein Engländer besonders üppig machte, der absolut ein Vorrecht haben, und wenn auch kein anderer es dürfte, allein ans Land gehen wollte. Der Steuermann, unterstützt von den übrigen Passagieren, hielt ihn zurück, der Sohn Albions beruhigte sich aber erst, als er aus der

Haltung einiger Passagiere sah, daß er bei längerer Unbotmäßigkeit leicht Prügel besessen könnte. An der Douane kam ich diesmal ohne die geringsten Schwierigkeiten davon und brauchte nicht einmal meinen Koffer zu öffnen.

Ich begab mich mit Giovanni wieder in das Hotel Feder, wo wir nach glücklicher Heimkehr von dem gesamten Personal freundlich bewillkommenet wurden. Am 2. December, einem Sonntag, mußte ich zu Genua bleiben. Am Morgen dieses Tages war der erste Gang Giovanni's darauf berechnet, Albert Davier, den jungen Verwandten meiner Frau, aufzusuchen, welchem ich bei der Abfahrt von Genua meinen Koffer übergeben hatte. Nach einigem Suchen ward er gefunden. Er brachte mir auch Briefe von Zürich, die an ihn angekommen waren. Ich sah zunächst daraus, daß am Dthmarstage (16. November, Tag der Schlacht am Moorgarten) meine Frau von einem gefunden Mädchen glücklich entbunden worden sei und daß sich alles „nach Umständen“ wohl befinde. Vom Marieli fand sich der Auftrag vor, ich solle ihr ein Kistchen candirter Früchte, wie dieselben in Genua so unübertrefflich gefertigt werden, für es selbst und seine Gespielen mitbringen — aber ein recht großes. Ich bat Albert, für diese Sache zu sorgen und es bis etwa zu der Zeit, da ich in Zürich einzutreffen gedachte, dahin zu senden; was denn auch geschah. Maurizio Quadrio, der Mezzofanti der mazzinistischen Partei und Redacteur des „Unità italiana“, für welchen ich Briefe von de Boni hatte, kam, als er meine Ankunft erfuhr, zu mir, und ich gab ihm dann später noch einen Brief für Mazzini, dessen damaligen Aufenthalt ich nicht kannte, von dem ich aber glaubte, noch auf dem Boden Italiens Abschied nehmen zu sollen. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten; als ich am 8. December in Zürich eintraf, fand ich sie dort, von Lugano datirt, bereits vor.

Von der Ankunft meiner durch Vigo spedirten Sendung in Zürich konnte ich in den erhaltenen Briefen immer noch keine Spur finden. Ich schrieb an dem Tage noch an Hertwegh, um ihm zu

sagen, daß ich am 8. December daheim zu sein denke. Auch konnte ich durch einen andern Brief nach Neapel Herrn Feder eine Gefälligkeit erweisen, der von einem auch mir bekannten Offizier der Sildarmee noch eine Schuld einzuziehen hatte, die, wie ich später erfuhr, richtig gezahlt ward.

Giovanni, der angewiesen war, in Genua seine sechsmonatliche Abfertigung zu empfangen, erhielt von den dortigen Behörden den Bescheid, daß sie nur den Befehl hätten, diese Abfertigung für die im Ganzen ankommenden Truppenkörper zu zahlen, und ward mit seinen Ansprüchen nach Turin gewiesen. Auch dies war eine der kleinen piemontesischen Neckereien, daß in Genua nicht galt, was den Leuten in Neapel gesagt worden war. Damit Giovanni wenigstens in Turin keine Schwierigkeiten finde, gab ich ihm noch eine besondere Declaration von mir mit.

Die meiste Zeit des Tages verbrachte ich mit Albert; abends wurden die Koffer gepackt, Giovanni erhielt noch ein kleines Andenken, und am 3. December morgens bestieg ich mit ihm die Eisenbahn. Durch die zahllosen Tunnel zwischen Genua und Novig ging es nach Alessandria hinab, wo sich unsere Wege trennten. Giovanni, der gern mit mir gegangen wäre, aber doch andererseits auch seine Verwandten gern wiedersehen wollte, reiste nach Westen auf Turin und ich blieb auf der Tour nach Norden. Zu Novara mußte ich den Zug nach Mailand nehmen und kam hier mit einer höchst muntern Engländerin und ihrem rothhaarigen Gatten in dasselbe Coupé. Bei der Station Magenta wird stets ein längerer Halt gemacht, um die Schlachtfeldindustrie, welche sich seit 1859 hier entwickelt hat, zu begünstigen. Zahllose Buben drängten sich an die Wagen und boten auf italienisch und auf sogenanntes französisch französische und österreichische Knöpfe, Adler, Flintenlugeln und andere höchst interessante Gegenstände feil. Nach meiner Beobachtung waren die Preise für die verschiedenen Objecte bereits ziemlich fixirt, obwol kleine Schwankungen dennoch vorkamen. Die Geseze der Nationalökonomie konnte man auch an den Magenta-

knüpfen studiren. Meine lustige Engländerin marktete um vieles, blieb aber schließlich bei einem französischen Uniformknopfe stehen, welchen sie für 15 Centimes erstand. Besonders in die Augen stach ihr ein prächtiger Adler von einem Tschako oder einer Patrontasche. Als sie denselben aber nicht unter den Preis eines Franc herabdrücken konnte, stand sie unter einem politischen Vorwand — weil der besagte reizende Adler ein österreichischer war, von dem Handel ab. Sie wollte übrigens nicht bloß eine Trophäe, sondern auch ein Stück heiligen Bodens oder natürliche Erzeugnisse desselben haben und sprengte zu diesem Behufe den rothen Egegatten zum Waggon hinaus. Der Sohn Albions kehrte mit einem großen, schmierigen und nassen Erbkloß, auf dem sich einige dürrer Grashalme befanden, zurück, und auch diese Sache war erledigt. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Um 4 Uhr nachmittags etwa kamen wir in der lombardischen Hauptstadt an und ich stieg im Hotel de la Ville ab. Catenacci hatte mir diesen Gasthof empfohlen, und ich fand ihn auch der Empfehlung werth, bis auf die Zimmer, die im allgemeinen vieles zu wünschen übrig lassen. Ich erhielt eins der wenigen angenehmen Lokale Nr. 12. Ehe ich mich mit weiteren Angelegenheiten befaßte, machte ich mich auf, um die verschiedenen Leute zu suchen, die ich zu sprechen wünschte, fand aber keinen einzigen zu Hause. Bei Herrn Foglia, dem Stiefbruder Catenacci's, wurde ich indeß über eine halbe Stunde im Portierstübchen von einer Alten aufgehalten, die Catenacci schon als kleinen Knaben gekannt hatte. Die Alte forderte mich immer auf, nur noch ein wenig zu warten, Herr Foglia müsse sogleich heimkommen. Der wahre Grund war aber, daß ich ihr von Catenacci erzählen mußte, und daß sie davon nicht genug bekommen konnte. Sein Bild, welches ich ihr zeigte, hätte sie mir beinahe nicht zurückgegeben.

Am 4. December kamen alle die Leute, welche ich gestern aufgesucht und nicht gefunden hatte, zu mir, bis auf Dignami. Zuerst kam der Maler Marcato, von welchem ich Musitalien,

Bücher und Briefe für Herwegh mitnehmen sollte; dann kam Herr Foglia, um mir in jeder Beziehung seine Dienste anzubieten, er versprach mir auch, sogleich Vigo aufzusuchen, für welchen ich eine falsche Adresse erhalten, so daß ich seine Wohnung gar nicht hätte finden können. Ferner kam ein Billet von Bignami, in welchem er mir schrieb, daß er am 3. December abends nach einer längern Krankheit am Bein zum ersten mal wieder ausgegangen und bei der Heimkehr gefallen sei und sich dermaßen von neuem beschädigt habe, daß er hilflos im Bette liege. — Ich fuhr sogleich zu Bignami. Wir kannten uns persönlich noch nicht, dagegen aus einem längern Briefwechsel. Bignami hatte sich besonders für die von mir autorisirte italienische Uebersetzung meiner „Geschichte des Krieges von 1859“ interessiert und dieselbe eigentlich veranlaßt. Als ich an sein Bette trat, fragte er mich: „Sie kommen gewiß vom Oberst Küstow?“ „Ja“, antwortete ich, „der bin ich selbst.“ Nun verwunderte er sich darüber, daß ich nicht älter, noch so ein „Giovinotto“ sei; er hätte sich gedacht, daß ich schon ein älterer Herr sei. Er gab mir freilich, wie es mir oft geschieht, fünf Jahre weniger, als ich wirklich hatte. Dieses Untertaxiren hat mir leider mehreremal Schaden gebracht, da man meiner „Jugend“ halber mir oft nicht zutraute, was man einem würdevoll aufgedunsenen Fleischklumpen, der auch nicht älter war, unbedenklich anvertraut hätte. Mir fällt dabei immer die Geschichte von einem Alten ein, der um ein Stück Brot bat und auf die Frage nach seinem Alter antwortete: „Fünfzig Jahre; wenn ich immer ordentlich zu essen und zu trinken gehabt hätte, wäre ich mindestens schon siebzig.“ Im Laufe des Gesprächs erzählte ich Bignami auch von der kleinen Arbeit über die Brigade Milano, die ich schon zu Caserta niedergeschrieben hatte, und mußte ihm versprechen, daß ich ihm ein Exemplar davon zuschicken würde, sobald sie im Druck erschienen sei. Wie schon erwähnt, verzögerte sich der Druck des deutschen Originals dergestalt, daß Bignami sich mit einer Abschrift behelfen mußte.

In jener Zeit dachte man immer noch nicht an ein gänzliches Zugrundegehen des Freiwilligeninstituts in Italien, vielmehr sehr entschieden an eine Wiederbelebung desselben im Jahre 1861. Da nun als ein Hauptmangel die unvollkommene, militärwissenschaftliche Bildung der Offiziere angesehen ward, so sann man darauf, ihm abzuhelpen, und es war besonders das Project in Anregung gekommen, eine Art Kriegsschule für Freiwilligenoffiziere in irgend-einer günstig gelegenen und an Hilfsmitteln reichen Stadt Oberitaliens, wie z. B. gerade Mailand zu gründen. Hier sollten im Frühjahr 1861 einige hundert junge tüchtige Freiwilligenoffiziere versammelt werden, einen militärwissenschaftlichen Cursus durchmachen und dabei zu gleicher Zeit in passende Bataillons- und Brigadecadres formirt werden, welche man dann nur mit Unteroffizieren und Soldaten, an denen namentlich in der Lombardei kein Mangel sein konnte, auffüllen durfte. Für die Leitung dieser Angelegenheit hatte man von mehreren Seiten die Augen auf mich geworfen. Auch über dieses Project, welches bei dem bekannten Gang der Dinge nicht zur Ausführung gekommen ist, sowie über verschiedene Einzelheiten desselben, sprach ich bei meinem mailänder Aufenthalt viel, namentlich mit Bignami und Marcato. Letztern besuchte ich von Bignami zurückkehrend noch in seinem Atelier und erfreute mich an seinen Bildern.

Als ich im Hotel wieder ankam, erfuhr ich, daß ein alter Herr dort gewesen sei und nach mir gefragt habe, sowie daß er wiederkommen werde. Er kam denn auch; es war Vigo's Vater. Der Sohn war wieder nach Neapel zurückgekehrt; über die durch ihn vermittelte Sendung nach Zürich ward ich beruhigt; sie war wirklich bis Mitte November in Mailand zurückgehalten, da ein Bekannter, der eine Reise nach der Schweiz vorhatte, sich erboten hatte, sie mitzunehmen. Indessen hatte sich die Reise von Tag zu Tag verzögert, und so hatte man denn endlich die Sachen abgefenbet.

Am Abend suchte mich Catenacci's Bruder auf und führte mich

in die Scala, die ich zum ersten mal sah. Mir war der Eindruck kein ganz genügender. Es schien mir, als ob gegen den gewaltigen Zuschauerraum die Bühne etwas gar zu sehr verschwinde. Wir hielten uns nur eine halbe Stunde auf und trennten uns spät, nachdem wir noch in der Renaissance ein paar Flaschen geleert hatten. An Gesprächsstoff fehlte es nicht, Catenacci bot ihn uns beiden in reichem Maße.

Am Morgen des 5. December brachte mir Marcato Briefe und Musik für Zürich und blieb bei mir, bis ich um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr angeregt von den angenehmen Eindrücken, welche mir die mailänder Freunde hinterlassen hatten, nach der Eisenbahnstation abfuhr.

XXVI.

Die Heimkehr.

Bei Monza vorbei, erreichte ich bald nach Mittag Camerlata; hier mußte ich bis 5 $\frac{1}{2}$ Uhr abends warten, da erst zu dieser Zeit die schweizerische Post abging. Ich benutzte diese Zeit, um mich durch Speise und Trank und einige Stunden Schlaf zu stärken.

Seit dem 30. November hatte ich kein gutes Wetter gehabt, unaufhörlich fast regnete es in Strömen, und eine unangenehme feuchte Kälte machte den Aufenthalt am warmen Kamin am wünschenswerthesten. Als ich nun aber am 5. December zwischen 6 und 7 Uhr abends den schweizerischen Boden betrat, da hellte sich das Wetter auf, und der Himmel bedeckte sich mit einer immer wachsenden, immer glänzenden Masse von Sternen. Kurz, wenigstens der Empfang, welchen die Natur mir bei meiner Heimkehr auf schweizerischem Boden bereitete, war ein wundervoller, das Herz hilpfte mir vor Freuden im Leibe, als später noch der Mond aufging und mir die Schneehäupter der Alpen zuerst wieder zeigte. Besonders prächtig machte sich der Sternenhimmel an den Windungen des Monte-Cenere, wo er einen stets wechselnden Anblick bot. Um Mitternacht erreichte die Post Bellinzona, und als am 6. December der Morgen dämmerte, kamen wir bei Faïdo an. Hier begann auch der Schnee bereits stark, und ich erquidte mich gerne mit dem Schnapfe, welchen mir die bereits muntere, voll-

busige Maid credenzte. Immer heller und mächtiger entfalteten sich nun die Alpen, welche das Tessinthal begrenzen, und immer mühseliger stiegen wir bis nach Airolo hinauf. Hier mußten wir den Wagen verlassen, um dafür in Schlitten verpackt zu werden.

Ehe diese Verpackung geschah, genoß ich einen ordentlichen Kaffee, und der Wirth erwies mir einen ungeheuern Gefallen, indem er mir meine bankrott gewordene Dose aus seinen Vorräthen wieder auffüllte.

Ich kam in einen Schlitten mit einem Huthändler, einem alten frieblichen Herrn zusammen, der sogleich ein Gespräch anknüpfte. Da ich meine Militärkappe noch auf dem Kopfe hatte, er dagegen mein rothes Hemde unter Ueberrock und Mantel nicht bemerken konnte, und da, wie es scheint, von einem Schweizer nicht leicht angenommen wird, daß er im Auslande im Dienste der Freiheit streiten könne, so glaubte der gute Mann, daß ich aus dem päpstlichen oder franciscanischen Dienste komme, und sprach mit großer Schonung von den „armen Teufeln von Schlüsselsoldaten und Neapolitanern“, die am Ende ihre Sache so gut gemacht hätten, als es ihnen möglich gewesen wäre. Der Mann der Kopfbedeckungen citirte dabei mehrere Sprüche über das Kriegsglück, welche er zwar, wie ich vermuthete, nicht aus Cäsar's Commentarien über den gallischen Krieg entnommen hatte, welche aber recht gut aus demselben entnommen sein konnten. Als ich nun seinen Irrthum bezüglich der Seite, auf welcher ich in Italien gestanden, aufklärte, begann er alsbald sich mit viel größerer Freiheit und viel geringerer Milde über die fahrentreuen Kämpfer für Thron und Altar zu äußern, und ward — um es gerade herauszusagen — in seinen Urtheilen über sie selbst grob. Er befand sich noch in dieser Phase, als plötzlich unser Schlitten umgeworfen ward, und zwar am Rande eines Abhanges, der einem durchaus keine Lust machte hinabzufallen. War nun dieses Umkollern eine Strafe für die unchristlichen Aeußerungen des Huthändlers, so kam ich ganz unschuldig dazu, sie zu theilen. Unser Roß machte

übrigens sofort halt, und wir wickelten uns aus Heu und Dedern, säuberten den Schnee von den Kleidern, richteten mit Hilfe des Führers den Schlitten wieder auf und nahmen von neuem Platz, um unser Gespräch fortzusetzen.

Das Wetter war ziemlich kalt, aber prächtig, die Sonne stand strahlend am Himmel; ohne weiteren Unfall erreichten wir das Hospiz, wo ein Stück Brot sammt einigen Schnäpfen vertilgt ward. Dann bestiegen wir die Wechfelschlitten und rasten jetzt an der Nordseite des St.=Gothard ins Reußthal nach Andermatt hinab. Hier auf der Nordseite lag der Schnee bei weitem nicht so hoch als auf der Südseite, und von Hospenthal ab war die Straße hier und da schon so schneefrei, daß der Gebrauch eines Schlittens nicht ganz gerechtfertigt erschien.

In Andermatt ward Mittag gemacht, worauf ich denn wieder die Postkutsche bestieg, die mich um 6 Uhr nach Fluelen brachte. Hier vertauschte ich sie mit dem Dampfboot, um nach Luzern hinüberzufahren. Auf dem Dampfboote traf ich mit einigen Herren zusammen, denen ich bekannt war und die mich zum Willkommen in der Heimat zwangen auf gut schweizerisch mit ihnen in einer Weise zu trinken, die man in Italien eigentlich verlernt.

Der Trunk verhalf mir denn zu Luzern, wo wir um 8½ Uhr abends ankamen, zu einem höchst gesunden Schlaf im Schweizerhof, wo ich allem Anschein nach in dieser Nacht der einzige Gast war.

Am 7. December morgens nach dem Frühstück überlegte ich nun, wie ich mich mit meiner Weiterfahrt einrichten sollte. Wollte ich, so konnte ich in den ersten Nachmittagsstunden in Zürich sein. Doch hatte ich geschrieben, daß ich erst am 8. December eintreffen würde, mochte meine Frau nicht überfallen, und außerdem war der 8. December für meine Rückkunft auch ein glücklicherer Tag. Andererseits wußte ich nicht, was in Luzern beginnen, und beschloß daher heute nur nach Aarau zu fahren, um die Nacht dort zu

bleiben; ich hatte die Aussicht dort einen Freund zu treffen, mit dem ich geru ein Stündchen geplaudert hätte.

Ehe ich aber Luzern verließ, entsendete ich von dort noch eine telegraphische Depesche an Herwegh, in welcher ich ihn bat, mir das Marieli noch heute nach Aarau entgegenzubringen.

Als ich um Mittag in Aarau angekommen war und mich in den Omnibus des Wilden Mannes gesetzt hatte, stieg auch noch ein Telegraphist ein. Im Wilden Mann eingetroffen erfuhr ich, daß er sich die Mühe der Fahrt hätte ersparen können, denn die Depesche, welche er brachte, war an mich gerichtet und verkündete, daß Herwegh krank sei und folglich nicht kommen könne, daß mir dagegen am Nachmittage die dicke Tante Bavier das Marieli überbringen werde.

Der Freund, den ich zu sprechen gehofft hatte, war seit einigen Tagen verreist. Um 3 Uhr nachmittags aber kam wirklich die Tante mit dem Marieli an, und letzteres bedeutend gewachsene Mädchen erkannte seinen Papa sogleich wieder und äußerte eine lebhaftere Freude, ihn wiederzusehen noch ehe er die Herrlichkeiten ausframte, die er ihm mitgebracht.

Am Abend machte das Marieli aus Gewohnheit noch den alten Zusatz zu seinem Nachtgebet: „Lieber Gott, beschütze meinen lieben Papa in Italien!“ Am 8. December morgens zeigte ich dem Kinde, das noch nie eine so weite Reise gemacht hatte, die Merkwürdigkeiten von Aarau, insbesondere die Kettenbrücke über die Aare, und um mittag fuhren wir dann bei wundervollem und für die Jahreszeit gar nicht kaltem Wetter nach Zürich. Um 3 Uhr trat ich in das Zimmer, in dem mein liebes Weib im Bette lag. Das war ein herrliches Wiedersehen. Mein Bild hing schon eingerahmt über dem Bette. Der Zeitpunkt der Ankunft des Kindes, gerade der kritische dritte Tag nach der Niederkunft, war eben nicht der zweckmäßigste gewesen, da die Anna sich sehr aufgereggt hatte.

Das Kleinste war eben drei Wochen alt, wie merkwürdigerweise

das Marieli auch gewesen, als ich es zum ersten mal sah. Es schaute aus seinen blauen Augen schon ganz lustig und verständig in die Welt hinein; seinen Alten gewann es in wenigen Tagen so lieb, als man es einem so kleinen Kinde kaum zutrauen sollte. Möglicherweise kam es daher, daß die Mutter während der Schwangerschaft ziemlich viel an den Alten gedacht hatte, vielleicht spielte aber auch das rothe Hemde dabei eine nicht unbedeutende Rolle.

Der noch übrige Rest des Monats December wurde durchaus der Ruhe und Erholung gewidmet, und das Weihnachtsfest im kleinen Kreise diesmal doppelt fröhlich begangen. Was hätte ich wol in Italien ohne unsern alten deutschen Weihnachtsbaum begonnen?

Mit dem neuen Jahre 1861 ging ich dann wieder rüstig an die Arbeit. Ich begann die „Geschichte des Krieges von 1860“ zu schreiben und dann bald daneben auch diese „Erinnerungen“. Das ausgedehnte Zeitungsstudium, welches die erstere Arbeit notwendig machte, enthüllte mir nun den ganzen Umfang des Unsinns, welcher über die italienischen Verhältnisse, über die Thätigkeit der Südmarmee in die Welt hineingeschrieben war. Häufig genug fand ich Gelegenheit zum Lachen, häufiger aber noch Veranlassung zum Aerger, namentlich wenn ich gedachte, wie künstlich und absichtsvoll von der einen Seite das Gebäude dieses Unsinns aufgeführt, zu welchen Zwecken es aufgeführt war, und wie andererseits auch Leute aus der Südmarmee selbst aus Eitelkeit oder aus schlimmern Beweggründen an dem Aufbau geholfen hatten.

Auch verschiedene neuere mehr oder minder zusammenhängende Arbeiten, welche mir zu Gesicht gekommen sind, erscheinen mir wenig geeignet, die Nebel des geistlich verbreiteten Unsinns zu zerstreuen. Ich hoffe, daß er durch meine Arbeiten nun gründlich zerstreut werden wird, da dieselben auch für jeden deutlich zeigen werden, wie die Ausbeutung der Zeitungen Europas in dem

Sinne, in welchem es geschehen ist, zur Erreichung verschiedener Zwecke gewissen Leuten allerdings nothwendig war.

Das Wiedersehen mancher lieben Freunde, deren herzliche Theilnahme an meinen letzten Erlebnissen und an meinem Wohlergehen gewährten mir viele Befriedigung und erhielt mich in der heitern Stimmung, die zu thätigen geistigen Arbeiten so nothwendig ist. Daneben fehlte es freilich auch nicht an andern, minder angenehmen Begegnissen, die ich freilich erwarten konnte. Eine traurige Clique nah und fern, die zehn Jahre nicht ohne Erfolg daran gearbeitet hatte, mich von jeder unmittelbar praktischen ehrenvollen Thätigkeit in der mir gebührenden Stellung fern zu halten, um mich dann für einen gewöhnlichen Literaten ausgeben zu können, war jetzt sehr erzürnt darüber, daß ihre Mäthen vereitelt waren, und arbeitete mit Eifer daran, in den Journalen durch Verleumdungen der niederträchtigsten Art die Wahrheit in Bezug auf meine Person zu verdecken, oder ging selbst noch weiter. Dieselben saubern Knaben, welche alte Corporale, denen der König von Neapel den Generalstitel aufgehängt hatte, feierten, suchten förmlich danach, wie sie einen Mann, der sich als wahren General erwiesen hatte, durch Kleinliche, elende Neckereien ärgern könnten.

Die Strafe dafür wird wol nicht ausbleiben, und hoffentlich läßt sie nicht lange auf sich warten.

Garibaldi war mit der Hoffnung nach Caprera zurückgekehrt, daß er im Frühling 1861 seine Freiwilligen würde wieder um sich sammeln können, soweit sie nicht zusammengeblieben wären; er hatte gegen die sofortige Annexion Süditaliens an die Staaten Victor Emanuel's sich vor allen Dingen darum erklärt, weil er es für nothwendig hielt, daß während des Winters von 1860 auf 1861 das italienische Volk sich durch eine allgemeine Bewaffnung so selbständig nach allen Seiten hin mache, daß es im Frühling 1861 den Kampf für die Vollenbung seiner Einigung gegen jeden ohne Unterschied, der etwa dagegen auftreten wollte, wieder aufnehmen könne, und weil er nicht glaubte, daß die Cavour'sche Re-

gierung diese Bewaffnung für ganz Italien in dem rechten Sinne oder nur mit dem rechten Willen betreiben werde. Als ihm Cavour die Alternative des Kampfes gegen Victor Emanuel, also des Bürgerkrieges, oder des Abtretens vom Schauplatz stellte, dadurch dem guten Patrioten das Heft aus den Händen wand, als Garibaldi seine einsame Insel aufsuchte, da wollte er trotz aller Zweifel gern hoffen, daß Cavour und Fanti dennoch das Werk der Bewaffnung ordentlich betreiben würden. Die nächsten Monate zeigten indessen deutlich, wie sehr die Zweifel und wie wenig die Hoffnungen berechtigt gewesen waren, und bald konnte Garibaldi selbst es nicht mehr für möglich halten, daß Italien im Frühjahr 1861 den Kampf auf eigenen Füßen stehend in seinem Sinne wieder aufnehme. Als er im April nach Turin kam, um seinen Sitz im Parlament für einige Tage einzunehmen, da durfte er nicht mehr zum Kampfe selbst, da mußte er nur zur Bewaffnung für die Zukunft treiben. Abgesehen davon, daß der Zustand der italienischen Reichsbewaffnung noch immer ein außerordentlich mangelhafter war, wurden auch die Zustände Südbitaliens immer drohender und ungewisser, und es zeigte sich immermehr, wie viel hier die piemontesische Herrschaft verdarb, wie viel noch zu thun bleibe, um Südbitalien wahrhaft in die Einheit Italiens hineinzuziehen.

Die Offiziere der Südmarmee saßen in den Depots in den kleinen Nestern Piemonts, und die Regierung zu Turin beklammerte sich nur insofern um sie, als sie nach Mitteln suchte, ihrer los zu werden. Sollte man es meinen? Wenn es mit der Bewaffnung in Italien wirklich ernst gemeint war, ja wenn nur die 300000 Mann Fanti's, ganz abgesehen von der Million, welche Garibaldi verlangte, gehörig organisiert ins Feld gestellt werden sollten, wie konnte man dann wünschen, sich mehr als 1000 größtentheils brauchbarer Offiziere zu entledigen? Hatte man denn so ungeheuern Ueberfluß an dieser Waare? Nichts weniger als das. Jetzt beginnt man die Volontäroffiziere in den mobilen National-

gardebataillonen zu verwenden, die man zur Bekämpfung der Reaction im Neapolitanischen aufbietet. Man scheint nun den guten Namen, den die rothen Hemden, wenn sonst nirgends, so doch jedenfalls in Süditalien hatten, auch dort untergraben zu wollen.

Während ich aus den Depots in Piemont und aus andern Städten Italiens Brief um Brief voller Klagen über die Vernachlässigung, das unnütze und langweilige Leben der Offiziere Garibaldi's erhielt, und wenn es noch nöthig gewesen wäre, mindestens daraus sehen konnte, wie es mit der Bewaffnung in Italien für das Jahr 1861 gemeint sei, kamen um das Frühjahr viele junge Leute zu mir, um zu erfahren, wie sie zu Garibaldi kommen könnten, um unter ihm zu dienen.

Wie ging dieses nun zu? Einige Worte des Aufschlusses über diese Angelegenheit werden nicht ohne Nutzen sein.

In den Emigrationen der verschiedenen Länder, wie in andern Lebensverhältnissen auch, finden sich immer eine Menge Leute, welche entweder keine Lust, oder auch nicht die Fähigkeit, oder auch beides nicht in genügendem Maße haben, um vernünftig zu arbeiten, sich zu beschäftigen und sich dadurch nützlich zu machen.

Waren diese Leute früher Soldat, so sieht man sie in jedem Kriege; für jede Sache können sie sich ungeheuer begeistern; heute sind sie die vortrefflichsten Engländer, morgen die besten Franzosen, übermorgen reine Ungarn oder Slawen oder Türken; sie dienen ebenso gut den Sklavenzüchtern der amerikanischen Südstaaten als den Nordstaaten. Man muß durchaus nicht glauben, daß diese Leute, wie man es wol erwarten dürfte, besonders tapfer sind; Gott bewahre, dies ist meistens gar nicht der Fall, es sind noch immer viele Leute darunter, wie sie schon im „Simplicissimus“ geschildert sind, die auf alle Weise darauf ausgehen, ihren Beutel wieder aufzufüllen, die ein gewisses Geschick haben, sich wichtig zu machen und ein ebenso großes Geschick nicht dort zu sein, wo es einige Gefahr gibt. Wird ein Corps, in welchem sie gedient haben, aufgelöst, so bleiben sie doch noch so lange sitzen, als es irgend

angeht, d. h. solange noch Sold gezahlt wird. Bisweilen gelingt es ihnen auch, sich in irgendeinem Dienste bleibend festzusetzen, und dann werden sie dort sicher die frieblichsten Samaschenhengste, welche man sich nur denken kann, und rühren sich gewiß nicht mehr, wenn sie nicht müssen.

Diejenigen, welche nicht Soldat waren, beschäftigen sich vorzugsweise mit Comitébilden, welches eine Lieblingsache ist, und auch die Soldaten der betreffenden Kategorie schließen sich in Zeiten, wo sonst nichts zu thun ist, den Comités an. Die Hauptsache für solche Comités ist dann das Regionebilden.

In einem Lande, welches irgendwie revolutionär bewegt ist, fehlt es niemals an dergleichen Comités aller Länder. Italien ist seit dem Spätherbst 1860 das Eldorado solcher Comités für die Bildung von nicht italienischen Regionen.

Wie geht es nun dabei her.

Ein solches Comité besteht mitunter nur aus einem oder doch aus sehr wenigen Menschen. Der Häuptling legt sich irgendeinen schallenden Titel bei, und hat irgendeinen Öbner gefunden, der ihn, was die „ersten Auslagen“ betrifft, unterstützt. So ist es z. B. Napoleon III. bequem, daß viel von einer ungarischen Legion geredet werde, um Oesterreich bange zu machen, oder von einer deutschen Freiheitslegion, die mit ihm über den Rhein gehen soll, um Deutschland zu befreien, oder Plonplon hat irgendein solches Gelüste aus allgemeiner Freude an ein wenig Revolutionspul, oder die piemontesische Regierung hängt einmal gern das Gespenst einer slawischen, ungarischen, rumänischen oder sonstigen Legion gegen Oesterreich aus dem Fenster. Diese Öbner lassen dann einige tausend Franken springen und das Comité setzt sich häuslich nieder, nennt sich z. B. Hauptauschuß für die deutsche Legion oder so etwas und erläßt ellenlange Aufrufe. Daß nun wirklich schon Leute kommen, um in die deutsche Legion einzutreten, darum handelt es sich gar nicht, im Gegentheil, dies würde sehr unbequem sein. Damit aber der Öbner neue Gelder hergibt, müssen recht

viele „Verbindungen“ nachgewiesen werden. Der „Hauptauschuß“ speidirt also auf verschiedene Punkte des Landes, aus welchem die angebliche Legion hervorgehen soll, in möglichst geheimnißvoller Weise an Leute, die ihm mehr oder minder bekannt sind, wären es auch nur Anepiers, Exemplare von seinen Aufrufen. Manche von den Adressaten fühlen sich durch das „Vertrauen, welches ihnen geschenkt wird“, geschmeichelt und geehrt, und beantworten die Briefe des „Hauptauschusses“ unter der ihnen angegebenen Adresse. Diese Leute ernennt nun der „Hauptauschuß“ zu „Filialcomités“. Die „Filialcomités“ werden mit neuen Aufrufen bombardirt, man sagt ihnen, daß sie vorläufig Leute insgeheim gewinnen sollen; der „Hauptauschuß“ behält sich vor, den Zeitpunkt zu bestimmen, an welchem die Legion zusammentreten soll. Der „Hauptauschuß“ benutzt alle möglichen Mittel, um sich bei den „Filialcomités“ ein Ansehen zu geben. Er spricht viel von seinen Verbindungen, von den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen u. s. w. Es versteht sich von selbst, daß jeder „Hauptauschuß“, der gegenwärtig sich in Italien aufrichtet, auch mit Garibaldi in Verbindung treten muß. Die Leute malträitiren Garibaldi so lange, bis er ihnen endlich, um sie los zu werden, ein paar Zeilen schreibt, in denen er zu allem, was sie verlangen, Ja sagt. Der meistentheils höchst wichtige Inhalt dieser Zeilen wird dann den „Filialcomités“ mitgetheilt, welche nun im Besitze eines großen Geheimnisses zu sein glauben. Natürlich, wenn der „Zeitpunkt“ immer nicht kommen will, so wird die Sache ein wenig langweilig; man muß daher Abwechslung in die Dinge zu bringen suchen. Dazu dienen verschiedenartige Mittel. So z. B. treten zwei „Hauptauschüsse“ miteinander in Verbindung und üben sich gegenseitig die Sacke voll. Obgleich jeder von beiden weiß, daß es mit ihm Wind ist, glaubt er merkwürdigerweise doch, daß es mit dem andern nicht Wind sei, und hofft bei der Verbindung etwas zu gewinnen. Es werden auch wol von zwei „Hauptauschüssen“ mit feierlichem Ernst förmliche nationale Verbrüderungsverträge ab-

geschlossen. Der kroatische und ungarische Hauptauschuß z. B. verpflichten sich im Namen der Nationen, treu miteinander zu stehen. Manche Leute werden von solchen Geschichten wirklich gefangen und wundern sich nachher sehr, wenn bei einem wirklich erfolgenden Ausbruch die Ungarn und Kroaten einander viel gewaltiger feilen, als Ungarn und Oesterreicher oder Kroaten und Oesterreicher. Ein Mittel, von sich reden zu machen, ist es auch, daß der Hauptauschuß eine Sammlung zu einem Ehrensäbel für Garibaldi veranstaltet. Das Geld dazu wird genommen, woher es auch kommen mag; da fragt man gar nicht nach der Nation, und wenn es sich gerade günstig macht, kann z. B. der Hauptauschuß auch mit dem Ertrage der Sammlung durchgehen. Bisweilen wird von einem großartigen Operationsplan des Hauptauschusses geredet, der von einem Verräther an Oesterreich oder an Napoleon verkauft werden sollte. Glücklicherweise ward das noch zu rechter Zeit entdeckt und verhindert; der Operationsplan ist glücklicherweise noch immer ein Geheimniß, und man kann noch immer von ihm so viel sehen, als von dem berühmten Gylai'schen „Sechsmänneroperationsplan“ 1859 in Italien zum Vorschein kam. Wenn alle Stränge reißen, so kann auch wol einmal verkündet werden, daß wegen höherer politischer Rücksichten, die der Auschuß erst jetzt entdeckt hat, die aber freilich jedem Kinde seit Jahren bekannt waren, das Comité sich auflöst. Der Hauptauschuß hat indessen schon neue Verbindungen angeknüpft und die Aussicht, sich binnen kurzem, neu, mit neuem Zwecke und neuen Mitteln zu constituiren, worauf er nicht verfehlen wird, den „Filialcomités“ gebührende Anzeige zu machen und neue Instruktionen zu ertheilen. Dies geschieht denn etwa nach vierzehn Tagen.

Wir könnten noch lange fortfahren in diesen „Geheimnissen“ der Schwindelcomités zu wühlen, indessen wird das Gesagte wol genügen, um zu zeigen, daß die Schwindler allerdings eine ganze Reihe von Mitteln haben, um einfache oder einfältige unschuldige

Menschen eine gute Zeit lang an der Nase herumzuführen. Wenn man aber sieht, wie Regierungen sich vor solchem Schwindel fürchten und zittern, wie sie ganze Scharen geheimer Polizisten aufbieten, um hinter die Geheimnisse der Regions- und Revolutionscomités zu kommen, wie sie sich nun von diesen Polizisten das wahnwitzigste und erschrecklichste Zeug auf die Nase binden lassen, und dann womöglich gegen den ihnen vorgemachten Schwindel ein paar Armeecorps aufbieten und ihr Land ausfaugen — wenn man das sehen muß, da wird man wol recht lebhaft an das alte gute Wort Orenstierna's erinnert. Ja, es ist wol wahr, die dümmsten der Dummköpfe sind die Leute, welche ein Privilegium auf die Regierung Europas zu besitzen meinen.

Wir haben noch nicht erklärt, wie es kommt, daß nun wirklich Legionärs sich einfinden, um die Hauptausschüsse aufzusuchen; denn bis jetzt ist, wie man sieht, alles darauf berechnet, daß sich eben keine einfinden sollen, da dies meistens für die Finanzen der Hauptausschüsse sehr unbequem sein würde.

Dies geht nun etwa so zu. Beispielsweise ist einmal ein Filialcomité besoffen, macht sich im Kreise der von ihm vorläufig Geworbenen sehr wichtig, und da hierzu die Wirklichkeit nicht ausreichende Veranlassung gibt, fängt das besoffene Filialcomité an, seine Phantasie spielen zu lassen, und spiegelt den Geworbenen goldene Berge vor; von einem Luftgebilde kommt es zum andern, und endlich steigert das Filialcomité sich wol zu solcher Höhe, daß es geradezu den Befehl zum sofortigen Aufspaden erteilt, und unter den jungen Leuten finden sich immer einige, die die Sache ernst nehmen und wirklich gehen. Wenn das Filialcomité auch endlich nüchtern geworden ist und nun die Betrogenen zurückhalten möchte, so schämt es sich dessen doch häufig, und hat selten die Geistesgegenwart noch einen Gegenbefehl zu rechter Zeit ins Feld zu führen.

Zweitens kommt es auch wol vor, daß ein Hauptausschuß, wenn er gerade im Begriffe ist durchzubrennen, noch einen Aufruf

zur sofortigen Sammlung an die Geworbenen erläßt, da er weiß, daß diese ihm keine übeln Scenen mehr bereiten können, wenn sie ankommen.

Drittens aber kommt sehr stark ins Spiel die Wirkung von angeblichen Emissaren. Diese angeblichen Commis-Voyageurs der Hauptauschiffe sind in der That zum großen Theil Commis-Voyageurs auf eigene Faust. Ihr einziger Zweck ist, auf anderer Leute Kosten zu leben und zu reisen. Sie haben sich einigermaßen an Ort und Stelle mit dem Treiben der Comités bekannt gemacht, kennen auch eine Masse Namen, obgleich sie deren Träger keineswegs immer gesehen oder gar persönlich mit ihnen bekannt geworden sind. Ein solcher „Emissar“ kommt an einen Ort, wo er sich ein paar Tage aufzuhalten gedenkt; mit der ihm in der Regel eigenen Gewandtheit sucht er sich rasch über Personalverhältnisse zu orientiren, und wo er nun einen leichtgläubigen, abenteuer- oder kriegslustigen Burschen wittert, dessen Beutel außerdem nicht ganz leer ist, da macht er sich an ihn, gibt sich mit vieler Offenheit als Emissar zu erkennen, theilt mit, daß es jetzt bald losgehe, daß für diejenigen, welche noch mitmachen wollen, die höchste Zeit sei zu gehen, schmeichelt, verspricht goldene Berge, Offiziersstellen u. s. w., drängt den Eingefangenen auf alle Weise zur Abreise, und — pumpt ihn dann mit Geschick so hoch als möglich an, da ihm just das Geld ausgegangen ist und er bei den dringenden jetzt herrschenden Umständen rasch weiter reisen muß, seine Wechsel also hier nicht erwarten kann.

In dieser Lage befindet sich der Emissar immer; obgleich er von jedem der Vögel, die ihm ins Netz gegangen, möglichst viel herauszuschlagen sucht, so nimmt er doch im Nothfalle auch mit Wenigem fürlieb und denkt, die Menge muß es bringen. Natürlich stellt der Emissar dem Eingefangenen nicht bloß eine Empfehlung an irgendein Comité, welches vielleicht gar nicht existirt, aus, er gibt auch über das empfangene Darlehn eine Anweisung auf das gleiche Comité — alles abenteuerlich gestempelt u. s. w.

Man meint vielleicht, daß man wenig leichtgläubige Leute dieser Art finde. Man irrt sich sehr, die Zahl der Leichtgläubigen ist wirklich „Region“, deshalb brauchte es nicht an Regionen zu mangeln. Kenne ich doch alte Menschen, die jeden Abend, wenn sie aus dem Wirthshaus kommen, wo sie die Zeitung gelesen haben, in der natürlich jeden Abend irgendetwas steht, was mit dem Kriege in Verbindung ist, ihre Pistolen putzen und ihren Degen schleifen, und die augenblicklich aufpassen und davonreisen würden, wenn sie den Brief irgendeines abenteuerlichen Comité erhielten, oder wenn ein Emissar, wie wir ihn hier gezeichnet haben, sie heimsuchte und es nicht allzu ungeschickt anfängt. Ungarn scheint jetzt ein besonders ergiebiges Feld für dergleichen Vögel. Ein solcher Emissar, der sich kürzlich dort umhertrieb, um 16 Hauptleute für die ungarische Legion in Italien zu werben, ehemalige Honvedoffiziere, der aller Wahrscheinlichkeit nach in jeder größern Stadt so viele gesucht hat, hat dabei vortreffliche Geschäfte gemacht.

Verschiedene Emissare auf eigene Faust haben auf dem Wege nach Italien Zwischendepots in der Schweiz, namentlich auch in Zürich geschaffen. Diese Zwischendepots existiren natürlich nur in ihrer Phantasie. Der Zweck dabei ist folgender: Vielleicht hat ein Angeworbener noch ungefähr so viel baares Geld, daß er z. B. von München nach Genua kommen könnte. Nun wäre es für den Emissar unmöglich, diesen Mann anzupumpen, wenn er ihn in München geworben hat und nach Genua instradirt. Er sagt daher ganz einfach: du gehst nach Zürich, in Zürich begibst du dich sogleich auf das Comité, das Comité stellt dir sogleich ein Brevet aus und zahlt dir das Reisegeld, natürlich für die erste Klasse der Eisenbahn. Was will unter so günstigen Umständen der junge Mann noch mit so viel Geld, als er wirklich hat? Der Emissar kann ihn wol um 30 Fränkli oder auch mehr anpumpen. Er wird dabei nicht unterlassen, ihm den besten Gasthof in Zürich als Absteigequartier zu empfehlen.

Die Leute, welche nun folchergeftalt beifpielsweife nach Zürich gefprengt werden, fragen dort mit der höchften Naivetät nach einem ungarifchen oder italienifchen Comité. Wenn folche wirklich in Städten der Schweiz exiftirten, fo würden fie fich doch aller Wahrfcheinlichkeit nach etwas verfteckt halten, da die Werberei in der Schweiz verboten ift. Indeffen das genirt nicht. Wenn auch mitunter erft durch die dritte oder vierte Hand, werden denn die Leuten nicht felten bis zu mir fpedirt. Ich fchenke ihnen natürlich reinen Wein ein und habe auf diefe Weife das Glück gehabt, manchen jungen Mann von unnützen Geldausgaben und vielleicht auch noch Nergerm abhalten zu können. Aber man glaube gar nicht, daß mir dies bei allen gelungen. Mancher hat mir auch nicht geglaubt, vielleicht gar gemeint, daß ich ihn in feinem Glück hindern wolle, und hat dann natürlich durch Schaden klug werden müffen.

Ich hoffe, daß auch die Aufklärungen, welche ich an diefer Stelle gegeben habe, nicht ohne allen Nutzen fein werden. Viele Lefer mögen in den Fall kommen rathen zu follen oder rathen zu können, und dies wird ihnen in jedem Einzelfalle leichter werden nach der allgemeinen Orientirung, die ich hier gegeben. So mögen denn immerhin nicht wenige junge Leute in Deutschland abgehalten werden, leichtfinnig, um nichts und wieder nichts, ihre Heimath zu verlaflen, ihr Geld durchzubringen und fich Elend und Enttäufchungen aller Art auszufegen.

Bei den Ungarn, die fich 1860 in der Südmarmee befanden, und den Sübflawen, die fich ihnen angeschlossen hatten, war es fo ziemlich ausgemacht, daß im Frühjahr 1861 eine Expedition zur Unterftützung des Freiheitskampfes Ungarns von Italien ausgehen folte. Die Ideen über die Art, wie das zu beginnen fei, waren ziemlich verwirrt: eine Bafirung auf die Donaufürftenthümer oder eine Landung in Dalmatien, das waren fo die beiden Grundthemas für verfchiedene Gedankenreihen, welche fich an fie knüpften, und für Variationen aller Art. Für felbftverftändlich ward es

angenommen, daß Italien 1861 den Krieg mit Oesterreich erneute, um Venedig zu holen. Es ward aber ferner angenommen, daß das Savoy'sche Italien den Krieg gegen Oesterreich um Venetien führen werde. In diesem Falle blieben also die Freiwilligen, blieb Garibaldi disponibel und konnte sich der Landung in Dalmatien oder den Operationen von den Donaufürstenthümern her anschließen, und daß ihm dann wenigstens ein Theil seiner italienischen Freiwilligen folgte, konnte man wol mit Sicherheit annehmen.

Auf diese Speculationen war die sogenannte ungarische Legion berechnet, welche die Ungarn auch soviel als möglich zu conserviren suchte, obwol mit geringem Erfolg, für welche sich Türr von Garibaldi zwei Batterien hatte zum persönlichen Geschenk machen lassen. Darum war so eifrig auf den edelmüthigen Charakter Garibaldi's eingewirkt. Man sagte ihm so oft, daß Italien den Ungarn, welche für Italien ihr Blut vergossen hätten, Dank schuldig sei, daß Garibaldi daran glaubte, und ohne daß er fragte, wie viel Ungarn ihr Blut für Italien vergossen hätten, und was das für Ungarn gewesen seien, leicht veranlaßt werden konnte, bei öffentlichen Gelegenheiten sich in ähnlichem Sinne auszusprechen und als thätigen Dank seine Unterstützung und die Unterstützung seiner Freiwilligen zu versprechen. In der That, bei dem sehr mäßigen Stande der ungarischen Legion auch in deren besten Zeiten hätten dann die italienischen Freiwilligen wol auf lange hin die Hauptsache thun müssen. Sich gewissermaßen den Ungarn gegenüber zu verpflichten, dazu wurde Garibaldi wie am 16. October so auch am 31. October wieder, bei der Weihe der „ungarischen Fahnen“, welche man sich von verschiedenen Damen hatte stecken und schenken lassen, bewogen.

Daß unter den Freiwilligen Garibaldi's keine übertriebene Lust zu einem ungarischen Feldzuge herrschte, ist mir bekannt, ob Garibaldi selbst auf ungarischen Boden passen würde, ist mir mehr als zweifelhaft. Ich glaube auch nicht, daß er sich die Verhältnisse, welche in Ungarn herrschen, je recht klar gemacht hat.

Unbedingt könnten Ungarn und Siebenbürgen sich von Oesterreich losreißen, insbesondere, wenn dieses zugleich von Italien aus angepakt würde; unbedingt könnten sie auch mit ihren fast 15 Millionen Einwohnern ein selbständiges Reich bilden. Aber würde der Zustand dauerhaft sein? Da sich unter der Bevölkerung Ungarns und Siebenbürgens nur $5\frac{1}{2}$ Millionen Magyaren befinden, so ist es klar, daß diese nicht als absolut herrschendes Volk auftreten dürften, wenn von Dauer die Rede sein sollte, um so weniger, da sie von allen Stammgenossen weit entfernt wohnen, während die übrige Bevölkerung Ungarns nach allen Seiten hin Anschlußpunkte hat, Deutsche, Slawen, Rumänen. Die Ungarn müßten also die nationale Gleichberechtigung der verschiedenen Stämme anerkennen. Das Königreich Ungarn müßte ein Föderativstaat nach Art der schweizerischen Eidgenossenschaft sein, in welchem die national voneinander verschiedenen Cantone ein eigenes Leben zu führen vermöchten, ohne daß sie sich deshalb den Verpflichtungen für das Allgemeine entzögen.

Unter dem allgemeinen Druck des beabsichtigten österreichischen Einheitsstaats schien es eine Zeit lang, als ob die Ungarn Vernunft annehmen, als ob sie die Berechtigung einer andern Nationalität achten, als ob sie die Freiheit verstehen könnten. Wir selbst haben uns darüber täuschen lassen. Täuschen, sagen wir, denn die letzten Ereignisse, seit die Bewegung wieder im Gange ist, haben von neuem einen Uebermuth, eine Herrschsucht, eine Misachtung jedes fremden Rechtes bei den Magyaren zu Tage gebracht, die nicht verhehlen können, alsbald wieder den Spader zwischen die verschiedenen Nationalitäten zu werfen, welche den Boden Ungarns und Siebenbürgens bewohnen. Von Sinn für die Freiheit ist da wirklich keine Rede.

In Italien gelten wir Deutsche für die allgemeinen Bedränger, Kronenräuber, für die personificirte Herrschgier. Man weiß nicht, ob man lachen oder weinen soll, wenn man die Thatfachen und den Thatbestand gegen diese merkwürdige Meinung hält; aber lachen

muß man, wenn radicale italienische Blätter die Deutschen aufs heftigste angreifen, weil diese den Dänen die dänischen Provinzen Schleswig und Holstein abnehmen wollen, um sie zu knechten, und wenn dieselben radicalen Blätter es in demselben Athem ganz in der Ordnung finden, daß die Ungarn Kroatien, Serbien u. s. w. beherrschen, ja sie magharisiren wollen, wenn wieder dieselben Blätter für Italien Dalmatien als ein entschieden italienisches Land beanspruchen. Hier ist offenbar nicht mehr von Absichtlichkeit, hier kann nur von Unkenntniß die Rede sein, und ich glaube, daß nach Beseitigung dieser Unkenntniß kaum zwei Völker sich besser verstehen werden als die Deutschen und die Italiener.

Garibaldi, wenn er nach Ungarn ginge, würde sich bald überzeugen, daß die Sache der Freiheit, für welche er in Italien gekämpft hat, und die ungarische — oder vielmehr magharische — Freiheit zwei himmelweit voneinander verschiedene Dinge sind. Es versteht sich von selbst, daß wie die Angelegenheiten Italiens sich seit dem Herbst 1860 gestaltet haben, Garibaldi, wenn auch zu augenblicklichem Zusehen gezwungen, noch lange nicht zu ändern gehen kann, um ihnen „Italiens Dank abzutragen“.

Die vielen getreuen Einzelbilder aus dem Leben der italienischen Südmarmee geben wol dem Leser auch ein ziemlich getreues Bild ihrer Gesamtheit. So wäre es überflüssig, ein solches hier noch entwerfen zu wollen. Dagegen glaube ich diese Blätter nicht zweckmäßiger schließen zu können, als mit einer Reihe von Bemerkungen über solche Freiwilligenarmeen überhaupt, Ruganwendungen, welche gerade für Deutschland eine nahe liegende Bedeutung haben, und welche gerade in diesem Buche vor ein größeres Publikum gelangen mögen, das sich trotz des Interesses, welches die Sache für alle Welt hat, sonst wenig um derlei Dinge bekümmert.

Die italienische Südmarmee war, was wir obenan stellen möchten, eine Initiativarmee. Wie viele Gelegenheiten zum kriegerischen Zugreifen zum Wohle des Volks bieten sich nicht der Nation in jedem Lande, welches nicht centralisirt ist, keine Ei. heitsverfassung

hat. Aber das kriegerische Zugreifen unterbleibt, weil die Regierungen durch zu viele Rücksichten gebunden sind, oft zur Schande der Nation. Die Nation kann in solchen Fällen viel eher die Initiative ergreifen. Schwerlich hätte Piemont im Frühjahr 1860 eine Division nach Sicilien zur Unterstützung der dortigen Insurrection hinüberwerfen können; aber das italienische Volk konnte es unbedingt, und schwerlich wäre die sicilianische Insurrection zu einem glücklichen Ende geblieben, wenn Garibaldi nicht mit seinen immer wachsenden Scharen kam, um ihr einen Stützpunkt, Einheit und Kraft zu geben. Sehen wir uns die Verhältnisse Deutschlands zu Schleswig-Holstein und zu Dänemark an! Niemand wird leugnen wollen, daß Deutschland wegen der Schwäche, die es in der Sache gezeigt hat, von ganz Europa verachtet wird, auch von den Mächten, welche Deutschland diese Schwäche empfohlen haben. Der Grund der Schwäche war aber einerseits Zwiespalt und Eifersucht der Regierungen, andererseits die Furcht vor einem allgemeinen Kriege, welchen die Intervention einer deutschen Regierung heraufbeschwören könnte. Das Auftreten einer deutschen Freiwilligenmacht in den Herzogthümern, wenn diese sich einmal wieder erheben, könnte aber ebenso wenig als eine Intervention angesehen werden als das Auftreten Garibaldi's in Sicilien und Neapel. Deutschland könnte aus dem Princip der Nichtintervention dieselben Vortheile ziehen, welche Italien aus ihm gezogen hat. Daß sich späterhin immer eine deutsche Regierung oder eine Zahl von deutschen Regierungen einmischen könnte, wenn auch nur unter dem Vorwande, der „Anarchie“ ein Ende machen zu wollen, ist klar. Schwer ist für die Regierungen nur die Initiative. Im Innern Deutschlands und an seinen Grenzen finden sich noch mehrere Fälle ganz ähnlicher Art oder sie können doch alle Tage ans Licht kommen und sich zu „Fragen“ entwickeln. Mit ihrem speciellen Studium wollen wir uns hier nicht abgeben. Wir haben uns in neuerer Zeit öfters des Ausdrucks „Initiativarmee“ bedient und es scheint, daß dieser Ausdruck bisweilen nicht richtig verstanden

sei. Was ich hier gesagt habe, wird für eine genügende Erklärung gelten können.

Deutschland strebt nach Einheit wie Italien. Es ist noch nicht einmal ausgemacht, ob Italien die piemontesische Centralisation vertragen wird, denn es ist noch lange nicht alle Tage Abend und die größten Geister Italiens sind gegen die piemontesische Centralisation gestimmt. Solange noch äußere Feinde der Einheit entgegenstehen, mag die Dictatur Piemonts gelten. Aber ich vermüthe sehr stark, daß eine bedeutende föderalistische Gegenbewegung sich geltend machen wird, sobald es keine äußern Feinde mehr zu bekämpfen gibt. Aber selbst wenn für Italien die piemontesische Centralisation von Dauer wäre, so würde dies noch nichts für Deutschland beweisen. Die Italiener sind Romanen, und als solche immer noch für die Centralisation zugänglicher als die Deutschen, wenn auch lange nicht im gleichen Maße wie die Franzosen. Deutschland wird niemals eine andere als eine föderative Einheit vertragen, etwa in der gleichen Weise wie sie in der Schweiz besteht. Aber wo überhaupt von Einheit die Rede sein soll, da müssen nothwendig drei Dinge: Auswärtiges, Krieg und ein entsprechender Theil der Finanzen, in den Händen der Centralgewalt liegen.

Daß die deutsche Bundeskriegsverfassung dieser Forderung nicht entspricht, daß auch durch Fiktionen an diesem von Grund aus falschen Nachwerk nichts in solcher Beziehung gewonnen werden kann, müssen die neuesten Ereignisse bei jenen selbst gezeigt haben, welche am hartnäckigsten sich solcher Einsicht verschließen wollten. Auch die Militärconventionen, soweit sie überhaupt zu Stande kommen können, werden nichts bessern. Ihr einziger Vortheil ist, daß sie nützliche Lächer in die untaugliche Bundeskriegsverfassung reißen.

Es gibt kein deutsches Heer; es gibt nur ein österreichisches, ein preussisches, ein bairisches Heer; württembergische, hessische, sächsische, hannoversche, badische Truppencorps u. s. w. Und wer

da weiß, daß die Dinge ihrem Ursprunge immer mehr oder minder getreu bleiben, wer den Ursprung der verschiedenen deutschländischen Heere kennt, der wird auch wol völlig überzeugt sein, daß auf dem Boden der regulären deutschländischen Armeen und Truppencorps niemals ein einheitliches deutsches Heer erwachsen wird; vielmehr müssen diese regulären Armeen nothwendig Feinde oder wenn man es anders bezeichnen will, wenigstens Hindernisse der Einigung sein.

Ganz anders würde sich dieses mit einem deutschen Freiwilligenheere gestalten, welches für eine deutsche Sache oder geradezu für die Sache der deutschen Einheit in den Krieg ginge, welches aus allen Gauen Deutschlands herausgebildet, nichts von den trennenden Traditionen der regulären deutschländischen Truppencorps mitbrächte. Ein solches Freiwilligenheer könnte aus dem Kampfe zurückkehrend sehr wohl den Kern eines wirklichen neuen deutschen Heeres abgeben. Die Soldaten der italienischen Südbarmee fühlten sich durchaus als Italiener und selbst vom Feinde, dessen Soldaten doch auch Italiener waren, wurden sie — wo nicht der Titel Flibustier den Vorzug erhielt — schlechtweg die Italiener genannt. Für die Bildung eines neuen italienischen Heeres auf neuen den Verhältnissen Italiens entsprechenden Grundlagen hätte die italienische Südbarmee ohne Zweifel einen passendern Kern abgegeben, als das piemontesische Heer, dessen bloße Vergrößerung, wie auch der Anschein sein mag, Italien schwerlich jemals eine Armee geben wird, wie sie seiner Größe und seiner Bevölkerungszahl entspricht. Der Kundige, auch wenn er mit den Verhältnissen Italiens weniger vertraut ist, wird schon jetzt gesehen haben, was für die wirkliche militärische Stärke des Landes bei der pedantischen erzwungenen Anwendung des piemontesischen Schemas herauskommt, wie viel dabei auf dem Papier stehen bleibt, und wie wünschenswerth es für Italien gewesen wäre, daß es ein anderes Bewaffnungssystem angenommen, daß man in dieser Frage die Stimme von Männern wie Garibaldi nicht so vornehm überhört hätte. In Deutschland

allerdings fehlt es sicher nicht an Soldaten; aber wie gesagt, an deutschen Soldaten oder an Soldaten Deutschlands fehlt es gänzlich, und wie sehr Deutschlands finanzielle Kräfte ohne entsprechenden Vortheil durch das herrschende Heersystem geschwächt worden sind, darüber werden den Leuten beim nächsten großen Kriege die Augen auf-, aber zugleich unfehlbar übergehen. Kein Vernünftiger kann sich verhehlen, daß andere Grundlagen der Heeresverfassung als die gegenwärtig hergebrachten auch in Deutschland sehr wünschenswerth, und daß ihre Schöpfung in Deutschland weit möglicher ist als in irgendeinem andern Lande. Nationalökonomien, welche die stehenden Heere aus dem allerdings nicht anfechtbaren Princip der Theilung der Arbeit vertheidigen, machen eine so absurde Anwendung von dem Princip, daß es schwer wird, an ihren guten Glauben dabei zu denken. Ein Freiwilligenheer könnte auch zu den wünschenswerthen neuen Grundlagen die Bahn brechen, wenn es sich im Kriege erprobt und bewährt hätte.

Daß aber mit dem bloßen Zusammenlaufen von so und soviel tausend Freiwilligen alles gethan sei, soll hier von uns durchaus nicht behauptet werden. Im Gegentheil, wir möchten auf Grundlage von leicht begreiflichen Thatfachen und eigenen Erfahrungen gerade auf verschiedene Klippen aufmerksam machen, welche sich bieten, welche zu vermeiden, wenn man sie kennt, keineswegs unmöglich ist.

Störend war in der italienischen Südbarmee bisweilen der Mangel an Uebung, an militärischer Ausbildung der Leute. Dieser Mangel kommt weniger in Betracht, solange ein Heer noch sehr klein ist, und wenn der Muth, die Tapferkeit, kurz der moralische Werth einer Truppe sehr groß ist; er macht sich sehr fühlbar und erschwert ungemein die Führung beim Anwachsen eines Heeres um so mehr, da mit der Vergrößerung desselben auch der moralische Werth immer abnehmen wird, man möge sich stellen, wie man wolle.

Die Führung wird wesentlich erleichtert, wenn die Corps ihre taktische Formation im Gefecht immer aufrecht erhalten. Es schadet

nicht, wenn eine Tirailleurkette einmal ein wenig in „Unordnung“ kommt; aber wol schadet es, wenn Reserven, die in Colonne oder in geschlossener Linie vorgehen sollen, sich unterwegs debanciren und wie eine Heerde Säue durcheinanderlaufen; auch dem besten Führer wird da mehr oder minder die Uebersicht verloren gehen, und es muß schon ein ausgezeichnete Mann sein, wie man deren unter Hunderten immer nur sehr wenige findet, der sich durch derlei Erscheinungen nicht aus der Ruhe bringen läßt, sondern mit dem, was er unter der Haub hat, soviel zu erringen sucht als möglich. Unter den bei der italienischen Südmarmee obwaltenden Umständen war eine vollständige Ausbildung allerdings eine Unmöglichkeit; indeffen bisweilen hätte sich doch mehr thun lassen als geschah. Das unverständige Vorwärtsdrängen von Civilregenten, die freilich nie eine Verantwortlichkeit und noch weniger eine Gefahr auf sich nehmen wollten, verdarb viel Zeit, verkürzte die kurze Ruhe weniger Tage, welche zu einer angemessenen Ausbildung hätte dienen können, durch allerlei unnütze Alotria und führte die Organisation oft erheblich. Aus meiner Erzählung der Ereignisse wird in dieser Beziehung vieles zu lernen sein; ich kann aber nicht umhin, hier auch noch auf die Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich von Holstein-Roer, und insbesondere auf dasjenige zu verweisen, was derselbe über die Verhältnisse sagt, unter denen das Treffen von Bala im Jahre 1848 geliefert wurde. Nichts ist vor allen Dingen thörichter, als mit ganz jungen, noch nicht exercirten Truppen Eilmärsche machen, wenn die höchste Noth es nicht verlangt. Nichts ist so geeignet, jungen Truppen das Zusammenhalten beizubringen, als ein Marsch; aber dies darf nicht ein zu langer Tagemarsch sein, der alle Kraft der jungen Mannschaft nur für die einfache Fortbewegung, für den Transport von einem Punkte zum andern in Anspruch nimmt. Man fange sobald als möglich an zu marschiren, aber man mache keine Märsche, die zugleich als Exercirmärsche betrachtet werden können. So machte ich es mit der Brigade Milano, mit der ich von Milazzo ab immer zusammenblieb,

soweit es die Verhältnisse nur irgend gestatten wollten. Der Leser wird den Unterschied zwischen dieser Brigade und der Brigade Bologna (Puppi), welche ich seit Torre di Faro aus den Augen verloren hatte, aus meiner Erzählung der Ereignisse des 19. September, da beide zum ersten mal ernstlich ins Feuer kamen, wohl herausgefunden haben. Das Exercitium auf dem Marsche setzt freilich außer kurzen Tagereisen auch die unausgesetzte Thätigkeit und Aufmerksamkeit der Chefs voraus, und es kann fast aufreibend für den Oberbefehlshaber werden, wenn er nicht von den Offizieren ausreichend unterstützt wird. Je eifriger die sämmtlichen Offiziere oder ein guter Theil von ihnen ist, je mehr Verständniß der Sache sie zeigen, desto leichter und desto fruchtbarer zugleich wird diese.

Günstig ist es für ein Freiwilligenheer, wenn es aus einem Milizheere oder aus einem Staate, der ein Milizsystem hat, hervorgeht, sodaß jeder Freiwillige auch schon ein ausgebildeter Soldat ist. Aber auch ohne das finden sich oft Umstände, in denen eine vorläufige Uebung ganz gut möglich ist. Und diese Umstände sollte man ausnützen, die passende Gelegenheit nicht vorübergehen lassen.

Ich möchte hier ganz insbesondere auf die Bewegung in Deutschland, welche gegenwärtig auf die Bildung von Wehrvereinen hinführt, aufmerksam machen. Aus den scheinbar noch kleinen Anfängen kann sich eine große Sache, können sich heute noch unabsehbare Folgen entwickeln, wenn das Ding richtig angegriffen wird. Die Volkswehrcompagnien, welche sich in verschiedenen Städten Deutschlands jetzt bilden, haben z. B. bis zum nächsten Frühjahr noch Zeit genug, sich in den Waffen zu üben, und können dann augenblicklich zu einem tüchtigen kleinen Freiwilligenheer zusammenstoßen, welches, wenn die Verhältnisse danach angethan sind, sich schnell vergrößern wird. Man muß durchaus davor warnen, daß diese Wehrvereine sich zu viel mit dem Schießen abgeben, damit eine kostbare Zeit vergeuden und sich zu spießbürgerlichen Schützengilden entwickeln. Weit wichtiger als die Schießübungen ist die Einübung der Evolutionen aller Art in einfacher Weise, im lech-

haftesten Tempo und ohne vieles Zwischencommandiren und Schreien. Die Uebung in den Evolutionen, sodaß diese ganz mechanisch ausgeführt werden, bringt den rechten Zusammenhalt in eine Truppe und erleichtert am meisten die Führung im Gefecht, welches doch immer die Hauptsache ist. Wenn nur während weniger Monate wöchentlich einige Stunden die Volkswehrcompagnien sich mit diesen Uebungen beschäftigen, so können sie es weit bringen, um so mehr, wenn diese Organisation, wie es zu hoffen ist, vor allen Dingen sich an die Turnvereine anlehnt, sodaß vorzugsweise Leute in sie hineinkommen, welche bereits eine allgemeine körperliche Ausbildung haben. Andere höchst nothwendige Uebungen, welche freilich selbst in regulären Heeren bis zum äußersten Nothfall verschoben zu werden pflegen, sind diejenigen im Beziehen eines Divouals oder auch eines Cantonnements und im Abkochen. Wenn die Leute sich damit nicht zu helfen wissen, so geht über dem Fassen der Lebensmittel, dem Herbeischaffen des Kochholzes, dem Ausheben der Kochlöcher oder entsprechenden Einrichtungen sowie über dem Kochen selbst immer eine kostbare Zeit verloren, worunter der Soldat selbst am meisten leidet. Solche Uebungen, welche jungen Leuten ein wirkliches Vergnügen bereiten, können auf Märschen, zu denen man sich z. B. an einzelnen Sonntagen vereinigt, mit Leichtigkeit und ohne eigentliche Kosten als die Ausgaben, welche doch jeder junge Mann auf einem Sonntagsspaziergange machen würde, vorgenommen werden.

Endlich kann man bei den Volkswehrcompagnien nicht früh genug anfangen, ein einfaches aber strenges Rapportwesen einzuführen, um für diesen Dienstzweig sowie für die Administration jeder Compagnie im Felde wenigstens einige Leute auszubilden. Diese Ausbildung ist sehr leicht zu erzielen, da es niemals an jungen Männern fehlen wird, die aus irgendeinem Geschäfte her das Wesentliche einer jeden geordneten Buchführung schon kennen.

Die Truppenkörper in einem Freiwilligenheer müssen von geringer Stärke sein; Compagnien etwa von 100 Mann; Bataillone

von 400 Mann scheinen am zweckmäßigsten. Bei der italienischen Südbarmee sanken die Truppenkörper noch mehr herab, was nicht eben zweckmäßig war. Bataillone von kaum 200 Mann waren in der letzten Zeit nicht selten. Dies hätte vermieden werden können, wenn allgemeine Rekrutendepots angelegt worden wären, aus denen der Abgang in den verschiedenen Corps je nach Bedarf, auf Grund der Rapporte hätte ersetzt werden können. Dergleichen Anstalten waren aber nicht getroffen; vielmehr hielten sich nur einzelne in Südbitalien selbst entstandene Corps eigene Depots; im übrigen kam alles, was neu herbeiströmte, schon in besondere Corps formirt an, so daß es nicht zur Ergänzung der schon bestehenden verwendet werden konnte. Der Mannschaftsstand eines jeden Corps verminderte sich auf diese Weise beständig; ohne sich jemals wieder zu erheben. In Deutschland wäre es nicht schwer, diesem Unwesen zu steuern. Da jeder Wehrverein stets sich aus activen und nicht activen Mitgliedern bilden wird, von denen nur die erstern sich in Compagnien formiren und sich für den Felddienst bestimmen, während die letztern nur durch Beschaffung von Geldmitteln und sonstige Unterstützung der Sache sich bethätigen, aber im Ernstfalle nicht mit ins Feld ziehen, so würden diese nicht activen Mitglieder selbst die Formation von Depots für die activen Compagnien übernehmen können und man hätte den Zuschub nicht in neuen Corps, sondern für die alten Corps mit ziemlicher Sicherheit organisiert.

Es ist vielfach die Besorgniß geäußert worden, daß man für ein solches Freiwilligenheer keine Leute finden werde, da ja die regulären Heere alles für sich in Beschlag nähmen. Indessen ist diese Besorgniß selbst da überflüssig, wo gesetzlich die allgemeine Wehrpflicht besteht, wie z. B. in Preußen. Während die regulären Heere erst Anspruch auf die junge Mannschaft machen, wenn diese ins einundzwanzigste oder zweiundzwanzigste Lebensjahr eintritt, kann das Freiwilligenheer sich schon aus Sechzehn- bis Zwanzigjährigen rekrutiren, und außerdem läßt das reguläre Heer immer eine unglaubliche Menge von tüchtigem Stoff übrig, z. B. nur von

solchen Leuten, die lediglich ihrer kurzen Gestalt halber zurückgestellt werden und oft die tüchtigsten Soldaten abgeben.

Die geringe Zahlstärke der Truppenkörper in einem Freiwilligenheere wird stets eine Nothwendigkeit sein. Denn, was immer geschehen möge, niemals wird man eine bedeutende Zahl von völlig geübten Offizieren und Unteroffizieren in einem solchen Heere mit ins Feld nehmen können. Die Uebung wird sich bald finden, aber um so leichter, je weniger man den jungen Offizieren im Anfang aufbürdet. Eine kleine Compagnie wird von ihnen leichter und besser geführt werden als eine große. Drei Offiziere auf eine Compagnie von 100 Mann geben ein ganz gutes Verhältniß. Es kommen dabei im ganzen kleinen Heere die Stäbe mit eingerechnet etwa 5 Offiziere auf 100 Mann. Durch eine nicht zu geringe Zahl von Offizieren im Vergleich zur Mannschaft erhält man offenbar auch mehr Mittel zur Auszeichnung und vermehrt den Antrieb zu dieser, was keineswegs zu verachten ist.

Die geringe Zahlstärke der Truppenkörper ist in einem Freiwilligenheere auch deshalb nothwendig, damit man eine hinreichende Anzahl von Truppenkörpern gewinne und das Heer so gliedern könne, daß es fähig wird zum selbständigen Auftreten. Selbständig muß es aber auftreten können —, möge es sich seinen Zweck innerhalb des gesammten Kriegs seiner Stärke entsprechend noch so gering setzen — wenn es gerade die Dienste leisten will, welche wir vorzugsweise von ihm verlangen müssen. Man sieht leicht ein, daß es seinem Zweck, insbesondere eine Initiativarmee abzugeben, durchaus nicht mehr entsprechen könnte, wenn man etwa dächte seine Bestandtheile als Beigaben auf die Corps der regulären Heere vertheilen zu wollen. Der eben angeführte Grund für die Kleinheit der Truppenkörper im Freiwilligenheere würde allerdings wegfallen, wenn man sich dasselbe im ganzen sehr groß dächte. Indessen für den Anfang wäre dies eine ganz unstatthafte Voraussetzung. Wenn im Anfange ein solches Heer von 12—15000 Mann aus ganz Deutschland, aus allen Ecken desselben zusammenkäme, so müßte

man dies schon für eine sehr befriedigende Leistung erklären, und man könnte im Anfange selbst dann nicht unzufrieden sein, wenn man auf der Hälfte dieser Zahl stehen bliebe. Wir wollen hier nicht von den Hindernissen reden, welche einzelnen Corps des kleinen Heeres in den Weg gestellt werden möchten. Daß dergleichen vorkommen werden, versteht sich von selbst; aber unter Umständen können sie so zusammenschrumpfen, daß ihre Wirkung fast null wird. Dagegen darf man sich darüber keine Illusion machen, daß man mit dem Aufruf von Freiwilligen, selbst auch solchen, die schon im Frieden in Corps organisirt sind, auch nur annähernd soviel Mannschaft ins Feld bringe, als mit den Zwangsmitteln der von der Staatsgewalt gehandhabten Conscription.

Das Princip der Freiwilligkeit muß für das Freiwilligenheer durchaus aufrecht erhalten werden und selbst wenn es möglich wäre, für eine Verstärkung auf irgendeine andere Weise zu sorgen, so müßte dieselbe von der Hand gewiesen werden. Nur diejenigen, welche von ganzem Herzen mitgehen, sind in einem solchen Heere gut. Außerdem aber braucht man nicht bloß Mannschaften, man braucht auch Geld, um sie ins Feld zu stellen. Wenn man immerhin und in jedem einzelnen Falle auf den Beistand, die Unterstützung dieser oder jener Staatsregierung rechnen könnte, so würde immer noch ein großer Theil des für den Anfang nöthigen Geldes durch freiwillige Steuern aufgetrieben werden müssen. Daß diese niemals allzu reichlich fließen, ist eine allgemein bekannte Sache, und der Mangel an Geld würde daher im Anfange schon eine weise Beschränkung der Mannschafszahl nothwendig machen. Beschränkt man den Aufwand aufs äußerste, begnügen sich Offiziere wie Soldaten vorläufig mit dem Allernothwendigsten, unter 2 Fr. oder einem halben Thaler für den Tag und den Mann wird man doch auf keinen Fall durchkommen. Dies gibt aber für einen Monat und 10000 Mann schon eine allernothwendigste Summe von 150000 Thln.; allerdings wird man sagen, eine wahre Lumpensumme für ganz Deutschland, und man hat vollkommen recht,

doch muß sie immerhin zusammengebracht werden, und mit Pfennigsammlungen ist das nicht möglich. Daß den Freiwilligen pecuniäre Vortheile geboten werden müssen, sobald sie selbst irgendeinen großen Vortheil errungen, z. B. eine Eroberung gemacht haben, versteht sich ganz von selbst. Und sobald dies geschehen ist, sobald das Freiwilligenheer selbst über anständige Geldmittel disponirt oder zu seinen Gunsten über solche disponirt werden kann, wird es an Zulauf ganz gewiß nicht fehlen, und man wird mehr Mühe haben mit dem Ausschneiden des minder wünschenswerthen Materials als daß man Sorge um die zu geringe Stärke des Freiwilligenheeres zu haben brauchte.

Aus diesen Erörterungen wird hervorgehen, wie wünschenswerth es sei, daß die sich bildenden Wehrvereine sich außer mit der Formation und Ausbildung von Compagnien auch sogleich mit der Bildung von Kassen beschäftigen, die sie, soviel nur immer thunlich, nicht bloß mit dem, was sie aus ihrer Mitte zusammenbringen, sondern mit Beiträgen aller Art, und von woher sie nur immer beizutreiben sind, zu vermehren suchen. Dies Geld wird für jedermann im Staate besser angelegt sein, als wenn man aus freiwilligen Beiträgen einer Regierung, die drei Viertel sämmtlicher Landeseinkünfte zur Aufrechthaltung einer Heeresorganisation von sehr problematischem Werth in den Taschen des Kriegsbudgets wirft, noch obenein Kriegsschiffe schenken will. Wenn für eine Compagnie von 100 Mann aus einer wohlhabenden Stadt nur 10000 Thlr. gesammelt werden, so ist das für die Stadt und vielleicht noch ihre Umgebung obenein, so gut als nichts, aber die Compagnie kann im Nothfall einen ganzen Feldzug damit ausbauen.

Offiziere und Unteroffiziere eines Freiwilligenheeres müssen der großen Masse nach aus den Freiwilligencompagnien selbst hervorgehen. Es ist einleuchtend, daß es für ein Freiwilligenheer stets ein großer Vortheil sein wird, eine Anzahl Offiziere zu besitzen, welche aus dem Militärdienst ihren Lebensberuf gemacht und etwas gesehen und erfahren haben. Diejenigen, welche sich mit der Vor-

bereitung einer derartigen Organisation befaßen, thun daher auch wohl daran, sich schon beizeiten nach gebienten Offizieren umzusehen, die namentlich für größere Commandos tauglich sind, vom Bataillon aufwärts. Es wird auch an solchen Offizieren kein Mangel sein, sobald sie sehen, daß hier wirklich etwas Vernünftiges und Tüchtiges im Werke ist, und wenn zumal einzelne Regierungen den Uebertritt in passender Weise begünstigen. Aber man gebe sich nur nicht dem Irrthume hin, als ob ein gebienter Offizier nur bloß deshalb so ganz absolut den Vorzug verdiene. Räme z. B. ein solcher nur, weil er sich persönliche Vortheile zu sichern sucht, aber dabei mit einer gründlichen Verachtung für jede Organisation, die nicht reguläres Heer ist, so würde er leicht mehr schaden als nützen. Es wäre leicht eine Menge von Beispielen für solche und ähnliche Fälle aus der neuern und neuesten Erfahrung anzuführen.

Die Masse der Offiziere eines Freiwilligenheeres werden der Natur der Umstände nach nicht in einem regulären Heere gebient haben. In der italienischen Südbarmee gab es eine Menge junger Beamten, Architekten, Studenten, welche, ehe sie in dieses Freiwilligenheer eintraten, niemals in einer regulären Armee gestanden, sich auch niemals wissenschaftlich mit dem Kriege beschäftigt hatten. Die meisten von ihnen eigneten sich die nothwendigen reglementarischen Kenntnisse leicht an und erwarben sich durch Tapferkeit und eine allgemeine Umsicht das Vertrauen der Soldaten. Aber allerdings war das nicht durchgängig so. Neben sehr guten trafen die Comités auch sehr schlechte Wahlen, bei denen persönliche Freundschaft oder auch wol die politische Richtung und die Betthätigung der politischen Meinung in Clubs u. s. w. mehr entschied als die Fähigkeit. Die Offiziere, welche von Handwerkervereinen, die sich als Compagnien constituirt hatten, gewählt worden waren, zeigten sich — der weitaus größten Zahl tüchtig und auch die Disciplin w — der hergebrachten Meinung ganz entgegen — zufrieden und glücklich.

Wenn man eben viel Zeit hat und bei den Verhältnissen, wie wir sie uns für die deutschen Wehrvereine denken, möchte in Bezug auf die Bildung der Offiziercorps folgendes Verfahren das zweckmäßigste sein.

In jedem Wehrvereine constituirt sich ein Comité, welches wesentlich aus nicht activen Mitgliedern besteht, und in welchem die active Compagnie, die aus dem betreffenden Wehrverein hervorgegangen ist, nur durch einige Mitglieder vertreten ist.

Die active Compagnie wählt sich ihre Offiziere aus ihrer Mitte, bestimmt aber zugleich noch ein paar Ersatzmänner, welche die nächste Anwartschaft auf Offizierstellen haben. Das Comité prüft diese Wahlen gewissenhaft, bestätigt sie, wenn es sie für gut hält, oder verwirft einzelne, die ihm nicht gut scheinen, mit Beifügung der Gründe. Für die verworfene Wahl findet eine neue Wahl statt, und wenn wieder eine Verwerfung durch das Comité erfolgen sollte, eine dritte. Hat die Compagnie dreimal hintereinander denselben Mann gewählt, so ist die Wahl auch trotz der Einsprache des Comité gültig. Die gewählten Offiziere erhalten nun von dem Comité provisorische Breve's.

Bei der Wahl müßte nach unserer Meinung hauptsächlich entscheiden Charakterfestigkeit, körperliche Gewandtheit und Kraft, ehrenhaftes bürgerliches Verhalten und allgemeine Bildung. Ein Mann, der durch sein Geschäft bereits einen gewissen Einfluß hat, ist immer vorzuziehen. Um die Schattirungen politischer Meinung sollte man sich nicht zu ängstlich bekümmern. Jedermann, der ein wenig Erfahrung aus politisch bewegten Zeiten hat, weiß sehr gut, welcher Unsinn in solchen zu Markt getragen zu werden pflegt: durch willkürliche Parteibezeichnungen werden Leute zusammengeworfen, die im Leben nicht zusammengehören, und andere getrennt, die sich ganz gut verstehen würden. In einer großen nationalen Bewegung, welche diese Bezeichnungen überflüssig macht, verdient, weil sie aus der Clubschwärmerei in ernste Thätigkeit übergeht, können subtile politische Unterscheidungen eintretend schaden, andererseits

können sie leicht verwischt werden. Wer sich ernstlich um die deutsche nationale Bewegung für die Volkswehrvereine bekümmert, wer ihre Bedeutung einsieht und nicht daran denkt, mit bloßer wohlthätiger Droschkentutscherrednerei bei dieser günstigen Gelegenheit von sich sprechen zu machen, der wirke immer dahin, die thörichten Parteibezeichnungen zu unterdrücken. Jeder Mann, dem es Ernst ist, erinnere sich nur an den Unfug, der 1848 und 1849 mit dem Worte „Demokrat“ getrieben worden ist. Wer solche Parteibezeichnungen portirt, der arbeitet immer nur den infamsten Polizeispizeln und Kerlen in die Hände, welche sich jeder Partei anschließen, die gerade ein Vortheil ist und, wie es scheint, ihnen Vortheil bringen kann. Kurz, diese Parteibezeichnungen sind wesentlich für das Lumpengefindel gemacht, welches sich ebensoviel auf den Thronen als auf den Gassen findet. Dieses wirkliche Lumpengefindel ist in Deutschland nicht stark vertreten; wie man sich bald überzeugen wird, wenn ihm der rebliche Mann nicht mehr durch einfältige Stichwörter in die Hände arbeitet. Augsburger „Allgemeine Zeitung“, berliner „National-Zeitung“, preussische „Kreuzzeitung“, berliner Droschkentutscherliberalismus gesinnungs-tüchtiger Arbeiterwohnungsvermiether, preussisches Junkerthum und wie alle diese Hindernisse vernünftiger Verständigung heißen, werden vollständig und binnen kurzer Zeit auf Null reducirt sein, wenn ihnen rebliche Männer nicht mehr dadurch in die Hände arbeiten, daß sie ihre Unterscheidungen adoptiren und auf ihr unsinniges Gewäsch hören. Auch nicht einmal deshalb muß man darauf hören, um antworten zu können. Das verlohnt sich gar nicht.

Es ist gut, wenn vor den Offizierswahlen ein Beauftragter des Comité die Mannschaft auf die Hauptpunkte aufmerksam macht, auf welche es dabei ankommt; ja eine feierliche Ermahnung, nach bestem Wissen und Gewissen zu wählen, auf welche die Mannschaft dann in irgendeiner feierlichen Weise antwortet — (wir denken hier nicht im mindesten an eine

sogenannte Vereibigung) — würde durchaus nicht vom Uebel sein.

Wenn die Sache der deutschen Volkswehrvereine vorschreitet, so muß eine sichtbare und officiell beauftragte Centralbehörde eingesetzt werden. So überflüssig dies wäre, ehe noch eine entsprechende Zahl von Elementen vorhanden ist, so sehr im Anfange eine allgemeine Verständigung genügt, so nothwendig wird die Centralleitung, sobald Elemente genug vorhanden sind, um wirklich an die Bildung eines Freiwilligenheeres denken zu können. Die Centralbehörde würde durch eine Uebereinkunft der Ausschüsse der verschiedenen Vereine bestellt werden. Sie hätte vorzugsweise über das Zusammenstellen der Bataillone aus den einzelnen Compagnien, der Brigaden aus den einzelnen Bataillonen zu bestimmen; sie würde die Schöpfung von Specialwaffen, Artillerie, Cavalerie, Genie befördern, Stäbe bilden, das Verhältniß der Commandos regeln und endlich die Vereinigung der sämtlichen Volkswehrcompagnien im Falle des Ernstgebrauchs vermitteln.

Hier betrachten wir die Thätigkeit dieser Centralbehörde zunächst in Bezug auf die Feststellung der Commandos. Die Centralbehörde knüpft Verbindungen mit soviel als möglich gedienten und dabei geeigneten Offizieren an, die im Ernstfalle größere Commandos in dem Freiwilligenheer annehmen können und wollen. Die einzelnen Wehrvereine geben der Centralbehörde die Listen ihrer Offiziere und der vorausbestimmten Ersatzmänner ein, mit der Bemerkung, ob etwa einer oder der andere derselben fähig wäre ein Bataillon zu führen, ob Offiziere darunter sind, welche Adjutantendienste bei den Bataillonen oder auch bei größern Abtheilungen versehen könnten, ob andere Offiziere vorhanden sind, welche geneigt und geeignet wären, bei der Errichtung von Specialwaffen in dieselben überzutreten und in welche Specialwaffe. Die Wehrvereine können außerdem zweckmäßigerweise auf Offiziere in ihrem Bereiche aufmerksam machen, die zwar augenblicklich den Vereinen nicht an-

gehören, aber im Ernstfalle in das Freiwilligenheer eintreten wollten.

Auf diese Weise erhält die Centralbehörde eine Uebersicht des Stoffes, der überhaupt zur Besetzung der Offizierstellen vorhanden ist, kann diesen mit dem Bedürfnisse vergleichen und danach eine zweckmäßige Eintheilung machen. Sie wird außerdem Mittel finden, denjenigen Offizieren, welche sich für die Adjutantur und die Stäbe bestimmen, die Vorbereitung für ihren Dienst zu erleichtern. Den Offizieren, welche bereits für Bataillons- und höhere Commandos verfügbar sind, ertheilt sie provisorische Brevets. Alle definitiven Brevets aber werden erst während des Feldzugs vom Obercommando des Freiwilligenheeres und zwar in dem Maße, wie die Offiziere sich fähig finden, ihre Stellung auszufüllen, ausgegeben.

Ein leichtsinniges Verschleudern von Graden, wie es der italienischen Südmarmee so manchen Schaden gebracht hat, muß auf das gewissenhafteste vermieden, vielmehr streng darauf gehalten werden, daß nicht mehr betitelte Leute vorhanden seien, als wahrhaft thätige Stellungen zu besetzen sind.

Unter genauer Festhaltung dieser Grundsätze würde man, wie ich glaube, in Deutschland in sehr kurzer Zeit im Stande sein, ein gutes Offiziercorps für ein Freiwilligenheer zu erhalten, insbesondere, wenn man sich nicht übertriebene Vorstellungen von dem Umfange macht, den es sogleich im Anfange erhalten solle, sondern mehr darauf Bedacht nimmt, einen guten Kern zu schaffen, an den späterhin auch weniger tüchtige Elemente ohne große Gefahr anschließen können. Gerade für die Bildung eines tüchtigen Kerns ist die Zeit einer ruhigen Vorbereitung kostbar, und wo man sie hat, da soll man Gott dafür danken und sie so gut als irgendmöglich anzuwenden suchen.

Eine weitere Schwierigkeit macht bei einem Freiwilligenheere die Schöpfung der Specialwaffen.

Scharfschützencompagnien wird man am leichtesten erhalten,

indem man aus den Infanteriecompagnien die besten Schützen herauszieht.

Auch die Bildung von Feldpionniercompagnien für die bei einem Freiwilligenheer nothwendigen Arbeiten kann kaum eine Schwierigkeit machen, da der Handwerkerstand der Natur der Sache nach in einem Freiwilligenheere immer stark vertreten sein wird, und auch Bauhandwerker immer vorhanden sein werden. Auf die Mit-schleppung eines großen vorbereiteten Materials für die Genietruppen, z. B. eines großen Brückentrains, darf nicht gerechnet werden; dadurch würde nur der Beweglichkeit der Freiwilligenheere, welche doch dessen Haupteigenschaft sein sollte, Eintrag gethan werden. Je weniger man aber von vorbereiteten Mitteln Gebrauch machen kann, desto gewandtere, umsichtigere und thätigere Offiziere muß man sich gerade für diesen Dienstzweig zu verschaffen suchen. Einige geeignete Leute könnte man sofort in jeder Compagnie als Sappeurs bezeichnen; stieße man diese später von 50 Compagnien zusammen, so erhielte man bereits für ein kleines Heer ein ganz ausreichendes Pionniercorps.

Ganz andere Schwierigkeiten finden sich dagegen für die Errichtung einer Artillerie. Indessen sind doch auch sie nicht unüberwindlich; das nächste Bedürfniß ist nur Geld. Wenn man dieses beisammen hat, so ist wenigstens das Material zu beschaffen.

Eine große Artillerie eignet sich nicht für ein Freiwilligenheer; aber einige Geschütze sind sicherlich unter Umständen eine große Wohlthat. Zwei Geschütze auf 1000 Mann sind unter allen Umständen ausreichend. Die Batterien müssen so klein als möglich gemacht werden, damit man sie im Gebrauchsfalle nicht nöthig hat auseinander zu reißen. Vier Geschütze ist die beste Zahl für eine Batterie. Viele verschiedene Kaliber wären ein Unglück für ein Freiwilligenheer; denn je mehr verschiedene Kaliber, desto mehr Munition muß man bei gleicher Zahl der Geschütze mit sich führen, wenn man nicht sehr bald in Verlegenheiten gerathen,

und dieses oder jenes Kaliber ganz außer Thätigkeit gesetzt sehen will.

Die gezogenen Geschütze sind eine Erfindung, welche ganz und gar für ein Freiwilligenheer gemacht zu sein scheint, da man den Geschützen unbeschadet der Wirksamkeit sehr kleine Kaliber geben und sie folglich sehr leicht machen kann. Ich vermute, daß der gezogene Dreipfünder seiner Wirkung nach vollständig ausreichen und dem Vierpfünder mindestens sehr nahe kommen muß. Das gezogene (französische) Vierpfündergeschütz ist allerdings leicht genug; doch würde man, wenn man es durch den Dreipfünder ersetzt, den ungemeinen Vortheil einer bedeutenden Ersparniß an mitzuführendem Munitionsgewicht gewinnen. Es fragt sich daher nur, ob etwa das dreipfündige Geschöß der zweckmäßigen Einrichtung als Hohlgeschöß nicht entschiedene Schwierigkeiten entgegensezt, was nicht leicht anzunehmen ist.

Artilleriecompagnien, zur Bedienung von einer Batterie von vier Geschützen je etwa 80 Mann stark, müssen sich schon in der Vorbereitungszeit bilden und üben, abgesehen von der Infanterie. Zu ihrer Formation werden große Städte sich am meisten eignen, in denen auch die beträchtlichen Mittel am leichtesten aufgebracht werden können. Es nützt nichts, Geschütze zu haben, wenn man nicht zu gleicher Zeit auch die erforderlichen andern Batteriefahrwerke anschafft; dies sollte daher immer Hand in Hand gehen. Es wäre eine ganz falsche Maßregel mit den ersten Mitteln, welche aufzutreiben sind, z. B. sogleich vier Geschütze, aber gar keine Wagen für die Munition anzuschaffen. Als beste Vertheilung der zuerst disponibeln Mittel dürfte sich ergeben, ein Drittel für Geschütze, ein Drittel für Wagen, ein Drittel für Zubehör und Munition.

Die Einübung der Mannschaft am unbespannten Geschütz hat keine Schwierigkeit. Der Artillerist, der nur die Bedienung einer Geschützart lernen und nicht zum Tausendkünstler gemacht werden soll, ist noch leichter ausgebildet als der Infanterist. Zur Aus-

bildung der Fahrer und zu den Uebungen am bespannten Geschütz kann man sich in der Vorbereitungszeit mit gemietheten Pferden begnügen. Für den Ernstfall müssen, soweit nicht patriotische Geschenke ausbelfen, die Pferde nothwendig angekauft werden. Mit weniger als 50 Pferden würde man selbst bei einer gezogenen Dreipfunderbatterie von nur vier Geschützen nicht auskommen, wenn die nothwendige Munition mitgeführt werden soll. Daß man die Geschütze und Munitionsbehälter auch zum Tragen durch Saumthiere einrichtet, wie es mit den gezogenen Geschützen in Süditalien der Fall war, würde für Deutschland nicht nothwendig sein, sodaß man in dieser Beziehung an Transportkraft bedeutend spart.

Auf die Bildung eines großen Cavaleriecorps für ein Freiwilligenheer müßte wenigstens in Süddeutschland und Westdeutschland selbstverständlich Verzicht geleistet werden. Dennoch ist einige Cavalerie fast unentbehrlich, und es kommt darauf an, daß man soviel als möglich davon zu erhalten suche. Es scheint, daß dabei zweierlei Wege einzuschlagen seien.

In einer großen Stadt, in welcher sich mehrere Infanteriecompagnien der Volkswehr bilden, kann auch allenfalls wol eine Reitercompagnie von 40 Mann, aus reichen jungen Leuten, die sich selbst beritten machen, zusammengetrommelt werden; ein Gleiches wäre keine Unmöglichkeit in diesem oder jenem Complex reicher Landgemeinden. Wenn jetzt nur zehn solcher Compagnien durch ganz West- und Süddeutschland zusammenkommen, so gibt das schon 400 Pferde, mit denen sich sehr viel ausrichten läßt, wenn man nicht überall Cavalerie haben will, auch dort, wo sie sehr überflüssig ist.

Aber auch in kleinern Städten, in deren jeder nur etwa eine Infanteriecompagnie der Volkswehr sich bildet, finden sich wol zwei oder drei junge Leute, die sich selbst beritten machen und zum Reiterdienst Lust haben. Diese soll man denn durchaus nicht von der Hand weisen. Allerdings können sie sich nur im Reiten, in

der Führung des Säbels und der Pistole oder des Revolvers, dagegen nicht in Evolutionen, zu denen eine größere Mannschafszahl unentbehrlich ist, üben. Aber jenes ist zu vielen Zwecken, zu denen berittene Mannschaft gebraucht wird, schon genug. Man würde diese einzelnen Volkswehrreiter, welche aus aller Welt Enden zusammenkommen, als Guiden bei den verschiedenen Stäben ganz vortrefflich verwenden können. Dagegen bleibe dann der Dienst der eigentlichen leichten Reiterei den Compagnien oder Schwadronen, welche sich in namhafterer Stärke auf kleinem Raum gebildet und die Gelegenheit gehabt haben, sich auch in geschlossenen Bewegungen zu üben.

Ich glaube wol, daß die Bescheidenheit der Anforderungen und die Auffpürung auch der kleinsten Mittel zum Zweck manchem lächerlich erscheinen wird, da z. B. die blanken Knöpfe der preussischen Armee allein mehr kosten mögen, als hier für ein ganzes kleines Freiwilligenheer verlangt wird. Aber, wenn man eben die überflüssigen Millionen nicht aus dem Fenster zu werfen hat, so findet sich das Sparen von selbst, und außerdem, wenn z. B. ein solches kleines sparsam eingerichtetes Heer ebenso viel oder wol gar mehr thäte als ein reguläres Heer, für welches in einer langen Reihe von Jahren Tausende von Millionen fortgeworfen sind, ohne daß es auch zu einer nennenswerthen Verwendung gekommen wäre, so möchte sich doch am Ende die Einsicht finden, daß nicht alles Gold ist was glänzt; daß man den Ruhm des Vaterlandes billiger haben kann als mit den jetzt gebräuchlichen Mitteln. Man würde auf der neu gewonnenen Basis fortbauen, und wenn man nun auf deren Entwidlung auch nur den vierten Theil dessen verwendete, was bisher auf die Unterhaltung der stehenden Heere verwendet ist, die trotzdem gerade, wo es darauf ankam, oft genug geschlagen wurden, so hätte man sicherlich ein für jeden Gebrauch leistungsfähiges Heerwesen gewonnen.

Ohne vernünftige Kriegszucht ist mit einem Heere, welches es immer sei, nichts anzufangen. Der Mangel an Kriegszucht kann

nichts anderes bringen als Schande. Der Soldat ohne Disciplin läuft davon, sobald ihm die Gefahr auf den Leib rückt, er raubt und stiehlt, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, ohne daß dieses Auskunfts mittel absolut nothwendig wäre, er mißbraucht seine Waffen gegen Wehrlose, kurz er gibt sich allen Schändlichkeiten hin, welche die Waffen und ein Heer nur verunehren können. Wer dergleichen Schändlichkeiten verdecken oder entschuldigen will, der erweckt den Verdacht, daß er ihrer selbst fähig sei, und die Pflicht jedes echten Soldaten ist es, mit allen Mitteln ihnen entgegenzuarbeiten. Unter die zweckmäßigen Mittel ist aber verspätetes Schreien und Toben nicht zu rechnen. Zur Anwendung dieses unsinnigen und unnützen Mittels greifen sehr oft diejenigen Leute, welche durch unbedachte Redensarten und laxer Disciplin anfänglich den Soldaten verdorben haben.

In einem Freiwilligenheere ist die erste Grundlage der Erhaltung der Disciplin die feste Bestimmung der Dauer der Verpflichtung, welche der Soldat freiwillig auf sich nimmt.

In der italienischen Südmarmee hörte man namentlich im Anfange und bei jungen Corps oft den Ruf: „Wir sind Freiwillige!“ Die Soldaten dieser Armee hatten es ohne Zweifel häufig von Clubrednern gehört, daß sie „Freiwillige“ seien. Die Clubredner hatten sich dabei nach dem, was ich weiß und schließen darf, schwerlich etwas Böses gedacht; sie begeisterten das Volk durch die Belobung des freiwilligen Einstehens für die Befreiung des gemeinsamen Vaterlandes und wollten den Unterschied zwischen freiwilligen Kriegern der Nation und zwischen um Geld geworbenen Söldnern und conscribirten Zwangssoldaten hervorheben.

Aber für minder cultivirte Geister und Herzen ward der Unterschied ganz ein anderer. Man bilde sich nur nicht ein, daß man es in einem Heere mit lauter Halbgöttern zu thun habe, wie edel der Stoff im Verhältniß auch sein möge. Der uncultivirte freiwillige Soldat verstand seine Freiwilligkeit dahin, daß er thun und lassen könne, was ihm beliebe.

So ward in der italienischen Südmarmee der Ruf: „Wir sind Freiwillige!“ geradezu ein Ruf der Meuterei. Sobald ich ihn auf dem Schiffe auf der Reise von Genua nach Palermo vernahm, ward mir dies klar, und ebenso klar, daß man hier sofort vorbeugen müsse. „Ihr seid Freiwillige?“ antwortete ich, wo ich ihn hörte, „freiwillige Soldaten seid ihr; Soldaten zuerst. Italien würde wenig von euch haben, wenn ihr blos Freiwillige und nicht Soldaten sein wolltet. Frei waret ihr, solange ihr kein Engagement angenommen hattet, jetzt seid ihr es nicht mehr. Wer Verpflichtungen frei übernommen hat und ihnen nicht nachkommt, der ist ein Schurke und nichts anderes. Wollt ihr das sein?“

Nicht ein einziges mal habe ich so oder in ähnlicher Weise zu den Soldaten gesprochen, ohne daß jeder Zwist augenblicklich beseitigt wäre. In der Zeit der angestrengtesten Thätigkeit, der letzten Hälfte des September und der ersten Hälfte des October, hörte man nichts mehr von dem Rufe: „Wir sind Freiwillige!“ Aber woher kam das? Man glaube nicht, daß diese für den activen Dienst wohlthätige Erscheinung eine durchaus und unbedingt wohlthätige Erscheinung für die italienische Südmarmee war.

Die unverbesserlichen Meuterer, welche nur in diese Armee gekommen waren, um zu faulenzten und zu marodiren, keineswegs um ihr liebes Leben aufs Spiel zu setzen und Strapazen zu erdulden, hatten sich nämlich davongemacht und trieben ihr Handwerk im ganzen Königreich Neapel und nachher; als es sich um die sechsmonatliche Abfertigung und anderes handelte, kamen die Sauhunde wieder, gaben sich für Soldaten der Südmarmee aus und brachten es dahin, daß diese Armee auf 50—60000 Mann angegeben werden konnte, während ihr thätiger Theil auch in der Glanzperiode aus wenig über 20000 Mann bestanden hat. — Was für 20000 Mann Heldenthaten waren, das waren offenbar keine Heldenthaten mehr für 60000 Mann. Die 40000 angeblichen Garibaldi'schen Soldaten waren aber außerdem schändliches Gefindel, und die Feinde Garibaldi's und der Südmarmee benutzten

dies, um zu behaupten, daß auch die wirklichen Soldaten der Südarmer Gefindel gewesen seien. Daß sich dergleichen wiederhole, muß ein Freiwilligenheer auf alle Weise zu vermeiden suchen.

Dafür können nun außer den Führern vornehmlich auch die Clubredner sehr vieles thun. In großen und bewegten Zeiten geht es ohne vieles Reden nirgends ab; die Begeisterung muß auf alle Weise angeregt werden, und auch ein Freiwilligenheer bildet sich nicht ohne diese Anregung. Möchte doch aber jeder Clubredner beherzigen, was hier gesagt worden ist. Das Kriegsgeschäft ist ein zu ernstes, als daß es bloß darauf ankommen könnte, Leute dafür zusammenzutreiben. Man mache die Freiwilligen stets im voraus darauf aufmerksam, daß sie unter das Militärstrafrecht treten, sobald eine Compagnie für den Ausmarsch zum Kriege zusammenkommt. Man betäube sie auch nicht mit zu viel Schreien von Gut und Blut, das geopfert werden soll, man sage ihnen im voraus, daß es auf das Schreien meistens gar nicht ankommt, daß jeder sich prüfen soll, ob er sich den rechten Ernst und Muth zutraut, auch dort, wo die Kugeln ihm um die Ohren pfeifen, ohne zu wanken seine Pflicht zu thun. Nur zu oft wird in dieser Beziehung selbst von Offizieren in den Tag hinein geredet, sie sagen den Leuten womöglich immer wieder, daß die meisten Kugeln nicht treffen. Dies ist allerdings vollständig richtig, aber junge Burschen fassen die Sache gar eigenthümlich auf und gerathen — damit wir uns recht fein ausdrücken — in ein höchst unerlaubtes Erstaunen, wenn sie nun nach solchen Redensarten einmal zwei oder drei Kugeln in ihrer nächsten Nachbarschaft wirklich treffen sehen.

Wir haben gesagt, daß es, um die Disciplin in einem Freiwilligenheer zu erhalten, vor allen Dingen nöthig ist, die Zeit der Verpflichtung festzustellen, zu sagen, wann der Freiwilligenzustand aufhört und wann er wieder beginnt. Capitulationen von drei oder vier Monaten oder so etwas zu bezeichnen ist ein Unsinn.

Der Unsinn ist oft genug vorgekommen, es hat sich aber dann nur zu häufig gezeigt, daß die Soldaten gerade dann zu Hause gehen wollten, wenn der Krieg eben anfang, so z. B. in Ungarn 1848 und 1849. Der Freiwillige übernimmt die Verpflichtung vom Tage des Ausmarsches an, und behält sie bis zum Ende des Feldzugs. Dies ist die einzige vernünftige Zeitbestimmung. Daß nun einzelne Leute auch während der Dauer des Feldzugs mit gehörigem Abschied entlassen werden können, versteht sich von selbst; aber fordern kann während dieser Dauer die Entlassung niemand, sie ist durchaus dem Urtheil des Commandanten anheimgegeben und der Obercommandant bestimmt darüber, in welchem Umfange die einzelnen Truppencommandanten in dem oder jenem Zeitpunkt etwa Entlassungen vornehmen können. Wer ohne Abschied geht, wird einfach als Deserteur betrachtet und danach behandelt. Eine Abzählung in Masse kann nur beim Ende eines Feldzugs oder beim Abschluß eines Waffenstillstandes auf bebestimmte lange Dauer stattfinden.

Sieht man zu, wie der Unsinn der Capitulationen auf einige Monate sich bisweilen eingeschlichen hat, so wird man immer finden, daß sie dort vorkamen, wo die Führer etwas Rechtes gethan zu haben glaubten, wenn sie nur eine recht große Masse von Leuten zusammentrieben. Da wurden nun alte Kerle mit Haus und Hof und Kind und Regel, die durch Soff und einen Clubredner für ein paar Minuten zu dem Entschluß begeistert worden waren, für das Vaterland sterben zu wollen, und ähnliche mitgenommen, und sie gingen, weil es ja nur für zwei, drei Monate war, konnten aber bald die Zeit kaum erwarten, wo es ihnen gestattet sein würde, wieder heimzuwandern.

Aus diesem Grunde muß man höchst vorsichtig bei der Annahme der Leute für ein Freiwilligencorps sein; vieles, was bei einer regulären Armee sich ganz gut durchführen läßt, ist hier nicht erlaubt.

Weiß ein Commandant einem Freiwilligencorps einen guten

Geist einzuhauchen, so wird er mit der Disciplinargewalt unglaublich weit kommen. Die Disciplin, die in den Compagnien und in den Bataillonen geübt wird, ist immer die beste, weit derjenigen, die erst ganz von oben herunterkommen muß, vorzuziehen. In vielen Fällen kann man die Disciplin den Leuten selbst überlassen und diese dazu ermuntern, sie auszuüben. Namentlich in einer Beziehung ist es gut, wenn man es dahin bringen kann, daß die Leute eine vernünftige Selbstdisciplin üben.

Bei civilisirten Nationen nämlich, bei denen der Stock nicht angewendet werden kann, ist man mit den Strafmitteln im Felde, da die Anwendung der Arreststrafe vielfach ganz unanwendbar erscheint, immer sehr bald am Ende und auf die „Kugel vor den Kopf“ reducirt. Eine zu häufige Anwendung des Todtschießens widerstrebt aber am Ende jedem Menschen, wenn er bei kaltem Blute ist.

Daß im Augenblick der Gefahr jeder Offizier eigenhändig den geringsten Ungehorsam mit dem Tode des Ungehorsamen bestraft, ist ganz zweckmäßig, ja nothwendig. Im Gefecht würde man ohne die Anwendung dieses Mittels häufig nicht weit kommen. Aber ganz anders stellt es sich, wenn die Gefahr nicht so dringend ist und ein Standrecht zusammentritt, um über einen Fall von Raub, Marodiren und ähnliches zu urtheilen. Marodiren ist Marodiren, und doch kommen häufig genug Fälle vor, wo man alle Ursache hat sich zehnmal zu besinnen, ob ein Marodeur wirklich die Todesstrafe verdient habe, ob er nicht außerordentlich zu entschuldigen sei. Was in solchem Falle thun? In der italienischen Süddarmee wurden von den Standrechten oft genug Todesstrafen ausgesprochen, aber bei weitem nicht alle executirt. Entweder trat eine absolute Begnadigung mit angemessener Vermahnung und Drohung für das nächste mal ein, oder es ließ auch der Commandant die Verurtheilten blos mit verbundenen Augen niederknien und von einem Peloton blind auf sie feuern, sodaß sie mit der Todesangst davontamen. Wir wollen diese Dinge nicht ge-

fallen; es heißt das ein Spiel mit der Todesstrafe treiben, und wo sich die zuletzt erwähnte Procebur öfter wiederholt, da zweifle ich noch sehr, ob die Verurtheilten endlich wirklich Todesangst fühlen werden. Wenn die Verurtheilung zum Tode erst lächerlich geworden ist, so hat sie keinen Werth mehr.

Oft, wo man sich scheut, einen Menschen todt schießen zu lassen, würde man ihm doch gern und mit gutem Gewissen einen Buckel voll Prügel geben müssen. Wenn es aber nach den ganzen Anschauungen in einem Heere nicht angeht, daß ein Standrecht oder ein Vorgesetzter die Prügel dictire, so ist damit noch nicht gesagt, daß ein Soldat nicht von seinem Kameraden ganz gehörig versohlt werden könne. Wenn nun in einem Corps rechtes Ehrgefühl vorhanden ist, kann man in vielen Fällen die Bestrafung eines in seiner Mitte vorgekommenen Vergehens demselben überlassen; eine Andeutung genügt, man kann sicher sein, daß die Bestrafung immer in der zweckmäßigen Form, durch Hiebe, vollzogen werden wird.

Ganz reicht diese Selbstdisziplin — so sehr es richtig ist, daß sie die sämmtlichen guten Seiten eines Selbstgovernment hat — allerdings nicht aus. Ein reglementsmäßiger Rechtsgang muß also allerdings möglich sein. Dazu gehört ein Strafcodez und ein ordentliches Gerichtsverfahren.

Die sämmtlichen Militärstrafgesetzbücher, welche heute existiren, mögen für das Leben in Garnisonen und im Frieden genügen, für den Feldgebrauch lassen sie vieles zu wünschen übrig, weil das Hauptstrafmittel, welches sie kennen, Arrest ist. Für das Feld werden sie auf diese Weise meist viel zu hart; alles muß da sogleich todt geschossen werden, sonst gibt's nichts. Und doch ist die Sache gar nicht nöthig. Wer eine Anzahl leichter für das Feld brauchbarer Strafen (mit Ausschluß der Prügel) entdeckt, und dann dafür sorgt, daß sie in die Militärstrafgesetzbücher kommen, der erwirbt sich ein großes Verdienst. Die Sache ist nicht so schwer, als sie auf den ersten Anblick

scheint, doch würde uns hier ihre genauere Erörterung zu weit führen.

Das Rechtsverfahren in einem Freiwilligenheere wird am zweckmäßigsten auf das Geschworenen-system basirt. Man bestimme, daß alle Standrechte nur vom Brigadecommandanten oder über diesem stehenden Offizieren befohlen werden können. Die Geschworenen für Aburtheilung von Unteroffizieren und Soldaten werden in entsprechender Zahl und Classification in den Bataillonen, die für Aburtheilung von Offizieren aus und von den Offizieren einer Brigade, für Aburtheilung von Stabsoffizieren aus und von den Stabsoffizieren der Division erwählt. Als öffentlicher Ankläger fungirt ein Auditeur, der sich wenigstens bei jeder Brigade finden muß, seinen Vertheidiger kann sich der Angeklagte nach Belieben wählen. Das Verfahren findet immer unter freiem Himmel statt, wenn das Wetter es nicht hindert, die Truppe, welcher der Angeklagte angehört, wohnt dem Gericht im äußern Kreise ohne Waffen bei. Eine Wache, die bewaffnet und zugleich zur Execution oder zum Beginn der Execution des Urtheils bestimmt ist, wird von einem andern Truppentheile entnommen. Sie erscheint mit geladenem Gewehr und gehorcht während der Procebur keinem andern als dem Vorsitzer des Gerichts.

An Leuten zur Besetzung der Stellen, welche in jedem Heere nothwendig, doch nicht eigentlich militärische sind, fehlt es in einem Freiwilligenheere sicherlich niemals.

Obenan stehen die Aerzte. Es versteht sich ganz von selbst, daß diese Offiziersrang erhalten und angemessen avanciren. Wollen sie ihre Pflicht thun, so müssen sie sich mindestens ebenso exponiren als andere Offiziere, und häufig nicht bloß bei den Ambulancen, sondern auch in andern Fällen ist es unerlässlich, daß sie selbst zu commandiren verstehen. Bataillonsärzte müssen den Rang von Hauptleuten, Brigadeärzte den von Majors, Divisionsärzte den von Oberstlieutenants oder von Obersten haben, die Unterärzte den Rang von Lieutenants. Ueberall, wo der Stoff zu einer

Volkswehrcompagnie (Freiwilligencompagnie) vorhanden ist, findet sich auch gewiß ein geschickter Arzt, welcher geneigt ist, sich ihr anzuschließen.

Bei einem Bataillon von vier Compagnien hätte man demnach vier solche Aerzte; nun braucht man bei einem solchen Bataillon einen Bataillonsarzt und zwei Unterärzte; bei jedem bleibt also ein Arzt übrig; dies gibt auf eine Brigade von vier oder fünf Bataillonen vier oder fünf und auf eine Division von vier Brigaden 16 oder 20 überzählige Aerzte, welche mehr als hinreichend sind, um die Stellen des Divisionsarztes und der Brigadeärzte sowie der Ambulanceärzte zu besetzen.

Die Organisation des Gesundheitsdienstes bei einem Heere wird immer einen Maßstab für den Grad der Cultur und Civilisation des Volks abgeben, aus welchem das Heer hervorgegangen ist, einen Maßstab, der kaum täuscht. Es kommt hier nicht so sehr auf die Menge von Medicamenten- und Ambulancewagen aller Art und neuester Erfindung an, welche ein Heer mit sich führt. Es gibt Armeen, die ein unbändiges Geschleppe von dergleichen Wagen hinter sich haben und bei denen der Sanitätsdienst doch nichts weniger als gut eingerichtet ist. Dies wird überall dort der Fall sein, wo den Aerzten nicht die ihnen durchaus gebührende Ehre gewährt ist; wo sie noch immer wie vor einigen hundert Jahren als Feldscherer behandelt und mit gewöhnlichen Corporalen auf Eine Stufe gestellt werden, wo daher auch keine Rede davon sein kann, daß man geschickte, pflichteifrige Aerzte erhalte. Wo man aber solche hat, die das Nothwendige vom Unnöthigen zu unterscheiden, die eine Ambulance auszustatten, die von den Mitteln des Landes Gebrauch zu machen wissen, die durch ihre Stellung die nothwendige Autorität über die ihnen zur Unterstützung beigegebenen, durch keine Sanitätsstruppen jemals entbehrlich gemachten Soldaten von den verschiedenen Corps haben, dort wird man mit einem Ambulancewagen auf 1000 Mann mehr ausrichten als anderer

Orten, wo diese Bedingungen nicht erfüllt sind, mit dreien oder viieren.

In einem nationalen Freiwilligenheere können manche Vorurtheile leicht mit der Wurzel ausgerissen werden, die in manchen regulären Heeren zum allgemeinen Schaden seit Jahrhunderten fortwuchern, und auch darin muß man die culturhistorische Bedeutung der Freiwilligenheere erkennen. In einem Freiwilligenheere darf gar kein Unterschied zwischen den Ärzten und den übrigen Offizieren gemacht werden, weder in Abzeichen noch in sonst etwas. Wenn ein Militärarzt nicht zugleich ein Soldat ist, so wird er wenig nützen; und wenn er ein braver Soldat ist, weshalb ihn dann auch nicht äußerlich vollständig mit denjenigen Soldaten gleichstellen, mit denen er in Bezug auf seine allgemeine Bildung und die von ihm zu fordernden Dienste mindestens gleichsteht.

Ähnlich wie mit den Ärzten verhält es sich mit den Intendantur- oder Commissariatsbeamten. Auch an Stoff zu ihnen kann es einem Freiwilligenheere nicht leicht fehlen; ein tüchtiger Kaufmann oder Handelscommis wird als Commissariatsbeamter in der Regel viel tüchtiger sein und im Ernstfalle mehr leisten als ein nach einem alten Schema eingepaukter, uniformirter Schreiberjunge.

Die Commissariatsbeamten haben im allgemeinen lange nicht die gewöhnlichen Gefahren und Anstrengungen zu bestehen wie die Militärärzte. Doch ist ihr Dienst ein für das Beste des Heeres ungemein wichtiger. Ein schlechtes Commissariat kann eine Armee unter schwierigen Umständen binnen wenigen Wochen ruiniren. Wenn man aber das Corps der Commissariatsbeamten von vornherein als eine Bande von Spitzbuben betrachtet und officiell hinstellt, so hat man wahrhaftig keinen Grund, sich später darüber zu beschweren, wenn das Corps sich als eine Spitzbubenbande beweist. In diesen Blättern ist die Rede davon gewesen, wie man die Commissariatsbeamten behandeln und betrachten muß,

und wie vortheilhafte Früchte ein entsprechendes und zweckmäßiges Verhalten gegen sie trägt. Die Commissariatsbeamten auch auf den untern Stufen sind für das Wohl einer Armee weit wichtiger als die Mehrzahl der Subalternoffiziere. Es versteht sich daher von selbst, daß alle Commissariatsbeamten den Rang von Offizieren haben müssen, und die höhern in entsprechendem Verhältniß. Wie für die Aerzte ist es auch für die Commissariatsbeamten durchaus nothwendig, daß sie durch den ihnen angewiesenen Rang eine genügende Autorität nicht bloß über die Soldaten, sondern auch über die Subalternoffiziere erhalten. Bei jedem Bataillon muß man einen Zahlmeister und Rechnungsführer mit Oberlieutenantsrang, bei jeder Brigade einen Brigadecommissar mit Majors- oder Hauptmannsrank und mit zwei Gehülfsen andern Grades haben, bei jeder Division einen Divisionscommissar mit Oberstlieutenants- oder Oberstenrang mit wenigstens acht andern Commissariatsoffizieren für die verschiedenen Arbeitszweige.

Das ganze Rechnungs- und Lieferungswesen muß so einfach als irgendsmöglich eingerichtet werden. Das ist auch schon deshalb gut, damit nicht zu große Papierstöcke aufgethürmt werden, die man bei den Truppen nicht nachschleppen kann. Die Mitführung der Papiere, welche den Aufschluß über das Rechnungswesen und die Controle enthalten, ist aber unerläßlich, wenn nicht entweder die Truppen durch Verzögerungen leiden oder der Willkür Thür und Thor geöffnet werden soll. Eine ganz einfache Gestaltung des militärischen Rechnungs- und Lieferungswesens ist nicht ganz so leicht, als sie auf den ersten Blick aussieht, doch läßt sich durch die Annahme der einfachsten kaufmännischen Formen und die Einführung kleiner Papierformate in den Dienstbetrieb (Octav statt des ungeschickten Folio) vieles erreichen. Redlichkeit der Verwalter wird immer die beste Sicherheit sein und mehr als irgendetwas anderes die Einfachheit der Verwaltung begünstigen. Wo man es mit Dieben zu thun hat, da hilft auch die complicirteste Controle wenig. Die Basis einer guten und leichten Kriegsverwaltung

bildet ein einfaches und zweckmäßiges Rapportwesen, bei dem Unmögliches nicht verlangt, dagegen auf das absolut Nothwendige streng gehalten wird. Eine Anzahl von pflichteifrigen und mit diesem Gegenstande vertrauten, aber allem Pedantismus abholden Offizieren ist daher unschätzbar, aber bei leicht verständlichen Vorschriften auch ohne Mühe zu haben oder zu erziehen.

Doch wir müssen fürchten, zu tief in Einzelheiten zu gerathen, und schließen daher diese Blätter mit dem Wunsche, daß es uns vergönnt sein möge, recht bald ein deutsches Freiwilligenheer zu sehen, welches, auf dauerhaftere Grundlagen gegründet als die italienische Südmarmee, ebenso viel für Deutschland thäte, als diese für Italien gethan hat.



3 2044 012 476 818



